Flüchtige Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Herausgegeben

von

C. O. L. von Arnim.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'schen Buchhandlung

Ex Bibliotheca
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Flüchtige

Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Erstes Heft.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'schen Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Reiſe

von

Neapel durch Apulien

und

die Joniſchen Inſeln

nach Athen.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'ſchen Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Wer ſagt es mir, was doch im Schalle
Des Poſthorns — in dem muth'gen Knalle
Der Peitſche für ein Zauber liegt?
Hoch ſteigt mir jetzt die Welt, gleich einem Federballe,
Der im Zenith der Kinderjahre fliegt.
Und alles lacht mich an, und froh denk' ich mir alle
Mitlebende gleich mir vergnügt.

So wird der Wein, der ewig zu Madere
Gemeiner Wein geblieben wäre,
Zu dreimal beſſerm umgeſtimmt,
Wenn er als Fracht, von einer Hemiſphäre
Zur andern auf — und nieder ſchwimmt.

Thümmel.

Einige Worte

der Empfehlung.

Gründe verſchiedener Art, unter denen das Vergnügen wohl oben an ſtand, keinesweges aber die Abſicht, eine Reiſebeſchreibung herauszugeben, beſtimmten mich, im Sommer 1835 eine größere Reiſe anzutreten.

Erſt

Erſt nach meiner Rückkunft erfaßte ich die Idee der Bekanntmachung eines Theiles derſelben, und ſo erſcheint gegenwärtiges Bruchſtück als erſtes Heft, wie ich es aus meinem Reiſejournale und der Erinnerung zuſammengeſetzt.

Bei der Arbeit von Mémoiren lebt man ſein Leben noch einmal, und lacht und weint durch einander, und ein gleiches tritt natürlich bei der Aufzeichnung von Reiſeabentheuern ein. Wenn ich daher unmöglich verlangen kann, daß meine Leſer auch mit mir fühlen und denken ſollen,

len, ſo wünſchte ich doch, daß ſie zuweilen ſich mit einem gewiſſen Antheil in jene Gegenden verſetzten, die ich nur flüchtig beſchrieben, und daß ihre Einbildungskraft ſie mit lebendigeren Farben ausſchmücken möge, als ich ihnen zu verleihen im Stande war. Und iſt dieſer Zweck erreicht, ſo bin ich belohnt; denn nicht jedem iſt es vergönnt, vollkommen und brillant auszudrükken, was er empfindet, und berührt er beim Anſchlag eine verwandte Saite, ſo begnüge er ſich, verſtanden zu ſeyn, und überlaſſe dem andern, den gegebenen Ton

zu benutzen, und schön und herrlich ans Tageslicht zu fördern, was bis dahin versteckt in beider Busen lag.

v. Arnim.

Zwei Monate waren an Parthenopes üppigem Busen, um mit A. W. Schlegel [1]) zu sprechen, verflossen, und ich hätte der Erde Lebewohl sagen können, denn ich hatte Neapel gesehen, als ich den Wanderstab weiter zu setzen beschloß. Der Abschied kostete Mühe. Erst vor wenigen Tagen hatte ich in der angenehmsten Gesellschaft die Umgegend von Neapel zu Pferde, zu Wagen und zu Schiffe besucht, eine Nacht in der Cucumella, die andere in Castellamare zugebracht, die große, einzeln stehende Cypresse im Thale von Graniano angestaunt, das prächtige Farbenspiel der blauen Grotte zu Capri bewundert, und am Abend, bei

völlig wolkenlosem Himmel, der köstlichen Aussicht genossen, der man sich von jenen Bergen erfreut, an deren Fuße die Pianura von Sorrento mit ihrem Walde von Orangenbäumen liegt, die mit Früchten bedeckt waren. Aber auch Pompeji mit seinen täglich neuen Entdeckungen sollte ich nicht mehr sehn, und dich! o mein Stübchen an der Chiaja, mit aller Pracht des Golfes vor mir, sollte ich verlassen, und alles Gesellige, jeden verfeinerten Genuß aufgeben, der Tachinardi und Ronconis Meistertöne nicht mehr hören, Perrot nicht mehr schweben sehn; und das alles, um Apulien zu durchreisen, und Länder zu besuchen, wohin man nach Willkühr Räuber und Mörder versetzte, und jeder Schritt mir als Gefahr bringend geschildert ward, ohne Hoffnung auf diejenige Belohnung, die auch die trübsten Zeiten unseres Lebens uns nachher versüßt.

Doch wozu das Klagen, wenn der Entschluß gefaßt ist! Wer allen Einwürfen in solchen

Fäl-

Fällen nachgeben wollte, würde nie weiter kommen; denn gewöhnlich gewinnt man erst die großen Städte lieb, wenn der Aufbruch vor der Thüre ist.

Am 27. März Morgens 2 Uhr saß ich daher in einer mittelmäßigen Diligence, und begann meinen Lauf, erst durch die Berge, dann durch die fruchtbaren Flächen der Provinz Apulien. Wie hat sich nicht alles geändert! Keppel Gravens Reise durch Apulien vor 15 Jahren, welche bald darauf im Druck erschien, ward noch zu Pferde gemacht. Seiner ihn schützenden Begleiter gedenkt er darin mit Dankbarkeit zu verschiedenen Malen. Wohin er kam, erregte sein Erscheinen Aufmerksamkeit. Die ganze Stadt lief zusammen, zahlreiche Räuberbanden umschwärmten seine Schritte, und so lies't sich die Reise, wie ein schönes Gedicht, voll von interessanten Abenteuern. Alles dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Bis Lecce führt eine sehr gute

 Chauss-

Chaussée, Speise und Trank findet man allenthalben, der Wein ist gut und schlecht, wie ihn die Gegend liefert, zu Bari sogar vortrefflich, und eine tüchtige Gend'armerie hält die Wege von allem Gesindel rein.

Mit einer italienischen Diligence geht es Tag und Nacht, diejenige Unterbrechung abgerechnet, die das Auf- und Abpacken der Paquete erfordert. Man fährt dabei rasch, und so kam ich ganz prosaisch, wie bei uns, mitten in der Nacht in Lecce an, wo leider der erste und beste Gasthof besetzt war, und ich in einem, zweiten Ranges, Unterkommen suchen mußte.

Wer italienische Gasthöfe kennt, wird recht gut wissen, daß diejenigen in den großen Städten die meisten in den andern Ländern hinter sich lassen, daß dies aber nicht von denjenigen in den Provincialstädten gesagt werden kann; indessen findet man allenthalben breite Betten mit guten

Ma-

Matratzen, und wenn das Lager nur gut iſt, ſo laſſe ich mir manches andere gefallen. Und ſo war es auch in Lecce. Ein Heiligenbild, ein Tiſch, ein Stuhl und das breite Bett waren alles, was ich vorfand. Ich verſchlief daher den Reſt der Nacht ſehr gut, und beeilte mich des andern Morgens mein Empfehlungsſchreiben an den Intendanten der Provinz, Marcheſe Montevaſſi, zu überſenden, welcher auch bald darauf zu mir gefahren kam, und die ganze Straße in Verwunderung ſetzte, wen er in dieſem kleinen Gaſthofe beſuchen könne.

Zwiſchen Lecce und Otranto iſt eine Telegraphenlinie, und da das Poſtſchiff von Corfu dort landet, welches mich weiter fahren ſollte, ſo war es mir wichtig, noch zu Lecce die Zeit der Ankunft deſſelben zu erfahren. Der Marcheſe ſchrieb daher ſogleich dorthin, und erhielt zur Antwort, daß der Wind ungünſtig, und die

Corriera, um italienisch zu reden, daher noch nicht eingelaufen sei, und auch nicht zu sehn wäre.

Ich beschloß daher fürs erste zu bleiben, und mich in der Stadt umzusehn. Lecce, eine Stadt von mehr denn 20,000 Einwohnern, besitzt eine Masse architektonischer Merkwürdigkeiten, und außer den Kirchen und sonstigen größeren Gebäuden würde man mit Recht verwundert sein, die Menge der kleinern Verzierungen auch an den gewöhnlichen Häusern zu erblicken, wenn es sich nicht aus dem Baumaterial eines höchst weichen Steines erklärte, den man mit einem gewöhnlichen Messer schneiden, und ihm mit Leichtigkeit jede beliebige Form geben kann. Mit Hülfe eines andern Bekannten, für den ich ebenfalls Briefe mitgebracht, waren alle diese Merkwürdigkeiten bald gesehen, und da in meinem Hause wenig oder nichts zu erhalten war, so hatte ich mir bei einem Restaurateur ein kleines

Diner beſtellt, das ich meinen Begleiter mit mir zu theilen bat. Kaum hatten wir uns aber niedergelaſſen, als ich im Nebenzimmer eine Dame ſehr vernehmlich ſprechen hörte, und auf mein Befragen: wer ſie ſein könnte, von meinem Tiſchgenoſſen zur Antwort bekam, daß es eine Baronin aus Neapel wäre, die ſich, eines Proceſſes wegen, dort aufhielte, und la sua amica, ſeine Freundin, ſei.

Wir beſuchten darauf unſere Frau Nachbarin, und da mein neuer Bekannter ſah, daß mich die Unterhaltung der Dame ſehr anzog, ſo wollte er mich gar nicht fortlaſſen, und lud mich für den Abend zu einer Soirée ein, wo ich, allem Anſchein nach, ſicher nicht würde Urſach gehabt haben, mich über Mangel an Gaſtfreundſchaft zu beklagen, indem er mir, außer der Baronin, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft an Schönheit und Liebenswürdigkeit verſprach, die Lecce nur aufzuweiſen habe.

Außer der Architektur von Lecce, fragte ich nun nach andern Merkwürdigkeiten, und erfuhr, daß es deren eigentlich nur noch drei gäbe.

1. Castello senza Canone.
   Ein Caſtel ohne Canonen.
2. Fontana senza Aqua.
   Eine Fontaine ohne Waſſer.
3. Zitelle che allattano.
   Das ich unüberſetzt laſſe.

Weder die mir verſprochene Soirée, noch dieſe Merkwürdigkeiten waren indeſſen im Stande, mich länger aufzuhalten. Da ich nämlich immer fürchten mußte, die Corriera möchte zu Otranto ein- und wieder auslaufen, noch ehe ich dort angekommen wäre, ſo beſtellte ich mir einen zweirädrigen Wagen mit 2 Pferden, wie er gerade zu haben war, und begann meine Fahrt nach Otranto, welches nur ohngefähr 6 deutſche Meilen von Lecce entfernt liegt. Aber dieſe 6 Meilen waren beſchwerlicher als die ganze

Reiſe

Reiſe von Neapel bis Lecce. Von Chauſſée war nicht die Rede, der Weg war auch übrigens erbärmlich, und manchmal ging es ſogar über ganze Ackerflächen fort, welche von Gräben durchkreuzt wurden, ſo daß bald der eine, bald der andere Gaul zur Erde fiel, und ich manche Strecke zu Fuße zu machen gezwungen war, um nur nicht aus meinem Fuhrwerk geſchleudert zu werden. Dabei trat Nacht ein, und ſo war ich froh, gegen 9½ Uhr endlich das Thor von Otranto erreicht zu haben, und in eine kleine düſtere Straße hineinzufahren, die wahrlich keinen Begriff von der Herrlichkeit eines Ortes gab, der früherhin durch mancherlei ritterliche Begebenheiten berühmt war, und ſpäter wieder den Romanleſern durch Lord Orfords bekannten originellen Roman, the Castle of Otranto, intereſſant geworden iſt.

Plötzlich hielt der Wagen vor einem unanſehnlichen Hauſe ſtill, und auf mein Befragen

nach der Urſache, hörte ich: es wäre das erſte und beſte Hôtel von Otrante. Aber auch in demſelben Augenblicke ſtand ein junger Mann, Don Gioachimo, der Wirth dieſes Hôtels, auf meine Ankunft durch den Telegraphen vorbereitet, mit einer, wahrſcheinlich erſt am Tage gekauften Wachsfackel, aus verſchiedenen Lichtern beſtehend, vor mir, und leuchtete mir eine wahre Hühnerſteige hinauf durch 2 Etagen, in 2 kleine Zimmer, welche zu meinem Gebrauche beſtimmt waren, und aus denen das ganze Hôtel beſtand.

Don Gioachimo ſetzte die Fackel auf einem Tiſche nieder, und fing an, ein modeſtes Souper zu ſerviren, als ich zu bemerken mich gezwungen ſah, daß die Verfertiger von Wachslichten in Apulien eine falſche Berechnung der Stärke des Dochtes zum Wachſe machen müſſen, denn bald zerfloß die ganze Herrlichkeit, und gleich dem Eismeere im Chamouni-Thale, bildete ſich von dem zerfloſſenen Wachſe ein ähnliches Meer

auf

auf meinem Tiſche. Ich bat daher Don Gioachimo mich mit weniger Auszeichnung zu behandeln, und ſo erhielt ich eine beſcheidene Lampe, die ihren Zweck beſſer, als jene große Fackel, erfüllte.

Durch die Eßglocke wird in einem engliſchen Romane jede Trauer unterbrochen, denn der Menſch muß einmal eſſen, und eben ſo geht es auch mit dem Schlafe. Ich vergaß daher die letzten ſchwierigen ſechs Meilen, ging zu Bette, ſchlief gut, erfuhr aber leider beim Erwachen am andern Morgen, daß, wegen des contrairen Windes, die Corriera noch immer nicht erſchienen ſei.

Mit Geduld mich tröſtend, verließ ich nun mein Haus, beſah die Stadt, welche kaum 1500 Menſchen enthält und faſt alles Handels entbehrt, indem dort keine Quarantaine-Anſtalten ſind und Niemand aus dem Orient landen darf, und beſuchte endlich einige Bewohner, an welche

ich

ich Briefe abzugeben hatte. Aber sämmtlich lebten sie in so untergeordneten Verhältnissen, daß sie auch in keiner Hinsicht etwas anderes für mich zu thun im Stande waren, als Tamino's Arie zu singen: Ich kann nichts thun, als dich beklagen, und so war ich wieder auf mich selbst zurückgewiesen.

Wenn Lecce nun wenigstens 3 Merkwürdigkeiten hat, so vermag Otranto jetzt nur noch eine einzige aufzuzählen, und dies ist ein berühmter Mosaik-Fußboden in der Cathedrale, dessen auch schon von manchem Reisenden Erwähnung geschehn ist, und der die Schöpfung und das jüngste Gericht vorstellt. Von den Scheußlichkeiten und den obscönen Gegenständen, namentlich des jüngsten Gerichts, hat man keinen Begriff, und sonderbarer Weise sitzt gerade auf dieser Seite der weibliche Theil der Bewohner von Otranto, und heftet den Blick ganz unbefangen auf diese Abscheulichkeiten.

In der Stadt hatte ich alſo bald alles geſehn, was zu ſehn war, und beſtieg darauf, meiner alten Gewohnheit gemäß, zuerſt die nahgelegenen Berge. Hier ſah ich nun, den Abſatz von Italiens Stiefel unter mir, rechts das weite Meer, das mich nach Griechenland tragen ſollte, deſſen Wellen der ungünſtige Wind mir aber ſtets entgegen trieb, und mir gegenüber Albanien mit ſeinen das ganze Jahr beſchneiten akrokeraunischen Bergen, und unwillkührlich fielen mir, in meinem ſehnſuchtsvollen Warten, Göthe's unvergleichliche Worte aus der Iphigenia ein:

Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.

So verlebte ich nun noch mehrere Tage in Otranto, ſtill und einſam mit magerer Koſt, denn nur mit vieler Mühe, es war gerade Oſtern, hatte mein Wirth für mich etwas Fleiſch bekommen

men können, und gab mir es mehrere Male zu verſtehn, welchen Kampf er, im rechtgläubigen Orte, für mich auszuhalten gehabt.

Indeſſen entdeckte ich bei dieſer Gelegenheit, außer dem Moſaik-Fußboden, noch eine Merkwürdigkeit im Orte, und dies war Don Gioachimo's Schwiegermutter, aus Cefalonien gebürtig, welche mir einen Theil ihrer Lebensgeſchichte erzählte, und, gleich den alten Weibern im Gil Blas, mit den Worten begann: Einſt war ich ſchön und jung. Genug! ſchön und jung war ſie, 14 Jahre alt, mit ihrem Manne nach Janina gegangen, um einige Schulden einzucaſſiren, und zwar zur Zeit, als dort der berüchtigte Ali Paſcha regierte. Aber der Schuldner machte Banquerout, und als die beiden Eheleute wieder im Begriff waren abzureiſen, war Ali Paſchas Sohn in heftiger Liebe für ſie entbrannt, und wohl bereit, ihrem Manne, aber nicht ihr, einen Paß auszuſtellen.

Die Weigerung der jungen Frau, ihren Mann allein abreisen zu lassen, machte ihn nur noch dringender. Wochen, Monate vergingen, die Pässe wurden immer zurückgehalten, die beiden Eheleute versetzten nach und nach ihre besten Sachen, und als die Noth den höchsten Punkt erreicht hatte, ließ der leidenschaftliche Liebhaber die Frau noch einmal vor sich fordern, und wiederholte seine Anträge. „Eine Menge Geldsäcke," sagte sie, „lagen mit dem schönen Jungling zugleich zu meinen Füßen;" doch nichts war im Stande die tugendhaften Gesinnungen der jungen und schönen Cefalonierin zu ändern, und so verließ sie, con molto onore ma poco contante. Janina, und spielt jetzt die Dienerin in ihres Schwiegersohnes Hause.

So ohngefähr endete ihre Erzählung, welche viel länger dauerte, als ich sie wiederzugeben im Stande bin, während deren ihre Tochter ihr fortwährend zur Seite stand, und bald ihre Mut-

ter,

ter, bald mich anſchauete, wahrſcheinlich um den Eindruck zu beobachten, den ein ſo tugendhaftes, heldenmuthiges Benehmen auf mich hervorbringen würde; und in der That konnte ich nicht anders, als mit Verwunderung ausrufen: Où la vertu va-t-elle se nicher encore!

Sonſt pflegt der 1. April der Tag zu ſein, an dem man ſeiner Laune den Zügel ſchießen läßt, und entweder anführt, oder angeführt wird. Aber dieſes Jahr ſollte es bei mir wenigſtens nicht der Fall ſein, denn endlich, nach 3 einſam verlebten Tagen, war es gerade der 1. April, wo ich mit Sicherheit ſagen konnte: Morgen reiſe ich.

Als ich nämlich meinen gewöhnlichen Spaziergang auf den Bergen zu machen angefangen, und eine Aenderung des Windes zu bemerken glaubte, erblickte ich ein kleines ſich näherndes Segel, das einige Landleute ſogleich als die Cor-

rie-

riera erkannten, und mir zur Abreiſe, am nächſten Tage, Glück wunſchten.

Mit raſchem Schritte eilte ich ſogleich zum Ufer, und erblickte nun die ſogenannte Corriera, welche nichts weiter als ein Fiſcherboot war, das, wie natürlich, auch nicht die geringſte Bequemlichkeit darbot. Vor einigen 30 Jahren reiſte ich auf einem ähnlichen von England nach Holland, und dachte mir nichts dabei. Aber, wir ſind verwöhnt, und ohne Dampfboot glaubt man jetzt nicht mehr zur See gehn zu können. Ein Umſtand war jedoch beſonders unangenehm, nämlich, daß der zum Landen günſtige Wind, wie natürlich, zur Abfahrt gerade ungünſtig war, und auch ſo die Nacht durch blieb. Gern hätte ich nun noch mit meiner Abfahrt gezaudert, da aber der Capitain, von Corfu aus, den ſtrengſten Befehl hat, mit ſeinem Schiffe, gleich einer Fregatte, bei jedem Winde in See zu ſtechen, und nicht erſt den beſſern abzuwarten, ſo war

hieran nicht zu denken, und ich mußte mich in mein Schicksal fügen.

Am Morgen der Abfahrt bezahlte ich daher schnell dem Schwiegersohne der tugendhaften Cefalonierin eine ziemlich theure Rechnung, und war um 7 Uhr unter Segel.

Für mich war Otranto nun außer der Welt, denn da die 7 Inseln als verdächtig betrachtet werden, und in Otranto, wie schon erwähnt, keine Quarantaine sich befindet, so ist für den Reisenden diese Fahrt immer unbequem, weil, selbst bei bösem Wetter, ihm hier an der Küste das Landen nicht verstattet wird.

Der Wind trieb uns nun zuerst der albanesischen Küste zu, und wir blieben lange in der Hoffnung, daß er umschlagen, und uns gestatten würde, auf Corfu los zu steuern. Statt dessen ward er aber nur heftiger, und als alle Anzeichen einen bald auszubrechenden Sturm verkündeten, so sah sich der Capitain genöthigt, den Wind

zu benutzen, die albaneſiſche Küſte, in der entgegengeſetzten Richtung, hinaufzufahren, und endlich links, dem maleriſchen Gelfe von Vallone gegenuber, hinter einer kleinen turkiſchen Inſel, El Saſſone *) genannt, Schutz zu ſuchen.

Es war ohngefahr 5 Uhr des Abends, als wir hier ankamen, und Anker warfen. Die Inſel ſelbſt iſt unbewohnt. Nur Hirten mit ihren Heerden befinden ſich, ohne irgend ein Obdach, darauf, und ſind, gleich allen Albaneſern, bewaffnet bis an die Zahne, und noch immer die unzuverläſſigſte, abſcheulichſte Race unter allen Bewohnern der Turkei. Die Albaneſer gehorchen dem Sultan eigentlich nur, wann ſie wollen, und, bis zum heutigen Tage, hat er den Befehl, ohne Waffen zu gehn, nicht durchſetzen konnen.

Der Sturm raſete bald in voller Wuth; an Fortſetzung der Reiſe war ſobald nicht zu denken, wohl aber daran, ſich eine Art Häuslichkeit zu verſchaffen. Von dem wenigen, was ich mit-

 ge-

genommen, förderte ich mir ein Mal, so gut ich konnte, aber zum Schlafen mußte ich mich mit der in solchen Fällen mir glücklicher Weise stets eig'nen Ueberwindung des Ekels versehn, da der einzige Fleck zum Schlafen auf solchen kleinen Fahrzeugen, des Capitains miserable Cajüte ist, wo blos schmutzige Matratzen nebst Kopfkissen ohne Ueberzug, zu finden waren.

In der Nacht erreichte nun der Sturm die größtmögliche Höhe, und die Furcht, das Schiff könne vom Anker gerissen werden, bedingte das Legen eines zweiten Ankers. So brach der Morgen unter traurigen Vorbedeutungen an, und der Tag verging in Besorgnissen, als gegen Abend, bei etwas milder gewordenem Wetter, 3 Albaneser in ihrer höchst malerischen Kleidung, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, und den ausdrucksvollsten Gesichtern, an das Schiff gerudert kamen, und der eine, in ganz gutem Italienisch, uns um Nahrungsmittel bat, weil der Sturm

sie

ſie auf der Inſel zurückgehalten habe, und ihre Proviſion erſchöpft ſei. Der Capitain hatte erſt nicht groſſe Luſt, ihnen etwas zu reichen, und meinte: Alles dieſes wären arge Spitzbuben, die ein anderes Mal, wie ſchon geſchehen wäre, auf die Cerriera geſchoſſen hätten; auf mein Zureden indeſſen warf er ihnen Brod und etwas Fiſche in den Kahn, und ſo zogen ſie von dannen.

Wer zur See geweſen, wird wiſſen, daß bei einem anhaltenden Sturme, der Regen gewöhnlich denſelben beendet, und auch einer Aenderung des Windes vorangeht. Die erſten Tropfen Regen, welche bald darauf neben mir niederfielen, belebten daher meine Hoffnung ungemein, und beruhigter als Abends zuvor, kroch ich bei Einbruch der Nacht auf mein ſchmutziges Lager zurück.

Kurz nach Mitternacht ſchlug endlich der Wind um, die Anker wurden allmählig gelichtet,

und

und gegen Anbruch des Tages befanden wir uns schon unterhalb der Insel, und steuerten der Insel Fano, bei Ducatos, dem Hauptorte des Bezirkes Japurin, voller christlich-türkischer Räuber, aber mit höchst schwachem Winde, zu, so daß wir bis 3 Uhr Nachmittags fast nur im Kreuzen blieben.

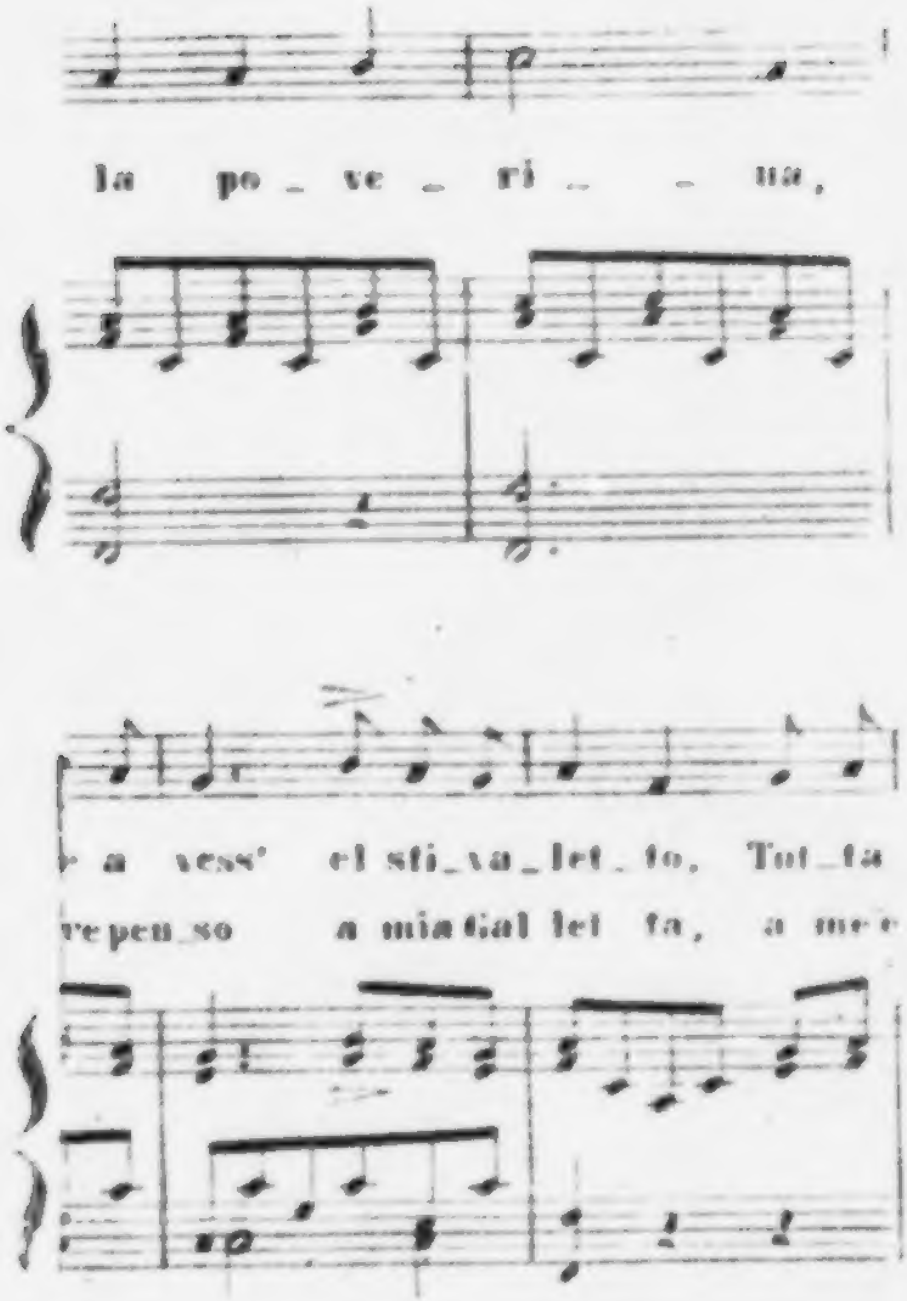
Eine solche Zeit ist der Feiertag der Schiffer, da sie eigentlich alsdann wenig oder nichts zu thun haben, und da singen sie, wenn sie nicht essen oder schlafen. Der eine hatte eine ganz gute Stimme, und sang folgendes Lied, wovon ich den Text und die Melodie mittheile, so gut ich beide habe erfassen können.

Senza del Gallo, la mia Gallina
La poverina, comme farà!
Se le guardo i soi pieli
Pare avess' el stivaletto
Tutta terna, e di burletta
La Natura g'li à domà.

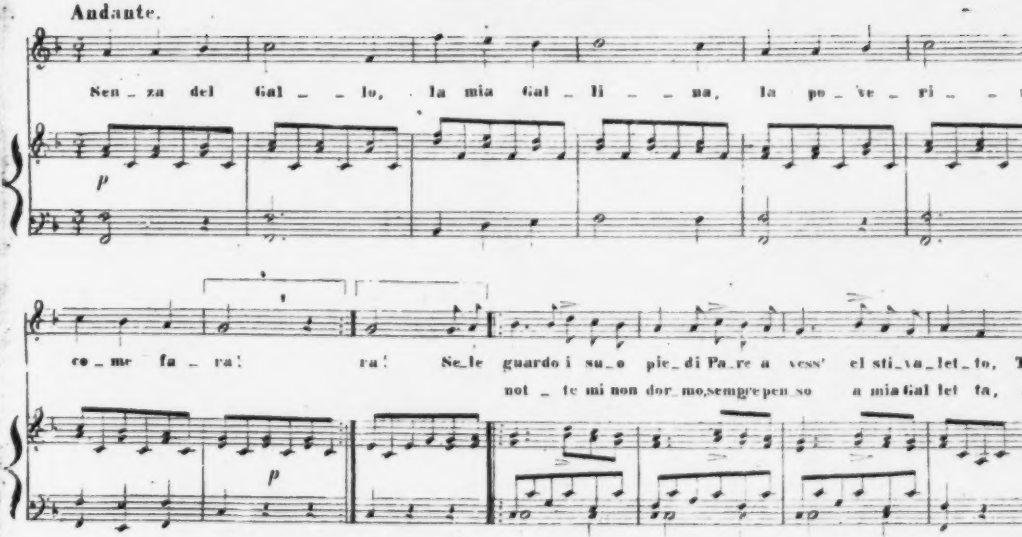
Dopo. Senza del Gallo, la mia Gallina
La poverina, come farà!
In la notte mi non dormo
Sempre penso a mia Galletta
A me è apparsa, o poveretto
La mattina avanti el dì

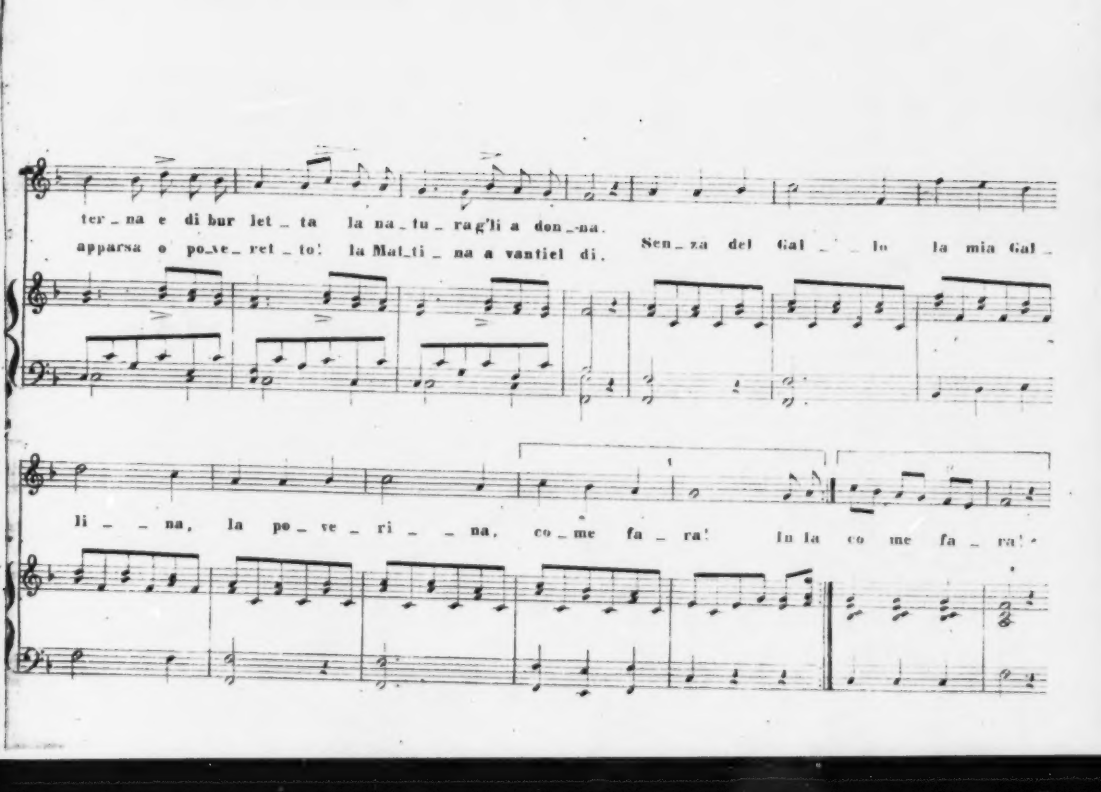
Dopo. Senza del Gallo, la mia Gallina
La poverina, come farà!

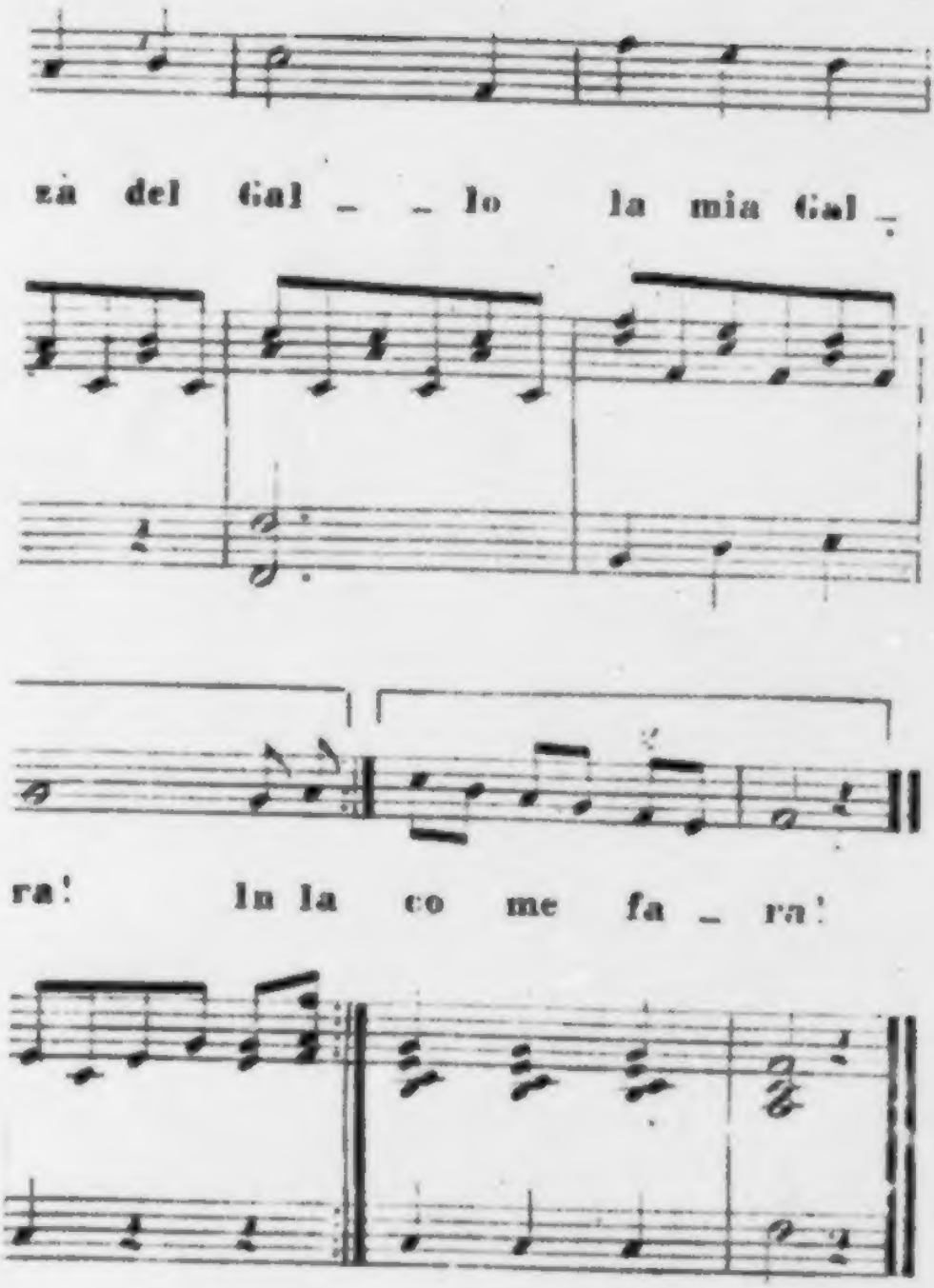
Ohne ihr Hähnchen, kann meine Henne
Kann ſie noch leben, was wird ſie thun!
An dem Füßchen ſcheint ihr Schühchen
Gleichend einem Hahnenſtrümpfchen,
Zärtlich niedlich, iſt ein Späßchen
Der erſchaffenden Natur.
Ohne ihr Hähnchen, kann meine Henne
Kann ſie noch leben, was wird ſie thun!
Schlaf kömmt nicht in meine Augen
Denk' ich Nachts an meine Henne
Und noch eh' der Morgen röthet,
Schwebt mir Armen ſie vorbei.
Ohne ihr Hähnchen, kann meine Henne
Kann ſie noch leben, was wird ſie thun!


la po_ve_ri_ _ na,
a vess' el sti_va_let_to, Tut_ta
repen_so a mia fial let ta, a me

CORFIOTIŚCHES LIED.




ter_na e di bur let_ta la na_tu_rag'li a don_na.
apparsa o po_ve_ret_to! la Mat_ti_na a vantiel di.
Sen_za del Gal_ _lo la mia Gal_
li_ _na, la po_ve_ri_ _na, co_me fa_ra! In la co me fa_ra!


za del Gal _ _ lo la mia Gal _
ra! In la co me fa _ ra!

Es schien, der Gesang habe den Wind herbei gelockt, denn alsbald blies er köstlich in unsere Segel. Fano und Berletta ließen wir rechts, und das majestätische liebliche Corfu kam uns schon näher, als der Wind von neuem umsprang, und auch ein neues Kreuzen begann.

Die Nacht brach an; wir erblickten den Leuchtthurm bei der Einfahrt in den Canal, der Albanien von Corfu trennt, jedoch nur langsam näherten wir uns unserm Ziele. Ich ging auf mein trostloses Lager zurück, aber nur wenig Schlaf kam in meine Augen. Die Freude, so nahe dem mir stets so reizend geschilderten Corfu zu sein, hielt mich nur bis Mitternacht unten. Ich stieg hinauf; wir waren, dem Leuchtthurme vorbei, im Canal angelangt. Indessen dauerte das Kreuzen fort. Endlich verkündete sich der Anbruch des Tages, und keinen Augenblick verließ ich nun das Verdeck, denn mit der aufgehenden Sonne entwickelte sich alle Pracht dieser reizenden Gegend.

Um 5 Uhr waren wir im Hafen angelangt. In der Sanita war bald alles abgemacht, und in kurzem lag ich der bella Venetia, dem ersten Gasthofe zu Corfu, in den Armen, und ruhete, wiewohl schrecklich zerstochen von dem mit der Tanzwuth begabten Völkchen, das von meiner Liebe für das Ballet Kenntniß genommen haben mußte, doch sonst mit wahrem Wonnegefühl, in einem der bequemsten Betten von allem erduldeten Unangenehmen, bald vollkommen aus *).

Die Jonischen Inseln gehören gewiß zu den entzückendsten Punkten der Erde. Man denke sich die üppigste Vegetation, die reizendste Abwechselung von Thälern und Bergen, die fruchtbarsten Plainen, den Anblick des Meeres von allen Seiten, die Pracht der albanesischen und späterhin der griechischen Küsten. Und wer knüpft dabei nicht die Wunder der Vergangenheit an das, was das Auge erblickt. Dort zu Corfu, wo jetzt unter Oelbäumen ein niedliches

Dorf

Dorf liegt, landete Ulyſſes nach dem Sturme, und dort beſchloß der König ihm ſeine Tochter zur Gattin zu geben; dort zu Ithaka, jetzt Thyaki, lebte die treueſte Gattin älterer und neuerer Zeiten; dort zu Leucadia, jetzt St. Maura, ſteht der ungeheure Felſen, von dem Sappho ihrem Leben ein Ende machte, und ſo würden die Citationen endlos ſeyn, die uns Geſchichte und Mythologie überliefern, wollte man darin fortfahren.

Aber man vergeſſe im Staunen über die Pracht der Landſchaft, in Erinnerung an eine berühmte Vergangenheit, nicht der proſaiſchen Gegenwart, und daß eine geregelte Adminiſtration hier in 20 Jahren mehr geſchaffen, als in hunderten vorher geſchehen war. Ein prächtiger Pallaſt ſteht zu Corfu, 11 Leuchtthurme ſind an den Inſeln vertheilt, Lazarethe, Armenhäuſer gebaut, die prächtigſten Straßen, die zweckmäßigſten Waſſerleitungen in ſämmtlichen Inſeln angelegt, und ſo wird im Schaffen und Verbeſ-

ſern nie inne gehalten. Mäßige Abgaben bilden dabei die Baſis der Regierungsgrundſätze, Schulden ſind nicht vorhanden, im Gegentheil fängt ein gewiſſer Ueberſchuß ſich zu bilden an. Aber die Tüchtigkeit der engliſchen Angeſtellten iſt auch in der Regel über alles Lob erhaben, und ſie kann ſich, wie ich glaube, nur mit derjenigen der preußiſchen und holländiſchen vergleichen.

Auf allen 7 Inſeln ſtehn bekanntlich viele engliſche Truppen, und ſo glaubte ich mich, in geſellſchaftlicher Hinſicht, zu Corfu wahrhaft in England. Theils alte Bekannte fand ich wieder, theils deren Söhne und Töchter, die ich noch als Kinder gekannt, und auf das freundſchaftlichſte von ihnen aufgenommen, empfand ich, ſeit meiner Abreiſe von Neapel, einmal wieder alles Glück der Geſelligkeit und der Gaſtfreiheit, und ſo erſetzte ich, gleich der Schlange auf den 7 Inſeln, an wohlbeſetzten Tafeln, was mir bis dahin an Nahrungsſtoff entzogen war, und bereis

reitete mich vor, ähnliche Entbehrungen von neuem zu ertragen.

Mein Aufenthalt zu Corfu war leider nur von kurzer Dauer. Ich hatte erst die Absicht gehabt, gerade nach Patras zu gehn, indessen war bald kein Grund vorhanden, zu bereuen, daß Umstände die Ausführung dieses Planes verhinderten, und ich so Cefalonien, St. Maura und Zante zu besuchen Gelegenheit hatte. Die Reise dorthin geschah auf dem sogenannten Regierungsdampfboote, geführt von einem Capitain, wie ich noch keinen gesehn. Obgleich ein geborner Engländer, sprach er französisch und italienisch ganz geläufig, und war auch außer seiner Wissenschaft, ein sehr gebildeter Mann. Mit großer Redseligkeit verband er ein bewundernswürdiges Gedächtniß, denn die Citate aus den französischen, englischen und italienischen, ja selbst lateinischen Dichtern ließen nicht nach. Berangers Gedichte kannte er beinahe auswendig, und

so versüßte er uns das Unangenehme der Reise am ersten Tage, wo es unaufhörlich regnete, so daß wir, nachdem das Schiff einmal in Paxo angehalten, und ein Passagier-Wechsel stattgefunden, St. Maura Abends erreicht hatten, wir wußten nicht wie.

Hier hielten wir an. Ich blieb die Nacht auf dem Schiffe, und ging erst des andern Morgens ans Land, wo ich dem englischen Residenten einen Besuch abstattete, und meinen Tag in seinem Hause sehr angenehm zubrachte.

Es war die Zeit des griechischen Osterfestes. Die ganze Stadt war auf den Beinen, und Tausende von Landleuten kamen hinein. Selbst der türkische Consul zu Corfu, ein Grieche, der mit uns gereist war, erschien in schön gestickter Uniform, mit dreieckigem Hute und großen goldenen Epauletten. Ich glaubte einen preußischen Rath erster Classe vor mir zu sehn.

So schön nun die Landschaft von St. Maura

ist,

iſt, ſo iſt hier doch die einzige Stadt auf denjenigen der 7 Inſeln, welche ich geſehn, die keinen freundlichen Eindruck auf mich gemacht. Faſt ſämmtliche Gebäude ſind, wegen der häufigen Erdſtöße, niedrig und unanſehnlich, die Eingebornen, aber namentlich die Frauen, klein und häßlich, und in dieſem Augenblicke dachte ich mir den unglücklichen Phaon, den Verhältniſſe an eine ſolche Sappho geknüpft haben mochten, und der nun auch lieben ſollte, wo er es nicht konnte, als es mir einfiel, daß dieſelbe eigentlich zu Lesbos geboren, mithin eine Ausländerin war.

Noch in der Nacht reiſten wir, bei völlig heiterm Himmel, weiter, paſſirten noch vor Tages Anbruch die ſtets ſtürmiſche Spitze von Cefalonien, und landeten am freundlichſten Morgen zu Argoſtoli in der Bucht der Inſel, welche voll der höchſten und größten Gebirge iſt. Hier zu Argoſtoli, iſt dem frühern General-Gouverneur, Sir Thomas Maitland, nicht weit vom Ufer,

eine

eine Statue gesetzt, und dann kommen die neu errichteten Casernen und Gouvernementsgebäude. Alles dies ist schön und löblich, aber weiterhin sah ich eine Naturmerkwürdigkeit, die noch zu wenig bekannt ist, um ihrer nicht besonders Erwähnung zu thun.

Auf Cefalonien hatte man nämlich schon alles versucht, aber immer vergeblich, um eine Wassermühle anzulegen. Nirgends wollte sich ein Fall des Wassers finden. Eines Tages indessen ging ein Engländer am Strand entlang, und glaubte zu bemerken, daß das Meer sich in den Felsen hinein verlöre. Die Engländer säumen nicht lange, wenn sie eine Entdeckung gemacht zu haben glauben, sie auch praktisch zu benutzen, und besonders hier, wo es darauf ankam, einem lange stattgefund'nen Mangel abzuhelfen. Sogleich läßt er Arbeiter kommen, die Felsen werden gesprengt, und seine Entdeckung bewährt sich. Das Meer hat Fall, verliert sich

dann

dann in der Insel, und Cefalonien erfreut sich in diesem Augenblicke einer Wassermühle, wie es sich dieselbe nur wünschen kann. Ich habe die Sache erzählt, wie sie ist, und überlasse den Naturforschern die weitere Erklärung, da ich selbst keiner bin *). Indessen ist das Unerklärliche deswegen noch kein Wunder; andere werden begreifen, was wir nicht verstehn, so wie uns so manches klar erscheint, was vielen unserer Zeitgenossen, die mit uns unter demselben gestirnten Himmelsbogen leben, noch als ein Wunder vorkommt. Bald sollte mir Gelegenheit werden, hievon einen Beweis zu haben.

Unser Aufenthalt in Cefalonien dauerte nur eine Stunde. Ich frühstückte mit den dort in Garnison liegenden Officieren an der gemeinschaftlichen Tafel, fand, wie bei allen englischen Regimentern, eine Masse Zeitungen, Bücher und sonstige literarische Neuigkeiten, im gemeinschaftlichen Eßzimmer, ging wieder auf mein Schiff,

ſah die Anker lichten, und bald waren wir aus der Bucht hinaus.

Von hier bis zum Ende der Inſel ſieht man die ungeheuerſten Felſen, und gewahrt auf einer der höchſten Spitzen derſelben ein Mönchskloſter. In einer ſo völligen Abgeſchiedenheit von der Welt und ihren Erfindungen, ohne alle und jede Zeitung, iſt es nicht zu verwundern, daß die Bewohner dieſes Kloſters, als ſie zum erſten Male, bei völlig ſtiller See, ein Schiff ganz ohne Segel vorbei treiben ſahen, es für eine übernatürliche Erſcheinung nahmen, ein Kreuz inbrünſtig ſchlugen, und ihre Seele Gott empfahlen.

Und wir armen Menſchen glauben, mit unſern fünf Sinnen alles aufzunehmen, ja, wir vermeſſen uns, mit unſerm Verſtande, trotz dem, daß wir den Sitz unſerer Seele nicht einmal kennen, in das Jenſeits dringen zu wollen, während ein Theil unſerer Mitmenſchen ſich nicht einmal zu erklären weiß, daß die Kraft des Feuers ſo

gut

gut wie die des Windes ungeheure Laſten auf der Meeresfläche treiben kann, ja demſelben ſogar Widerſtand zu leiſten, Krieg mit ihm zu führen, und meiſt als Sieger aus dem ungleichen Kampfe hervorzugehn vermag.

Cefalonien lag kaum hinter uns, als ſich auch ſchon Zante, il fior di Levante genannt, unſern Blicken darbot. Immer näher und näher rückend, entfalteten ſich jeden Augenblick neuere Schönheiten, Zante's Hügel und Aecker in herrlicher Cultur, links Griechenland mit ſeinen beſchneiten Bergen, und bald ſahen wir die Stadt ſelbſt, welche in einem weiten Becken liegt, das mit Schiffen gefüllt war. Hier umringten uns nun beim Landen eine Maſſe von Kähnen, mit Leuten beſetzt, die ſich, wie in allen Seehäfen, um unſere Perſonen und Sachen drängten und ſtritten, glücklich, wer uns erhaſchen, und für unſer Geld triumphirend nach dem Gaſthofe bringen konnte.

So reichlich nun die Natur die 7 Inſeln aus-

 ge-

gestattet, so schlecht hat es die Industrie, rücksichtlich der Gasthöfe, gethan. In Cefalonien, St. Maura, Ithaka giebt es gar keinen Gasthof; in Corfu, in der Bella Venezia, war, außer einem guten Bett, alles übrige schmutzig und schlecht. Unter andern war bei einem Platzregen mein Vorzimmer ganz voller Wasser. Aber noch schlechter sah es in der Gran Bretagna in Zante aus. Obgleich von einer Engländerin gehalten, die, wie es mir schien, aber nie einen Fuß in England gesetzt hatte, sondern in Malta geboren worden, war nicht jene englische Reinlichkeit zu bewundern, die jeden, bei seiner Landung in England, in Erstaunen setzt, und überdies war ich gleich genöthigt, die eine Kammer ganz zu schließen, weil ein mephytischer Duft aus derselben hervordrang, der sich meinen übrigen Zimmern mittheilte. Indessen waren auch hier, wie zu Corfu, die Betten bequem, das Weißzeug reinlich, und so achtete ich nicht des

übri-

übrigen, und ging nur gleich aus, meine an den österreichischen Consul Rizzoli und den englischen Obrist Leve mitgebrachten Briefe diesen Herren zu überbringen, und so hatte ich, von ihnen beiden auf das zuvorkommenste aufgenommen, in den drei Tagen, die ich in Zante verlebt, nicht weiter erfahren, wie die Küche in meinem Gasthofe beschaffen wäre, wenn ich nicht den letzten Tag, kurz vor meiner Abreise, noch ein ganz leidliches Mittagsmahl dort eingenommen hatte.

Wenn Corfu noch viel von Italien hat, so ist dagegen Zante schon fast ganz orientalisch. Noch bis auf die neuesten Zeiten haben sich die Frauen höheren Standes sehr zu Hause gehalten, und damit sie doch einigermaßen sehen, was draußen vorgeht, so haben alle Fenster geflochtene Jalousien, hinter denen sie hervorblicken. Indessen fielen gerade die Ostern, und so war die ganze Stadt höchst belebt. Aus der Umgegend strömte eine Menge Landvolk hinein, Pro-

ces-

ceſſionen fanden in den Straßen ſtatt, die Kirchen waren gefüllt, und alles machte ſich gegenſeitige Beſuche. Die Gemahlin des öſterreichiſchen Conſuls kam nicht von ihrem Sopha fort, und ihr Salon war niemals leer. Des Lebens in den Straßen müde, zog ich nach dem Caſtel hinauf, wo der vorbenannte Obriſt ſeinen Wohnſitz hat, und wohin eine ganz neue Straße führt, an der aber noch zum Theil gebaut wird. Indeſſen dient dieſe Straße auch zur Verbindung mit dem übrigen Theile der Inſel, und theilt ſich in einer gewiſſen Höhe, von wo aus der Weg links nach dem Caſtel führt. Fährt man nun den Weg geradezu, ſo eröffnet ſich ganz unerwartet dem Auge eine, von den dichtbelaubteſten Bergen umgebene, über alles fruchtbare, mit den üppigſten Pflanzen und zahlloſen Dörfern beſetzte Fläche, die wahrhaft entzückend genannt zu werden verdient.

April und Mai ſind mit die ſchönſten Monate

in

in diesen Gegenden. Noch regnet es abwechselnd, aber doch sind der schönen Tage bei weitem mehr als der schlechten, und die Sonne ist warm, ohne heiß zu seyn. Und an solchem schönen heiteren Tage sah ich diese unvergleichlich schöne Landschaft, welches mit eine der angenehmsten Erinnerungen meiner Reise ist. Indessen mag sie einem anderen einst minder schön erscheinen, ich will darüber nicht rechten, denn da man sich jetzt immer über die Definition des Wortes schön streitet, so ist wirklich auch die Anwendung verschieden. Ich glaube nun, daß, auf eine Gegend angewendet, sich dies ganz besonders nach der Individualität des Menschen richtet. So hörte ich Apulien ein schönes Land nennen, weil es fruchtbar ist; gewisse Theile von America werden schön genannt, weil der ungeheure üppige Pflanzen- und Baumwuchs, die unendliche Breite ihrer Ströme, alles andere in Europa hinter sich läßt; die flache Gegend vom Haag bis Schevе-

vemingen hörte ich schön nennen, weil der herrlichste Wald bis dicht an das Meer führt; ja viele Menschen ziehen, selbst von dem sandigsten Ufer aus, den Blick aufs Meer allen andern Gegenden vor.

Bei so verschiedenen Ansichten sich zu einigen, ist jedenfalls schwer, d. h. wir werden dem andern oft zugeben, das, was er schön nennt, sey es auch, aber eben so behaupten, das, was wir schön nennen, verdiene diese Benennung noch bei weitem mehr. Ich nenne nun die Gegend schön, wo ich

1) mehr krumme als gerade Linien erblicke,

2) wo ich Höhen und Niederungen sehe,

3) wo ich Farbenpracht auf den Feldern, in den Gebüschen und in den Felsen erblicke,

4) wo Wasser in Menge vorhanden ist, selbst vorherrschend seyn kann, aber nicht den größten Theil ausmacht,

5) endlich, wo zu diesem mich noch alles ent-

weder an eine berühmte Vergangenheit durch die Ruinen derselben erinnert, während die jetzige Zeit Vorzüge anderer Art ihr gebracht, oder ich Leben, Reichthum, ja selbst auch nur ein mäßiges aber zufriedenes Glück erblicke, oder zuletzt, wo selbst nur ein aufkeimendes Glück oder Wohlbehagen sich kund giebt.

Genug! meine Stimmung bei einer Gegend, die ich schön nenne, muß sich entweder erheitern, wenn ich an die Gegenwart oder an die Zukunft denke, oder auch, sie kann sich schwärmerisch in die Vergangenheit zurückversenken; aber eine Gegend ohne lebendige Gegenwart, ohne Erinnerung an das, was einst war, hat für mich keinen Reiz, um dort zu weilen. Ich staune die Felsen, die Seen, die Wälder an, aber keine Dryas oder Hamadryas spricht zu mir. Sehe ich nun gar eine Gegend im bürgerlichen Verfall, sehe ich Häuser und Städte, die durch Armuth ihrer Bewohner nach und nach dahin schwinden, und kann

ich

ich ohngefähr berechnen, wann die Herrlichkeit wird ganz zu Grabe getragen seyn, so ergreift mich eine Wehmuth, deren ich nicht Meister werden kann, und ich eile, einem Landstriche zu entfliehen, wo ich der innern Kraft bedarf, um mir Freuden zu bereiten, da alles Aeußere mich niederdruckt. Doch ich bin in meinem Definiren manchem vielleicht zu weit gegangen und kehre wieder um.

Wenn ich vorher erwähnt, daß der Weg von der großen Straße ab, sich auf das Castel hinaufzieht, so muß ich noch bemerken, daß die Aussicht von oben ebenfalls, jedoch in anderer Art, prachtvoll ist, da die ziemlich bedeutende Stadt Zante zu den Fußen des Berges liegt, auf dem das Castel steht, worauf das Meer folgt, und die griechischen Küsten den Hintergrund bilden. Außer dieser so eben erwähnten Straße führt übrigens noch eine zweite, von den Venetianern gebaute, sehr schmale, aber gepflasterte Straße zum

Ca-

Castel. Letztere ist aber sehr steil, und da die neuere noch nicht vollkommen beendet und schwer zu befahren ist, so wird sie, selbst von den englischen Damen, meist zu Pferde benutzt, so daß Zante vielleicht der einzige Ort ist, wo die Damen, welche oben wohnen, selbst zum Schauspiele zu reiten pflegen.

Wenig vorgerückt sind Wissenschaften und Künste auf den Inseln. Wer studieren will, geht meist nach Bologna, und in den bildenden Künsten habe ich nirgends etwas Bemerkenswerthes gesehen, mit Ausnahme des schönen Regierungspallastes zu Corfu, ferner der dort auf der Promenade unserm berühmten Landsmanne, dem Grafen Schulenburg, zu Ehren gesetzten Statue desselben, und endlich derjenigen von Sir Thomas Maitland, deren ich vorher erwähnt.

Aber in denjenigen Künsten, welche ich beweglich oder die sich bewegenden nennen

möch-

möchte, iſt etwas mehr geſchehn. In Corfu iſt nämlich ſchon ſeit mehreren Jahren ein kleines ganz hübſches Schauſpielhaus gebaut, wo im Winter italieniſche Vorſtellungen gegeben werden. Auch meldete ſich bei mir ein italieniſcher Sänger, der mich früher in Berlin geſehen haben wollte, mit der Anfrage: ob er nicht eine italieniſche Oper dort organiſiren könnte, dem ich aber keinen andern Beſcheid zu geben vermochte, als ihm über ſein gutes, ſehr zum Theater geeignetes Gedächtniß, mein aufrichtiges Compliment zu machen.

Eben ſo traf ich in St. Maura, im Hauſe des Reſidenten, einen Tanzmeiſter, der alle 7 Inſeln überſprang, und bald in dieſer, bald in jener, Unterricht gab.

Aber in Zante war ein ziemlich geräumiges Theater neu gebaut, jedoch nur von Holz, und inwendig auf italieniſche Art, rückſichtlich der geſchloſſenen Logen, eingerichtet. Es war das erſte

Mal,

Mal, daß eine Oper die Einwohner von Zante erfreuete, und daß die Damen Gelegenheit hatten, ihre schönen Toiletten zu zeigen.

Man gab die unvergleichliche Norma, aber leider nicht unvergleichlich schön, was, als ein erster Versuch, auch wahrlich nicht zu verlangen war, denn der guten Sänger und Sängerinnen sind selbst in Italien so wenige, daß, was sich fühlt, entweder nach London und Paris zieht, oder in den größern Städten Italiens bleibt, die ihnen mehr Gehalt geben können, als ein Impressario in einer so entlegenen Insel ihnen zu versprechen im Stande ist. Indessen ist ein Theater immer ein Fortschritt in der Cultur eines Volkes, und so sey es darum nicht heruntergesetzt.

Die Osterfeiertage hatten die Abfahrt aller und jeder Schiffe verhindert. Am vierten Tage meines Aufenthaltes zu Zante sollte endlich ein Kauffahrteischiff nach Patras abgehen, und so

nahm

nahm ich diese Gelegenheit wahr, um endlich meinen lebhaften Wunsch, das griechische Festland zu betreten, in Erfullung zu bringen. Aber hier sollte mir gleich der erste Beweis von griechischer Schlauheit gegeben werden.

Mein Lohnbedienter zeigte mir nämlich an, daß ein englischer, in Patras ansäßiger Kaufmann ein Schiff zur Ueberfahrt gemiethet hätte, und daß, wenn ich mich an denselben wenden wolle, er sicher nichts dagegen haben würde, daß der Capitain noch durch einige Personen mehr sich etwas Geld verdiente. Herr Rizzoli, an den ich mich deshalb wandte, war auch so gefällig, dem Engländer meine Bitte schriftlich vorzutragen, und bekam eine freundlich bejahende Antwort, welche ich einem englischen Officier, der ebenfalls nach Patras zu reisen gesonnen war, sogleich mittheilte.

Am Tage der Abfahrt machte ich des Morgens meine Sache mit dem Capitain richtig, und

wir

wir einigten uns, für mich und meinen Diener, auf 8 spanische Piaster, nachdem ich ihm noch einige derselben abgedungen hatte.

Um 3 Uhr Nachmittag sollte die Abfahrt statt finden, als eine halbe Stunde früher der Capitain noch einmal zu mir kam, nach dem englischen Officier fragte, und sehr treuherzig hinzusetzte: Ich möchte ja eilen, auf das Schiff zu kommen, indem er auf jenen nicht warten könne, und das Schiff jedenfalls um 3 Uhr unter Segel seyn müsse. Ich zauderte also nicht lange, und begab mich an Bord; bald darauf kam auch der Erwartete, aber der englische Kaufmann war immer nicht zu sehen. So lagen wir nutzlos im Hafen bis halb 7 Uhr, als endlich der englische Kaufmann erschien und die Fahrt begann, wobei sich noch ein unterhaltender Umstand ereignete. Als nämlich der Capitain mit Abschiedssalven von einem andern Schiffe beehrt ward, und er dieß erwiedern wollte, so blitzte das Feuer

auf,

auf, ohne daß die Canone los ging, und ein schallendes Gelächter vom andern Schiffe war die zweite Salve, welche unsere Abfahrt begrüßte, und die wahrscheinlich den Canonenschall zu dem Feuer abgeben sollte, das von unserer Canone klanglos auffuhr.

Die Fahrt dauerte bis zum andern Abend. Das Cap Papa ließen wir rechts. Links sahen wir Missolonghi in weiter Entfernung, doppelt berühmt durch seine Vertheidigung und durch Lord Byrons Tod; zuletzt bekamen wir günstigen Wind, und um 4 Uhr landeten wir zu Patras.

Ich beende jetzt, um nicht darauf zurück zu kommen, meine Erzählung. Der englische Kaufmann besuchte mich noch denselben Abend, und ich dachte nicht daran, ihm einen besondern Dank für die Ueberfahrt abzustatten, weil ich glaubte, sie theuer genug bezahlt zu haben, als der englische Officier, den ich von nun an meinen Reise-

ge-

gefährten nennen werde, weil er es bis Athen blieb, mich versicherte, daß das Schiff nicht dem Capitain, sondern dem Kaufmanne selbst gehöre, und daß, als er ihm von Bezahlung habe sprechen wollen, dieser ihm geantwortet, „daß davon gar nicht die Rede seyn könne, und es ihm nur eine Ehre und Freude gewesen wäre, uns, beim Mangel jeder andern Gelegenheit, nach Patras überzuschiffen," und daß er, der Officier, daher dem Capitain, als in den Diensten des Kaufmanns, nur ein verhältnißmäßiges Trinkgeld gegeben habe.

So wenig ich nun Geldgefälligkeiten eines Fremden annehmen mag, so bleibt es immer ärgerlich, überlistet zu seyn, denn der Capitain hatte einmal seine 8 Piaster fort; indessen konnte ich mich doch nicht enthalten, die Sache dem Kaufmann zu erzählen, dem sie übrigens gar nicht aufzufallen schien, während er darüber in England gewiß einen ungeheuren Lärmen würde er-

haben. Und so bedingen die Sitten des Landes, wo wir leben, sehr oft unser Urtheil über Recht und Unrecht, und was in dem einen Lande eine arge Spitzbuberei wäre, wird in dem andern gleichgultig angesehn, und öfters wohl gar als ein Genieſtreich gerühmt. Der Spartaner Gesetz uber den Diebſtahl, daß nur derjenige Dieb ſtraffällig ſey, welcher dabei entdeckt würde, war hier vollkommen in Ausführung gebracht.

So war ich denn endlich im Peloponnes angelangt, wohin ich mich ſeit vielen, vielen Jahren geſehnt hatte. Die Landung auf einem fremden Boden hat jederzeit in mir ein Gefühl ganz eigner Art erregt. Es iſt derſelbe Erdball, auf dem wir wandeln, dieſelben Elemente, welche wir wieder erblicken, und was bedeutet eigentlich, philoſophiſch betrachtet, die Verſchiedenheit unter den Menſchen, geiſtig und körperlich! Und dennoch ſtellt ſich uns im erſten Augenblicke alles neu, alles anders dar, als wir es gewohnt ſind. Und

sollte dieß nicht hauptsächlich in der Sprache liegen! Ich glaube: spräche alles deutsch, oder wohl gar mit dem Dialekte unserer Vaterstadt, und hätte dennoch andere Sitten, andere Grundsätze, wir würden uns nicht so in der Fremde glauben.

Hier zu Patras erschien mir nun alles neu, alles fremd. Mein erster Blick fiel auf eine Schildwache in griechischer Tracht, aber dieß Mal ziemlich schmutzig. Sie gehörte zur eigentlichen Miliz, die sich selbst kleiden muß, wohl aber 5 Piaster des Monats und Brod erhält. Darauf ging es nach dem Gasthofe, der, zu meiner großen Verwunderung, ganz leidlich war. Ein Deutscher hatte ein eignes Lob des Wirthes, auf Unkosten der übrigen Griechen, in das Fremdenbuch, ohngefähr folgenden Inhalts, geschrieben: „Wenn man sich in den Wäldern Griechenlands Wochen lang herumgetrieben, und Hunger und Durst, Prügel und sonst was, hat erdulden

 mus-

müſſen, und alle Betrügereien erfahren hat, ſo iſt es eine wahre Freude, in einen Gaſthof einzukehren, wo der Wirth, obſchon ſelbſt ein Grieche, ein redlicher braver Mann iſt, und bei dem man alles findet, ohne es zu theuer zu bezahlen."

Mein Reiſegefährte und ich trennten uns nun, und jeder beſuchte den Conſul ſeiner Nation. Den preußiſchen, mit Namen Condoguri, fand ich ſehr leidend, und blieb daher nicht lange. Fürſt Pückler, der erſt vor kurzem Patras verlaſſen, hatte mehrere Wochen bei ihm gewohnt. Darauf ging ich die Stadt zu beſehn, welche durchaus neu angelegt iſt und gerade Straßen mit mehreren ganz hübſchen Gebäuden hat, welche die vielen Ruinen durchſchneiden; denn ein für alle Mal ſey es geſagt: Patras, Veſtizza, Korinth, Athen und ſo viele andere Städte, die ich nicht geſehn, alles war durch die letzten Kämpfe mit den Türken eingeäſchert, und die wenigen Häuſer, welche von dieſer Zeit noch vorhanden, ſind nicht des

Reiſe-

Nennens werth. Und bei einem ſolchen Zuſtande des Landes kann man ſich wundern, wenn nicht alles ſo am Schnürchen geht, wie in der Rue Richelieu zu Paris, oder unter den Linden zu Berlin. Wäre es nicht im Gegentheil ein Wunder, wenn alles wie in einem geregelten Staate her ginge?

Patras hieß vor Zeiten das Grab der Europäer, ſo ungeſund war die Luft; jetzt ſind Abzugsgräben in Menge vorhanden, die Luft iſt rein, der Hafen voller Schiffe, die Bevölkerung ſeit 2 Jahren von 4000 auf 6000 Seelen geſtiegen, und die Gegend herum eine höchſt fruchtbare Fläche, wie alle Flächen, die ich wenigſtens in Griechenland geſehn, auch theilweiſe ſchon ſehr gut angebaut, und alles verſpricht dem Orte, wegen ſeiner vorzüglich günſtigen Lage zur Handlung, eine ſchöne Zukunft.

Der engliſche Kaufmann führte mich bald darauf um die Stadt herum, zeigte mir ſeine Merin-

then-Anpflanzungen, auf denen er sich ein hübsches Landhaus gebaut, und führte mich darauf nach seinem Hause in der Stadt, wo er mich seiner Frau, einer gebornen Griechin, vorstellte, mit der ich aber leider, aus Unkunde des Griechischen, mich nicht verständigen konnte. Dagegen wurden mir gleich Kaffee und Pfeifen gereicht, ersterer, wie bekanntlich im ganzen Orient, obschon stets vortrefflich, aber mit dem Satze; eine Mode, mit der ich mich nie habe befreunden können, obgleich alle Europäer, die lange im Orient gelebt, ihn schmackhafter finden, als den unsrigen. Daß er übrigens, in heißen Ländern getrunken, gesunder ist, als unsere Mischung mit fetter Milch und Zucker, darüber, glaube ich, ist kein Zweifel vorhanden. Ich zum wenigsten habe davon die Erfahrung gemacht.

In und außerhalb den Straßen von Patras war viel munteres Leben, denn die griechische Osterwoche war noch nicht zu Ende, und beson-

ders

ders sah man viel Tanz. Bekanntlich tanzen in Griechenland in der Regel nur die Männer, wiewohl ich später in Vostizza auch einige Frauen daran Theil nehmen sah. Die Tänzer fassen sich an, einer dem andern folgend, und der Vortänzer, welcher dieß Mal ein Gensd'arme in völlig europäischer Uniform war, während die andern ihm, griechisch gekleidet, folgten, machte eine Menge ganz eigner Sprünge, worin er mehr oder minder excellirte, und den Beifall der Menge erntete. Die Musiker hierbei sind gewöhnlich drei Zigeuner, d. h. zwei, die auf einer Art Schalmey blasen, und eine, welcher die Trommel rührt. Die Melodie ist dazu höchst einförmig, und das Ganze muß in so fern an ein sehr frühes Alterthum erinnern, da es nicht wohl möglich ist, sich ein Instrument zu denken, was einfacher als diese Instrumente wäre.

Ich war zu einer glücklichen Zeit nach Griechenland gekommen, denn wenn bis dahin noch

Re-

Rebellen sich in vielen Theilen herumgetrieben, und alles in großen Schrecken versetzt hatten, wovon hinreichend in den öffentlichen Blättern zu lesen gewesen, so war erst vor wenigen Tagen, am 5. und 6. April, in den westnördlichen Provinzen, jenseits vom Golfe von Lepanto, ein bedeutendes Treffen geliefert worden, worin dieselben, über 1000 Mann stark, gänzlich geschlagen worden. Die Obristen Grivas, Tzavellas und Andere hatten die Königlichen Truppen befehligt, und das Landvolk, als es diese bekannten tapfern Heerführer sah, sich ihnen angeschlossen. Es hieß sogar, daß in der Hitze der Verfolgung, beim Uebersetzen kleiner Flüsse, mehrere der Verfolgenden ihren Tod gefunden hätten. Genug! daß alles frei athmete, und daß seit dieser Zeit Ruhe und Frieden in Griechenland herrscht *).

Von Patras nach Korinth kann man zu Pferde in drei Tagen reisen, oder zu Wasser, den Golf

von

von Lepanto hinauf, bei günstigem Winde, in zehn Stunden. Es giebt im Golfe nur zwei Hauptwinde, den Golf hinauf oder hinunter; dabei ist er stürmisch und gefährlich, und will man landen, so werden die Fahrzeuge, auf denen man sich befindet, gewöhnlich wieder von den Bergwinden zurückgetrieben.

Indessen blies der Wind den Abend über, ganz zu unserm Vortheile. Mein Reisegefährte, dessen Regiment in Cefalonien stand, hatte überdieß nicht lange Urlaub, und wollte noch die ganze Maina bereisen. Ich gab also, gegen meine bessere Ueberzeugung nach: nie, außer in einem Dampfboote, der Kürze der Zeit wegen, zur See zu gehen, wenn man zu Lande reisen kann, und so wurde für den andern Morgen ein Fischerboot auf die Fahrt bis in die Ebne von Korinth gemiethet.

Aber schon des andern Morgens schien der Wind umzuschlagen; indessen hofften wir das

beste von der Zukunft, schifften uns auf dem kleinen Fahrzeuge ein, nachdem uns unsere Paßangelegenheit noch über die Gebühr beim Ristomarchen aufgehalten, und so ging es auf die berühmten Schlösser, am Eingange des Golfes, mit schwachem Winde, zu.

Hier nimmt die ganze Gegend den Charakter des Grandiosen an. Der Eingang des Golfes wird durch ungeheure Felsen gebildet, auf denen sich die Schlösser befinden, welche in ziemlich gutem Vertheidigungszustande seyn sollen. Am Fuße der Felsen befinden sich sehr liebliche Thäler.

Wir befanden uns dem Golfe gegenüber, und dachten an die Hineinfahrt, als mein Reisegefährte sein Telescop in die Hand nahm, in den Golf hineinschauete, und mit jener englischen, aber bedenklichen Ruhe, langsam den Ausspruch that: „die See kömmt uns entgegen, wir werden Mühe haben, hinein und dann weiter zu kommen.“

men.“ Das Schreckenswort war gesprochen. Indessen, wer kehrt gern wieder um! Ueberdieß half uns noch eine gewisse Fluth bei den Schlössern vorbei, und so liefen wir unter beständigem Kreuzen in den Golf hinein. Hier währt die malerische Gegend fort. Links sahen wir bald die Stadt Lepanto, die an den Felsen hinan liegt. Rechts eben so Dörfer und einzelne Häuser. Das Kreuzen begann von Neuem. Wir wurden von den Wellen hin- und hergeworfen, und kamen fast um nichts weiter. So befanden wir uns zu drei verschiedenen Malen auf der einen Seite, bei derselben Wiese und denselben Bäumen, deren Formen ich nie vergessen werde, und wann wir zu landen dachten, so trieben uns die Bergwinde wieder zurück. Das beste von der Sache war, daß mein Reisegenosse einen Cefalonier mitgenommen, der nicht allein bis Athen unser Dolmetscher war, sondern auch zu kochen verstand. Einige Vorräthe und Kochgeschirr wa-

ren

ren ebenfalls auf das Schiff gebracht, Wein hinreichend, und so suchten wir unsern übeln Humor zu veressen und zu vertrinken, welchen die romantischen Gegenden nicht allein zu vertilgen im Stande waren.

Die Nacht brach an, mein Lager war nicht besser als auf der Corriera; mit gutem Muthe erträgt man indessen alles, in Hoffnung des bessern, und so entschlief ich sanft, kroch aber beim ersten Morgenroth aus meiner Höhle, denn was ist die Cajüte eines kleinen Fischerbootes anderes, und blickte in das Freie. Wir waren um weniges weiter gekommen, indessen konnte ich doch in der Entfernung Vostizza erblicken. Aber auch dieser Tag verging in beständigem Kreuzen. Von einer völligen Windstille kam es wieder zu starken Stürmen, jedoch leider immer im entgegengesetzten Sinne. Mein Reisegefährte, obgleich Landsoldat, war, gleich so vielen Engländern, auch Seemann, und hatte den Golf von Lepante

schon

ſchon einmal beſchifft. Er verlangte nun, in Poſtizza ans Land geſetzt zu werden, da keine Aenderung des Windes ſobald zu erwarten war. Dieß indeſſen, behauptete der Capitain, ſey unmöglich: er wolle uns auf der andern Seite des Golfes landen, weil er wohl wußte, daß wir dort keine Pferde bekommen würden, um zu Lande weiter zu reiſen, und, unſerm Accorde zufolge, wir, ſobald wir fruher ans Land gingen, ihm nur die Hälfte des verſprochenen Lohnes zu bezahlen hatten. Mein Reiſegefährte ließ ſich indeſſen nicht mit ſeichten Vernunftgründen abſpeiſen, ſondern befahl ihm peremtoriſch, in Poſtizza zu landen, und ſo war, nach einem dreimaligen Verſuche, das Schiff in der Bucht angelangt. Die Bucht von Poſtizza liegt außerhalb der Stadt, einem ſonderbaren, gleichſam am Felſen hängenden Gebäude gegenuber, das wahrſcheinlich ein Kloſter geweſen, nahe bei einem Leichenſteine, der einem dort verſtorbenen Engländer geſetzt

ſetzt worden. Bis zur Stadt hat man ohngefähr eine Viertelſtunde, wo das erſte Auffallende jener berühmte Platanenbaum iſt, von dem ſchon Pauſanias ſpricht, ohne welchen in der Hand man überhaupt nie Griechenland bereiſen ſollte. Nebenbei iſt ein herrlicher ſteinerner Brunnen, in Geſtalt eines großen halbrunden Sopha, wo das Waſſer aus der Lehne aus 11 Oeffnungen beſtändig ſtrömt, eine Einrichtung, die unſern Hausfrauen in manchen Provinzialſtädten ſehr anſprechen müßte, weil ſie den Dienerinnen allen Vorwand zum langen Ausbleiben nehmen würde. In der Stadt ſelbſt ſah ich unter den Ruinen, außer einer Maſſe hölzerner kleiner Häuſer, in denen ein großer Verkehr war, manche recht hubſche neue Gebäude, und auf einem großen Platze, den eine Menge Menſchen, die Frauen auf der einen, die Männer auf der andern Seite, umgaben, dieſelben Tänze ausführen, wie ich es zu Patras geſehn. Von manchem, was ich hier zu erblicken glaubte, ſchweige ich, weil es ſich

nur mündlich wiedergeben läßt, indeſſen war es charakteriſtiſch genug.

Bald darauf machte ich Bekanntſchaft mit einem zu Poſitzza angeſtellten Rechtsgelehrten, der uns ſehr höflich ſein Haus für die Nacht anbot, welches wir indeſſen ausſchlugen, und blos bei ihm Kaffee tranken, der in Griechenland und der Türkei ſtets der eigentliche Handſchlag bei der Begrüßung iſt. Er ſelbſt ſprach geläufig italieniſch, deſſen Frau und Kinder aber blos griechiſch, und daher war an keine Unterhaltung zu denken.

Zu unſerm weitern Fortkommen miethten wir nun 6 Pferde auf 2 Tage nach Korinth, à 1 ſpaniſchen Piaſter für jedes täglich, und gingen für die Nacht nach unſerm Schiffe zurück, welches wir nach eingenommenem Frühſtück, zu unſerm großen Glück, des andern Morgens verließen, da der Wind ungünſtig blieb, und es auch noch für mehrere Tage zu bleiben verſprach.

Eine Landreiſe iſt in Griechenland, wie be-

greiflich, mit manchen Schwierigkeiten verbunden, da es bis jetzt nur zwei Chausseen giebt; die eine vom Piräus nach Athen, etwa ¾ deutsche Meilen, und die andere von Nauplia aus, ohngefähr 2 Meilen, und ich bin der Meinung, trotz aller Schwierigkeiten, von denen man mir gesprochen, daß es ein Mißgriff gewesen ist, nicht vor allem daran zu denken, das Reisen nach Griechenland und besonders nach Athen, sowohl durch Dampfschiffe als durch bequeme Straßen, auf alle und jede Art zu erleichtern. Reisen will einmal jetzt die ganze Welt. Die meisten Reisenden sind bekanntlich fürs erste Engländer und dann Russen. Aber auch alle andern Nationen sind es mehr oder minder geworden: Frankreich ist ein offnes Buch, man kennt es auswendig; Deutschland, besonders die Rheingegenden, nicht minder; auch in Italien und der Schweiz ist man hinlänglich zu Hause; und was bleibt nun wohl zuerst dem wißbegierigen Reisenden anders

er-

erreichbar und wunschenswerth zu sehen, als Griechenland. Von Ancona nach Corfu geht eine regelmäßige Wasserverbindung. Wenn nun die griechische Regierung ihren ersten Plan verfolgt hätte, auf den man schließen muß, wenn man die mit vielen Kosten herbeigebrachten Kohlenlager in Patras sieht, und eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Corfu, Patras und dem Golf von Lepanto bis in die Plaine von Korinth eingerichtet hätte, so wären nur von da drei Stunden Weges bis Kallamachi völlig zu ebnen gewesen, von wo ein zweites Dampfboot die Reisenden in ganz kurzer Zeit nach dem Piräus geführt hätte.

Auf diese Art wäre nun schon Griechenland mit ganz Europa in der leichtesten und schönsten Verbindung, und eine Menge Fremder würden mit ihrem Gelde das Land bereichert haben, und die Kosten, welche der Bau der kurzen Straßenstrecke von Korinth nach Kallamachi, und der

Dampfböte, so wie deren Dienst, erfordert, könnten längst auf andere Art gedeckt seyn, wenn auch freilich das Chausseegeld und die Kosten für die Ueberfahrt nicht allein die Zinsen des ausgegebenen Capitals zu decken im Stande gewesen wären.

Da es nun aber einmal weder Dampfböte noch Chausseen, ja nicht einmal gewöhnliche Fahrwege giebt, so bestieg ich den Gaul, welchen man mir brachte, und worauf sich ein gewöhnlicher Packsattel befindet, auf dem man so unbequem wie nur immer möglich sitzt. Zwei Pferde waren für unsere Dienerschaft und zwei für unser Gepäck bestimmt. So viel Pferde, so viel Leute gingen nebenher.

Von Vostizza nach Korinth sind zwei Tagereisen, und der Weg längst dem Golfe ist entzückend schön. Den Parnaß sieht man auf der andern Seite des Wassers über die niedrigeren Berge hervorragen. Wälder, Felsen, Thäler,

mit

mit Korinthen meiſt bebaut, wechſeln ab, und man ſieht immer ſchöne Punkte. Die Einwohner in den Städten und Dörfern, namentlich die Männer, ſind meiſt reinlich gekleidet, öfters ſogar ſehr ſauber, denn Eitelkeit iſt eine der Hauptzüge des griechiſchen Charakters, und eitel in der Kleidung ſeyn, iſt beſſer als nachläßig, wir leben einmal in den Gegenſätzen; der Eitle iſt zum wenigſten gewöhnlich reinlich, der Nachläßige iſt es nie *).

Wenn ich vorher geſagt, der Ritt auf dem Packſattel ſey beſchwerlich, ſo ſind nicht minder viele Punkte hart am Golfe, wegen der Enge des Weges, gefährlich zu paſſiren. Ein einziger Fehltritt, und man ſtürzt in den Golf. Nur das Zutrauen, was man zu den Gebirgspferden hat, die ſtets mit der höchſten Vorſicht gehen, giebt einem Muth. Kleinen Flüſſen begegnet man in Menge. Hier fehlen faſt alle und jede Brücken, und die wenigen, welche, von Stein gebaut,

baut, existirt haben, sind in der letzten Revolution vernichtet worden. Je nachdem es nun mehr oder weniger geregnet hat, schwimmt man entweder mit seinem Pferde durch den Fluß, oder durchreitet ihn, doch muß man im letzten Falle die Füße meist hoch heben, und nachher wieder in den Strick hineinsetzen, der die Stelle des Steigbügels vertritt. In den sogenannten Chans oder Gasthöfen findet man keine Nahrung, als die man sich mitbringt und auch selbst bereitet, höchstens etwas Wein, der auf griechische Weise mit einer Art Harz versetzt ist, sehr gesund seyn soll, aber abscheulich schmeckt. Und doch giebt es Leute, welche lange in Griechenland gelebt, und gleich dem Kaffee mit dem Satze keinen andern Wein mehr trinken wollen.

So ohngefähr war unsere Reise die beiden Tage bis Korinth. Die erste Nacht kletterten wir im Chan eine Leiter hinauf, wo wir unter dem Dache unsere Matten gelegt fanden. Indes-

deſſen, wer ſchläft nach ſolchem Ritte nicht gut? Zur türkiſchen Zeit reiſte man mit einem Janitſcharen. Er warf die Leute aus ihren Wohnungen, zahlte keinen Groſchen, und der Grieche mußte ſich beehrt fühlen, den Fremden beherbergt zu haben; reiſte aber gar ein vornehmer Türke, ſo mußte noch, nach Lady Wortley Montague, ein ſogenanntes Zähnegeld bezahlt werden, für die Ehre, die er ſeinem Wirthe angethan, bei ihm zu ſpeiſen. Jetzt heißt es zahlen, und als wir unſern Chan verließen, hatten wir darüber noch einen Streit, der aber, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, durch eine Kleinigkeit mehr, als wir zu zahlen gedacht, bald geſchlichtet war.

Am zweiten Tage kamen wir gegen 3 Uhr Nachmittags in Baſilicon an, wo ſonſt das berühmte Sicyon geſtanden hat, und beſchloſſen, unſer Mittagsmahl außerhalb der Stadt einzunehmen. Eine Menge Volks ſtand in unſerer Nähe, und beſchauete uns mit großer Aufmerkſam-

samkeit, die sich indessen noch bedeutend vermehrte, als ich meine kleine Reisetoilette eröffnete, und es die zur Reinlichkeit nöthigen Instrumente darin entdeckte.

Was ist doch alle Herrlichkeit der Welt! Berühmtes, jetzt dahin geschwundenes Sicyon! Auf deinem Boden, wo einst bewundernswürdige Maler und Bildhauer erzogen wurden, wo der Dienst des Bachus durch Flötenspiel und Tänze gefeiert ward, die dem Schauspiele die Bahn brachen, wo die Bildung der Frauen in Griechenland sprüchwörtlich geworden war; dort setzen jetzt einige englische Scheeren und Messer alles in Erstaunen, während deine Fläche wahrscheinlich noch so manches kostbare Erzeugniß deiner frühern Kunstschulen deckt, das den unsrigen als Muster und unsern Kunstjüngern als Vorbild dienen könnte. Doch die mütterliche Erde ist geblieben und der Geist des Menschen. Wer wollte an Griechenlands Wiedergeburt,

wenn

wenn auch in ganz veränderter Geſtalt, verzweifeln!

Unſer Mahl war bald beendet. Die Pferde wurden wieder beſtiegen, und in kurzem erblickten wir die fruchtbare, reizende und meiſt vortrefflich angebaute Ebne von Korinth, und ſahen Akrokorinth hochgethürmt darauf liegen.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken *).

Da glaubte ich die Kraniche des Ibycus über mir fliegen zu ſehn, ich ſah den herrlichen Sänger blutend im Walde, ich ſah die Eumeniden ihr furchtbares Amt verrichten, ſah die Mörder ergreifen und die Nemeſis walten; Poeſie ſchien mir zur Wahrheit zu werden. Der heiterſte Himmel, der ſchönſte Sonnenſchein, begünſtigte dabei meine begeiſterte Stimmung, ich vergaß Stürme, Schiff, ſchlechtes Lager, und alles andere Ungemach, denn die Belohnung übertraf bei weitem alle Mühſeligkeiten. Ich fühlte, ich

war

war nicht umsonst gereist. — So ging es auf der köstlichen Ebne von Korinth bis nach der Stadt selbst, wo ich freilich von meiner hohen Stimmung etwas herunter gezogen ward; denn, Nauplia ist eine ganz europäische Stadt, Athen wird täglich schöner, Patras nimmt an Wichtigkeit zu, und selbst Vostizza hebt sich, aber Korinth, das einst so berühmte Korinth, ist jetzt ein trauriger Ort. Schon das Wirthshaus, was man mir als erträglich geschildert hatte, war ein scheußlicher Aufenthalt, sämmtliche Häuser in der Stadt waren völlig unbedeutend, in einer der Straßen ward eine Auction gehalten. Hinter dem Gasthause standen die Ruinen eines Tempels [7]), in wenigen Säulen bestehend, und eine von Capo d'Istria angefangene Schule, an der aber nicht fortgebaut wird. Aber war auch der Gasthof miserabel, so war doch die Treppe desselben merkwürdig, und erinnerte an eine längst vergangene Zeit, denn drei und obenein sehr zierlich

lich gearbeitete Rosetten waren auf dem Absatz zu sehn, und, will man es glauben, diese und die eben erwähnten wenigen Säulen richteten mich wieder auf.

Und so sey es ein für alle Mal gesagt: Reisen ist ein Geschäft wie jedes andere, und so wie, wer blos aus Pflichtgefühl arbeitet, nie wahre Freude bei der Arbeit empfindet, eben so bleibe derjenige Reisende zu Hause, der nicht, es sey bei einer Naturschönheit, oder bei Werken der Kunst, alles Ungemach völlig vergißt, das er so eben erst empfunden, oder an dasjenige denkt, was ihm noch bevorsteht.

Um 6 Uhr des andern Morgens hatten wir schon Korinth hinter uns, nachdem ein bösartig bellender Hund mir die Nacht wenig Schlaf gegönnt hatte, und wanderten, ich dieß Mal zu Fuß, denn es gab keine Ströme zu durchschreiten, dem oben erwähnten Kallamachi zu. Dort angekommen, nahmen wir ein Boot, von einem

Vater und seinen beiden Söhnen regiert, und hofften etwa in 10 bis 12 Stunden im Piräus angelangt zu seyn. Indessen auch hierin wurden wir getäuscht. Ein fürchterlicher Regen und völlige Windstille hielten uns drei Stunden in einer Bucht fest, und dann ging es ans Rudern. So befanden wir uns des andern Morgens gegen 7 Uhr bei Salamis, wo einst Xerres blutete, und rechts erblickten wir Aegina mit den Ruinen seines auf dem höchsten Punkte gelegenen Tempels. Bis 1 Uhr ging es nur durch stetes Rudern höchst langsam vorwärts, als wir endlich ganz in der Entfernung den Piräus voller hübscher Häuser und Schiffe erblickten, worüber mein Reisegefährte nicht wenig erstaunte, da er noch vor drei Jahren dort nur ein einziges Haus gekannt hatte.

Endlich kam ein angenehmer Wind, welcher der vom Rudern ganz ermatteten Familie sich auszuruhen vergönnte, und uns immer näher

und

und naher trieb. Da glaubte ich die Akropolis zu erkennen. Mein Herz ſchlug hoch, und in einer Stunde war das Anker geworfen. Eine ruſſiſche, zwei franzöſiſche Fregatten, ein griechiſcher Cutter und viele andere Handelsſchiffe lagen uns zur Seiten; alles hatte das Leben einer aufblühenden Handelsſtadt mit Magazinen, Kaffee- und Billardhäuſern, und nachdem Zoll- und Paß-Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, ſaß ich in einem Einſpänner, ſo gut er zu finden war, und fuhr auf einer ſehr ſchönen Chauſſee nach Athen zu.

Auf dieſer Fahrt iſt nun der Wachsthum eines neuen Staates nicht zu verkennen. Unzählige Gräben leiten das Waſſer von Athen und den nun trocken gelegten Ölivenwäldern dem Meere zu, und haben die frühere ſcheußliche Luft völlig gereinigt, und auf beiden Seiten der Chauſſee ſieht man eine Maſſe neu angebauten Landes. Je näher wir Athen kamen, je mehr

 nahm

nahm das Leben auf der Straße zu. Wir begegneten bayerisch-griechischen Officieren zu Pferde und zu Fuß, Gensd'armen, deren es an 1700 giebt, blos Griechen und von hohem Nutzen, Damen, Bauern und Bäuerinnen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; genug! man näherte sich einer europäischen Stadt. Dann fuhr mein Wagen beim Tempel des Theseus vorbei, in welchem sich jetzt ein großer Theil der ausgegrabenen Alterthümer befindet, und rechts weiterhin blieb die Akropolis mit ihren Wundern. Jetzt aber gab es nichts als neuere Ruinen, neuere Häuser von verschiedener Bauart, und in einer engen Straße hielt mein Wagen vor einem offenen Thorwege still, der durch einen kleinen reinlichen Hof vom Haupthause getrennt ward. Es war das Hôtel d'Angleterre des Herrn Casali, in welchem ich mich mit einem kleinen Zimmer begnügen mußte, da der berühmte Verstorbene die besten inne hatte, der auch selbst bald, mit

gro-

großem Strohhute bedeckt, von einem Spazierritte zurückkehrte. Ich freuete mich herzlich, den originellen reisenden Landsmann wieder zu sehn, mit dem ich zusammen dasjenige als Handwerk betrieb, woraus er eine Kunst gemacht, und um 7 Uhr saß ich bei ihm zu Tische, verzehrte ein durch einen französischen Künstler bereitetes herrliches Diner, und indem die Worte Tunis, Algier, Athen, Neapel und Berlin (denn wer spräche unter Landsleuten in der Fremde nicht voller Wärme von der Heimath und seinen Freunden) bunt durch einander gingen, schlürften wir gemächlich einen vortrefflichen Non mousseux, und berauschten uns dabei, wenn nicht im Weine, doch in Erinnerungen von dem, was wir erlebt, und ich in Erwartung dessen, was mir zu sehn und zu erfahren die folgenden Tage bevorstand.

Anmerkungen.

1. Rom. Eine Elegie von Auguſt Wilhelm Schlegel, gewidmet der Frau v. Stael, die mit den Worten anfängt:

Haſt du das Leben geſchlürft an Parthenopes üppigem Buſen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.

2. El Saſſone. Saſena von den Alten genannt.

3. Da ich vermuthen muß, daß Niemand, wenn er auch nicht ſchön ſey, abſichtlich häßlich werden will, ſo ſehe ich mich verbunden, einem jeden, in warmen Ländern, zur See Reiſenden, zu rathen, ſeine Kopfbedeckung, ſelbſt ohne Sonnenblick, ſtets ſo einzurichten, daß ſein Geſicht

nicht

nicht zur Maske wird, wie es mir geschehen. Da nämlich, während des Sturmes, Tages zuvor kein Sonnenblick uns erfreuete, so hatte ich die gewöhnliche Vorsicht unterlassen, beständig den Hut auf dem Kopfe zu haben, und eben so nicht daran gedacht, das Tuch, welches ich für die Nacht darum gewickelt, abzunehmen.

Wie erschrak ich aber nicht, als ich zu Corfu an den Spiegel trat, und denjenigen Theil meiner Stirn, wo im Halbzirkel das Tuch gesessen, so weiß wie möglich fand, und den ganzen übrigen Theil meines Gesichts vom tiefsten Braun gefarbt erblickte, und so das Ganze das Bild eines Schauspielers gab, der die Rolle eines Alten so eben gespielt, und die Perruque abgenommen, unter der alles weiß ist, während die dunkele Malerei noch auf dem übrigen Theile seines Gesichtes sitzt.

1. Seitdem ich dieses schrieb, erschien in der preußischen Staatszeitung ein Auszug aus dem

 Os-

Osservatore Triestino, worin daſſelbe Phänomen noch genauer beſchrieben wird, der Entdecker der ehemalige Steuereinnehmer Georg Stevens iſt, und das Gefäll auf 20 Zoll angegeben wird. Die neu angelegte Mühle vermahlt hiernach in 24 Stunden 36 Centner Getreide.

5. Will man einzelne Räubereien, welche ſeitdem in Griechenland, namentlich in Acarnanien, vorgefallen, Rebellion nennen, ſo wäre freilich noch Stoff zu Beſorgniſſen vorhanden. Da aber jeder, mit den Zuſtänden Vertrauter, dieß wohl von keiner Bedeutung für die Sicherheit des Thrones halten wird, worauf es hier nur allein ankommen kann, ſo glaube ich, in meiner Behauptung: daß ſeit dieſer Schlacht Ruhe und Frieden in Griechenland geherrſcht habe, nicht zu weit gegangen zu ſeyn.

6. Die Reinlichkeit der Bewohner in verſchiedenen Theilen Griechenlands iſt wirklich höchſt bemerkenswerth, und beſonders zeichnet ſich darin

die

die Inſel Hydra aus. Nicht zufrieden indeſſen, daß Kleidung und Wohnung ſich dieſes Vorzuges erfreuen, dehnen die Hydrioten ihn auch auf die Bereitung der Lebensmittel ſehr ſorgſam aus, und von einem höchſt glaubwürdigen Augenzeugen bin ich verſichert worden, daß in jeder Wirthſchaft es Sitte ſey, mit dem zum Mahlen beſtimmten Getreide dieſelbe Operation im Hauſe ſelbſt vorzunehmen, welche wir bei den Kaffeebohnen in Anwendung bringen, und die ſchlechten Körner fortzuwerfen. Dafür ſoll aber auch, wie begreiflich, das Brod von der ſchönſten und beſten Beſchaffenheit ſeyn.

7. Man wundert ſich vielleicht, daß mir über dieſe Gegenden nicht lateiniſche oder griechiſche Citationen einfallen. Aber ſind Schiller und Göthe nicht den Claſſikern gleich, und iſt unſere Kindheit nicht ſo gut mit ihnen, als mit den Dichtern der Alten verfloſſen?

8. Dieſer Tempel war, allen Reiſebeſchrei-

bun-

bungen zufolge, wahrſcheinlich der Tempel des Apollo, deſſen Pauſanias, nahe am Forum, auf dem Wege nach Sicyon zu erwähnt. Wheler ſpricht von 11 Säulen, die er ſah, der jüngſt verſtorbene Dodwel nur von 7, woraus auch in dieſem Augenblicke die Ruine noch beſteht. Die Säulenordnung iſt die doriſche. Auf 18 Fuß Umfang unten haben die Säulen nur 23 Fuß Höhe, den Knauf mit inbegriffen. Die Architraven haben 12 Fuß Länge, und ſind aus einem Stücke.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Flüchtige

Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Zweites Heft.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'schen Buchhandlung.

Aufenthalt zu Athen,

Reise

über

Syra und Smyrna

nach

Konstantinopel.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'schen Buchhandlung.

Einleitung.

Bei dem Erwachen eines beinahe vergeſſenen Landes aus einem langen Schlummer, überflügeln die Veränderungen, welche beabſichtigt werden, gewöhnlich die Zeit, ſo träge ſie auch oft in ihrem Fortſchreiten dem Ungeduldigen erſcheinen mögen.

Noch iſt kein volles Jahr verfloſſen, ſeit ich den griechiſchen Boden verließ, ja ſelbſt nur wenige Wochen, daß ich die vorliegenden Blätter beendete, und ſchon haben dort, Dank ſei es zuvörderſt der im

In-

Innern des Landes beinahe völlig befeſtigten Ruhe, ſo viele, ſo bedeutende Veränderungen ſtatt gefunden.

Künſte und Wiſſenſchaften heben ſich, die Landeskultur ſchreitet unaufhaltſam fort, Athen ſteigt aus ſeinen Ruinen immer mehr und mehr empor, und die Baudenkmale der frühern großen Periode werden aus ihrem Schutt hervorgezogen, und liefern die reichlichſte Ausbeute.

Eine neue Univerſität iſt gegründet. Ihr ging der Verſuch zur Verbeſſerung der Sprache voran. Möge es nun ihr Hauptaugenmerk ſein, das angefangene Werk fortzuſetzen, um durch die Sprache, dieſes mächtige Vehikel für alle Kultur, zur fernern Bildung des Neugriechiſchen Volkes beizutragen.

Aber auch eine wichtige Miniſterial-Veränderung hat auf den Wunſch des bis-

bisherigen Staatskanzlers statt gefunden, welche der König in den gnädigsten Ausdrücken zu genehmigen, und ihm einen Nachfolger zu bestimmen geruht, dem ebenfalls der Ruf eines ausgezeichneten Geschäftsmannes vorausgegangen ist.

Von allem das wichtigste bleibt indessen immer die Vermählung des Monarchen mit einer liebenswürdigen und dem griechischen Volke von früher Jugend an freundlich gesinnten Prinzessin.

Die Rückkehr des Herrschers verleiht Leben, reges Leben dem Lande, und erweckt von neuem die Hoffnung, daß der Blick desselben erforschen werde, wo und woran es noch fehlt.

Ein altes französisches Sprüchwort sagt:

Rien de tel, que l'oeil du Maitre
Excepté celui de l'Amant.

Aber aus der Herrscherin wohlwollendem Blick strahlt stets die Sonne, die dieses Leben erwärmt, und so möge sie, die Herrscherin, der Ring sein, welcher, in glücklicher Ehe, die zwischen Fürst und Volk früher nur leicht geschlungenen Bande unauflöslich knüpft, und mit liebevollem Willen die Interessen des Gemahls mit denen seiner Unterthanen für Zeit und Nachwelt innigst zu verschmelzen wissen.

v. Arnim.

Reiſeſpruch.

Willſt du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Goethe.

Meine erste Nacht zu Athen ging zu Ende; ich hatte sie köstlich verbracht, und die Erwartungen, welche mich Abends zuvor beseelt, sollten nun in Erfüllung gehn, als Fürst Puckler in Reisekleidern an mein Bette trat, um von mir, für einige Tage, Abschied zu nehmen, weil er das Schlachtfeld von Marathon bereisen wollte. Schon Tages vorher hatte er mich aufgefordert, von der Parthie zu sein, aber, theils Ermüdung, theils der Wunsch, zuerst Athen mit seinen Umgebungen kennen zu lernen, hatten mich bewogen, den Vorschlag abzulehnen, und so ließ ich ihn allein

abreiſen, was ich nachher um ſo weniger zu bedauern hatte, da das Wetter, während der Reiſe, durchaus ungünſtig geweſen war.

Indeſſen zog ich mich raſch an, und ſäumte nicht, nach eingenommenem Frühſtück, zuerſt den Preußiſchen Geſandten, Grafen Lusi, und den Bayeriſchen, H. v. Kobell, zu beſuchen. Wenn auch Athen klein iſt, ſo wird es immer ſchwer, ſich in einem Orte zurecht zu finden, in welchem es noch ſo viele Ruinen als hier giebt, da bis jetzt nur drei wahrhaft gerade Straßen angelegt worden, die ſämmtlich noch ungepflaſtert ſind. Mein Lohnbedienter, ein junger zierlicher Grieche, in der Landestracht, mochte dabei, um ſich unentbehrlich zu machen, vielleicht nicht gerade die nächſten Wege nehmen, und ſo dauerten die wenigen Viſiten eine ziemliche Weile.

Wenn man nun die Stadt in ihrem jetzigen Zuſtande anſieht, ſo wird es jedem einleuchtend, daß noch viel zu thun übrig iſt, ehe ſie ſich mit

an-

anderen Hauptstädten gleichen Ranges wird messen können, denn der eigentlichen schönen Gebäude sind nur wenige vorhanden, und die meisten davon gehören der Regierung. Nur die Nothdurft hat die Athenienser zu bauen gezwungen, und daher findet man meist kleine mannschtliche Häuser, und selbst größere in schlechtem Geschmack aufgeführt. Ja, die Athenienser selbst scheuen sich nicht, um sich von jedem Vorwurfe zu reinigen, die meiste Schuld geradezu den deutschen Handwerkern zur Last zu legen, und behaupten, daß die ihrigen vieles würden besser gemacht haben. Wahr oder nicht wahr, so ist wenigstens so viel gewiß, daß wie bei jeder neuen Besitznahme, so auch in jedem Lande, das plötzlich eine veränderte Gestalt bekömmt, die auch neue Bedürfnisse schafft, sich immer eine Menge von Menschen unaufgefordert einfinden, welche zu Hause, meist durch ihre eigne Schuld, Bettler geblieben, oder es geworden sind, und ihre schwa-

chen Kenntniſſe nun dem fremden Lan mittheilen wollen, was auch hier der Fall geweſen zu ſein ſcheint.

Den Grafen und die Gräfin Luſy fand ich wohl und munter. Beide nahmen mich freundlich auf, und ſuchten mir den an ſich ſchon intereſſanten Aufenthalt in Athen durch ihr Entgegenkommen bei jeder Gelegenheit nur noch zu verſchönern. Eine Tochter der verſtorbenen, verwittweten Marquiſe von Landsdown, in deren Hauſe in England ich viel und oft geweſen war, hatte Gräfin Luſy, welche ich dort noch unverheirathet gekannt, ihrer Mutter Güte für mich als Erbtheil bekommen, und gab mir davon tägliche Beweiſe. Herrn v. Kobell fand ich von früherem bedeutenden Unwohlſein noch ſehr angegriffen, ſonſt aber war er ganz derſelbe liebenswürdige Geſellſchafter, wie früher, und da er, wie es heißt, nicht wieder nach Griechenland zurückkehrt, ſo wird ſeine Abweſenheit von ſeinen

Her-

Herren Collegen, wenigſtens in der erſten Zeit, ſicher ſchwer vermißt werden.

Mit Graf Luſy beſuchte ich nun zuerſt den Grafen Armansperg, und dann diejenigen ſeiner Herren Collegen, welche mir noch unbekannt waren. Das Clima, häusliches Unglück, und gewiß der mühevollſte, undankbarſte aller Poſten der Welt, hatten an des Grafen Geſundheit ſcharf genagt. Indeſſen war er ſchon ſehr in der Beſſerung, und Zeit und eine ruhigere Lage als früher, werden wahrſcheinlich das übrige zu ſeiner völligen Wiederherſtellung gethan haben. Zuletzt beſuchten wir den früheren Juſtizminiſter Herrn Schinas, den Königlichen Hofmarſchall Grafen Zaporta, den Königlich Sächſiſchen Conſul Herrn Feraldi, an welchen ich von Neapel aus, vom Hauſe Rothſchild, empfohlen worden, und ſo waren die erſten nothwendigſten Viſiten beendet, welche, in der gewöhnlichen europäiſchen Form, gewiß nicht ahnen ließen, daß, vor noch

nicht

nicht einem Jahrzehnt, der Halbmond hier zu leuchten aufgehört, und der Sonne einer höheren Kultur Platz gemacht hatte.

Aber in den Straßen war dieses noch auffallender. Ganz europäische Boutiquen mit deutschen und griechischen Inschriften, bayerisches und griechisches Militair in europäischer Tracht, und, sonderbar genug, das letztere absichtlos ganz mit den bayerischen Farben, welche Griechenland sich gewählt, noch ehe ihm der Gedanke gekommen war, einen bayerischen Fürsten zum König sich zu erbitten; ferner, deutsch und griechisch durcheinander gesprochen, Wirthshäuser mit deutschen Wirthen und deutscher Küche, und überhaupt alles, was ich sah, mehr europäisch als eigentlich griechisch gestaltet; denn selbst die Fustanella verschwindet, zum wenigsten in den höhern Klassen, immer mehr und mehr, und eben so ist bei den Frauen der höhern Stände von griechischer Tracht so gut wie gar nicht mehr die Rede.

Un-

Unter den Ueberbleibseln von Athens ſruberen Wunderwerken ſind nun wohl die Ruinen des Tempels des olympiſchen Jupiters die impoſanteſten, und gewöhnlich auch die erſten, die jeder Reiſende beſucht, weil ſie ihm am nächſten liegen. Und ſo that auch ich.

Die erſten Ueberreſte antiker Bauart, welche ich in meiner Jugend ſah, waren die noch ziemlich wohlerhaltenen Gebäude von Nismes, die Maison carrée, das Amphitheater, Pont du Gard etc. Es war im Winter 1802 zu 1803, als ich zu Avignon ſchon ſehr unwohl aus Marſeille anlangte, und eigentlich entweder dort bleiben, oder ſogleich weiter nach Lyon hätte reiſen ſollen. Meine Ungeduld indeſſen, dieſe berühmten Alterthümer zu ſehn, war ſo groß, daß ich alles Unwohlſein überwand, nach Nismes hin und zurück reiſte, ſtaunte und wieder ſtaunte, und darüber ſchwer erkrankt, endlich zu Lyon anlangte. Seitdem hatte ich nun den größten Theil alter Tem-

pel,

pel, Theater und Ruinen in Europa geſehn, ſo daß ich nicht mehr glaubte, von etwas der Art überraſcht zu werden. Und doch war es hier zu Athen mit dem Tempel des olympiſchen Jupiter der Fall. Ich gebe die Eindrücke wieder, wie ſie ſich mir bei dem, was ich geſehn und erlebt, ſtets gebildet haben. Ich wünſchte aber auch nicht als lächerlicher Enthuſiaſt mich darzuſtellen, und ſehe mich daher genöthigt, ſo kurz wie möglich die Ueberreſte dieſes Tempels zu beſchreiben, um dem theilnehmenden Leſer meine Gefühle begreiflich zu machen:

Siebenhundert Jahre ward an dem Tempel gebaut, Piſiſtratus gründete ihn, da wir die älteſte Gründung durch Deucalion als Fabel annehmen müſſen. Nach Spartian vollendete ihn Hadrian, und errichtete darin die Bildſäule des Gottes. Ariſtoteles vergleicht ihn den egyptiſchen Pyramiden. Der Tempel beſtand aus einer Cella, umgeben von einem Periſtyle, der viermal

10 Säulen in der Vorder- und Hinter-Fronte, und zweimal 20 an jeder Seite hatte.

Von den 128 Säulen korinthiſcher Ordnung, 6 Fuß 6 Zoll im Durchmeſſer, und an 60 Fuß hoch, ſtehn aber nur noch 16. Und dieſe 16 Säulen erfüllten mich mit einer höhern Bewunderung, mit einem freudigern Erſtaunen, als alles, was ich ſeit der Zeit, wo ich Rismes Alterthümer ſah, je erblickt habe. Rieſenmäßig ragten ſie in ihrer Pracht über mich empor; ihre rothgelbe Farbe, welche der weiße pentelikſche Marmor mit der Zeit annimmt, verleiht ihnen dabei im Sonnenſchein einen gewiſſen eignen Glanz, und wenn ich der 128 dieſer koſtbaren Säulen mit Enthuſiaſmus gedachte, und man dieſes Wort nicht wollte gelten laſſen, ſo mußte daſſelbe aus dem Wörterbuche geſtrichen werden, denn wo wäre in Europa ein ſolches architektoniſches Rieſenwerk zu finden, wenn auch bei genauerer Anſchauung dieſe Säulen an wahrer Schönheit und

gutem Geschmack denen des Parthenons und der Propyläen nicht zu vergleichen sein möchten.

Wir gingen zur Stadt mit ihren neuern Trümmern, mit ihren neuen Häusern zurück, und gedachten noch häufig der Vergangenheit, bis wir zur Wohnung des Grafen Lusy gelangt waren, wo eine heitere Gesellschaft uns zum Diner erwartete, und mich auch mit der Gegenwart wieder befreundete. Einige der Herren Collegen des Grafen machten nach Tische mit ihm ein Whist, die Pfeifen wurden gebracht, und mit dem Rauche, der ihnen entstieg, entschwand mir auch völlig die Idee an die Vergangenheit. Aber auch der Thee ward nicht vergessen, und so fand ich mich bald zu Athen völlig zu Hause, so wie ich es nur in Wien oder Berlin sein konnte, und verbrachte meinen Abend sehr angenehm.

Der wichtige Sieg über die Rebellen, dessen ich bei Gelegenheit meiner Landung zu Patras Erwähnung gethan, bildete in dieser Zeit den

Stoff

Stoff der Unterhaltung. Er verlieh der Regierung eine bedeutende Stärke. Ein wohl unterrichteter Grieche, welcher mich Tages darauf besuchte, sagte mir: „Ein Hauptunglück ist, daß das Gouvernement sich wegen der verschiedenen Aufstände stets genöthigt gesehn, eine für seine Finanzen unverhältnißmäßig große Armee zu unterhalten, die hoffentlich nun verkleinert wird, so daß namentlich das bayerische Militair und die fremden Officiere nach ihrem Vaterlande zurückgesendet werden können" [1]). Er ließ sich mit einigem Aerger über die Fremden aus, aber nicht anders, als ich es noch in jedem Lande gefunden, wo Fremden für einige Zeit die Herren geworden sind. Das Nationalgefühl bleibt immer verletzt; indessen frage ich nur jeden Unparteiischen, der die griechische Nation kennt, ob er glaubt, daß bei einem Volke, wo Rumelioten, Hydrioten, Mainotten unter sich uneinig, ja letztere, die Mainotten, wieder in Parteien getheilt, eine vernünf-

tige

tige National-Regierung sich sobald hätte gestalten können, und ob, wenn man sie ganz allein hätte handeln lassen, nicht endlich die Pforte von ihren Zwistigkeiten würde Nutzen zu ziehen gewußt, und sie von neuem unterjocht haben. Daß man ihrer Eitelkeit vielleicht nicht gehörig geschmeichelt, und ihnen nicht scheinbar mehr Antheil an der Regierung gegeben, mag ein Fehler gewesen sein; aber etwas mußte zuerst von oben geschehn, das ihnen Gehorsam gegen europäische Ordnung einflößte, und den Geschäften einen regelmäßigen Gang verlieh.

Unter diesen und andern Gesprächen hatte ich mich angezogen, und beschlossen, mit meinem neuen Bekannten nach dem Platze des neu anzulegenden Schlosses zu gehn, das unter der Leitung des Oberbaurath Gärtner zu München gebaut wird.

In der That hätte man keine schönere und gesundere Lage für ein großes Schloß wählen kön-

kömen. Ueber die Stadt hinaus lehnt es ſich, auf einer ſehr allmählig ſteigenden Anhöhe, an den Hymettus. Vor demſelben liegt der Garten, und dann die Stadt, deren größte Straße, um durch ihre Länge nicht zu ermüden, durch eine frühere Moſchee, nunmehrige chriſtliche Kirche, gebrochen wird. Rechts ſieht man eine ſchöne Fläche, von Bergen umringt, gerade über, jenſeits der Stadt, Olivenwälder, links von derſelben, gleichſam dazu gehörig, die Akropolis, und in weiter Entfernung den Piräus mit dem Saume des Meeres. Nichts fehlt, als Bäume, denn der Olivenwald iſt zu entfernt, und leider koſtet es viel Mühe, viel Sorgfalt, ſie zu ziehen, da der Boden an ſich ſchon an der gehörigen Feuchtigkeit Mangel leiden ſoll, und, bei der afrikaniſchen Hitze im Sommer, nur ein beſtändiges Bewäſſern die jungen Bäume zu erhalten im Stande iſt. Dagegen trotzen ſie, einmal zu einer gewiſſen Höhe gekommen, ſo zu ſagen, der Ewigkeit.

Ich

Ich beſah das Fundament des neuen Schloſ-
ſes, das von pentelischem Marmor gebaut wird,
der, ſolch eine unendliche Zeit, gleichſam vergeſ-
ſen, nun wieder mit Kultur und Kunſt in Ver-
bindung gebracht werden ſoll, und ich begreife
den Jubel von Athens Bewohnern, wovon uns
die öffentlichen Blätter erzählen, als der erſte
Block angefahren kam, und ſeinen Platz zum Kö-
nigsbau angewieſen erhielt.

Aber die Erde um und unter Athen muß auch
noch eine Menge Kunſtſchätze bergen, welche nach
und nach an's Licht gezogen werden. So war
erſt wenige Tage vorher, nicht weit vom neuen
Schloſſe, ein Sarcophag mit Centauren und Lö-
wen, wovon die Arbeit aber nicht ganz vollendet
geweſen zu ſein ſcheint, ausgegraben worden,
der, gleich allen übrigen gefundenen Gegenſtän-
den, nach dem Tempel des Theſeus gebracht
ward, welcher aber unmöglich lange die ſich täg-
lich häufenden Gegenſtände wird faſſen können.

Dem

Dem Thore des Hadrian, der Laterne des Diogenes, auch Mahl des Lysicrates genannt, dem Monumente des Philopappus, dem Thurme der Winde, und beim Rückwege, in der Stadt selbst, der Agora, oder dem Gebäude auf dem Markte, war der übrige Theil des Morgens gewidmet. Fern sei es von mir, diese so oft und so vortrefflich von Stuart, Leake, Dodwell und Andern beschriebenen Monumente hier näher zu erklären. Doch kann ich nicht umhin, noch ganz besonders der Laterne des Diogenes, auch choragisches Mahl des Lysicrates genannt, zu erwähnen. Streiten wir uns nicht um den rechten Namen, sondern verbinden wir kühn beide Benennungen, da wohl nicht lieblicher, als mit einer solchen Laterne, sich die Beleuchtung bei Aufstellung eines gewonnenen Dreifußes denken läßt, welchen Lysicrates als Chorage davon trug. Denn ziemlich unversehrt ist gewiß die sogenannte Laterne das niedlichste Tempelchen, was man nur

sehn kann, und das auch Lord Byron so ansprach, daß er es für einige Zeit zu seinem Lesesplatze auserwählt hatte [2]).

In der That aber muß man es dem Reisenden, der nicht selbst Alterthumsforscher ist, verzeihen, und vielleicht es ihm vielmehr danken, wenn er nicht ausführlich alle Monumente beschreibt, die er gesehn, theils weil sie schon zu oft beschrieben sind, theils aber auch, weil es beinahe unmöglich ist, unter der Masse von Gegenständen, die sich namentlich in und um Athen zusammendrängen, bei einem kurzen Aufenthalte, alles treu und genau wieder zu geben. Ueberdies sollten die meisten Beschreibungen von Städten eigentlich nur dazu bestimmt sein, dem Nicht-Reisenden eine augenblickliche angenehme Unterhaltung zu gewähren, welchem, verläßt er einmal die Heimath, die mittelmäßigste gedruckte Beschreibung, gewöhnlich Guide genannt, besser zum Leitfaden dienen wird, als auch die vorzüglichste

lichste und genaueste aller Reisebeschreibungen es zu thun im Stande ist, weil, trotz allem Wunsche umfassend zu sein, doch jeder Schreibende sich gewöhnlich bei demjenigen besonders aufhält, was seinen Geschmack, seine Gefühle anspricht, und oft dasjenige weniger beachtet, was vorzugsweise einen andern Reisenden anzieht.

Abends sollte die Vorstellung bei seiner Majestät sein. Wagen giebt es nur wenige in Athen. Bei den noch ungepflasterten Straßen der Hauptstadt, und dem Mangel an guten Landstraßen, mit Ausnahme der einzigen Chaussée nach dem Piräus, bewegt man sich meist zu Pferde, oder zu Fuß, und die Gesellschaften des Abends werden daher, bei leidlichem Wetter, von den Männern meist eben so zu Fuß besucht, denen der Diener eine Stocklaterne voranträgt. Und so ging auch ich in voller Uniform nach dem einstweiligen Palais des Königs zu Fuß, indem ich nicht umhin konnte, dabei an das bekannte Bild

 des

genommen, förderte ich mir ein Mal, so gut ich konnte, aber zum Schlafen mußte ich mich mit der in solchen Fällen mir glücklicher Weise stets eig'nen Ueberwindung des Ekels versehn, da der einzige Fleck zum Schlafen auf solchen kleinen Fahrzeugen, des Capitains miserable Cajüte ist, wo blos schmutzige Matratzen nebst Kopfkissen ohne Ueberzug, zu finden waren.

In der Nacht erreichte nun der Sturm die größtmögliche Höhe, und die Furcht, das Schiff könne vom Anker gerissen werden, bedingte das Legen eines zweiten Ankers. So brach der Morgen unter traurigen Vorbedeutungen an, und der Tag verging in Besorgnissen, als gegen Abend, bei etwas milder gewordenem Wetter, 3 Albaneser in ihrer höchst malerischen Kleidung, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, und den ausdruckvollsten Gesichtern, an das Schiff gerudert kamen, und der eine, in ganz gutem Italienisch, uns um Nahrungsmittel bat, weil der Sturm

sie

ſie auf der Inſel zurückgehalten habe, und ihre Proviſion erſchöpft ſei. Der Capitain hatte erſt nicht große Luſt, ihnen etwas zu reichen, und meinte: Alles dieſes wären arge Spitzbuben, die ein anderes Mal, wie ſchon geſchehen wäre, auf die Corriera geſchoſſen hätten; auf mein Zureden indeſſen warf er ihnen Brod und etwas Fiſche in den Kahn, und ſo zogen ſie von dannen.

Wer zur See geweſen, wird wiſſen, daß bei einem anhaltenden Sturme, der Regen gewöhnlich denſelben beendet, und auch einer Aenderung des Windes vorangeht. Die erſten Tropfen Regen, welche bald darauf neben mir niederfielen, belebten daher meine Hoffnung ungemein, und beruhigter als Abends zuvor, kroch ich bei Einbruch der Nacht auf mein ſchmutziges Lager zurück.

Kurz nach Mitternacht ſchlug endlich der Wind um, die Anker wurden allmählig gelichtet,

und

für eine Beschränkung der Freiheit halten, und selbst gedruckte Klagen habe ich darüber gelesen. Wenn man aber die Zerstörungswuth der Meisten kennt, die nicht daran zu denken scheinen, daß ein Haar nach dem andern ausgerissen, zuletzt einen Kahlkopf macht, wenn man ihre Freude bedenkt, sobald sie, zu Hause wieder angelangt, ein Stückchen Marmor vorzeigen können, indem sie glorreich ausrufen, als wenn sie in einer Schlacht, mit Gefahr ihres Lebens, eine Beute gemacht: „dies habe ich von dem Parthenon oder den Propyläen abgebrochen, dies vom Grabe der Julie, dieser Knochen ist von Murten, dieser Schädel vom Schlachtfelde von Waterloo," und nun Marmor, Knochen, Schädel u. s. w. unter Flaschen von Eau de mille fleurs und chinesischem Porcellan aufstellen, so muß man die Vorsicht der Regierung loben, die nicht einem jeden vergönnt, diese Heiligthümer so geradezu, ohne eine gewisse Kontrolle, zu besuchen.

Ohn-

Ohngefähr dem Tempel des Jupiter gegenüber, betraten wir nun die neue Straße, welche zur Akropolis hinauf führt. Sie ist breit und hübsch angelegt, und mit Bäumen von beiden Seiten bepflanzt, die aber auch hier leider kein gutes Fortkommen haben. Rechts von der Straße kömmt man bei einigen Ueberresten antiker Mauern, aus großen Steinen bestehend, vorbei, und dann an eine Grotte, von der Pausanias, als über dem Theater des Bacchus gelegen, spricht, wovon man indessen nur die in den Felsen gehauenen Rundsitze, und einen Theil der aufgemauerten Seitenwände erkennen kann. Die Straße wendet sich nun immer rechts, und das erste, was man erblickt, sind die Propyläen, ein Name, der mir, von den frühesten Zeiten meines Lebens her, noch in den Ohren summt, weil damals das Brandenburger-Thor in Berlin danach zu bauen angefangen wurde, und ein jeder es im Munde führte, ja die meisten, ohne eigentlich

einen

einen Sinn damit zu verbinden, ruhig nachbeteten: Das Brandenburger-Thor wird nach den Propyläen gebaut.

Das Brandenburger-Thor ist sicher eins der herrlichsten Baudenkmäler neuerer Zeiten, und wenn auch nur Nachahmung, so muß man den Meister, Namens Langhans, ehren, der es vorzog, ein so großartiges Gebäude fast gänzlich nachzuahmen, als der sehr begreiflichen Neigung zu fröhnen, etwas zu erfinden, und vielleicht etwas minder schönes zu liefern. Die Propyläen bilden den Eingang zur Akropolis oder obern Stadt, im Gegensatze von Katapolis oder untern Stadt, woraus in frühern Zeiten Athen bestand.

Die Propyläen machten auf mich nicht ganz den Eindruck, welchen ich mir davon versprochen, weil ich mir ein eben so kolossales Gebäude, als unser Brandenburger-Thor darunter gedacht hatte. Indessen, wie verschieden kamen

mir

mir nicht zuerst die Proportionen vor, und wie wenig bleibt dem Beschauer zu sehn übrig? Sämmtliche Säulen stecken auf 26 Fuß Höhe, 18 Fuß tief in der Erde, ihre Zwischenräume wurden später vermauert, und werden erst jetzt wieder geöffnet. Der rechte Flügel ist verbanden, aber an der Stelle des linken ist im Mittelalter ein Thurm gebaut, vor dem der unterm Schutt hervorgezogene, ganz zerbrochene Tempel der Nike-apteros, der flügellosen Siegesgöttin sich befindet, welcher aber, in seinen Stücken unverletzt, jetzt wieder zusammengesetzt wird. Schon Dodwell behauptete, daß er dort gestanden, welches ihm von spätern Schriftstellern bestritten ward. Welche Freude für ihn, wenn er dessen Entdeckung noch erlebt hätte!

Weiterhin, und nach einer ziemlich genauen Ausmessung etwas über 300 Fuß davon, befindet sich, ohngefähr auf dem Gipfel der Akropolis, das Parthenon oder der Tempel der

Mi-

Minerva, deren koloſſale Statue, von Phidias in Elfenbein geformt und 46 Fuß hoch, reich mit Gold geziert, allein mehr denn 2000 Pfund gewogen haben ſoll. Alle Zierden deſſelben, die der Krieg verſchont hatte, ſind durch Lord Elgin davon genommen worden *). Eine ſonſtige Moſchee ſteht im Innern des Parthenon. Auch ſie dient jetzt zur Aufbewahrung der gefundenen Alterthümer. Hoffentlich wird ſie mit der Zeit verſchwinden.

Sämmtliche Gebäude auf der Akropolis ſtehn zu gedrängt neben einander, und erſcheinen daher beim erſten Anblick nicht ſehr bedeutend. Nach Dodwell nämlich haben die ganzen Mauern um die Akropolis nur 2500 Fuß im Umfange, und die Länge vom ſüdöſtlichen bis zum ſüdweſtlichen Winkel hält 1150 Fuß, die größte Breite kaum 500 Fuß. Welch ein ſchmaler Raum für ſolche Gebäude, als hier gebäuft ſtehn!

Die wahre Größe und Herrlichkeit der Gebäude

bäude der Akropolis entdeckt man erſt, wenn man ihre Conſtruction genau betrachtet, und ſo entfaltet ſich, einem großen Tonſtücke gleich, deſſen Schönheit uns erſt nach mehrmaliger Aufführung einleuchtet, bei jedem Beſuche etwas Neues, etwas Außerordentliches, ſo wie die Sorgfalt im Bau die frühern griechiſchen Architekten vorzugsweiſe vor allen ſpätern auszeichnet. So denke man ſich unter andern die techniſche Trefflichkeit in der Conſtruction der Säulen, an welche man nahe heran treten muß, um erſt zu entdecken, daß ſie nicht aus einem Stücke beſtehn, ſondern, gerade wie die meiſten bei uns, zuſammengeſetzt ſind, da die Verbindungsfuge nicht ſtärker als der Strich einer Stecknadel iſt. Und wer, frage ich, würde ſich wohl jetzt die Mühe geben, die innere Fläche des Marmors ſo zu glätten, und, wie Einige behaupten, dazu noch eiſerne Keile in die Mitte treiben, damit dieſer Effect hervorgebracht werde!

Das ſanfte Weiß des penteliſchen Marmors hat aber auch hier mit der Zeit jener ehrwürdigen röthlichgelben Farbe Platz gemacht, deren ich, beim Tempel des Jupiter, Erwähnung gethan, und unwillkührlich fiel mir dabei das neu zu erbauende Schloß wieder ein, das man in kurzem von hier aus in jungfräulichem Kolorit erblicken wird. Auch dieſes, dachte ich bei mir, wird einſt ſeine jugendliche Schönheit verloren, und die ehrwürdige Färbung dieſer Ruinen angenommen haben. Möge daſſelbe aber dann auch für alle Sympathie, die dem neuen Griechenlande geſchenkt worden, eine ehrwurdige Nation beſchirmen, welche die Tugenden ihrer Vorältern ererbt hat, ohne deren Fehler und Gebrechen zu theilen, deren ſie, ihrer meiſt unbewußt, noch in Menge beſitzt, und auf welche man, im Blicke auf Athen, von jenen Ruinen mit Schmerz hinabblickt.

Beim Hinuntergehn von der Akropolis beſuchte ich die Pnyr, nach Spon der Ort, wo

das

das freie Volk von Athen ſich berathſchlagte, und die Weber für ein Theater erklärte, weil es im Halbrund gebaut iſt. Die Mauer beſteht aus viereckigen, unregelmäßig geſchnittenen Felsblöcken, von denen die größten die ungeheure Länge von 12 Fuß auf 7 Fuß 1 Zoll Breite haben ſollen. Ein neuerer Reiſebeſchreiber ſagt: „Welch eine Stelle! Ich habe ſie mehrmals beſucht, ich ſaß auf ihr, da die Sonne hinter die Gebirge des Peloponnes verſank, ſo wie ich auf den Frieſen des Parthenon ſaß, da ſie heraufſtieg über den beerdeureichen Hymettus.“

In der That mußte uns alle Empfindung verlaſſen haben, wenn wir unter der Maſſe von großen Erinnerungen, die, im Blick auf die nächſten Umgebungen von Athen, bei uns aufſteigen, nicht von einem heiligen Gefühle ergriffen wurden, und wenigſtens das erſte Mal nur ſchauten, und wieder ſchauten, ohne gerade unſere Aufmerkſamkeit auf einzelne Gegenſtände zu lange

zu heften; und so sei es mir erlaubt, als den höchsten Punkt das Parthenon auszuwählen, und von ihm aus die Lage der Gebäude anzugeben, deren theilweise Pracht, theilweiser Rückblick auf ihre frühere Gestalt in Mitte der großen athenienſiſchen Ebne, von der See, den Olivenwäldern, dem Hymettus, Anchesmus und andern Bergen umringt, ein beſonderes Intereſſe geben.

Es giebt nämlich nur drei Punkte des Südens von Europa, wo man durch die Mannigfaltigkeit der noch ſtehenden Gebäude, oder deren Ruinen, in das öffentliche und häusliche Leben der Griechen und Römer eingeweiht wird, da alle übrigen nur getrennt von einander liegen. Dies ſind das Campo Vaccino zu Rom, Pompeji und der Blick von der Akropolis aus, ſowohl in der Nähe als in der Ferne.

Ich bin den Römern eigentlich nie gewogen geweſen. Man hört von Kindheit auf ſo viel von ihren Grauſamkeiten, Ungerechtigkeiten und

Bedruckungen der Schwächern, daß ihre Größe dahinter verſchwindet. Jeder nur irgend ſiegreiche Feind der Römer war aus dieſem Grunde ſchon damals nur theuer, und daher miſchte ſich auch auf dem Campo Vaccine, als ich mit einem Blick das Koloſſeum, die Triumphbögen, die Reſte der Tempel u. ſ. w. überſchaute, in das Staunen über ihre Bedeutenheit, ſtets ein gewiſſes unheimliches Gefühl, was meinem Enthuſiasmus Eintrag that.

Mit viel höherem Intereſſe überſah ich dagegen Pompeji, und lernte daraus das ganze häusliche Leben der Römer kennen, wiewohl es immer auffallend bleibt, ihre beſchränkten Wohnungen, wie ſie dem kleinſten, ſchwach bezahlten Rathe jetzt nicht anſtehn würden, mit den ſchönſten Moſaikfußböden, Alfresco-Gemälden, den ſauberſten Muſchelgrotten, den koſtbarſten Gefäßen geziert zu finden, und ſich eine ſelbe Verbindung der Pracht der Gegenſtände mit der Enge des

häuslichen Lebens schwer in Verbindung bringen läßt.

Von welchem bedeutend höhern Interesse als Rom und Pompeji erschien mir aber nicht der Blick, von der Akropolis aus, auf alles Gemäuer, sowohl in der Nähe, als in der Ferne.

Vor mir nach Norden zu erblicke ich nun zuerst, noch oben auf der Akropolis, den Tempel des Erechtheus und die Ruinen desjenigen der Minerva Polias, erst im letztern Kriege fast gänzlich zerstört. Am Fuße der Akropolis liegt Athen selbst, voller Geschäftigkeit und Leben, voller Ruinen und neuer Häuser, halb europäischer, halb orientalischer Kultur; hinter der Stadt steht der achteckige Thurm der Winde, dann weiter rechts die liebliche Laterne des Diogenes. Jenseits derselben erscheint das Thor, bald des Hadrian, bald des Theseus genannt. Lassen wir dem erstern die Ehre, es gebaut zu haben, er, der den Tempel des Jupiter vollendete, und

über-

überhaupt so viel für Athen gethan. In weiter Entfernung darüber hinaus liegt das Stadium, von dem aber nur noch einzelnes Mauerwerk vorhanden ist, und dann folgen die Ruinen des Tempels des Jupiter. Der Ilissus, ein unbedeutendes Flußchen, vom Stadium herkommend, wohin Hadrian eine Brücke hatte bauen lassen, die aber fast ganz zerfallen ist, fließt hinter dem Tempel vorbei. Wir erblicken nun den Hügel, nach Pausanias Museum genannt, weil der Dichter Musäus dort seine Verse gesungen, auf dem das sogenannte Monument des reichen Syriers Philopappus, jetzt noch aus zwei einzelnen Säulen bestehend, sich befindet; dann folgt die Pnyx, und der fast völlig erhaltene Tempel des Theseus, mit dorischer Säulenordnung, beschließt das Rundgemälde.

So ohngefähr stellt sich dasselbe innerhalb der Berge Hymettus, Anchesmus, der Olivenwälder, des Piräus, der See, der Inseln

Salamis und Aegina dar, und wo wäre der Fleck der Erde (denn auf dem Campo Vaccino bleibt die Aussicht stets beschränkt, und zu Pompeji, als in einer Stadt, ist davon gar nicht die Rede), von dem eine solche Masse von Erinnerungen an eine berühmte Vergangenheit uns in dieselbe versetzte! Ich nenne mich einen flüchtigen Reisenden, weil meine Verhältnisse es erforderten, flüchtig zu sein, aber ist selbst ein solcher Blick nicht allein Belohnung für eine weithin unternommene Reise! Was wir schon im Knabenalter und im Geiste anstaunten, was uns Jahre lang beschäftigte, was uns so groß, so hoch, so merkwürdig erschien, das verwirklicht sich vor unsern Augen. Warum soll unsere Einbildungskraft, wenn wir in heiliger Stille auf der Höhe der Akropolis sitzen, nicht jene Ruinen ausbauen, warum soll sie nicht eine frühere Generation dahin denken, warum sollen wir nicht, wenn auch für kurze Zeit, träumerisch schwärmen! Nicht

Rom,

Rom, nicht Pompeji, können mich erheben, wie es die Erinnerung an Athen thut. Es ist ein Zeitalter der Kraft, des Patriotismus, der höchsten Bildung, was zu mir spricht: Ja selbst der Römer Achtung dafür, zum Beispiel, was Hadrian allein dort schuf, ist ein Tribut jenem dahin geschwundenen Zeitalter gebracht. Genug! alles, was ich sehe, erinnert mich nur an die Größe, nichts an die Gebrechen der Zeit. Was bedarf ich zum Beweise meiner Behauptung noch der Worte mehr! Ich kehre nun zum neuern aufstrebenden Athen zurück.

Schon Tages vorher hatte ich die Bekanntschaft des Englischen Gesandten, Sir Edmund Lyons, gemacht, welcher die Ehre gehabt, den König von Triest mit seiner Fregatte abzuholen und in seine Staaten zu führen, und welcher mich für den Mittag zu Tisch geladen hatte, wohin ich mich, gleich nach meiner Rückkehr von der Akropolis, begab. Sir Edmund sprach bei Tische

 mit

mit hoher Achtung von dem Grafen Armansperg, indem er einer derjenigen wäre, die das Nationale des Landes zu erhalten wunschten, was nicht bei allen Fremden der Fall sei.

Abends war großer Ball beim Staatskanzler, wohin auch der König kam, und wo ich eine so vollkommen europäische Gesellschaft, und die Damen in französischen Toiletten, erblickte, daß die wenigen Griechen, welche nicht europäisch gekleidet erschienen, mir gleichsam wie fremde Reisende vorkamen. Eine einzige Frau, welche nicht mehr jung war, trug eine griechische Mütze, Burma genannt. Noch vor einigen Jahren sollen die griechischen Damen ganz häuslich mit ihren Kindern zum Balle gekommen sein, und sie an die Erde niedergelassen haben. Alles hat indessen den neuern Moden Platz gemacht, und so wird auch die griechische männliche Kleidung, für welche es noch so viele wackere Kämpen giebt, weil man

sie

ſie mit Gewalt verdrängen wollte, dem europäiſchen Frack das Feld räumen müſſen. Die Beantwortung der Frage übrigens, ob man Recht gehabt, das Militair nach dem Muſter des übrigen Europa zu kleiden, und ihm nicht die griechiſche Kleidung zu laſſen, wohin man jetzt zurück zu gehn meint, ſcheint auf den erſten Blick ſehr leicht zu beantworten, weil der Grundſatz: einem Volke ſeine Nationalität zu rauben, die ſich ganz beſonders in der Kleidung zeigt, wohl ein Fehler ſein mag. Indeſſen iſt es auch nothwendig, die Gründe der Gegner dieſer Maßregel zu hören, und die ſich beſonders darauf ſtützen, daß von vielen behauptet wird: der Grieche als Soldat könne nie wahrhaft in Reihe und Glied fechten, als wenn er durch eine von ſeiner frühern ganz verſchiedene Kleidung ſtets daran erinnert werde, daß mit der Uniform, welche er trägt, alle Idee an frühere Unabhängigkeit aufhöre, und er genau

ſich

sich an die Vorschriften halten müsse, die ihm von oben zukämen, was früher nie in dem Grade der Fall gewesen wäre.

Das Raisonnement scheint mir nicht ganz richtig, da ich nicht einsehe, wie Mannszucht sich einzig nach dem Schnitte des Rockes zu richten habe; indessen dachte ich es erwähnen zu müssen, um, bei den verschiedenen Ansichten darüber, auch die Gründe der Gegenpartei dem Urtheile der Leser, namentlich des militairischen Theiles derselben, mit völliger Unparteilichkeit zu unterwerfen.

Auf diesem Ball sah ich unter andern Griechen, auch den alten Kolokotroni, von starkem, kräftigem Körperbau, brauner Gesichtsfarbe, starken Augenbraunen, gebogener Nase, den Blick scheinbar gleichgültig, aber wild. Er und die andern Griechen in ihrer Landestracht, welche blos griechisch sprachen, schienen einige Langeweile zu haben; besonders werde ich nicht den einen vergessen, welcher, an einer Wand sitzend,

beide

beide Hände uber den Kopf hielt, und mit den Fingern gegen die Wand, ganz abſichtsloſes, den Takt zur Muſik ſchlug. Schönheiten ſah ich nicht, ſo wie ich uberhaupt unter den Frauen in Griechenland keine eigentlich ausgezeichnete geſehn, aber auch durchaus keine wahrhaft häßlichen, ſondern faſt durchgängig wohlgebildete Frauen mit angenehmen Geſichtszugen, wahre ſchöne Männer dagegen viel mehr.

Der Anblick des alten Kolokotroni brachte natürlich den ganzen Proceß deſſelben, ſeine und Plaputas Verurtheilung zum Tode, Begnadigung und nachherige langere Gefangenſchaft in mein Gedächtniß zuruck, und alles, was ich daruber gehört hatte.

Der einen Partei zufolge, waren Kolokotroni und die ſeinigen vollkommen ſchuldig, das Gericht hatte Recht geſprochen, und ſie hätten zur ewigen Warnung hingerichtet werden muſſen.

Ganz verſchieden hievon ſprechen die andern:

Koloketroni und die übrigen Verhafteten waren vollkommen unschuldig. Allen Anschuldigungen fehlten die hinreichenden Beweise. Von den fünf Richtern waren zwei für deren Freisprechung, selbst der Präsident zauderte, das Urtheil zu unterzeichnen; das Mitgefühl aller begleitete sie.

Wer Recht, wer Unrecht hat, ich will es nicht entscheiden. So viel indessen scheint mir gewiß: die Menschen in Griechenland, und namentlich die Bewohner der Maina, in ihren Handlungen nach den gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht beurtheilen zu wollen, ist unpassend, und eben so unpassend ist es, sie gewissermaßen bevormunden zu wollen. Mainotten, Rumelioten, Sulioten, Hydrioten, alles hatte für Griechenlands Unabhängigkeit gefochten, und also mußten diese Leute besonders geschont, ihre Verirrungen übersehn, ihre Vorurtheile gepflegt, ihre Leistungen hervorgehoben werden, und wenn man Besserungen und Veränderungen einführte, die Sache doch

stets

ſtets ſo ſtellen, als wenn das meiſte von ihnen ausgegangen wäre. Wo ſich aber Parteiungen bildeten, oder ſchon verhanden waren, wie die feſten Schlöſſer in der Maina beweiſen, die von den Zeiten der Venetianer herrühren, deren Grundſatz: divide et impera, völlig italieniſche Familien-Feindſchaften ſchuf, ſo mußte alles angewendet werden, um dieſe Parteiungen zu vernichten, und ganz Griechenland in eine Familie, unter einem Könige zu vereinigen, an welchen beim Ausbruch der Revolution wohl niemand gedacht, ſondern jeder nur darauf geſonnen hatte, ſich und ſeine Partei der Oberherrſchaft der Türken zu entledigen. Von den Türken einmal befreit, wäre dann es eines jeden Bemuhen geweſen, dahin zu gelangen, ein völlig independentes Leben zu führen, und wann nothwendig, im Kampfe mit andern independenten Parteien zu ſiegen, oder beſiegt zu werden.

Die Griechen haben ſicher alle Fehler unterdrück-

druckter Nationen, und noch deren einige mehr, aber dabei eine unglaubliche Schlauheit und Mißtrauen gegen den Fremden. Es ist einer der größten und doch sehr gewöhnlichen Irrthumer, den Menschen fur einfältig zu halten, sobald er uns nicht versteht. So mag der Grieche manches Wohlwollende beim Fremden nicht verstanden, und es anders gedeutet haben; es mußte also nun darauf ankommen, die bedeutendsten jeder Partei auf alle nur mögliche Art zu gewinnen, so daß ihnen die Ueberzeugung ward: die Fremden meinen es gut mit dem Lande, und man will besonders nicht die Nationalität zerstören. Ja, manches Schlechte, manchen Mißbrauch zu behalten, ist in solchem Falle besser, als etwas einfuhren zu wollen, was nicht zeitgemäß ist. Dieser Grundsatz scheint jetzt fest gehalten zu werden, und daher geht auch alles einen ruhigern und sichern Gang; besonders wichtig ist es aber,

aber, daß der König wahrhaft, und nicht zum Scheine, verehrt und geliebt wird.

Scuffos, den famösen Redacteur des Sotir, lernte ich auch auf dem Balle beim Grafen Armansperg kennen; ein kleiner, listig aussehender, lächelnder Mann. Bis dahin der wüthendste Gegner der Regierung, hatte er plötzlich seine Grundsätze geändert, weil er Hoffnung hatte, angestellt zu werden, denn bei dem wenigen Privatvermögen sucht ein jeder in den Staatsdienst zu treten. Indessen ward nichts aus der Anstellung, und nun schreibt er wieder mit ungezähmter Feder.

Ich bin in gebildeten Ländern ein großer Freund einer anständigen Discussion über öffentliche Angelegenheiten, weil gerade der mit denselben nicht Vertraute öfters klarer, als der darin Eingeweihte sieht, welcher mehr oder weniger befangen ist, und den, oft unbewußt, gewisse Sym-

pa-

pathien, gewiſſe Abneigungen in ſeinem Urtheil leiten. In einem noch ſo wenig kultivirten Lande, als Griechenland, halte ich aber die Journaliſtik für das Verderblichſte, was es geben kann, und alle, verſteht ſich politiſche Journaliſten, der Büchſe der Pandora entfahren, welche die Zwietracht im Lande noch mehr verbreiten, und alle kräftigen, wohlwollenden Maßregeln der Regierung hemmen. Denn das Wort iſt in Griechenland ein Schleifſtein, auf dem die Schwerdter der verſchiedenen Häuptlinge geſchliffen werden, und vor dem auch die weiſeſte Berechnung ſich manchmal nicht zu ſchützen weiß.

Den ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Katakaſi, hatte ich nur ein Mal das Vergnügen gehabt zu ſehn, da das im vorigen Jahre Athen ſo verderbliche Fieber ihn auch dieſes Jahr wieder befallen und ihn vom Ausgehn abhielt; aber noch denſelben Abend auf dem Balle lernte ich, außer anderen Mitgliedern des diplomatiſchen

Corps,

Corps, den öſterreichiſchen Geſandten, Ritter Prokeſch von der Oſten, kennen, und eben ſo den Conſul derſelben Nation, Herrn Gropius, aus Berlin gebürtig, ein Bruder und Onkel der bekannten, in ſo verſchiedener Kunſtthätigkeit ſich bewegenden Herren dieſes Namens. Da Herr Gropius ſeit länger denn 30 Jahren Griechenland, ich glaube nur ein Mal für kurze Zeit, verlaſſen, ſo hat Niemand, wie er, Gelegenheit gehabt, ſo vieles mit Augen zu ſehn, und von allen Seiten wird ihm das Lob, während der Revolution eine wahrhaft väterliche Rolle geſpielt, und in ſeiner neutralen Stellung, Rath, Hülfe, Schutz und Mediation in jeder Art gewährt und ausgeübt zu haben.

Den Ritter Prokeſch kennen wohl viele perſönlich nicht, aber wer ihn einmal kennt, wird ihn wohl nie vergeſſen; zum wenigſten kann ich verſichern, daß, wenn ich alle die Namen derjenigen hätte aufzeichnen ſollen, welche mir Empfeh-

pfehlungen voller Wärme an ihn aufgetragen, ich ein eignes Portefeuille hätte haben müssen. Er war so eben mit Fürst Pückler von Marathon zurückgekommen, und die wenigen Abende, welche ich noch in Athen zubrachte, verflogen uns beiden in seinem Hause unter den lehrreichsten, belebtesten Gesprächen. Seine Kenntniß von Griechenland, veranlaßt durch seinen langen amtlichen Aufenthalt in den griechischen Gewässern, war mir ein Schatz von Belehrung, den ich thesaurirt habe, so viel nur möglich. Bei dieser Gelegenheit kann ich nun nicht umhin im Allgemeinen zu bemerken, wie Schade es ist, daß der Reisende, theils durch Verhältnisse gebunden, theils aus eignem Schicklichkeitsgefühl, nicht alles zu Papier bringen kann, was er hört und was er erfährt, und so wie ein jeder Staatsmann eine Privatkorrespondenz hat, welche nicht durch die Bureaux geht, und wo er sein eigner Schreiber ist, eben so muß ich mir für die Unter-

terredung verſparen, was ich nicht ſchreiben kann. Ja! fürchtete ich nicht, zu ſehr mit Beſuchen überlaufen zu werden, ſo möchte ich bei manchen Stellen in meinen Bemerkungen, wie am Ende eines Briefes, hinzufügen: Mündlich ein Mehreres.

Gegen Mitternacht verließ ich den Ball; der alte Kolékotroni ließ ſich gerade mit der Laterne nach Hauſe leuchten, und ich ging ebenfalls, aber ohne Laterne, durch die Ruinen nach Hauſe. Einmal glaubte ich mich zu verirren, und da fragte ich, auf gut Glück, eine Schildwache deutſch nach meiner Straße, und bekam auch deutſch die richtige Antwort. Eine deutſche Schildwache, Nachts zu Athen! Welche Ideenverbindung!

Der darauf folgende Tag war ein Sonntag. Seit Neapel war ich in keiner proteſtantiſchen Kirche geweſen, und ſo benutzte ich die erſte Gelegenheit, welche ſich darbot, in dem engliſchen Gottesdienſte des Herrn Hill, der einem ameri-

ka-

kanischen Erziehungsinstitute versteht, welches, den Zeitungen zufolge, sich fruher den Zorn des griechischen Bischofes, ich weiß nicht weshalb, zugezogen hatte, meine Andacht zu verrichten.

Der Gottesdienst ward in Herrn Hills Hause gehalten, und die Liturgie in ihrer vollesten Ausdehnung gelesen, so daß sie eine ganze Stunde dauerte, aber die Predigt blieb aus.

Einige Visiten folgten dem Gottesdienste, worauf ich mich nach demjenigen Theile der Stadt begab, wo ein hölzernes Theater gebaut ist, in welchem indessen in diesem Augenblicke nur Seiltänzer ihr Wesen trieben, deren Kunststücke auf dem griechischen Zettel angedeutet waren, wovon Folgendes die Uebersetzung ist:

Heute stellt die Gesellschaft der Seiltänzer verschiedene neue Stücke vor, und sie hofft, daß die edelgesinnten Einwohner dieser Stadt mit ihrer gewohnten Freigebigkeit ihre geringen

gen Gaben belohnen werden. Um 1 Uhr fängt man an, ſich zu verſammlen, und um 5 Uhr zu ſpielen.

Athen, den 8ten April 1836.

Vorſtellungen.

Tanz auf dem geſpannten Seile.

Pyramidaliſche Puppenſpiele.

Pyramiden.

Ein großer ſchwerer Sprung einer papiernen Puppe. (?)

Verſchiedene Kunſtſtücke auf dem ſchlaffen Seil, und

Eine mimiſche Vorſtellung, genannt: die drei belebten Fäſſer.

Auf dem Platze vor dem Theater ſtand eine ruſſiſche Schaukel, welche viel in Bewegung geſetzt ward, und außerdem wurden noch allerlei Spiele geſpielt. Alles ſchien heiter und zufrieden.

Von den Seiltänzern, und namentlich von dem mir ganz neuen Sprunge einer papiernen Puppe konnte ich übrigens nichts zu sehn bekommen, da deren Vorstellung gewöhnlich gegen die Zeit des Essens fiel, und ich, aufrichtig zu gestehn, auch außerdem so viel Genuß im Freien hatte, daß mich einige seiltänzerische Kunststücke mehr oder weniger, da ich deren genug in meinem Leben gesehn hatte, nicht sehr anzogen.

Zum Diner war ich an diesem Tage zu Seiner Majestät befohlen. Da ich etwas vor der Zeit erschien, so war der Graf Zaporta so gefällig, mir den kleinen Garten zu zeigen, den er nahe am Palais angelegt hat, und in dem sich eine Kegelbahn und ein Schießstand befand. Ein großer von Brettern gebauter runder Saal trennte den Garten vom Palais. In diesem hatten die Feste statt gefunden, die der König kurz vorher, zur Feier der Ankunft seines Herrn Vaters, zu geben beschlossen hatte. Ein prächtiger französi-

scher

ſcher bronzener Luſtre prangte in der Mitte. Er hatte zu München dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen Vaudreuil, gehört, und war, kaum von Paris angekommen, bei deſſen ſchleunigem Tode, acquirirt worden. Gewiß! nicht allein die Menſchen kommen jetzt oft in fremde Länder, und könnte und wollte jedes Meuble ſeine Reiſe erzählen, und was es alles in den verſchiedenen Zimmern, wo es ſich befunden, erlebt, ſo könnte der Luſtre gewiß auch ganz intereſſante Berichte zum Beſten geben.

Bei Seiner Majeſtät fand ich beinahe das ganze Miniſterium, faſt ſämmtlich Griechen; unter andern Rizos, als Gelehrter und Dichter bekannt, Miniſter des Auswärtigen, Griefis, Miniſter der Marine, ein im Befreiungskriege höchſt ausgezeichneter Seeheld, Laſſani, Miniſter der Finanzen. Nur der Kriegsminiſter, der General Schmalz, iſt ein Deutſcher. Der König und die meiſten Miniſter waren in europäiſchen

 Uni-

Uniformen, Herr Laſſani in griechiſcher Tracht. Außerdem ſah ich den ſchönen, in Deutſchland ſo früh verſtorbenen, ausgezeichneten Krieger, Mauromichalis, und den Obriſt Grivas, Commandeur eines Cavallerieregimentes und Bruder des ſchon früher erwähnten Ueberwinders der Rebellen, gleiches Namens, mit dem ausdrucksvollſten Geſichte. Beide waren in griechiſcher Tracht.

Da mehrere der Gäſte, namentlich die beiden letztern, nichts als griechiſch ſprachen, ſo konnte natürlich während der Tafel kein allgemeines Geſpräch ſtatt finden, und der König ſah ſich genöthigt, ſich bald in der einen, bald in der anderen Sprache zu bewegen.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nun nicht umhin, die ſonderbaren Fragen, die mir zuweilen von übrigens ganz geſcheuten Leuten, bei meiner Rückkehr aus dem Orient, gemacht worden ſind,

zu berühren, und worüber ich manchmal hätte laut auflachen mögen.

Während nämlich Athen immer mehr und mehr europäische Stadt wird, einen deutschen König besitzt, der sich einen Hofstaat gleich allen übrigen Königen hält, ein Corps diplomatique, aus Männern und Frauen bestehend, die es gewiß in der Liebenswürdigkeit mit jedem andern aufnehmen, ganz gute Gasthöfe, selbst theilweise mit französischen Köchen und guten Weinen hat; so scheint dies alles noch so wenig bekannt zu sein, daß, wenn ich davon erzählt habe, man es oft nicht hat glauben wollen, und man mich gefragt: Ob es denn wirklich Tische und Stühle in Athen gäbe, ob die Häuser denn Dächer hätten? Und wenn ich gar von einem französischen Koche sprach, deren es dort sicher eben so viele als in Berlin giebt, so war die Verwunderung unglaublich, und es fehlte nicht viel, daß man

mich gefragt hätte, ob man denn überhaupt esse und trinke, und dem Magen Gelegenheit gegeben würde, seine Functionen auszuüben.

Daß die griechische Sache immer mehr und mehr Boden gewinnt, und jedenfalls, ohne ungeheure europäische Umwälzung, ein christliches Volk nicht wieder Eigenthum des Türken werden kann, dies scheint ordentlich Manchen unlieb zu sein, weil sie laut und öffentlich das Gegentheil erklärt hatten. Man will einmal sich nicht geirrt haben. Das Feuer der griechischen Revolution war von außen, und vielleicht mit Unrecht angefacht. Einmal zu einer gewissen Stärke gediehen, und mit Heroismus in helle Flammen ausgebrochen, konnte dasselbe nur durch völlige Vernichtung eines christlichen Volkes, oder durch Sicherung seiner Existenz gedämpft werden. Chios war ein gräßliches Vorspiel von dem, was erfolgt wäre, wenn der Türke gesiegt hätte. Und das erkannten auch die beschützenden Mächte. Die Londoner Konfe-

renz

renz ſprach das Leben aus, und von nun an duldete ſie auch nicht mehr die Gräßlichkeiten, welche ein Theil der Griechen ſich zur See erlaubt hatte, und was, in der verzweiflungsvollen Lage, worin das griechiſche Gouvernement war, daſſelbe nothgedrungen zugelaſſen hatte. Mögen die hohen beſchützenden Mächte theilnehmend ferner das Beſtehn des jungen Staats befördern, und ihn nicht wieder durch innere Spaltungen untergehn laſſen! Das iſt mein innigſter und lebhafteſter Wunſch.

Die Zeit meiner Abreiſe rückte wider meinen Wunſch heran. Zwei Gründe beſtimmten mich, früher, als es erſt meine Abſicht geweſen, Athen zu verlaſſen.

Das Fieber hatte im vorigen Jahre fürchterlich gehauſet, und noch waren Spuren davon ſichtbar. Zwei Mitglieder des diplomatiſchen Corps wurden davon zum zweiten Mal befallen; der König dachte in einigen Tagen ſeine Reiſe nach Deutſchland anzutreten, und die Geſandten

ſich

ſich nach Smyrna, Aegina, oder weiter weg, für den Sommer zu zerſtreuen; diejenigen meiner Bekannten aber, welche zurückblieben, geſtanden mir jedoch unverhohlen, daß ſie es mir verdenken würden, unter den gedachten Umſtänden meinen Aufenthalt zu Athen zu verlängern. Eines Tages ging ich überdies bei der Ruine eines Hauſes vorbei, wo eben zum neuen Baue aufgeräumt ward, und wo ein ſo widriger Geruch hervordrang, daß ich mich geneigt fühlte, der Meinung beizutreten: die Krankheit im vorigen Jahre ſei nicht allein von den damals noch ungereinigten Abzugsgräben entſtanden, ſondern ſie rühre auch theilweiſe von den unter den Ruinen verſchütteten Leichen der in den verſchiedenen Kämpfen Gebliebenen her.

Aber ein zweiter wichtigerer Grund zur Abreiſe waren die in Konſtantinopel bevorſtehenden doppelten Feierlichkeiten, erſtens, die Vermählung der Tochter des Sultans, und

zwei-

zweitens, die Beſchneidung der Prinzen. Griechenland kennte ich immer wiederſehn, aber nicht jene Feſte, die ſich meiner Einbildungskraft mit den brillanteſten orientaliſchen Farben darſtellten.

Die Abreiſe ward daher beſchloſſen.

Den Abend vorher brachte ich noch mit Fürſt Pückler bei Herrn und Frau von Prokeſch zu, nachdem ich des Morgens ihr neu anzulegendes Haus in den Fundamenten geſehn, was, den Zeitungen zufolge, ſeitdem eine Zierde Athens iſt, machte den Morgen darauf meine Abſchiedsbeſuche, beſtieg um drei Uhr Nachmittags den Gaul, den man mir brachte, da kein Wagen zu haben war, und ritt eigentlich mißlaunig dem Piräus zur Einſchiffung zu. Gleich der von Madrid Abſchied nehmenden Precioſa rief ich aus, indem ich mich noch einmal umwandte:

Leb wohl Athen! Nie wende ſich dein Glück.

Nach einer Stunde war ich im Piräus an-

gelangt. Ein unbefangner junger Grieche kam, noch während des Reitens, an mich heran, begann Mensch und Pferd nach Bequemlichkeit zu befühlen, und ging dann, auf einige unwillige Bemerkungen meiner Seits, mit der größten Naivetät ruhig weiter; so wie es mir auch einmal begegnete, daß der Wirth eines Chans, wo nichts zu haben war, sich von der italienischen Wurst, die ich mitgebracht, in eigner Person ein Stück ausbat. Dergleichen kleine, scheinbar unbedeutende Züge sind immer bemerkenswerth, weil sie, trotz mancher Verderbtheit in der griechischen Nation, doch immer eine gewisse Natürlichkeit, eine gewisse Unschuld bezeugen. Kein wahrhaft verderbter und nicht zu bessernder Mensch wird so unbefangen freundlich seine Neugier zu befriedigen suchen.

Das Dampfboot, der Levant, ganz neu gebaut, erst seit 8 Monaten im Gange, von 60 Pferden Kraft, und bestimmt, uns nach Smyrna

zu

zu bringen, erwartete die Reiſenden im Hafen. Es war der 26. April, an dem die Einſchiffung ſtatt fand. Das ſchönſte Wetter begünſtigte unſere Abfahrt, und begleitete uns bis Smyrna. Wir waren nur 10 Perſonen erſter Klaſſe, unter welchen ſich der Graf Joſeph von Schaffgotſch befand, der bis Konſtantinopel mir ein ſehr angenehmer treuer Reiſegefährte blieb.

So begann die Fahrt unter den glücklichſten Auſpicien. Ein ſtilles Meer, ein ſternenheller Himmel, und ein ununterbrochenes Fortſchreiten, bei munterer Unterhaltung mit wohlunterrichteten Griechen und andern Europäern, machte aus dieſer Seereiſe die köſtlichſte Art weiter zu kommen. Dann trat völlige Nacht ein. Ein vortreffliches Abendeſſen mit Smyrnaer kräftig lieblichem Wein, von hellröthlicher Farbe, beendete die Freuden des Tages, und ein reinlich ſchönes Lager empfing endlich die ermudeten Glieder. Auch der Kapitain dieſes Schiffes war wieder, wenn auch

nicht in Sprachen so bewandert, wie jener auf dem jonischen Dampfboote, doch sonst ein durch seine vielen und scheinbar mit Nutzen gemachten Reisen in den Meeren aller Welttheile recht bewährter und Zutrauen erweckender Seemann. Er hatte den Bau dieses Dampfschiffes selbst geleitet, und es, auf Erfahrung gestützt, unten ziemlich spitz zulaufen lassen, was er für besonders sicher hielt. Ein fürchterlicher Sturm im vorigen Winter, zwischen Syra und Smyrna, dem er glücklich entkommen, hatte seine Bauart als die richtige, wie er behauptete, erwiesen. Dieser Sturm mußte in der That gräßlich gewesen sein, und ein Augenzeuge, den ich nachher zu Konstantinopel kennen lernte, gab mir darüber die Schauder erregendsten Details.

Es war, wenn ich nicht irre, im Monat Januar 1836, als der Levant die Rhede des Piräus verlassen hatte. Bis Syra war man unter einem starken, aber nicht gefährlichen Winde glück-

glücklich gekommen. Kaum hatte man aber dieſe Inſel verlaſſen, als der fürchterlichſte Sturm ſich erhob. Dabei ſtieg der Froſt zu einer in dieſen Gewäſſern ſeltenen Höhe, und ein heftiges Schneetreiben vermehrte die Beſorgniſſe. Um nichts von dem nie geſehenen Schauſpiele einer ſolchen Empörung der Elemente zu verlieren, beſchloß mein Freund auf das Verdeck zu gehn, und ſich dort feſtbinden zu laſſen. Bald brach das Räderwerk, und von einer künſtlichen Dampfbewegung war nun nicht mehr die Rede. Das Schiff ward alſo, wie jedes Segelſchiff, ein Spiel der Wellen. Da hörte er den Kapitain dem Steuermanne zurufen: Ungeſchickter, geh fort, wir gehn ſonſt unter! ſah ihn ſelbſt das Steuerruder ergreifen, und nun die Wellen in der Art ſchneiden, daß ein Theil derſelben immer erſt getrennt auf das Schiff fiel, ehe der größere Theil ſeine ganze Gewalt gegen daſſelbe geltend machen konnte. Die Hände erfroren beinahe dem Kapitain, aber nichts deſto

weniger kam er ſiegreich aus dem Treffen, und nach drei Tagen lief er, wiewohl mit ganz gebrochenem Maſchinenwerk, in den Hafen von Smyrna ein.

Obgleich die Bewohner des Kontinents, durch die Dampfſchiffe angefeuert, jetzt viel mehr zur See gehn als früher, ſo macht doch die Unbekanntſchaft damit, daß die unzertrennlichen Begleiter des Reiſenden, wie ſo oft im Leben, gewöhnlich Leichtſinn und Furcht ſind. Wer daher nur irgend Zeit und Gelegenheit hat, erkundige ſich, ehe er zur See geht, ſowohl nach der Beſchaffenheit des Schiffes, ob es alt oder neu ſei, als auch nach dem Rufe des Kapitains. Iſt das Schiff gut gebaut, und der Kapitain verſteht ſeine Sache, ſo iſt eine Seereiſe eben ſo ſicher, wo nicht ſicherer, als eine Landreiſe. Wie ſelten gehn Dampfböte unter, und wenn es geſchah, war faſt immer entweder das Schiff zu alt, oder der Kapitain taugte nichts. Ich kannte einen Admiral,

der,

der, wer weiß wie oft, nach Oſt- und Weſt-Indien geweſen war, und dennoch ſich nie auf einem großen Landſee, wegen der gewöhnlich höchſt ungeſchickten Schiffer, einſchiffen wollte. Doch dieſes Mal hätte das Schiff noch ſo alt, oder der Kapitain noch ſo ſchlecht ſein mögen, und wir wären doch glücklich nach Smyrna gekommen. Mein Schlaf war die Nacht über feſt, ſo wie es auf der See, unter geringem Wellenſchlage, meiſt der Fall iſt. Bei Tages Anbruch war ich ſchon wieder in den Kleidern und ging auf das Verdeck, ſah aber nichts als Felſen vor mir. Plötzlich jedoch wandten wir uns um eine Ecke, und wie durch einen Zauberſchlag befand ich mich vor einer der niedlichſten Städte, mit blendend weißen Häuſern, die in einer Bucht amphitheatraliſch an den Bergen lag. Es war die Inſel Syra, wo wir anhielten.

Die unglückliche Peſt, dieſe Geißel des Orients, verhinderte indeſſen unſere Landung, denn mit dem

An-

Augenblicke, wo man den Fuß in das ſmyrnaer Dampfboot ſetzt, hört jede Verbindung mit Griechenland auf. Ein Lehrer an dem Gymnaſio zu Syra, welcher mit uns reiſte, ſah einer Quarantaine von 4 bis 5 Tagen entgegen.

Syra verdankt bekanntlich ſeinen Flor der griechiſchen Revolution. Während des Blutbades auf Chios rettete ſich von den Einwohnern, was nur irgend entfliehen konnte, dorthin. Daſſelbe fand in Ypſara ſtatt, und dieſe Chioten und Ypſarioten gründeten Handlungshäuſer, wodurch die Inſel ſo in Aufnahme kam. Ob ſich dieſelbe indeſſen, ſeit dem Anbau des Piräus, mit der Hauptſtadt im Rücken, in gleichem Flore wird halten können, ſteht dahin, da wahrſcheinlich ein großer Theil dieſer neuen Bewohner ſie verlaſſen und ſich im Piräus anbauen wird. Man rechnet jetzt an 20,000 Einwohner in der Stadt, die in jeder Hinſicht bis jetzt blühender als Athen war, und unter andern das eben erwähnte Gym-

naſium hat, das als die beſte Schule Griechenlands anerkannt wird.

Unſer Aufenthalt auf der Rhede, welche, gleich der von Genua, in einem wahren Becken liegt, dauerte einige Stunden. Mehrere Kähne kamen an das Schiff mit Einwohnern der Stadt gefüllt, welche mit ihren Freunden eine Unterhaltung anknüpften. Auf dem einen befand ſich, im griechiſchen Coſtume, ein alterlicher Herr, anſcheinend wohlhabend, mit ſeiner Frau, Sohn und einer ſehr hübſchen, erſt kürzlich verheiratheten Schwiegertochter, welche in bloßen Haaren, mit einem Blumenkranze geſchmückt, einen Sonnenſchirm darüber, zuchtig verſchamt, neben ihrem neuen Gemahle ſaß. Es war ein häusliches Bild, was mich ſehr anzog, denn ganz unterwürfig gegen ihre Eltern, ließen die jungen Leute dieſe die Unterhaltung führen, und hörten nur, ſich zuweilen zärtlich anblickend, voller Aufmerkſamkeit zu, während kein Lüftchen dem ſehr zierlichen Kopfputze der jungen Frau

den geringsten Schaden that. Noch auf der Rhede fand das Frühstück auf dem Schiffe statt, dann wurden die Anker gelichtet, und bald befanden wir uns weit in der See, theils näher, theils entfernter, zwischen Tinos, Miconi, Naxos, Delos, Paros, Antiparos, und so vielen andern Inseln, die, wie gelbe Flecken, auf dem Meere zerstreut lagen. Der Erinnerungen gab es hier zu viele, man erlag wahrlich unter denselben, und wenn auch diese Inseln meist kahl und nicht so schön erschienen, als sie mir im Geiste verschwebten, so waren es doch einmal diese Inseln, von denen man so viel gelesen, so viel gehört, es war das warme schöne orientalische Frühlingswetter, und, bei ihnen vorbei, ging es auf Asien zu, wo eine größere Pracht der Natur, wo so vieles Neue, Ueberraschende unserer wartete. Sie waren die Thore, durch die wir in die grünen Thäler und Hügel dieses mir neuen Welttheils einfahren sollten. Der Tag verging höchst angenehm, wie es auf

einem

einem bequemen Schiffe, bei ſtillem Wetter, nur immer der Fall ſein kann, und wo für Nahrung des Geiſtes, denn auf dieſen Dampfböten findet man ſtets eine kleine Bibliothek, ſo wie des Körpers, gleichmäßig geſorgt iſt. Der Kapitain erzählte uns viel von ſeinen Reiſen, ſo wie von den Inſeln, die wir vor uns ſahen, und von denen, die weiter entfernt lagen. Unter andern ſagte er, daß der Paſcha, welcher zu Rhodos den Befehl habe, ein ſehr braver, gutmüthiger Mann ſei, und beſonders den Chriſten ſehr gewogen, die er ſehr freundlich aufnähme, indem er mehreren Geſandten, in Gemeinſchaft mit Sir Sidney Smith, beigewohnt habe, und ſich derſelben mit Stolz erinnere. Zugleich erzählte er, daß man auf Rhodos vor noch nicht langer Zeit, tief verſteckt, die bedeutendſten Pulvervorräthe gefunden habe, was den Verdacht, den man gegen den Großmeiſter Villiers genährt, daß er bei der Uebergabe der Inſel an die Turken im

 Jahre

Jahre 1522, bestochen gewesen sei, zu bestärken scheine.

Ueber die griechischen Zustände ward auch viel gesprochen. Ein griechischer Professor tadelte sehr lebhaft das neue Dotationsgesetz. „Wir sollen kaufen," sagte er unter andern, „und haben kein Geld, und können wir nicht zahlen, so will man uns stunden, aber gegen hohe Zinsen. Wäre es nicht besser gewesen, das Land umsonst zu geben, so daß es nur erst bebaut wurde? Die Staatsrevenuen hätte man aus den Ausfuhrzöllen von den Producten, namentlich der Korinthe, ziehen können, und nach Jahren dem Boden eine Grundsteuer auflegen."

Unter solchen Gesprächen war der Abend heran gekommen, und so spät wie möglich suchte ich mein Lager, nachdem ich, vor dem völligen Einbruch der Nacht, noch Chios erkannt hatte, und mich dabei eines längst verstorbenen Freundes, des Freiherrn von Knigge, erinnerte, mit dem

ich

ich einen Winter vergnügt in Wien verlebt hatte, und der, den Sommer nachher, auf Chios, in Folge eines zur unrechten Zeit genommenen Bades, seinen Tod fand.

Chios blieb uns, während der Nacht, stets zur Seite. So früh wie möglich war ich am Morgen wieder auf dem Verdeck. Mein Tagebuch enthält blos Folgendes: „Ich schlafe gut, bin eben auf dem Verdeck gewesen, der Morgen ist klar, aber kühl, ich bin im Golfe, und in 5 Stunden in Smyrna."

O vermöchte ich doch in diesem Augenblicke einen jeden, dem diese Blätter vorliegen, so ganz in die wollustige Zufriedenheit meiner Lage zu versetzen, als ich, so mit aller Gemächlichkeit, am heitersten Morgen, in dem schönen breiten Golfe, von seinen Ufern voller Hügel und grüner Thäler umgeben, mir Smyrna mit seinen vielen Schiffen immer näher rücken sah, in kurzem des Gouverneurs Kastell oben auf den Ber-

gen

gen zur Rechten, und links die neu gebauten schönen Kasernen erblickte, und mit Wonnegefühl ausrief: Du bist in Asien!

Endlich ward der Anker geworfen, und wenn sich Smyrna auch nicht als ein eigentlich schöner Ort ankündigt, so erschien er mir bedeutend, wegen des großen Verkehrs, der im Hafen und am Strande statt fand. Man hatte mir das Wohnhaus einer Madame Maracini als einen leidlichen Gasthof empfohlen, und zufälliger Weise fanden wir sie, ich und Graf Schaffgotsch, den ich von nun an meinen Reisegefährten Nr. 2. nennen möchte, gleich beim Landen, im ersten Hause, welches wir betraten, um nach ihr zu fragen. Sie zeigte sich auch sogleich sehr bereit, uns aufzunehmen, worauf wir mit ihr durch manche schmale Gassen (denn wo gäbe es in einem turkischen Orte breite Gassen) nach ihrem äußerlich unbedeutenden, von innen aber sehr reinlich

lich gehaltenen Wohnhause gingen, wo ich mich bald ganz gut und bequem eingerichtet fand.

Meine Briefe zu Smyrna waren an Herrn Pezzer, den preußischen, Herrn von Kenney, den niederländischen Consul, und an Herrn von Cranmer, den Sohn des früheren österreichischen Consuls gerichtet, dessen treffliche Eigenschaften der damalige österreichische Minister, Baron von Thugut, sehr zu schätzen gewußt, und ihn bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hatte. Grandios in seinem ganzen Benehmen, und wohl wissend, daß man in der Türkei durch äußeren Aufstand imponiren muß, um etwas zu gelten, hatte er, wie man erzählte, sich nie anders öffentlich, als mit 10 Janitscharen, gezeigt, und so alle andern Consuln an Würde in seiner öffentlichen Erscheinung überflügelt.

Ein Lohnbedienter à 21 Piaster den Tag (10 Piaster machen, beiläufig gesagt, nach dem jetzi-

gen

gen turkiſchen Münzfuße, nur einen einzigen Gulden Conventionsgeld), und zwei große Strohhüte, damit mein Geſicht nicht wieder, wie am adriatiſchen Meere, zur Maske würde, verurſachten die erſten Ausgaben, und dann begann ſogleich auch unſer erſter Ausflug.

Obige drei Herren fanden wir ſämmtlich zu Hauſe, und bei ihnen allen jene ausgezeichnete Reinlichkeit, jene Wohlhabenheit, jenes Cossu in den kleinſten Gegenſtänden, was man eigentlich nur in England und Holland anzutreffen pflegt. Sie boten uns ihre Dienſte während unſerer, leider durch die ſchleunige Abfahrt des nach Konſtantinopel gehenden Dampfbootes ſehr beſchränkten Zeit, höchſt bereitwillig an, und bewährten es auch bald darauf durch die That.

Aus obigem Grunde beeilten wir uns daher, nach den gewöhnlichen gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen, uns zu empfehlen, und mit Hülfe

des

des Lohnbedienten alles Merkwurdige in der Stadt zu beſehn.

Es iſt zur Genuge bekannt, wie ich glaube, daß Smyrna, unter allen türkiſchen Städten, diejenige iſt, wo der Franke am ungeirteſten und unmoleſtirteſten lebt. Ja, die Achtung vor ihm geht ſo weit, daß, als die Nachricht von der Schlacht von Navarin zu Smyrna anlangte, und die Franken beſorgt zu werden anfingen, doch nur wenige Exceſſe, theilweiſe auch wegen des vorſichtigen Betragens des damaligen Gouverneurs, vorgefallen ſind. Die Griechen ſchoß man todt, wo man ſie nur fand, aber die Franken wurden verſchont. Mac Farlane *) erzählt ſogar, daß einer ſeiner Freunde einſt einen Türken, mit der Piſtole in der Hand, auf der Straße habe wüthend auf ſich zulaufen geſehn, und als er beſorgt ſtill geſtanden, habe der Türke gelacht, und ihn ſehr höflich gebeten, auf die Seite zu

gehn,

gehn, weil er nur einen Griechen erschießen wolle, und im Augenblicke habe auch der Grieche todt an der Erde gelegen.

Und so ist die Gesinnung auch noch bis zum heutigen Tage. Dem zufolge führte uns nun unser Lohnbedienter zuerst auf den Sclavenmarkt. Gewiß hat doch, wer diesen nicht gesehn, keinen rechten Begriff davon, weil bei den Meisten die Idee obwaltet: man sehe hier nichts als die schönsten Cirkassierinnen, untermischt mit einigen Schwarzen, und alle erschienen nur in der ihnen von Gott verliehenen Kleidung.

Obgleich ich nun gerade keine Cirkassierinnen zu sehn erwartete, so hatte ich mir doch dieses gezwungene Dienstkomptoir etwas reizender gedacht. Aber was sah ich! Eine Masse, meist kleiner Negerinnen (denn weiße Mädchen werden immer seltener, und bekömmt auch der Christ niemals zu sehn) in weißgelbliche Mäntel gehüllt,

nur

nur wenige unter ihnen mit einem leidlichen Geſicht, an der Erde kauernd, während ſie mit Sehnſucht auf den Augenblick warten, wo ſie aus dieſer troſtloſen Lage herauskommen. Daneben ſteht nun der Sclavenhändler und die Käufer, welche ſich die Mädchen beſehn, und überlegen, ob ſie wohl als Dienerinnen ſich für ihre Frauen paſſen würden, wobei ich nur beiläufig zu bemerken für nöthig finde, daß von Geliebten hier gar nicht die Rede ſein kann. Die Gewählte wird nun vor den Käufer geführt, und nachdem er ſich von ihrer Geſundheit und ſcheinbaren Brauchbarkeit für den Dienſt hinlänglich überzeugt hat, wird gehandelt, und nach Maaßgabe ihres Werthes der Kauf geſchloſſen oder abgebrochen. So ſah ich einen Käufer, dem ſein Kauf ſo eben nicht gelungen war, höchſt mißvergnügt von dannen gehn. Dieſelbe gekaufte Sclavin, welche noch Tages zuvor die erbärmlichſte Kleidung trug,

ſieht

ſieht man nun den andern Morgen, ganz reinlich angezogen, mit ihrer Hausfrau auf den Markt gehn und einkaufen, tout comme chez nous.

Gott ſoll mich behüten, ein Vertheidiger des Sclavenhandels zu werden, aber ich frage nur, ob es nicht in den gebildetſten Ländern von Europa, vor noch nicht einem halben Jahrhunderte, Einrichtungen gab, welche die perſönliche Freiheit des Menſchen ſchon von ſeiner Geburt an beſchränkten, und ob es nicht in der Hand von Vielen lag, Quälereien gegen ihre Untergebenen auszuüben, über die es ſchwer eine Kontrolle gab? Warum alſo zu ſtrenge jene orientaliſche Sitte beurtheilen! *)

Vom Sclavenmarkte ging es nach einer Moſchee. Statt daß man nun zu Konſtantinopel mit einem Großherrlichen Firman verſehn ſein muß, um hinein zu dringen, war die Operation hier weit einfacher, d. h. wir zogen uns die Stiefeln aus, und gingen, dem Sprüchwort zufolge:

Er

Er geht auf Strümpfen, alſo auf unſern Strümpfen, hinein, denn kein Menſch darf den Boden der Moſchee mit derſelben Sohle berühren, womit er draußen die Erde betreten hat, und es ſchien uns zu umſtändlich, ein Paar beſondere Pantoffeln zu kaufen, wie ich es nachher zu Konſtantinopel gethan.

Das Innere der Moſchee war, wie ich es immer in Gemälden geſehn, und wie eine der andern gleicht. Eine Menge von Tribunen waren für die Gläubigen zum Gebete errichtet, eine hohe Kuppel, von großen Säulen geſtützt, erhob ſich in der Mitte, wo die Hauptlampe hing, welche von einer Menge anderer Lampen umgeben war. Vom Gottesdienſte ſahen wir nichts, da während des Gebetes jedem Fremden der Eintritt in die Moſchee ganz beſonders verboten iſt, und verließen ſie daher nach kurzem Verweilen, um uns nach einer armeniſchen Kirche zu begeben, welche die gewöhnliche Pracht enthielt, wie

man sie in Triest, und wo es überhaupt armenische Kirchen giebt, stets antrifft. Merkwürdig war indessen noch hier der gemalte Kopf der Jungfrau, der ganz silberne Umgebungen hatte. Diese Armenier sind doch wirklich höchst merkwürdige Personen. Zerstreut, gleich den Juden, wenn auch nicht in solcher Menge, unterscheiden sie sich, bei gleicher Industrie, doch von ihnen in ihrer äußeren Erscheinung und der Einrichtung ihrer Häuser, welche bei jenen in der Regel nichts weniger als sauber sind, während bei diesen gerade das Gegentheil soll zu finden sein. Von näherem Umgange mit ihnen ist eigentlich selten die Rede, da namentlich die Frauen fast durchgängig die türkischen Sitten angenommen haben, und mit fremden Männern in keinerlei Art von Verkehr stehn. Ich bekam daher auch nicht das Innere ihrer Häuser zu sehn, aber höchst auffallend war es mir, und besonders in Smyrna, wenn ich vor einem armenischen Hause vorbei ging

und

und den Blick hineinwarf, den reinlichsten, schönsten Hof, höchst sauber gepflastert, zu erblicken, und die Versicherung zu erhalten, daß ihre Zimmer vollkommen dem Eingange zum Hause entsprächen.

Der Bazar ward nun besucht, aber nicht etwa ein Bazar wie zu London und Paris, sondern eine Straße mit hölzernen Buden gefüllt, welche sich völlig über dem Kopfe von beiden Seiten wölbten. Das Gewühl war groß, und der Waaren eine Menge. Ich kaufte einige Kleinigkeiten, und bewunderte den großen Gleichmuth der Handelsleute, ob man kaufe oder nicht, der mir aber besonders merkwürdig ward, als ich später in einem Gewölbe die vortrefflichen unverwüstlichen smyrnaer Fußdecken besehn wollte, und der Verkäufer nur schwer daran ging, mir einige derselben aufzurollen.

Vom Bazar ging es in eine Eisboutique, die ich nicht nennen wurde, weil es deren allenthal-

ben giebt, wenn ich nicht dort eine Art Eis, halb gefroren, halb flüssige Sahne erhalten hätte, das ich allen Reisenden, die nach Smyrna kommen, als etwas ganz vorzügliches an Geschmack empfehlen will.

Ermudet für den Augenblick von allem Schauen erreichten wir bald unsere Wohnung, und erhielten gleich darauf den Besuch des Herrn von Cranmer, der uns für den andern Morgen zu einer Parthie zu Pferde (denn von Wagen ist zu Smyrna nicht die Rede) nach dem reizend gelegenen Dorfe Burnabat einlud, wo ein grosser Theil der fränkischen Einwohner von Smyrna seine Sommerwohnungen hat. Die Einladung kam uns, wie begreiflich, sehr erwünscht, aber bald darauf erschien auch der Dragoman des Herrn Pezzer mit dem Kavas desselben, um uns alles, was wir noch nicht gesehn, zu zeigen. Der Kavas *) war noch ganz in alt-türkischer Kleidung mit rothem Tuchmantel, Pistolen, türkischem

Bun-

Bunde und einem großen Stocke mit Silber beſchlagen in der Hand, und ihm folgend, beſahen wir nun verſchiedene höchſt freundlich gelegene Theile außerhalb der Stadt, und gingen den Golf entlang, bis an den Punkt, wo ein ziemlich breites Waſſerbecken in das Land tritt. Hier tranken wir in einem öffentlichen Hauſe Kaffee, und ſahen in einer Entfernung von mehreren Stunden, am Ende des Waſſerbeckens, Burnabat, das ſich gewiß höchſt maleriſch mit ſeinen weißen Campagnen, auf und unter dem ſchönſten Grün gelegen, ausnahm. Aber damit beſchloſſen wir auch unſer Tagewerk, obgleich wir noch zum Klub eingeladen waren, welchen nicht geſehen zu haben, ich indeſſen nachher ſehr bedauerte, weil er wirklich, mit großer Pracht und mit dem Gelde vieler Hunderte von Mitgliedern angelegt, den ſchönſten Klubs in England nichts nachgeben ſoll.

Man ſollte überhaupt auf Reiſen nichts, was

man nur irgend ſehn kann, ungeſehn laſſen, denn die Reue über augenblicklichen Ueberdruß an zu vielem Schauen kömmt doch nach, wenn alles, was man geſehn, in der Erinnerung zuſammenſchrumpft, und es einem immer vorſchwebt: dies oder das haſt du verſäumt.

Schon früh am andern Tage begann in Geſellſchaft des Herrn von Cramer unſer Ritt nach Burnabat. Mein Pferd, obgleich dies Mal nicht, wie in Griechenland, mit einem Packſattel, ſondern mit einem engliſchen Sattel bedeckt, ſtieß dennoch genug, ſobald es ans Traben ging. Beſonders hinderlich war aber bei den engen Wegen die Maſſe der von beiden Seiten breitbeladenen Kameele, welchen man um Smyrna herum beſtändig begegnet, und die, unhöflich genug, keinem Reiter Platz machen und jeden Ritt auf der Landſtraße unangenehm verzögern. Gleich beim Thore ging es über eine ſteinerne Brücke, die Karavanen-Brücke genannt, hinweg. Der Fluß

iſt

iſt der Meander, und ſeine Ufer eine derjenigen vielen Stellen, welche man als Homers Geburtsort bezeichnet. Dann ging es bei einem großen türkiſchen, ganz mit Cypreſſen und Grabſteinen beſetzten Kirchhofe vorbei, und nun trabten wir zwiſchen vortrefflich bebauten, mit Bäumen reich bepflanzten, und mit lebendigen Hecken befriedigten Feldern auf Burnabat zu. Hier angekommen, glaubte man ſich nun völlig in einem, einer europäiſchen Hauptſtadt nahe gelegenen Dorfe, voller hubſcher Landhäuſer, in denen wir Beſuche abſtatteten, höchſt zuvorkommend von den Damen aufgenommen wurden, das Frühſtück bereit fanden, und auch nicht das allermindeſte uns in dieſen hubſchen europäiſchen Landhäuſern und Gärten daran erinnern konnte, daß wir uns in Aſien, unter des Sultans Befehlen befänden.

Indeſſen durften wir leider nicht zu lange uns vergnügen, da um 6 Uhr Abends die Abfahrt nach Konſtantinopel beſtimmt war, und wir

 noch

noch vorher ein großes Diner bei Herrn von Cramer einzunehmen hatten. Wohlbehalten wieder in Smyrna angelangt, bezahlten wir bei der Madame Maracini eine ziemlich theure Rechnung, befahlen einzupacken, und verfugten uns zum Diner.

In dem Hause des Herrn von Cramer bestätigte sich nun die Meinung, welche der erste Eindruck in mir erzeugt hatte, nämlich, daß ein gewisser Comfort, meist nach englischem Zuschnitte, die Haupteigenschaft der Einrichtung der großen und reichen smyrnaer Handlungshäuser sei, und mischt sich der Comfort von Großbritannien in die Gewohnheiten und den Luxus eines südlichen Klima's, so kann eine solche häusliche Einrichtung nicht anders, als eine höchst glückliche bezeichnet werden. Nur die schreckensvolle Pest ist die Schattenseite dieser Länder. Auch war von ihr während des Diners die Rede; indessen auch an sie, scheint es, gewöhnt man sich, denn es ward

unter andern zwiſchen Scherz und Ernſt erzählt: Ein Herr habe einmal mit zwei Peſtbeulen an einem Diner Theil genommen, und die andern hätten ſich nur von ihm etwas entfernt gehalten, da einzig die Berührung gefährlich ſei.

Die Zeit der Abfahrt rückte nur zu raſch heran. Von Päſſen, dieſer eigentlich nur für den rechtlichen Mann, denn der Spitzbube hat immer die richtigſten Päſſe, erfundenen Qual neuerer Zeiten, iſt in der Türkei gar nicht die Rede. Keiner hatte uns beim Landen gefragt: wer wir wären, was wir wollten, wohin wir gingen? und eben ſo wenig befragte man uns danach bei der Einſchiffung.

Zwei Dampfſchiffe liefen damals rivaliſirend von Smyrna nach Konſtantinopel. Dies bewirkte ein raſches Fahren, wohlfeile Reiſe und vorzügliche Bedienung. Später haben ſie ſich indeſſen verbunden, und nun iſt alles theurer geworden. Das eine war ein engliſches Dampfboot,

boot, das andere, auf welches wir uns einschiff-ten, der Ferdinandus I., das neue österrei-chische Dampfboot, zu Triest gebaut, von 100 Pferden Kraft, und bestimmt, künftig zwischen Konstantinopel und den Donau-Mündungen zu laufen. Sogleich beim Einsteigen eröffnete sich mir nun eine völlig neue Scene. Das Schiff war nämlich übervoll. Europäer von allen Na-tionen, Smyrnioten mit ihren hübschen Frauen und Töchtern aus den höhern Kreisen, ein katho-lischer Bischof, ein Derwisch, türkische Officiere, Griechen, verschleierte Türkinnen mit ihren roth gefärbten Nägeln, eine Masse gemeiner Türken, endlich eine schwarze kleine Sclavin, scheinbar höchstens 12 Jahr alt, mit einem alten Türken, welcher ihr immer Früchte zu essen gab, und einem ganz nackenden Kinde an der Brust, das, wie ein kleiner Hund von der haarlosen Sorte, heran kroch, um seine Nahrung zu holen; das war die bunte Gesellschaft, welche ich auf dem

Schif-

Schiffe antraf, und deren einen Theil ich ſelbſt mit meinem neuen großen Damenſtrohhute ausmachte.

Aber die Geſellſchaft war es nicht allein, noch die verſchiedenartigen Koſtüme, welches meine Neugier in Anſpruch nahm; auch die Maſſe der Decken, Betten, Küchengeräthſchaften u. ſ. w., denn ein Türke, wenn er reiſt, hat gewöhnlich ſeinen ganzen Haushalt bei ſich, war ein Gegenſtand der Beachtung. Da nun die Türken ſämmtlich nur Plätze auf dem Verdeck genommen hatten, ſo kann man ſich einen Begriff von dem Verkehr oben machen; und welch ein Zuſtand, bei einem etwanigen Sturme, mußte eingetreten ſein, ohne einmal daran zu denken, wie, bei dieſer Art von Reiſen zur Peſtzeit, Gefahr im Uebermaaß vorhanden iſt.

An alles dieſes dachte ich aber in dieſem Augenblicke nicht; das Wetter blieb rein und klar, die Küſte behielten wir, bis es finſter ward, immer

im Angesicht, und die angenehmste Unterhaltung mit den hübschen smyrniotischen Frauen und ihren Männern störte nur zuweilen die Aufmerksamkeit, die ich sonst auf alles wandte, was ich um und neben mir sah, so daß ich erst um 11 Uhr Abends mich in mein Schlafkabinet verfügte, nachdem ich oben alle Türken, längst entschlummert auf ihren Decken und Kissen, noch einmal beschaut hatte.

Gegen Morgen früh heraus, sah ich, daß wir so eben das wein- und olivenreiche Meteline, das Lesbos der Alten, passirt hatten. Dann ging es längs der asiatischen Küste beim Cap Baba vorbei, zur Insel Tenedos, welche wir rechts ließen. Hier, darüber hinweg, soll, wo jetzt das Dorf Bunar Baschi liegt, Troja einst gestanden haben, ich sage soll, denn auch nicht eine Spur ist mehr davon zu entdecken. — Links, in ziemlicher Entfernung, doch völlig gut zu er-

ken-

kennen, erſcheint die Inſel Lemnos, nur durch Trauer berühmt, denn auf ihr ſtürzte Vulcan zur Erde, auf ihr lebte Philoktet einſam und verlaſſen.

Alles dieſes zu ſehn, und ſich die frühere Geſchichte theilweiſe durch die gedruckten Bemerkungen Anderer wieder ins Gedächtniß zu rufen, war das Werk weniger Stunden, denn bald waren wir an den berühmten Dardanellen-Schlöſſern angelangt, wo rechts und links die Einwohner an das Ufer gelaufen kamen, Leute aus- und eingeſchifft wurden, zu meiner großen Unzufriedenheit aber der Gouverneur der Schlöſſer, den man mit ſeinem ganzen Harem erwartet hatte, um mit uns nach Konſtantinopel zu den Feierlichkeiten zu reiſen, nicht erſchien.

Bei dem Ein- und Ausſchiffen ereignete ſich indeſſen noch ein Umſtand, der allgemeine Heiterkeit erregte, indem ein Türke, welcher ſeinen Sohn

mit

mit auf das Schiff begleitet, das Zeichen der Glocke zur Abfahrt überhört hatte, und wider Willen mitgenommen ward.

Nie habe ich einen jämmerlicheren Ausdruck des Gesichts gesehn, als denjenigen dieses Türken. Indessen ward auf sein Flehen noch zu rechter Zeit angehalten, und derselbe, unter allgemeinem schadenfrohen Jubel, auf ein heraneilendes Boot hinunter gelassen, das ihn bald von dannen trug.

Kurz hierauf änderte sich wiederum die Scene. Ein Türke mit zwei seiner Frauen bestieg das Schiff, welche letztere voller Neugier alles anstaunten und sich erklären ließen.

Mit den Menschen fingen sie an. Die eine bat sich eines Engländers Brille aus, setzte sie sich auf die Nase, und fragte ganz naiv: „ob er nicht eine zweite habe," welches indessen der Engländer, zu ihrer Unzufriedenheit, verneinte. Darauf gingen die beiden Frauen mit dem Manne

in der Majute herum, kamen an mein Schlafzimmer, und ſchienen die Reinlichkeit, welche allenthalben herrſchte, ſehr zu bewundern, ſo daß ich mich nicht der Bemerkung erwehren konnte, daß, wenn dieſe gemeinſchaftlichen Reiſen ſich vermehren ſollten, dadurch mehr für die Civiliſation der Mohamedaner gewirkt werden möchte, als durch alle gewaltſamen Verordnungen des Sultans, die gerade, weil ſie befohlen werden und meiſt dem Koran entgegen ſein ſollen, mit ſolchem unglaublichen Widerwillen und Widerſtande aufgenommen werden.

Jetzt ging es zur Tafel. Ueber das ganze Verdeck ward eine Leinwand gezogen, die uns gegen die Strahlen der Sonne ſchützen ſollte. Das Meer war ruhig wie ein See. Der Tiſch ward auf europäiſche Art gedeckt und mit dampfenden Schüſſeln beſetzt. Ein Vorhang trennte uns von den Türken, die auf der andern Seite ihre Tafel hatten.

Das Diner der Türken ward etwas früher als das unsrige servirt, daher ich Zeit hatte, alles genau zu beobachten. Ein Teppich war gelegt. Alle männlichen Türken kauerten sich darauf. In der Mitte kamen die Gerichte in irdenen Geschirren zu stehn, der Pilaw erschien in einem großen gebratenen gehöhlten Lamm; jeder hatte seinen Löffel, mit welchem er in das Lamm hinein, und dann zum Munde fuhr; das Fleisch selbst ward mit den Fingern abgerissen, und so den Zähnen zum Zermalmen überliefert, und kaum entgingen auch die Knochen der allgemeinen Zerstörung. Die größte Munterkeit, d. h. so viel ein Türke munter sein kann, herrschte zugleich bei dem Mahle, und der Derwisch holte eine Art Clarinette hervor, auf der er blies, während ein türkischer Officier dazu sang.

So seltsam uns der Türken Diner vorkam, eben so seltsam mag ihnen das unsrige nachher erschienen sein. Kurz vor Gallipoli hatten wir

es

es beendigt; hier hielten wir nur eine kurze Zeit an, der Ort bot nichts bemerkenswerthes dar, sondern das Einerlei aller türkischen Städte, und dann ging es in das weite Wasserbecken, Mare di Marmora genannt, hinein. Die Türken musicirten gegen Abend noch einmal, die Erde entflog unsern Blicken, die Nacht brach an, und obgleich von allem Sehen sehr ermüdet, konnte ich doch nicht recht schlafen, weil ich von dem überaus engen Bette, wie sie es leider meist in diesem Dampfschiffe sind, bei der geringsten Bewegung die Decken verlor.

Indessen kam mir dies gewissermaßen gelegen, da ich sehr früh wieder auf zu sein wünschte, um Konstantinopel mit dem ersten Tagesscheine, und wenn auch in größter Entfernung nicht gleich zu sehn, aber doch zu ahnen. Aber trotz dem ward ich in meiner Hoffnung getäuscht; das Schiff lief nämlich die Nacht über meine Erwartung rasch, ich glaubte mich nicht Stambuls Höhen so nahe,

und wie groß war nicht mein Aerger, als ich beim Besteigen des Verdecks uns schon an der Spitze des Serails sah, und das weiße Gebäude mit seiner Masse von Fenstern und den zierlichsten Jalousien, in der Mitte lieblicher Gärten, erblickte. Ich befand mich sogleich dem Eingange des Bosphorus gegenuber, und fuhr dem eigentlichen Konstantinopel vorbei, links in den Hafen hinein, wo, zwischen Konstantinopel zur Linken, dessen ehrwürdige St. Sophien-Moschee malerisch daruber hervorragte, und Galata und Pera zur Rechten, auf seinen mit Häusern, Bäumen und Gräbern bedeckten Höhen gelegen, dem Dampfe Einhalt geboten ward.

So hatte eine der glücklichsten, angenehmsten Seereisen, die ich je gemacht, ihre Endschaft erreicht. Auf kleinen Kähnen fuhr nun die Gesellschaft nach Galata. Dort fand ich Lampen und Festons an allen Häusern, denn die Ufer des Bosphorus und des Hafens blieben an drei Wochen

chen hindurch, während der Feſte, ſtets illuminirt. Einem Träger überlieferten wir unſere Sachen, und folgten ihm die ſteilen Berge Galata's und Pera's hinauf, durch kleine enge Straßen, und in einer halben Stunde war ich im preußiſchen Geſandtſchaftshôtel angelangt, ſah mich mit aller nur möglichen Freundlichkeit vom Grafen Königsmark, unſerm jetzigen außerordentlichen Geſandten bei der Hohen-Pforte, aufgenommen, und blieb für einen Monat der Bewohner eines Zimmers ſeines Hôtels, von dem ich einer der großartigſten Ausſichten genoß, welche den Hafen Konſtantinopels ſelbſt, und die Höhen bis an die neuen Kaſernen umfaßte, und mit Stolz jeden Morgen ausrief:

Mein iſt Konſtantinopel,
Denn Mein iſt der Blick.
Wer will, wer kann mir ihn rauben!

Anmerkungen.

1. Folgendes war, während meiner Anwesenheit zu Athen, der ohngefähre Bestand der griechischen Land- und Seemacht.

A. Regulaire Landmacht.

1) Infanterie, welche fränkisch gekleidet ist,
2000 Mann Bayern,
2000 Mann Griechen.

2) Cavallerie.

a) Ein Uhlanen-Regiment von 400 Mann, gemischt aus Bayern und Griechen.

b) 1700 Gensdarmen in fränkischer Tracht, sämmtlich Griechen. Der Chef ein Deutscher, mit Namen Rosner.

3)

3) Artillerie, fränkiſch gekleidet,

3 Batterien, jede von 60 Mann.

Die Stärke der Feſtungsartillerie läßt ſich nicht beſtimmen.

B. Irregulaire Landmacht.

a) 2000 Mann Infanterie, aus den Beſtänden der früheren Armee zuſammengeſetzt.

b) Die Phalanx, welche aber keine beſtimmte Zahl hat, und in der alle gediente Soldaten ſich befinden. Ein Unterofficier hat hier Officiersrang. Sie ſind griechiſch gekleidet, und in den Provinzen vertheilt, auch dort gewöhnlich zu Hauſe.

c) Die Miliz, aus Bürgern und Bauern beſtehend, die aber nicht bezahlt wird, und auch damals nicht zuſammen kam.

C. Seemacht.

2 Corvetten und noch einige Brigs mit ohngefähr 1000 Mann, unter dem Obercom-

mando des Kapitains 1ſter Claſſe, Kanaris.

2. Der Chorage hieß irgend ein athenienſiſcher reicher Bürger, welcher auf ſeine Koſten den Chor ausſtattete, und dafür bei den Feſtſpielen, wenn das Chor den Sieg davon trug, einen Dreifuß erhielt, den er auf ſeine Koſten aufzuſtellen pflegte.

3. Ich ſehe mich veranlaßt, bei dieſer Gelegenheit auch meine Meinung über Lord Elgins ſogenannte Beraubung der ſchönſten Denkmäler Griechenlands auszuſprechen, und da muß ich aufrichtig geſtehn, daß ich die Beſchuldigungen ſeiner ungerecht und unbillig finde. Man muß hier auf Zeit und Umſtände Rückſicht nehmen.

In der Zeit, als Lord Elgin ſich vom Sultan die Erlaubniß erbat, von den Alterthümern nach England zu nehmen, was ihm anſtand, war wohl wenig oder gar keine Ausſicht vorhanden, daß Griechenland jemals einen eignen chriſtlichen

Staat

Staat anmachen, und europäische Kultur sich über dasselbe verbreiten würde. Bei der Barbarei der Muselmänner, die sogar durch die Religion ihnen geboten ist, daß die Vertheilung des Portraits des Sultan beinahe eine Revolution hervorgebracht, bei der Verachtung aller Kunstwerke, so daß ersteres, wenn es an Steinen zum Bau gebricht, die herrlichsten Denkmäler dazu genommen werden, wie kann man es da eine Plünderung nennen, wenn ich einen Theil von demjenigen zu retten suche, was vielleicht bald einer völligen Zerstörung entgegen geht! Was hat also Lord Elgin so böses gethan, wenn er dem brittischen Museo zur Aufbewahrung die herrlichsten Werke alterer Kunst anvertraute! Und haben sie seitdem nicht mehr Ruhen dem Kunstler als Verbild gestiftet, als wenn sie zu Athen geblieben waren, wohin, zu seiner Zeit, eine Reise zu den schwierigsten Unternehmungen gehörte!

 So

So weit für Lord Elgin. Aber jetzt, nachdem Griechenland wieder in die Reihe der europäischen, christlichen Staaten getreten, und dessen Regierung alles thut, um zu erhalten, was noch zu erhalten ist, wäre es wohl einer hochherzigen Nation, wie der Englischen, würdig, wieder heraus zu geben, es sei mit oder ohne Entschädigung, was eigentlich nicht nach England gehört, und den griechischen Tempeln den Schmuck wieder zu verleihen, der ihnen einst, aus Besorgniß vor deren Zerstörung, entrissen ward, und so würde man sich dahin verstehen, Lord Elgin den Retter, und die englische Regierung den Wiederhersteller der griechischen Tempel zu nennen.

4. Mac Farlane ist der Verfasser des zu London erschienenen sehr interessanten Werkes:

Constantinople in 1828. A Residence of sixteen Months in the Turkish Capital and Province: with an Account of the Present State

of

of the Naval and Military Power and of the Resources of the Ottoman Empire.

5. Obgleich Vielen gewiß hinreichend bekannt, halte ich es dennoch nicht für überflüssig, folgende mir zugekommene Notizen eines durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in der Türkei wohlunterrichteten Mannes hier einzurücken:

„Serai (woraus die Italiener Serraglio, und die Franzosen Serail gemacht) entspricht bei den Türken genau unserm Pallaste, im Gegensatze vom gewöhnlichen Wohnhause (Hôtel, bei den Türken Konak). Harem dagegen bezeichnet denjenigen Theil jedes Hauses oder Pallastes, welcher das abgesonderte Frauen-Gemach enthält, und wird daher figürlich auch bei den Türken gebraucht für das, was das Frauen-Gemach umschließt."

„Die Sclaverei constituirt rechtlich und faktisch bei den Türken einen Zustand, der sich durchaus nicht mit der Sclaverei in den Colonien der

abend-

abendländischen Nationen Europa's vergleichen läßt. Selbige ist gleichfalls rechtlich und faktisch wesentlich milder als das Leibeigenschaftsverhältniß, wie selbiges im christlichen Europa früher bestand und theilweise noch bestehet. Der Sclave nimmt in dem turkischen Hause eine Mittelstellung zwischen der eigentlichen Dienerschaft und der Familie ein. Die bedeutendste Person im jetzigen Ottomanischen Reiche nächst dem Sultan, der bekannte Khosrew Mehmed, war ursprünglich Sclave. Der jetzige Seraskier der stehenden Truppen, Halil Pascha, Schwiegersohn des Sultans, und der vorige Groß-Vezir Reschid Pascha waren ursprünglich Sclaven Khosrew Mehmeds. Die weißen Sclavinnen in den vornehmern turkischen Harems (die schwarzen dienen mehr zur Aufwartung, da die Turken die Vorzüglichkeit der weißen Hautfarbe anerkennen) sind eigentlich als Gesellschafterinnen der Hausfrau zu betrachten. Es ist ein Luxusgegenstand der vornehme-

meren türkiſchen Damen, dergleichen recht ſchöne zu haben, was dann oft zu dem nämlichen Reſultate, als die Gewohnheit einiger abendländiſchen Damen, recht ſchöne Geſellſchafterinnen oder Kammerjungfern zu beſitzen, führt, und zu Eiferſucht gegen den Hausherrn Veranlaſſung giebt. Da übrigens die Sclavinnen in den Harems einer ähnlichen Clauſur in Betreff des männlichen Geſchlechts, wie ihre Gebieterinnen, unterliegen, und der Hausherr allein freien Zutritt in den Harem hat, ſo iſt die Vaterſchaft, falls eine Sclavin niederkommt, nicht zweifelhaft, und das Kind hat alle Rechte eines legitimen Kindes des Vaters. Die Türken können, nach dem Koran, vier rechtmäßige Frauen nehmen. Sehr ausnahmsweiſe aber nur nehmen ſie deren zwei oder mehrere, wozu, neben andern Rückſichten, auch diejenige mit beiträgt, daß ſie in dieſem Falle die Verpflichtung haben, einer jeden derſelben eine ſeparate Wohnung und Hausſtand zu geben.“

6. Der Kavas, welcher jetzt die Stelle der früheren Janitſcharen vertritt, iſt eine Art Ordonnanz, welche die Pforte den hohen Würdeträgern zutheilt, und die ebenfalls zum Schutze der fremden Geſandten und Conſuln beſtimmt iſt.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Flüchtige

Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Drittes Heft.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'schen Buchhandlung

Aufenthalt

zu Konſtantinopel,

Reiſe

über

das ſchwarze Meer nach der Moldau, Aufenthalt daſelbſt, Rückreiſe nach Berlin über die Bukowina, Galizien, Schleſien und Böhmen.

Berlin, 1837.

In der Nicolai'ſchen Buchhandlung

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Göthe.

Wer nach Konſtantinopel kömmt, verlebt, ſobald er ſeine Wohnung verläßt, faſt eben ſo viel Zeit zu Waſſer als zu Lande, und dies erfuhr auch ich, gleich in den erſten Stunden meiner Ankunft daſelbſt.

Es war nämlich der Namenstag des Königs der Franzoſen, und da der franzöſiſche und engliſche Botſchafter, ſeit dem Brande ihrer Hôtels in Pera, nicht mehr dort, ſondern in Therapia wohnen, und das ganze diplomatiſche Corps ſich an dieſem Tage zur Beglückwünſchung zum Admiral Rouſſin begab, ſo ſchlug mir der Graf Königsmark vor, die Partie, den Bosphorus ent-

lang, mitzumachen, wo ich den größten und schönsten Theil dieser herrlichen Wasserfläche würde kennen lernen.

Eine zierliche offene Gondel mit dem preußischen Adler als Flagge, geführt, außer dem Steuermann, von sieben Ruderern mit doppeltem Ruder, in weißen seidenen gestreiften Hemden, mit blauen Jacken in Gold gestickt, und dem rothen Feß zur Kopfbedeckung, wartete unser im Hafen. Die Gesellschaft bestand, außer dem Grafen Königsmark, aus dem preußischen Hauptmann von Moltke, welcher durch seine neuerdings mit dem Sultan unternommene Reise hinlänglich bekannt ist, dem preußischen Legationssecretair Wagner und dem Grafen Schaffgotsch.

Die erste Strecke auf unserer Fahrt bis zum Bosphorus war dieselbe, welche ich erst einige Stunden früher bei der Einfahrt in den Hafen gemacht; dann aber wendete sich die Gondel links

links, und die asiatische Küste rechts lassend, ging es den prächtigen Bosphorus entlang, auf Therapia zu.

Auf dieser herrlichen Fahrt, die wegen der contrairen Strömung nicht überrasch ging, hatte ich nun die gehörige Zeit, ohne mich, was ich bei dem ersten Beschauen einer Gegend nie gemacht, in zu viele Details einzulassen, doch beim Ueberblick des Ganzen, einzelne Punkte festzuhalten.

Des so eben erwähnten Grundes wegen fuhren wir also stets hart an der europäischen Seite, auf der die Landhäuser (im Türkischen: Kiösk) und Gärten, die bergichten Ufer entlang, bis an den Ausgang zum schwarzen Meere, nicht aufhören. Weniger bergicht ist dagegen die asiatische Seite, und sie hat, sobald man Scutari vorüber ist, auch weniger Häuser. Das Schloß des Sultans, Beglerbeg Stavros, ist das bemerkenswertheste, dem späterhin die lieblichen und

 frucht-

fruchtbaren Gegenden in den süßen Gewässern folgen.

Wenn die Architektur einer mit Häusern bedeckten schönen Gegend ihr den Charakter zu geben pflegt, und man, bei Genua und Neapel, das Majestätische seiner Palläste auf die Gegend selbst überträgt, so wird man es schwerlich läugnen, daß wiederum Konstantinopel, — Pera, Galata und Therapia mitgerechnet, — wegen seiner, in den fremdartigsten Formen gebauten, hölzernen, kleinen, niedrigen und viel mit bunten Farben bemalten Häuser, eigentlich eher den Anblick einer zu gewissen vorübergehenden Festen rasch errichteten Stadt giebt, von welcher, nach deren Beendigung, nichts als die Moscheen und einige Schlösser stehen bleiben, als die Idee der Hauptstadt und des Herrschersitzes eines so bedeutenden und so weit ausgedehnten Reiches, wie das türkische Reich noch immer ist.

Fährt man nun, zum ersten Mal, den Canal ent-

entlang, und erblickt die Lebenden vor diesen Häusern in ihren orientalischen Kostümen, und sieht, wie es jetzt der Fall war, Lampen an allen Wohnungen, nebst Festons und Namenzügen für die Illumination des Abends angebracht, so könnte man geneigt sein, alles für eine schöne Operndecoration zu halten, und sich nur wundern, daß keine Symphonie erschallt, und das Plätschern der Ruder, nebst dem Ertönen des Wellenschlages, die einzige Musik sei, die unser Ohr erfreut.

Viele Gondeln schossen bei uns vorbei, mit Leuten aller Art besetzt; doch erregte keine meine Aufmerksamkeit in dem Grade, als diejenige reich verzierte Gondel, auf welcher ein alter vornehmer Türke, mit weißem Barte, von seinem am Canal gelegenen Pallaste zurückkehrend, höchst malerisch einzeln da saß, und, von einer Menge Ruderern geführt, in schnellem Fluge bei uns vorübereilte. Es war Chosrew Mehmed, der

damalige Seraskier, oder Chef der ganzen Landmacht, seit 36 Jahren Pascha von drei Roßschweifen, sicher einer der größten Höflinge und zugleich der schlauesten Menschen seiner Zeit, und der einzige Große vielleicht, der stets seinen Kopf gerade zu halten gewußt, und womit er uns auch jetzt höchst freundlich zunickte, wie ich es nicht vorher und nicht nachher je von einem Türken gesehn. Mit ganzer Seele allen Neuerungen ergeben, welche die Türken civilisiren sollen, war er der Freund, der Vertraute des Sultans. In allem glücklich, was sein öffentliches Leben bezeichnete, war er es aber nicht in seiner Ehe, denn seine beiden Frauen waren sich die wüthendsten Gegnerinnen, und die wahrscheinlich nur der türkische Gebrauch, in verschiedenen Häusern zu wohnen, vom öftern Ausbruch ihrer gegenseitigen Feindseligkeiten abhielt.

Von merkwürdigen Gebäuden blieben uns nun links: das Schloß des Großherrn zu Beschicktasch,

taſch, nachdem er das Serail *), aus Widerwillen gegen alle dort ſtatt gehabten Greuel, zu denen er leider auch ſeine Hand hatte bieten müſſen, und ſich gezwungen geſehn, den Befehl zur Ermordung ſeines eigenen Bruders zu geben, für immer verlaſſen *). Dieſes Schloß, in Holz gebaut, ſo wie alle übrigen Schlöſſer, welche ich am Bosphorus ſah, waren eigentlich nur groß, aber ohne alle architektoniſche Schönheit.

Endlich ging es, bei ſtarkem Winde, um eine Ecke, wo wir ſogleich das franzöſiſche Geſandtſchaftshôtel, vor einem ſchönen Garten gelegen, erblickten, und faſt zu gleicher Zeit mit dem ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Butenief, landeten, in welchem ich einen vieljährigen guten Bekannten wieder erblickte, und der freundlich genug war, mich zu verſichern, daß er mich ſchon auf dem Waſſer in einiger Entfernung erkannt hätte.

Der Admiral Rouſſin, ein wohl gebildeter

Mann,

Mann, mit einem edlen Anstande, empfing uns in Beisein seiner Familie und des ganzen Botschafts-Personals. Sein Hôtel war ein recht schönes, großes, aber durchaus nicht großartiges Gebäude, von dem der Garten die Hauptzierde ausmachte, voller schattenreicher Partien, was im Orient nicht immer gefunden wird [a]). Viel schöner und größer soll das russische Hôtel zu Bujukdere sein, das ich aber leider nicht zu sehn bekam, weil das unfreundliche Wetter, was späterhin zu verschiedenen Zeiten eintrat, die Ausführung jeder projektirten Einladung des Herrn von Butenief verhinderte.

Nach einer halben Stunde Aufenthalt bestiegen wir wieder unsere Gondel, und da Wind und Strömung uns günstig waren, so ging es nun mitten im Canale rasch zurück, und bald darauf zu Tisch beim Grafen Königsmark, wie es auch während aller übrigen Tage meines

Auf-

Aufenthaltes zu Konstantinopel fast immer der Fall war, in so fern nicht Einladungen beim russischen Gesandten oder dem österreichischen Internuntius, Herrn von Stürmer, eine Aenderung in unserer Lebensweise machten. Der englische und französische Botschafter, beide so entfernt wohnend, können nämlich, begreiflicher Weise, Niemand zum Diner einladen, von dem man in der Nacht, höchst unbequem, entweder zu Wasser oder zu Pferde heimkehren müßte. Ein großer Theil der übrigen Herren Gesandten lebt aber, meist aus verwandtschaftlichen Verhältnissen, mehr mit den Familien der Dragomans, welche auch die eigentliche Perotische Gesellschaft bilden, als mit den andern ihrer Herren Collegen, so daß sich, genau genommen, als ich zu Konstantinopel war, das diplomatische Corps, in gesellschaftlicher Hinsicht, in drei Theile sonderte, nämlich:

1) Frankreich und England,

2) Oesterreich, Preußen und Rußland.

3) Alle übrigen Gesandten.

Indessen hielt dieses, wie sich von selbst versteht, den russischen, preußischen und österreichischen Gesandten nicht ab, große Abendgesellschaften zu geben, wo sich das ganze diplomatische Corps einfand, und in welchem Musik die Hauptunterhaltung ausmachte.

Eben so hatte aber auch Pera im Winter, unter der Leitung der Frau von Stürmer, einer gebornen Französin, einige französische Theatervorstellungen erlebt, und da seit einiger Zeit die scheußlichste aller Krankheiten Konstantinopel nur einige Besuche gemacht hatte, und sich damals gleichsam noch im Incognito dort aufhielt, so fing man an, sich an eine gewisse Geselligkeit zu gewöhnen, die indessen wahrscheinlich späterhin fast ganz aufgehört hat, als die Krankheit so of-

fen

fen auftrat, und ſo ſchonungslos ihre Opfer dahinraffte.

Mehr als europäiſche Diners und Soirées, deren man allenthalben findet, waren es indeſſen jetzt die großen Feſte, die Konſtantinopel zum merkwürdigſten Orte machten, und die in Verbindung mit allem übrigen Sehenswerthen mir an drei Wochen unausgeſetzter Unterhaltung in den verſchiedenſten Formen gewährten, wie man ſie einzig nur im Orient zu ſehn bekömmt.

Es fand nun das erſte große Feſt am 3. Mai, nur wenige Tage nach meiner Ankunft, ſtatt, und beſtand in einem Diner, welches der Sultan, nicht weit von dem vorher erwähnten großherrlichen Pallaſte zu Beſchicktaſch, auf den Anhöhen von Dolmabagtſche, wo in dieſem Augenblicke eine Menge öffentlicher Vergnügungen getrieben wurden, den fremden Geſandten und ihren Frauen, den Dragomans und den verſchiedenen

in der Hauptstadt anwesenden Fremden zu Ehren gab, und wo der Großvezier und der Seraskier die Honneurs machten.

Schon Tages vorher hatte ich und Graf Schaffgotsch, den Kavas voraus, das Thal und die Anhöhen von Dolmabagtsche besucht, aber zu bemerken geglaubt, daß der Kavas wohl Weiber und Kinder, und höchstens einen Bauer auf die Seite schob, aber es doch ruhig geschehen ließ, daß alle andern uns anstreiften, und so einer der Hauptzwecke der Begleitung: die Berührung bei einer so großen Volksmenge und die damit verbundene Gefahr der Mittheilung des Giftstoffes zu vermeiden, eigentlich ganz verfehlt ward.

Das Thal und die Anhöhen von Dolmabagtsche boten nun gewiß einen sehr heitern Anblick dar. Das Ganze war nämlich, wenn man will, eine Art Jahrmarkt, der theils unter grünen Zelten, theils ganz im Freien gehalten ward. Taschenspieler, Equilibristen, Seiltänzer, andere

Tän-

Tänzer, höchſt phantaſtiſch gekleidet, mit langen Röcken, die Haare ebenfalls lang und um den Kopf hängend, halb Mann halb Frau, und dergleichen ſchöne Erſcheinungen mehr, ergötzten die Menge, welche ſich meiſt zu Fuß dort eingefunden, mit Ausnahme der vornehmen Damen, die in ſogenannten Arrabas herumfuhren; wohl das lächerlichſte Fuhrwerk, was man ſehn kann, indem es in nichts anderm, als in einem auf den Seiten offenen, oben mit einem rothen Teppich bedeckten hölzernen, von Stäben zuſammengeſetzten Wagen beſteht, welcher höchſt bunt, gleich einem holländiſchen Bauerwagen, angeſtrichen iſt, und von weißen oder vielmehr Grauſchimmel-Ochſen mit ſehr verzierten Köpfen gezogen wird. Und ſo, und um nichts beſſer, wie jede andere Frau, fährt eine kaiſerliche Prinzeſſin, die Schweſter des Sultans, ſo fahren die Damen des Serails, und eben ſo die Frauen anderer großen Würdenträger. Das Ganze nimmt ſich nun ſo abentheuer-

lich aus, daß ohne Zweifel eine ſolche, höchſt billige Equipage, bei den großen Fahrten nach Longchamps, die Aufmerkſamkeit des gaffenden Publicums mehr auf ſich ziehen würde, und in ſo fern der Eitelkeit ihres Beſitzers mehr fröhnen, als alle mit vielen Koſten und Mühe herbeigeſchafften Equipagen der eleganteſten und reichſten Dandys der franzöſiſchen Hauptſtadt.

So viel zur Einleitung des großen Diners, dem wir entgegen gingen, und wozu der Graf Königsmark nebſt Gemahlin eingeladen war, welche ich indeſſen, für dieſes Mal, vorzuſtellen, mich ſehr bereitwillig fand.

Um 2 Uhr Nachmittags beſtiegen wir alſo in vollem Staate unſere ſchön geſchmückte Gondel, welche uns in einer halben Stunde, unter einer Unzahl anderer Fahrzeuge, an den Ort unſerer Beſtimmung brachte. Das Ufer war mit Menſchen überſäet; Pferde für die Männer, und Wagen für die Damen warteten am Ufer. Ich beſtieg

ſtieg ein majeſtätiſches braunes Pferd mit türkiſchem Sattel, der mich, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit den deutſchen Sätteln, an meine erſten Reitſtunden in der königlichen Bahn zu Berlin erinnerte, mit prachtvoller Decke und Zäumung. Muſik erſchallte von allen Seiten, wobei ſich mein Pferd mit einiger Unruhe erhob, als wenn das Allegro ſich nicht zu ſeinem ſtolzen Gange paßte, und ſo ging es den Berg hinan. Oben angekommen, erblickten wir die ſo eben erwähnten Tänzer, welche allerlei höchſt ſeltſame Touren aufführten, worauf wir vom Pferde ſtiegen, und in einem hölzernen Pavillon, mit Feſtons recht ſchön geſchmückt, von den Miniſtern des Sultans empfangen wurden. Hier ſah ich nun zuerſt Akif Affendi, ſonſt Reis-Effendi betitelt, jetzt blos Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten genannt, den der Tod einer geliebten Tochter in eine gewiſſe Schwermuth und Mißmuth geſtürzt, die vielleicht ſpäterhin einigen

Ein-

Einfluß auf seine nicht zu lobende Art der Einmischung in die Churchillsche Angelegenheit gehabt hatte, und bald darauf zeigte man mir auch Tahir Pascha, den Minister der Marine, durch die Schlacht von Navarin, obgleich geschlagen, dennoch wegen seines tapferen Benehmens ausgezeichnet, der aber in seinen Gesichtszügen so viel Härte zeigte, daß man den mancherlei Erzählungen von seiner Grausamkeit einigen Glauben zu schenken sich veranlaßt sah. Ich übergehe die anderen Minister, weil sie weniger bedeutend waren, und aufrichtig auch, weil, bei völlig gleichem Anzuge, mit langen Ueberröcken und dem Feß auf dem Kopfe, man leicht einen mit dem anderen in einer so großen Gesellschaft, und bei so vielem sonst noch Sehenswürdigen, verwechselte.

Es ist schon eine alte Bemerkung, daß im Orient öfters die höchste Pracht in Verbindung mit dem Gewöhnlichsten, Geschmacklosesten, ja

selbst

ſelbſt Schmutzigſten zu finden iſt. Und auch hier traf dies wieder ein. Wenn ich daher die Miniſter mit brillantenen Orden geſchmückt erblickte, wenn ich die mit den prächtigſten Decken und Sätteln belegten Reitpferde ſah, ſo war es dagegen ein wahrer Jammer, die vier- und ſechsſpännigen ſchlecht gehaltenen europäiſchen Wägen, gegen die ein wiener Fiacre ein Staatswagen iſt, zu ſchauen, in denen die Damen die Anhöhe hinauf zum Pavillon gefahren wurden, und die wenige Sorgfalt zu bemerken, welche man auf Beſſerung des Weges ſelbſt gewandt hatte. So würde man es unter andern bei uns kaum für möglich halten, daß man, quer über den Weg, ein rundes Stück Holz hatte ruhig liegen laſſen, wodurch jeder Wagen, welcher darüber fuhr, einen ſolchen Stoß bekam, daß der Kutſcher jedes Mal hoch in die Höhe flog, und hätte er, gleich den engliſchen Kutſchern, eine Perrücke aufgehabt, dieſelbe, wo nicht mit dem Hute ganz

abgeflogen, doch wenigstens gewiß auf die Nase wäre zu sitzen gekommen.

Aber auch der phantastische Anzug der Tänzer, welche vor dem Pavillon ihre Contersionen machten, schien der schlechtesten Theatergarderobe irgend einer kleinen deutschen Provinzialstadt entlehnt zu sein, und trug nichts dazu bei, den Reiz einer Pantomime zu erhöhen, von deren Sinn ich nur so viel fassen konnte, daß ein Kind als Kaiser auf einem Thron saß, und ihm zu Ehren eine Musik aufgefuhrt ward, wobei aber die Musiker, wohl zu merken, blos die Instrumente scheinbar spielten, indem kein Ton zu hören war. Ein Lustigmacher ging gleichzeitig herum, und fand Vergnügen daran, die Musiker zu stören, indem er ihnen eine Prise reichte, welches wahrscheinlich Niesewurz war, indem die tonlose Musik dann durch starkes Niesen der Musiker unterbrochen ward. Balletbücher wurden übrigens nicht ausgegeben, und da man ohne diese die Pantomime

so

ſo ziemlich verſtand, ſo wäre in ſo weit hierin ein Vorzug der türkiſchen vor der europäiſchen Cultur unfehlbar zu erkennen.

Unter den verſchiedenen Arten von Beluſtigungen war das einzige hervorſtechende die militairiſche Muſik, unter der Leitung eines Bruders des bekannten Donizetti, welcher ein Corps, ganz aus Turken beſtehend, jedoch mit europäiſchen muſikaliſchen Inſtrumenten verſehn, gebildet hatte, und die ihre Märſche und ſonſtige Roſſiniſche und Belliniſche Muſik einem nicht ganz geübten Ohre ſcheinbar eben ſo wohlklingend, als bei uns, aufführten. Leider ſoll ſpäterhin die Peſt die Freudentöne erſt in Jammertöne verwandelt haben, und ſie nachher ganz verſtummt ſein.

Um wieder auf die Geſellſchaft ſelbſt zurückzukommen, ſo war dieſelbe mit Einſchluß der Turken gewiß nahe an hundert Perſonen ſtark. Unter ihnen fiel mir ganz beſonders Sir Henry

 Be-

Bethüne, der bekannte englisch-persische General, wegen seiner imposanten Größe und wahrhaft athletischen Form auf. Aber auch das noch immer schöne Ehepaar, Lord und Lady Ponsonby, waren mir merkwürdig. Ich hatte Lord Ponsonby früher nie gesehn, dagegen hatte mich Lady Ponsonby, Schwester des Grafen Jersey, als eine der hübschesten und graciösesten kleinen Frauen, als ich sie zum ersten Mal in ihrer Jugend zu London in Devonshire House sah, wahrhaft entzückt, und dankbar, wie ich immer gegen frühere Eindrücke bin, freute ich mich, vieles von demjenigen in ihren Zügen wiederzufinden, was mich vor Jahren so mächtig angezogen hatte.

Nachdem man auf türkische Art den Kaffee genommen, fand der Aufbruch zum Diner statt, zu welchem man sich durch einen langen Gang begab, und in einem eben so langen Saale anhielt, wo die Tafel gedeckt war.

Hier werden nun meine Leser vielleicht auf

die

die Beschreibung eines türkischen Diners gespannt sein, aber leider sich sehr getäuscht finden, wenn ich ihnen erzähle, daß die ganze Tafel, und das zum ersten Mal in Konstantinopel, mir gleich beim Eintreten nichts mehr und nichts minder als den Anblick eines der prächtigsten Silbergeschirre, aus Odiots Fabrik zu Paris, darbot. So europäisch, wie das Silberzeug, eben so europäisch war auch die Küche, und eben so die Weine, nämlich erstere vollkommen französisch, während letztere aller Herren Länder angehörten, wie man sie bei uns in jedem gut eingerichteten Hause zu erhalten gewohnt ist.

So gut wie uns Europäern nun das Diner schmeckte, so wenig mochte es indessen vielleicht den Herren türkischen Ministern behagen; denn, zu meiner großen Verwunderung sah ich, als ich mich einmal umwandte, den Reis-Effendi ruhig im Winkel sitzen und sein Pfeifchen rauchen. Ich unterließ nicht, meinen Nachbar, den sonstigen

englischen Dragoman, darauf aufmerksam zu machen, welcher sich zum Minister hinbegab, und ihn um die Ursache befragte, weshalb er die Tafel verlassen habe, ganz ruhig aber zur Antwort erhielt, daß er sich am Tische gelangweilt habe, und es vorzöge, in der Ruhe sein Pfeifchen zu rauchen, und mich nur bäte, nicht etwa Andere darauf aufmerksam zu machen, daß er sich im Saale gleichsam verborgen hielte.

Wenn man dergleichen erlebt, so glaube ich, muß man sich doch ganz davon überzeugen, daß den Orientalen die Etiquette noch viel schwerer als uns ankömmt, und daß manche höchst steife Formen nur blos deswegen so fest gehalten werden, damit die Leute sich nicht ganz in der Bequemlichkeit gehen lassen, und nicht in dem Aufgeben aller und jeder Form, auch die dadurch bezweckte höhere Achtung und Ordnung schwinde.

Das Diner war zu Ende, und Alles begab sich nach dem Pavillon zurück. Halb mannshohe

gro-

große ſilberne Leuchter mit brennenden Lichtern fanden wir dort auf Fußteppichen ſtehend. Hier ließ uns nun, während wir den Kaffee einnahmen, der Sultan, den wir zu ſehn vergebens gehofft, becomplimentiren, und bald praſſelten eine Menge Racketen vom Canal aus in die Luft und beendeten das Feſt. Jetzt ging es zu Pferde wieder den Berg hinab, man ſtieg in die bereit ſtehende Gondel, und unter einer zauberiſchen Illumination der aſiatiſchen und europäiſchen Ufer führte uns dieſelbe nach Pera zurück, wo mir mein Diener erzählte, daß auch er mit allen Dienern der Eingeladenen an der Gaſtfreiheit des Sultans Theil gehabt, und ein höchſt ſubſtantielles und wohlſchmeckendes Mahl eingenommen habe.

Noch hatte der Gemahl der Prinzeſſin Mirimah weder ſeine neue Gemahlin geſehn, noch die Mitgift erhalten, welche ihm zugeſichert war. Letztere, in ſo fern ſie aus den Geſchenken des

Sul-

Sultans bestand, sollte nun am nächsten Morgen nach dem bald darauf zu beziehenden Pallaste der Prinzessin zu Bebek, welcher noch jenseits des Schlosses des Großherrn am Bosphorus gelegen ist, in feierlichem Zuge gebracht werden. Da der Weg dorthin nicht weit von demselben Platze vorbeilief, wo wir Tages vorher gespeist hatten, so war die Entfernung geringe, und schon um halb zehn Uhr waren wir, dieses Mal zu Pferde, dort angelangt. Der Weg war mit Menschen dicht besetzt, und hart an der Straße hatte der Baron von Stürmer für das diplomatische Corps und andere seiner Bekannten ein Zelt errichten lassen, von dem aus wir den Zug mit aller Bequemlichkeit zu sehen im Stande waren, und wo wir etwas zum Imbiß vorfanden. In letzterer Beziehung ward mir nun erzählt, daß einige türkische Frauen, die alles genau zu beobachten schienen, sich sehr darüber aufgehalten hätten, daß eine Dame etwas Liqueur genommen,

indem sie dieses für höchst unweiblich erklärt, und gemeint, daß einer Frau wohl Kaffee zu trinken und ein Pfeifchen zu rauchen, erlaubt sein möge, aber nimmer, etwas Spirituöses in ihren Mund zu führen.

Erst um 12 Uhr Mittags begann der Zug.

Zuerst eröffnete ihn eine Schwadron Uhlanen auf schönen, aber höchst schlecht gehaltenen Pferden. Ihnen folgten eine Menge Maulthiere, eins hinter dem andern, die ersteren mit Gepäck, die andern mit schönen Koffern und silbernen Kisten beladen. Die letzteren trugen prächtige Leuchter und Kaffeebretter. Jetzt aber wurde das Auge beinahe geblendet von der Pracht der Gegenstände, welche demselben vorüberzogen, und die alles in den Hintergrund stellten, was ich je an Kostbarkeiten gesehn.

So erschienen:

1) 11 Wägen, mit den auserlesensten persischen und türkischen Stoffen beladen.

2) 6 Wägen, in welchen sich die kostbarsten Decken, große Spiegel und Tische von Silber, Kohlenbecken und ähnlicher prachtvoller Hausrath befand.

3) 134 Serail-Diener zu Fuße, welche auf ihren Köpfen das schwerste und zugleich zierlichste Silberzeug und Gefäße aller und jeder Art zum täglichen Gebrauche, sogar einige Vogelbauer mit Vögeln darin, trugen.

4) 10 Diener mit einer Masse der palmenreichsten Shawls beladen, hinreichend, um die ganze vornehme Damen-Gesellschaft irgend einer großen Hauptstadt damit zu versehn.

5) Endlich 16 Diener mit Präsentir-Schüsseln, auf denen unter Silberdrath der möglichst seltenste und reichste Schmuck an Juwelen sich befand, vor dem selbst derjenige einer erst kürzlich im Norden reisenden vornehmen englischen Dame, aus Scham, so übertroffen zu sein, vielleicht

leicht ſeinen Glanz verloren hätte. Und gewiß, ſelbſt der größte Neid, die größte Sucht nach Glanz würde hier geheilt werden ſein, denn den über uns Stehenden, den Reichen beneiden wir; aber ſo wie die Sonne uns zu hoch erſcheint, um ihr nahe zu kommen, ſo verſchwindet auch, bei dieſem Glanze, alle und jede Hoffnung, nur irgend etwas zu erlangen, was ſich mit ihm meſſen könne.

Doch wie nähern ſich nicht oft die Extreme! denn bald ſollte das von ſo vieler Pracht geblendete Auge durch den Anblick der ſchwarzen Eunuchen, mit den ſcheußlichſten, gleichſam menſchenfeindlichſten Geſichtern, getrübt werden, von denen der Chef, der Kislar-Aga, zugleich Aufſeher aller Frauen des Serails und Wächter der Prinzen, Oberkammerherr, Verwalter der Stiftungen von Mecca und Medina, und Oberaufſeher ſämmtlicher den Moſcheen gehörigen Do-

mainen, der allerhäßlichste war, und der, o ihr armen Weiber! seinen Harem gleich allen übrigen vornehmen Turken hat.

So endete denn dieser berühmte Zug, der des Wunderbaren, Unerwarteten genug enthielt, und der Verläufer desjenigen war, welcher am andern Tage, an derselben Stelle, unsere Aufmerksamkeit von neuem in Anspruch nehmen sollte.

Dies war nämlich die feierliche Uebersiedelung der Prinzessin Braut selbst, nach ihrem neuen Pallaste, wo sie nun auch zum ersten Mal den ihr angetrauten Gemahl, welcher unter den Sclaven geboren sein muß, und, weniger begünstigt als der neutrale Kislar-Aga, keine zweite Frau heirathen darf, zu Gesicht bekommen sollte.

Lanciers eröffneten den Zug. Ihnen folgten die Beamten der unteren Klassen, dann die Kammerherren (Kapidschi-Baschi genannt)

nannt) und alle Beamten des Serails, ferner die Generäle, Pascha's von zwei und drei Roßschweifen, der Schwiegersohn des Sultans, Halil Pascha, sämmtlich in ihren neuen Uniformen, dann der Mufti und die Ulema's, die einzigen in der alten türkischen Tracht. Hinter allen diesen erschien endlich ein großer, ganz durch Gitter geschlossener prachtvoller Wagen mit 6 Pferden bespannt, die das reichste goldene Geschirr trugen, ein Geschenk des russischen Kaisers, in welchem die Prinzessin Braut sitzen sollte, ich sage sollte, indem Viele behaupteten: die Braut wäre schon längst heimlich zu ihrem beglückten Bräutigam gefahren, und der Wagen wäre leer. Ich kann nichts darüber bestimmen, nur ist so viel gewiß, daß auf die Prinzessin Mirimah vollkommen dasjenige angewendet werden konnte, was die Pariser einst auf die Geliebte des persischen Gesandten bezogen,

als ſie dieſelbe am Fenſter zu ſehn hofften: Si Vous la voyez, ce n'est pas Elle, et si Vous ne la voyez pas, c'est Elle.

Deſto beſſer konnte man dagegen in den darauf folgenden vielen, zum Theil Berlinen, zum Theil ſehr abentheuerlichen Wägen, zuerſt die beiden Söhne des Sultans, zwei junge hübſche Prinzen, mit Diamanten an der Kopfbedeckung geſchmückt, und dann ſämmtliche weiße Sclavinnen, immer zu Vieren in einem Wagen, erkennen, unter denen einige ſehr ſchöne lebensvolle Augen hatten, mit denen ſie, nach Art ſo vieler türkiſcher Frauen, ein ſehr loſes Spiel trieben, während andere dagegen, wahrſcheinlich die häßlicheren, ihren ſchönen Gefährtinnen das Feld frei ließen, und, bei weitem mehr vermummt als jene, ernſt vor ſich niederſchauten. Eine Schwadron Uhlanen und reitende Artillerie, deren Officiere gleich unſern Huſaren gekleidet waren, machten den Beſchluß des Zuges,

von

von dem, ich gestehe es aufrichtig, der Odalisken mächtige schöne Augen mich mehr als alle Diamanten, Tags vorher, angezogen hatten.

Noch hatte ich den Sultan nicht gesehen, und da für mich als Privatmann keine Audienz zu hoffen war, so mußte ich mich begnügen, zu versuchen, seiner ansichtig zu werden, wenn er, nach dem Freitagsgebete, aus der Moschee käme, welches indessen immer schwer zu wissen ist, da er bald diese, bald jene wählt. Die Uebergabe der Prinzessin hatte am Donnerstage statt gefunden, und es stand zu vermuthen, daß er des anderen Morgens die dem Pallaste derselben zunächst liegende Moschee besuchen, und nachher, am Lendemain des glücklichen Tages, sich in Person nach der Gesundheit seiner Frau Tochter erkundigen würde. Das Zweckmäßigste war nun, da diejenige Moschee, wo wir ihn vermutheten, hart am Wasser lag, in einer Gondel hinzufahren, und im Canal auf sein Herauskommen zu war-

warten, da man zu Lande immer Schwierigkeiten hat, sich ihm zu nähern. Dies geschah. Wir fuhren in die Gegend der Moschee, und sahen bald, zunächst dem Musik-Corps, die Generäle und Hofleute aufgestellt, worauf, nach einigem Warten, der Sultan, ein stattlicher Herr, dessen Gesichtszüge ich aber leider, wegen der Entfernung, nicht genau erkennen konnte, in blauem Mantel, Brillanten auf der Brust und oben am Fes, von zweien Hofherren geführt, die Treppen herunter kam, während Räucherbecken, von Sclaven getragen, vor ihm die Luft reinigten, und ein Marsch von Donizetti's Composition, welchen ich als Beilage mittheile, ihn empfing. Auf dem letzten Absatz der Treppe angekommen, hielt er einige Minuten still, und schien dem Seraskier, welcher sich neben ihm befand, seine Befehle zu ertheilen, worauf er das Pferd bestieg, und im Schritt nach dem Pallaste der Neuvermählten

ritt,

ritt, während ihm die Generäle und Hofherren zu Fuß folgten.

Eine große Masse von Barken, welche, nur auf ihn und sein Gefolge wartend, bis dahin dort gehalten hatten, ruderten nun sogleich der asiatischen Küste zu, während wir den Bosphorus entlang auf Therapia zu fuhren, und ebenfalls auf der asiatischen Seite, in den süßen Gewässern, ans Land stiegen.

Die asiatisch süßen Gewässer, auf türkisch Kiat Hane oder Papierfabrique genannt, welch. sich dort früher befand, sind ein lieblicher Aufenthalt. Man findet hier einen fruchtbaren Boden, schöne Bäume und Gewässer, einen von Achmed III. gebauten niedlichen Chiosk, und wird um so mehr von der Schönheit dieser Lage freundlich angesprochen, wenn man dagegen auf den europäischen Höhen schon die baum- und wasserlose Fläche anfangen sieht, welche sich von

dort bis nach Adrianopel, faſt ohne Unterbrechung, erſtreckt.

Wo kein Wagen fährt, kein Pferd läuft, und blos Menſchen ihren Verkehr treiben, da herrſcht in der Türkei auch gewöhnlich eine große Stille. Schon an den Tagen der beiden Aufzüge hatte ich die große Ruhe und Ordnung des Volkes bewundert, welche mir indeſſen noch mehr würde aufgefallen ſein, wenn ich gleich vom Norden aus hingekommen wäre, und nicht nach und nach, ſchon etwas im ſüdlichen Deutſchland, ganz beſonders aber in Italien, mich daran gewöhnt hätte, dieſelbe ohne Mitwirkung vieler Polizeiſoldaten erreicht zu ſehn. Unglückſeliges Getränk! Aqua vitae. Lebenswaſſer irriger Weiſe genannt, während es Geſundheit und Leben verkürzt; wann wird dein viehiſcher, übermäßiger Gebrauch in unſerm Norden gemildert werden, der alle Volksfeſte bei uns in wahre Bacchanalien verwandelt, und, bei den wohlwollendſten

Ab-

Absichten der Regierung, Freude dem Volke zu bereiten, sie dazu zwingt, ein strenges Auge darauf zu haben, daß diese Freude nicht in Unordnung, Laster und Verbrechen ausarte!

Da aber die geliebte Pfeife und der Kaffee der Türken einziges Labsal sind, und die wenigen Opiumesser, welche es noch giebt, eigentlich nur sich schaden und Andern nicht lästig werden, Religion überdies auch die Türken zur Ruhe mahnt, so erklärt sich diese Ruhe sehr natürlich. Hier in den süßen Gewässern entsprach nun die Stille unter den Besuchenden völlig der ganzen lieblichen traulichen Umgebung. Unter dem Schatten großer Platanen gelagert *), verzehrten die Frauen, was sie mitgebracht, und rauchten die Männer, jedoch immer von den Frauen getrennt, aus langen Pfeifen oder Nargilehs, der persischen Wasserpfeife, den vortrefflichsten Tabak. Alles saß im Dolce far Niente still und zufrieden da, und entsprach die innere Ruhe dem

 äu-

äußern Scheine, ſo war dieſer Türken-Zuſtand beneidenswerth, denn das Glück beſteht einmal nicht im Genuß beſtimmter Dinge, ſondern in dem eigenen Gefühle der Zufriedenheit.

Nach einer Stunde Aufenthalt verließen wir wieder die ſüßen Gewäſſer, deren Name für die Gegend und die Art der Landſchaft mir höchſt charakteriſtiſch erſchien, obgleich in derſelben, beim Anfang der Hitze, rückſichtlich der ſtehenden Gewäſſer und gewiſſer Hügel, welche die von dem ſchwarzen Meere herkommenden kühlen Winde abhalten, ſich Fieber erzeugen, und ſie mithin dann nicht mehr ſüß zu nennen ſind. Das Wetter war überaus ſchön, und ſo ruderten wir in vollkommen heiterer Stimmung dem nicht heitern Pera zu, das, trotz ſeiner vielen fränkiſchen Bewohner, und trotz der häufigen Brände, doch wenig beſſer, als jede andere türkiſche Stadt gebaut iſt *).

Ein Diner bei Seiner Hoheit und zwei türki-

kiſche Feierlichkeiten hatte ich mitgemacht, die Ufer des Bosphorus mehrere Male geſehn, aber noch kannte ich nicht das eigentliche Konſtantinopel. Dieſe Ausflüchte ſollten nun beginnen, wozu ſich Herr Collomb, bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt, gefälligſt als mein Begleiter anbot, und mir, als geborner Konſtantinopolitaner, und daher der Landesſprache vollkommen mächtig, dabei von großem Nutzen war. —

Wer jetzt mit einem Dampfboote die Donau raſch hinunter über das ſchwarze Meer hinweg fährt, und in 10 bis 12 Tagen von Wien aus Konſtantinopel erreicht, der muß ſich gewiß in eine völlig fremde Welt verſetzt glauben. Weniger iſt dies natürlich der Fall, kömmt man von Smyrna, und hat ſich ſchon mit türkiſchen Gebäuden, Menſchen und Sitten vertrauter gemacht. Der bei weitem größere Maßſtab in der Hauptſtadt, die vielen Palläſte und Gärten des Sultans

tans und der Großen des Reichs, nebst den, gemeinnützigen Zwecken gewidmeten Anstalten, bieten indessen jedem nur irgend aufmerksamen Reisenden einen steten Wechsel an Eindrücken und zu machenden Beobachtungen dar, und das um so mehr, wenn er das Neuere mit den vielen Ueberbleibseln aus der römisch-griechischen Periode vergleicht, die den Haltpunkt an so viele und so große Erinnerungen abgeben. Bald hatte ich Gelegenheit dies zu erfahren.

In einer jener rasch dahin fahrenden Barken, Piade *) genannt, die stets zu Hunderten im Hafen liegen, waren wir in kurzer Zeit am jenseitigen Ufer zu Konstantinopel angelangt, und befanden uns im größten Gewühle aller nur möglichen Sorten von Orientalen, stets auffallend, wenn man von Pera aus dort landet, weil man, bei der Masse von Europäern, welchen man zu Pera begegnet, sich dort immer halb zu Hause glaubt.

Bald

Bald waren wir in den Bazars angelangt, dieſer Stadt in der Stadt ſelbſt, dieſer Welt in der Welt. Der unermeßliche Reichthum, von dem vielleicht kaum ein Zwanzigtheil ans Tageslicht gebracht wird, mußte in ſchönen Läden, wie zu London und Paris, hinter Thüren mit glänzenden Spiegelſcheiben, ſicher alles bei weitem übertreffen, was dieſe beiden Hauptſtädte zuſammen aufbieten. So aber, da die Gänge aller Bazars finſter ſind, ſieht man eigentlich ſelten die Gegenſtände wahrhaft klar und deutlich.

Ich beſuchte nun zuerſt diejenige Abtheilung des Bazars, welche den Namen Bezeſtin führt, berühmt durch die unglaubliche Auswahl aller und jeder nur gedenkbaren Waffen, und dann die übrigen Theile deſſelben, indem ich nicht umhin konnte, hier wiederum die ſo ſehr auffallende Gleichgültigkeit der Verkäufer zu bewundern, ob ſie etwas verkauften, oder nicht. Der gewöhnlichſte Ladendiener, aus irgend einem deutſchen

schen Gewölbe, würde hier, beim Anpreisen seiner Waaren, sicher als etwas ganz fremdartiges angestaunt, und eine europäische Hökerin, beim Anrufen der Vorübergehenden, völlig verächtlich behandelt werden.

Nur mit Mühe drängte ich mich, indem ich einige Kleinigkeiten kaufte, durch andere Käufer und sonstige Besuchende des Bazars, bis an das Ende desselben, wo die Chans stehn, große massive Gebäude mit bedeckten Gängen, hinter denen sich die mit Waaren belegten Zimmer der fremden Kaufleute befinden, an welche wiederum deren Schlafzimmer stoßen. Daß außer den vernünftigen auch eine Menge unvernünftiger Wesen hier ihre Behausung haben sollen, ward mir von allen Seiten versichert, und ist auch schwerlich anders in einem Lande zu vermuthen, wo im Sommer, bei der strengsten Reinlichkeit, man sich schon so schwer gegen Ungeziefer aller Art zu schützen vermag, und wo die Landesbewohner

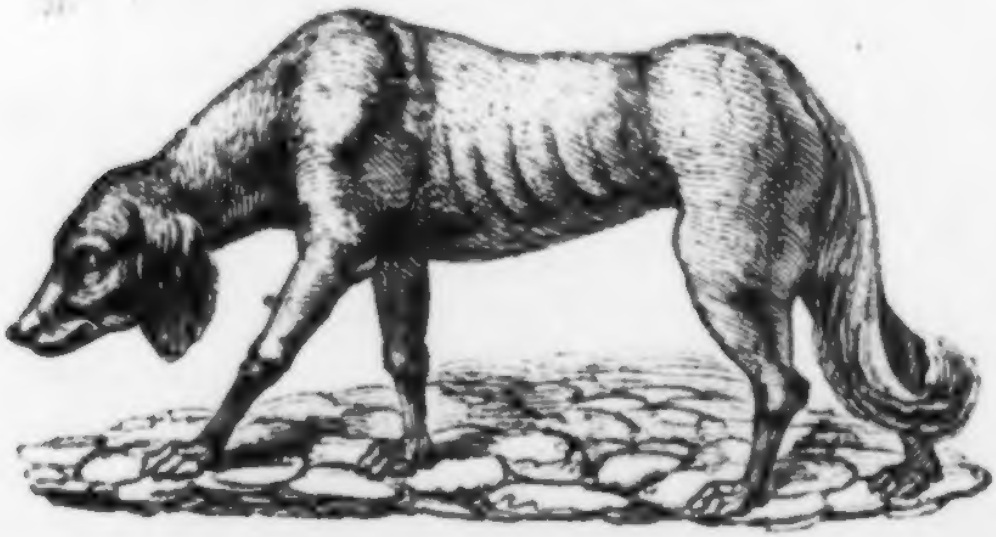
nichts

nichts von dieſer Tugend, wie die Reinlichkeit von den Engländern genannt wird, zum Erbtheil von ihren Vorfahren erhalten haben [7]). Denn was hilft, frage ich, wohl alles Baden und Waſchen, wenn dieſelben Gewänder, deren man ſich kaum entledigt hat, wieder dem Körper zur Bedeckung gegeben werden!

Aber eine andere große thieriſche Plage Konſtantinopels iſt noch die übermäßige Anzahl der herrenloſen Hunde, die man, wie ausgedörrt und den Schweif zwiſchen den Beinen, auf den Straßen herumlaufen ſieht. Da ſie indeſſen ſo höchſt gutmüthig ſind, ſo erregen ſie, bei ihrem traurigen höchſt beſcheidenen Anſehn, gleich pauvres honteux, ein wahres Mitleiden. Erſt in der Nacht ſcheinen ſie Muth zu gewinnen, der mich oft des Schlafes beraubte, indem ein einziges unglückliches Thier (ſ. S. 42.) ſich gewöhnlich des Abends vor meinem Hauſe gelagert hatte, und gleichſam von Pera aus, auf dem Berge, ſeine

Kon-

Konſtantinopolitaniſchen Freunde und Verwandten gegenüber zur Unterhaltung aufzufordern ſchien. Dieſer Hund ließ nun immer zuerſt ſeine Stimme erſchallen, worauf die Antwort ſeiner wahrſcheinlichen Frage von Hunderten ſeiner Cameraden jenſeits des Hafens erfolgte, und mich, ganz meinen Wünſchen entgegen, zwang, manche Stunde lang die in einer mir fremden Sprache geführten Discuſſionen mit anzuhören.



Den Bazar verlaſſend, beſuchten wir den ſonſtigen Hyppodrom, jetzt Platz Sultan Achmeds, auch Atmeidan genannt, das iſt Roß-

platz,

platz, als ob die Muſelmänner ſeine frühere Beſtimmung der Rennbahn, wo Wettrennen zu Fuß und zu Roß gehalten wurden, nicht ganz in Vergeſſenheit gebracht wiſſen wollten. Aber beinahe alles, was ihn zierte, iſt verſchwunden; alle ſeine Säulen, Statuen, ſind vernichtet; die vier berühmten bronzenen Pferde ſind nach vielen Kreuz- und Querreiſen nach Italien und Paris, zum zweiten Mal in Venedig angelangt, und nichts iſt geblieben, als zwei prächtige Obelisken, mit Hieroglyphen und Inſchriften bedeckt, vor allem aber jene berühmte bronzene Säule des Tempels zu Delphi, aus drei Schlangengewinden beſtehend, deren Köpfe den Dreifuß trugen, welchen die Griechen dem Apoll zu Ehren, nach der Niederlage des Xerres, errichteten. Der Sieg iſt längſt vergeſſen, aber auch der Dreifuß iſt verſchwunden. Kein Wunder, denn ſchon die nächſte Generation denkt oft leider nicht mehr an die

Tha-

Thaten der früheren, wer denkt also jetzt noch an Xerxes!

Nachdem wir den zierlichen Platz des Seraskiers, nebst dessen Hôtel im Hintergrunde, das eigentliche alte Serail, besucht hatten, ergriff mich die Neugier, nun auch etwas von dem so berühmten, kürzlich erst vom Großherrn verlassenen Serail zu sehn, was ich eigentlich jetzt ebenfalls das alte Serail zu nennen geneigt wäre, und so begaben wir uns dorthin, in der Hoffnung, hineinzudringen, welches nicht immer leicht ist, sobald man kein bestimmtes Geschäft dort hat, oder vom Kavas begleitet wird, obgleich der Sultan selbst, wie schon bemerkt, nicht mehr darin wohnt.

Indessen gelangten wir doch, ohne irgend eine besondere Anfechtung, in den ersten Hof, als plötzlich ein wüthender türkischer Soldat auf uns eindrang, und uns sogleich denselben zu räumen befahl. Es kam nun zwischen ihm und meinem

Be-

Begleiter zu einem ziemlich derben Wortwechſel, der indeſſen zu meiner großen Verwunderung damit endete, daß der Türke nachgab. Mit einem triumphirenden Gefühle gingen wir alſo weiter, und gelangten nun in den mit den ſchönſten Bäumen prangenden, aber ſonſt ganz vernachläſſigten Garten, der eher an den verfallenen Park eines großen und reichen Herrn, als an den Schloßgarten des mächtigen Großherrn zu erinnern im Stande war. Auf ſchlechtem Wege, aber unter dem ſchönſten Grün, kamen wir dergeſtalt bis an den Eingang des Bosphorus, wo wir eine Gondel fanden, die uns bald zurück nach Pera trug.

Daß die Fahrten nach Konſtantinopel in den nächſten Wochen meines Aufenthaltes zu Pera von mir oft wiederholt wurden, iſt begreiflich. Eines Tages fuhr uns ein Türke, deſſen Arm völlig tatowirt war, und bald entdeckte es ſich hieraus, daß er zu den Janitſcharen gehört, und

Gott

Gott weiß, durch welchen Zufall, dem Blutbade entronnen sei. Sein Kopf schien mir merkwürdig genug, um ihn mir noch besonders zu betrachten, denn wo solche unglaubliche Menge derselben geflogen sind, ist das Festsitzen einiger wenigen immer eine Art Curiosität. Indessen erfuhr ich nachher, daß es noch eine Menge Janitscharen gäbe, aber jedenfalls nicht genug, um dem Sultan auch nur die geringste Sorge einzuflößen. An diesem Tage hatte ich aber noch Gelegenheit, von neuem, wie einige Tage früher im Serail, mich von dem Haß der Türken gegen die Christen zu überzeugen, indem mehrere alte Weiber, als wir uns einer Moschee zu sehr näherten, um einige hinter Gittern versteckte Grabmäler zu besehn, uns weidlich darüber ausschimpften.

Alles dieses war aber nichts gegen die Scene, welche mir bald darauf auf dem Sclavenmarkte begegnete. Da derselbe nämlich viel größer als

zu Smyrna iſt, und viel Menſchen hinein- und hinausgehn, ſo ſchien es, habe man unſer Kommen nicht bemerkt, oder bemerken wollen, weil man einen Kavas in unſerer Geſellſchaft geglaubt, deſſen ich mich aber ſeit dem erſten Tage beinahe niemals bediente. Wir hatten daher gehörige Zeit, uns unter der ſehr bedeutenden Maſſe von Sclavinnen umzuſehn, von denen einige mit uns ganz artig coquettirten, als plötzlich ein Türke, mit denſelben wüthenden Geberden, als jener im Serail, und der heftigſten lauteſten Sprache, an uns heranſtürzte und uns andeutete, ſogleich den Markt zu verlaſſen. Ruhig, ohne etwas zu erwiedern, ging ich daher dem Thore zu, jedoch nicht ſo mein Begleiter, der auch heftig ward, und zwar ſo, daß ich den Augenblick ſich nähern ſah, wo der Türke ihn anfallen würde, und es alsdann zu einer böſen Rauferei, oder vielmehr von unſerer Seite zu einer völligen Niederlage gekommen wäre. Denn wer würde es wohl gewagt

wagt haben, uns beizustehen? Männer, gewiß nicht; vielleicht aber die uns vorher scheinbar so günstig gesinnten Sclavinnen? und Sieger dergestalt oder besiegt, vielleicht gar unter den Streichen erlegen, wären unsere Ranken jedenfalls auf die Nachwelt gekommen. Glücklich indessen, daß mein Begleiter, jedoch immer noch im Streiten begriffen, sich gleich mir dem Thore näherte, kamen wir ohne Celebrität, aber, was mir wichtiger schien, unverletzt davon.

Der Sclavinnen supponirtes Mitleid mit uns bringt mich auf die türkischen Frauen überhaupt zu sprechen, und da ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß, zum wenigsten die jüngern derselben, überhaupt den Christen wohlwollen. Nur die große Gefahr, — denn es gilt stets das Leben, — welche mit der Entdeckung verknüpft ist, macht, daß der Umgang mit ihnen entweder nur höchst selten statt findet, oder im größten Geheim getrieben wird.

Eine

Eine Menge ganz anmuthiger Geſchichten ſind darüber zu Konſtantinopel im Gange. Ich will nur deren eine erzählen. Die türkiſchen Frauen gehen bekanntlich niemals in Geſellſchaft ihrer Männer aus, ſondern immer allein mit ihren Dienerinnen, oder mit ihren Freundinnen, wovon Halil Paſcha's Frau, des Sultans Tochter, die einzige Ausnahme macht, welche, aber auch nur ich glaube ein einziges Mal, am Arme ihres Gemahls, und ihr Kind an der Hand, öffentlich in den Straßen von Konſtantinopel ſpazieren gegangen iſt. Genug, eines Tages gehen ſieben Frauen in ein Haus, und verlaſſen es ſchon wieder nach einigen Minuten. Des andern Tages wiederholen ſie ihren Beſuch, und ſo geht es die Woche durch. Dieſe täglichen Beſuche erregen endlich die Aufmerkſamkeit der Nachbarn, und bald erfährt man, daß in dieſem Hauſe eine ſehr gefällige Frau wohne, welche es liebe, gemiſchte Geſellſchaften von verſchiedenen Religionen bei

sich zu empfangen. Das Verbrechen schien entdeckt. Aber nun entstand die Frage: Was kann ein Besuch von wenigen Minuten für ein Vergnügen gewähren? Jedoch auch dies ward endlich herausgebracht. Die schlauen Türkinnen waren nämlich das erste Mal mit Fleiß in großer Zahl zu Sieben in das Haus gegangen, aber man hatte übersehn, daß nur sechs wieder herausgekommen waren, und so hatte jede der Freundinnen, nach der Reihe, Gelegenheit gehabt, im Umgange mit unterrichteten Europäern sich Bildung und diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche ihr wahrscheinlich ihr Gemahl oder Gebieter nicht ganz so zu verleihen im Stande war. Was übrigens aus den sieben Damen geworden, und ob sie, wie man in solchen Fällen zu thun pflegt, in einen Sack gesteckt, und bei Nacht in den Bosphorus geworfen worden, habe ich nicht erfahren können. Denn daß dieses erst ganz neulich mit einer weißen Sclavin geschehen sei, welche

der

der Fürſt Miloſch während ſeines Aufenthaltes zu Konſtantinopel heimlich gekauft hatte, wurde mir für ganz beſtimmt verſichert.

Aber nicht immer ſteht das Leben bei dieſen Rendez-vous auf dem Spiele, ſondern noch öfter enden ſie mit einer Prellerei. Die Art und Weiſe nämlich, wie ſich die Türkinnen, welche ihre Vorliebe für einen Mann ihm kund geben wollen, bemerkbar machen, iſt, daß ſie im Gehen ihr großes Uebergewand, ſcheinbar zufällig, mit beiden Händen öffnen, und wenn man bei ihnen vorbei iſt, ſich dann umſchauen; eine Gunſt, welche mir auch eines Tages widerfuhr, die ich aber unerwiedert ließ. Nicht ſo indeſſen ein junger Attaché einer fremden Geſandtſchaft. Der unerfahrne Jüngling war auf dieſes Zeichen eingegangen. Kaum aber an dem Orte des Rendez-vous angelangt, ſieht er einen Türken mit dem Yataghan auf ſich eindringen, ihm denſelben auf die Bruſt ſetzen, und ſich genöthigt, nicht

 al-

allein alles, was er an Geld und etwanigen Preciosen bei sich hat, dem Türken zu überliefern, sondern noch für eine bedeutende Summe zu unterschreiben. So geplündert wird er entlassen, und mit Schrecken sieht er am andern Morgen denselben Türken ganz ruhig in die Gesandtschaftskanzlei kommen, wo sich gerade sein Chef befindet, und diesem das ausgestellte Papier überreichen. Der Gesandte nimmt es, liest, kehrt sich voller Verwunderung nach seinem Attaché um; dieser zuckt die Schultern; was zu thun, der Gesandte zahlt.

Dergleichen Geschichten, die theils von der Neigung der türkischen Frauen für europäische Kenntnisse, theils von der Gefahr, der man sich aussetzt, wenn man den Lehrmeister abgeben will, ein hinreichendes Zeugniß geben, hört man in Pera viele erzählen. Namentlich heißt es, daß, so wie der Sultan Cultur zu verbreiten wünscht, dieselbe Meinung auch seiner, schon etwas ältlichen

chen Schweſter, der Prinzeſſin Heibetulla, beiwohne, die den Europäern ſehr gewogen ſei, aber doch nicht wünſche, daß ihre Hofdamen gleiche Vorliebe für ſie äußerten. So hielt ſie eines Tages, als ſie mit letztern herumfuhr, plötzlich ſtill, und redete einen jungen wohlanſehenden Engländer an, der darüber in die tödtlichſte Verlegenheit gerieth; als ſie indeſſen ſah, daß eine ihrer, und zwar ſehr hübſchen Damen, wenn nicht in Worten, doch in der Augenſprache, mit dem Jüngling ebenfalls zu reden wünſchte, traf dieſelbe ein fürchterlicher Blick, und dahin rollte die Arraba. Auch behauptete man, daß der Sultan, ſehr unzufrieden mit ihrem freundlichen Benehmen gegen Chriſten, ein Palais, welches ſie, etwas entfernt von der Hauptſtadt, zu bauen angefangen, wieder abzureißen befohlen, weil er gefürchtet: ſie möchte dort nicht ganz nach den Vorſchriften des Koran leben, und in den Neuerungen, welche er im Ganzen begünſtige, zu ſehr

ver-

vorschreiten, dergestalt aber einiges Aergerniß geben. —

Obgleich ich schon zu Smyrna des Anblicks einer Moschee genossen, und sie sich im Ganzen gleichen, so war es mir doch wichtig, auch zu Konstantinopel einen Ausflug in dieselben zu machen, und namentlich die älteste und größte unter ihnen, St. Sophia, kennen zu lernen. Drei ungarische Herren, Graf Schaffgotsch und ich erbaten uns daher durch die freundlichen Bemühungen des Herrn von Stürmer einen Firman, wofür nichts bezahlt wird, obgleich die nachher zu gebenden verschiedenen Trinkgelder uns eine Ausgabe von 900 Piastern, circa 90 Gulden, verursachten.

Ich hatte gedacht, diese kleine Reise auch in kleiner Gesellschaft zu machen, da ich eine solche Erlaubniß als eine ganz besondere Vergünstigung betrachtete, die nur als Ausnahme ertheilt würde, und wovon man nicht so vor aller Welt Gebrauch

ma-

machen dürfte, hatte mich aber hierin vollkommen geirrt.

Wenn ich nämlich eine Beſchränkung dieſer Erlaubniß eines Theils aus religiöſen Gründen vermuthete, ſo war ich auch anderen Theils zu ſehr im übrigen Europa gewöhnt, daß der Beſuch von Schlöſſern oder Gallerien ebenfalls immer gewiſſen Beſchränkungen in der Zahl der Fremden unterliegt, ſobald ſie nicht ein für alle Mal dem großen Publicum geöffnet ſind.

Ganz etwas anderes iſt es aber im Orient. Trotz dem Despotismus von oben, herrſcht eine gewiſſe Gleichheit unter allen, die nicht zur Familie des Kaiſers gehören. Die Köpfe der Großen fliegen, beim leichteſten Anlaß, ſo gut wie diejenigen der Kleinen, aber dafür hat der geringſte Sclave auch Ausſicht Schwiegerſohn des Sultans zu werden.

So geht es im Orient in Allem, und eben ſo wenig bekümmert man ſich darum, wenn je-

mand irgend eine Vergunstigung erhält, an der Mehrere Theil nehmen können, ob es zehn oder hundert, oder darüber sind, welchen dieselbe gewährt wird.

Der Verabredung zufolge, erschien ich also mit Graf Schaffgotsch am 9. Mai früh um 10 Uhr im österreichischen Gesandtschaftshause, das zum Rendez-vous bestimmt war, und das, beiläufig gesagt, das einzige, wenn auch nicht prächtige, aber recht schöne Gesandtschafts-Hôtel ist, das beim letzten Brande stehn geblieben, große, bequeme Räume und einen reizenden schattenreichen Garten hat.

Zu den Fünfen, die wir den Firman erhalten, gesellten sich nun bald fünf, zehn, zwanzig Personen, wovon der größere Theil dem Internuntius erst vorgestellt ward. Bald kam es zum Aufbruch, und nun vermehrte sich, vom Hôtel ab, schon bis zur ersten Moschee, welche wir besuchten, die Gesellschaft mit jedem Augenblick, so

daß

daß sie zuletzt gewiß aus einigen Hunderten bestand.

Diese erste Moschee war nun noch diesseits des Hafens gelegen und hieß Musredi. Sie ist vom jetzigen Sultan gebaut, und ist, wenn auch bei weitem nicht die größte, doch die reinlichste und bestgehaltene. Die Tribune, worin der Großherr sein Gebet verrichtet, ist ein ganz hübsches, orientalisch verziertes Zimmer, mit einem großen, breiten Sofa an der Wand. Ueber der Thür stand ein Spruch aus dem Koran, den alle Kaiser und Könige auch über ihren Thüren geschrieben haben sollten. Das Gebet ist für den Gläubigen das Buch der Zeit. Schwerlich läßt sich Religion und Lebensweisheit, verbunden in wenigen Worten, wohl so treffend darstellen.

Jetzt ging es über den Hafen fort nach Konstantinopel. Hier standen für die Damen Pferde bereit, und die ganze Gesellschaft

ſetzte ſich zuerſt nach St. Sophia in Bewegung.

Von Juſtinian erbaut, 270 Fuß lang, 240 Fuß breit, iſt St. Sophia ſicher eins der merkwürdigſten und aus ſo früher Zeit beſterhaltenen Gebäude, die es nur irgend wo in Europa giebt, und der Eintritt in dieſelbe iſt um ſo überraſchender, als ſie wegen der Menge kleiner Anbaue nicht ſo bedeutend von der Straße aus erſcheint, und nur ihre Kuppel wahrhaft großartig daſteht. Was türkiſcher Haß gegen alles Bildliche hier hat vernichten können, iſt dahin; aber noch ſieht man den marmornen Fußboden, die marmornen Säulen, die Alfresco-Cherubine aus der letzten ſchlechten griechiſchen Kunſtperiode, wahre Scheuſale, und in der Decke die goldene griechiſche Moſaik von einer Glascompoſition, zwiſchen deren doppelter Lage ein dünnes Goldplättchen liegt, wie man ſie jetzt nur noch, wie ich glaube, zu St. Marco in Venedig antrifft.

Aber auch hier zeigt ſich von der einen Seite die Unaufmerkſamkeit, und von der andern die Zerſtörungswuth und die Gewinnſucht der Türken. Denn, ſollte man es glauben, dieſe ſeltene Moſaik geht nach und nach ganz ihrer Vernichtung entgegen, und warum? Weil man ſie abbricht, und die Steine einzeln verkauft. So erſtand ich deren, theils in, theils außerhalb der Kirche, eine ganze Menge für eine Kleinigkeit, ließ ſpäter Ringe daraus machen, und erwarb mir bei meiner Rückkehr damit manch freundlich Geſicht.

Nachdem wir unten alles beſehn, beſchloſſen wir die Kuppel zu beſteigen. Der Horizont war an dieſem Tage beſonders klar, und ſo eröffnete ſich uns, eben angelangt, um mich eines engliſchen Ausdrucks zu bedienen, bald eine der ſplendideſten und großartigſten Ausſichten auf dem ganzen Erdenrunde.

Mit einem Blick überſah ich Konſtantino-

pel

pel unter mir, St. Sophia umgebend, rechts das Mare di Marmora, links den Bosphorus, gegenüber nach Osten Scutari und die ganze asiatische Küste, voller Fruchtbarkeit, grünend und blühend; mich gegen Norden wendend, erblickte ich Pera, Galata, Therapia; gegen Nordwest das Ende des Hafens und die dahinter liegenden Anhöhen; gegen Westen endlich das zu meinen Füßen anfangende Konstantinopel bis an die immer noch mit Häusern bedeckten Anhöhen.

Indessen hat auch diese großartige Aussicht, wie ich schon bei Gelegenheit derjenigen von den süßen Gewässern aus bemerkte, auf der europäischen Seite etwas Betrübendes, indem man schon, noch ehe sie ihre Endschaft erreicht, den gelben unbebauten Boden sieht, der, so wie man die Oase von Konstantinopel verläßt, für viele Meilen unverändert bleibt. Daß der unwillkührliche Gedanke daran dem majestätischen Eindruck

Scha-

Schaden thut, welchen dieſes prächtige Panorama auf jeden für Naturſchönheiten empfänglichen Sinn machen muß, iſt begreiflich.

Wir wanden uns nun die ſteinerne Treppe, welche wir vor kurzem erſt erklommen hatten, wieder hinunter, indem wir uns, bei der Sorgloſigkeit der Türken, wo ſchwerlich ein Diäten ziehender Conducteur die öffentlichen Gebäude jährlich unterſucht, auf Juſtinians feſter Conſtruktion verließen, als ich, im Schiff der Kirche wieder angelangt, einen Türken erblickte, der mit großem Ernſte jemandem von der Geſellſchaft begreiflich zu machen ſuchte, daß er ſeine Pantoffeln, deren wir ſämmtlich unterwegs zu kaufen uns gezwungen geſehn, nicht über ſeine Schuhe gezogen habe. Daß, ohne eine zweite Erinnerung abzuwarten, der Herr en question ſich ſehr beeilte, der erſtern nachzukommen, verdient wohl kaum bemerkt zu werden.

Obgleich wir, mit unſerm Firman verſehn,

ohne

ohne Ausnahme sämmtliche Moscheen in der Hauptstadt hätten besuchen können, so war unsere Neugier doch gestillt, nachdem wir der Moschee Sultan Achmeds und derjenigen Sulimane genannt, ein Werk des großen Solimans, noch einen Besuch geschenkt.

Die erstere ist dasjenige, was man bei uns die Cathedrale nennen würde, die Notre Dame von Paris, die Domkirche von Berlin, wo der Sultan an Festtagen, mit großem Gefolge, sein Gebet verrichtet, nur mit dem Unterschiede, daß man in der Nähe unserer Cathedralen die Vollziehung nothwendiger, selbst unbedeutender Strafen vermeidet, in dem Hofe jener Moschee hingegen der sogenannte Galgenbaum sich befindet, an den Verbrecher aufgeknüpft werden, und noch, beim letzten Aufstande, viele Janitscharen ihre Strafe erlitten. Sobald man nun dieses hört, ist es zu verwundern, wenn das Leben des Menschen diesen Türken so gut wie nichts bedeutet?

tet? Während der Christ, bei Ausübung seiner religiösen Gebräuche, nur die Liebe und persönliche Aufopferung als innigst verbunden mit seinem Glauben ansieht, so werden auf diese Art dem Türken, mitten im Gebete, gleichsam Mordgedanken eingeimpft!

Aber dagegen hat der Tod auch für den Türken nichts Abschreckendes; mitten in der Stadt werden die Todesäcker als öffentliche Spaziergänge benutzt, welches ich, von meinem Fenster aus, täglich zu bemerken Gelegenheit hatte, da gerade dort der größte der Todesäcker sich befand, und mir, so wie allen Andern, zum öftern Spaziergange diente.

Eben so bedeutend, als die Moschee Sultan Achmeds, ist schon rücksichtlich ihrer Bauart die Moschee des großen Soliman, indem sie 6 statt 4 Minarets hat, aber hauptsächlich, weil sich in einer ihrer Capellen das Grabmahl dieses Kaisers befindet, vor dem nicht allein der Sultan sein

Ge-

Gebet verrichtet, sondern wo auch der geringste seiner Unterthanen sich zu jeder Zeit zu diesem Zwecke einfinden kann.

Die Moscheen hatte ich gesehn, aber noch nicht die Religionsgebräuche der Derwische *). Der Tempel derselben war nicht weit von unserm Hôtel gelegen, und ich beeilte mich daher auch ihn zu besuchen. Das Ganze bestand aus einem einfachen runden Saale, um den eine Gallerie lief, in welcher wir unsere Plätze einnahmen. Das mit dem zweiten Hefte dieser Schrift ausgegebene Blatt zeigt ihren Anzug und Tanz. In diesem steten Herumdrehen von der Linken zur Rechten, welches beinahe jedes Mal an zehn Minuten dauerte, mit ausgespreizten Armen, sah ich nun 4 bis 5 Derwische, unter denen sich sogar ein Knabe von ungefähr 12 bis 13 Jahren befand, ihren Gottesdienst verrichten, wozu einer auf der Flöte blies, und ein anderer sang.

End-

Endlich hörte der Tanz auf. Ihm folgten feierliche Begrüßungen und Umarmungen, dann begann ein neues Drehen, und eben so neue Begrüßungen; zuletzt warfen sich die Dreher noch einmal zur Erde, worauf sie beim Aufstehen in große Mäntel gehüllt wurden, ihre bis dahin nackten Füße in Pantoffeln steckten, und dann zum Tempel hinausgingen.

Das Wetter war, während meines ganzen Aufenthaltes zu Konstantinopel, nur selten heiter gewesen. Herr von Butenief hatte mehrere höchst angenehme Fahrten nach Bujukdere und den Prinzen-Inseln auf einem Dampfboote zu machen beschlossen, und mich dazu eingeladen, aber leider hatten wir sie, aus obigen Gründen, niemals vollführen können. Dagegen waren in seinem, des Grafen Königsmark und des Herrn von Stürmer Hause öfters Abendgesellschaften, in denen, außer der Peretischen Gesellschaft, seit Einführung der Dampfschiffahrt auch ab und zu

smyrniotiſche Familien erſchienen, und der Salon ziemlich belebt war. Daß von einem eigentlichen Umgange mit den hohen Würdeträgern der Pforte eigentlich gar nicht die Rede ſein kann, verſteht ſich, theils wegen der ganz verſchiedenen Lebensweiſe, von ſelbſt, theils aber auch, weil, mit Ausnahme von Ramik Paſcha, welcher ganz geläufig franzöſiſch ſpricht, kein einziger türkiſcher Miniſter in einer andern, als in ſeiner Mutterſprache ſich zu unterhalten verſteht.

Daß Ramik Paſcha nun vielleicht der einzige türkiſche Würdenträger iſt, welcher geläufig franzöſiſch ſpricht, verdankt er der Erziehung in einem Inſtitute, wo beſonders auf Erlernung des Franzöſiſchen geſehn ward. Aber nichts iſt einmal in der Türkei von Beſtand. Alles wird angefangen, alles verſucht, und dann hört es wieder auf. Und ſo iſt es auch dieſem Inſtitute ergangen, das ſehr bald ſeine Endſchaft erreicht hat; und ein Gleiches wird auch ſehr wahrſcheinlich bei den mei-

meiſten Neuerungen des Sultans eintreffen, weil eine der größten Tugenden des Menſchen, die Beharrlichkeit bei neuen Unternehmungen, dem Türken durchaus fehlt.

Die Vocal-Muſik am Fortepiano machte in jenen Abendgeſellſchaften gewöhnlich die Unterhaltung aus. Auch Herr Stiepowich, der eine der preußiſchen Dragemans, veranſtaltete eine muſikaliſche Abendunterhaltung, in der Chöre geſungen und Ouvertüren aufgeführt wurden; dies war aber, wie ich erfuhr, erſt etwas ganz Neues und Außerordentliches, ziemlich begreiflich indeſſen, weil eine Hauptſtadt, wo es kein Theater, keine Oper giebt, und folglich nicht Sänger und Muſici (das türkiſche Muſik-Corps des Sultans ausgenommen, deren Mitglieder ſelbſt noch Schüler ſind), auch keine Lehrer haben kann, und wenn es deren gäbe, bei einer plötzlich eintretenden Peſt, wo man ſein Haus vor allen Fremden ſchließt, einem ſolchen Leh-

 rer

rer bald ſämmtliche Stunden würden gekündigt werden.

Um dieſe Zeit kam der Vertrag zwiſchen Rußland und der Pforte, betreffend die definitive Räumung von Siliſtria zur öffentlichen Kunde, und ſo froh wie die Pforte natürlich über die Beendigung dieſer Angelegenheit ſein mußte, um ſo mehr wurde ſie dagegen, faſt zu gleicher Zeit, durch die an dem Engländer Churchill verübte Mißhandlung in Verlegenheit geſetzt.

Die Sache iſt noch zu neu, um ihrer beſonders anders zu erwähnen, als daß der immer fortdauernde Haß der Türken gegen die Chriſten den Plänen des Sultans zur Bildung ſeines Volkes ein ſtets unüberwindliches Hinderniß ſein wird, ſo lange er blos Neuerungen erſinnt, deren Nutzen ſie nicht begreifen, und nicht zuerſt darauf denkt, Mittel ausfindig zu machen, ihrem Geiſte eine höhere Richtung zu geben, ſo daß mit einem geläuterten Verſtande bei ihnen ſich der Wunſch erzeugt,

zeugt, vom Europäer zu lernen, was ihnen noch fehlt, und ihn nicht als Feind, wie sie noch jetzt thun, zu hassen und zu verachten.

Ich sah mich endlich veranlaßt, an meine Abreise zu denken. Der Ferdinand I.. auf dem ich die Fahrt von Smyrna aus gemacht, hatte in dieser Zeit seine von jetzt ab regelmäßig anzustellenden Reisen nach den Donau-Mündungen begonnen und wurde täglich zurückerwartet. Es war meine Absicht, mich auf denselben einzuschiffen, und dann die Donau hinauf bis nach Wien zu gehen. Alles gestaltete sich indessen anders.

Auf der Donau sollten nämlich, der gedruckten, im Bureau zu Konstantinopel ausgegebenen Anzeige zufolge, zwei Dampfböte laufen, wovon das eine, ohne zu landen, der Moldau und Wallachei vorbeiführe, und die Quarantaine erst zu Neu-Orsova in Ungarn gehalten würde. Das andere hingegen durfte in den Hafen der Wallachei anhalten, und Passagiere aus- und einschif-

ſchiffen, jedoch mußte, wer in den Donau-Mündungen von Konſtantinopel ankam, und auf ihm weiter reiſen wollte, zuerſt in Gallatz in der Moldau ſeine Quarantaine abgehalten haben, worauf er indeſſen, an der ungariſchen Grenze angelangt, trotz dem eine zweite Quarantaine zu Neu-Orſova zu beſtehn hatte.

Als nun der Ferdinand von Konſtantinopel aus ſeine erſte Fahrt begann, waren ſämmtliche Paſſagiere der vollen Ueberzeugung, daß ſie auch beide Dampfböte, verſprochener Maßen, in Gallatz antreffen würden. Wie groß war aber nicht ihr Schrecken, als ſie, dort vor Anker liegend, nur das in der Wallachei landende Dampfboot erblickten, das natürlich ſich ganz beſtimmt weigerte, die Reiſenden aufzunehmen, da ſie erſt ihre Quarantaine zu Gallatz zu beſtehn hatten. Alles Bitten und Flehen war umſonſt. Was beſchloſſen daher einige der Reiſenden? Nichts mehr und nichts minder, als durch Liſt

auf

auf das Schiff zu kommen, es dergestalt zu compromittiren und sich mit Gewalt den Weg nach Ungarn zu bahnen. In einem kleinen Kahn fuhren sie dem zufolge, beim Eintritt der Finsterniß, an das Schiff heran, wurden indessen bemerkt, und schon wollte ein Untergebener Feuer auf sie geben, als der Kapitain, davon benachrichtigt, auf dem Verdeck erschien, und unter den schärfsten Drohungen, ihr Boot in Grund und Boden zu schießen, sie endlich zwang, von ihrem Vorhaben abzustehen. Es kam nun zu einem neuen Parlamentiren, und da die Reisenden, einmal das Recht auf ihrer Seite habend, auf die ihnen im Bureau zu Konstantinopel gegebenen Versicherungen ihre Fahrt begonnen hatten, so entschloß sich der Kapitain, für eine nahmhafte Summe, ein offnes Boot zu miethen, und dieß im Schlepptau dem Dampfboote folgen zu lassen. — Um nur fortzukommen, und nicht eine doppelte Quarantaine zu bestehn, haben sie sich ge-

genöthigt, diesen Vorschlag anzunehmen, und so ward der Friede geschlossen.

Dieß waren die Nachrichten, welche uns der Ferdinand überbrachte, dessen Kapitain, ein jovialer Engländer, übrigens zum ersten Male diese Fahrt gemacht und gleich einen tüchtigen Sturm zu erdulden gehabt, der Mehreres am Schiffe beschädigt hatte, was aber bald wieder hergestellt ward. Natürlich änderten sich nun alle meine Reisepläne, und ich beschloß, mit dem Ferdinand am 18. Mai, wo dessen zweite Fahrt beginnen sollte, abzureisen, in Gallatz meine Quarantaine zu halten, und dann über die Moldau, die Bukowina und Gallizien, wo ich, zum wenigsten damals, keine zweite Quarantaine, wie nach Ungarn hin, zu bestehen hatte, in mein Vaterland zurück zu kehren.

Tages vorher wohnte ich indessen noch einem Feste bei, das von der höchsten Neuheit und Merkwürdigkeit für mich war, und das ich so

aus-

ausführlich zu beschreiben mich bemühen will, als mein Gedächtniß mir dazu die Mittel an die Hand giebt.

Die Veranlassung gab die am 10. Mai vorgenommene religiöse und schmerzensreiche Ceremonie der Beschneidung der beiden Kaiserlichen Prinzen, welcher zufolge viele Hunderte von Kindern ebenfalls dieser Ceremonie sich, auf Kosten des Sultans, hatten zu unterziehen gehabt.

Seit diesem Tage bot das Thal der süßen europäischen Gewässer, am Ende des Hafens gelegen, auf der Seite von Pera, den unterhaltendsten Anblick eines mit vielen Zelten, nicht weit vom Großherrlichen Lustschloß zu Sand-Abat bedeckten Platzes dar, in welchen die ganze Zeit über die Vornehmsten des Reichs sich befanden, und Spielen aller Art, welche in Gegenwart einer unglaublichen Menge Volkes vor ihnen aufgeführt wurden, ihre Aufmerksamkeit schenkten.

Zum Beschluß derselben am 17. Mai war

nun

nun das ganze diplomatische Corps, jedoch dieses Mal ohne Damen, zum Diner um 6 Uhr Abends eingeladen, und auch meiner persönlich gedacht worden, welches mir sehr gelegen kam, indem ich wiederum nicht als Gräfin Königsmark, wie beim ersten Diner, mich hätte einfinden können.

So erschienen wir denn sämmtlich in Galla, mit Ausnahme der englischen Gesandtschaft, deren Herren, wahrscheinlich in Folge der Churchillschen Angelegenheit, gleichsam als Privatpersonen, sich blos im Frack zeigten. Jeder Minister der Pforte hatte sein Zelt, in welches man besonders eingeladen worden. Unser Wirth war der Kriegsminister. Sei es Zufall oder Absicht, was ich dahin gestellt sein lasse, so ist so viel gewiß, daß der Minister im Augenblicke, als wir im Zelte ankamen, nicht darin war, sondern von einer andern Seite erschien, vielleicht ungewiß darüber, ob er uns sitzend empfangen, oder uns

entgegen gehen sollte, und ich kann dessen Verlegenheit begreifen. Die Minister der Pforte achten die fremden Gesandten gewiß sehr hoch, und beweisen dieß bei jeder Gelegenheit, sobald sie mit ihnen allein sind; sie suchen sich ihren Gebräuchen so viel wie möglich zu nähern, aber sie können nicht gut öffentlich sie mit europäischer Artigkeit behandeln, da das türkische Volk, stets sei es gesagt, mit Ausnahme der jüngern Frauen, die Franken noch immer mit dem, wohl große Treue ausdrückenden, aber sonst nicht sehr achtungswerthen Namen der Hunde, oder wohl gar des unreinlichsten aller Thiere bezeichnet. — Eine noch schändlichere Benennung ist das Wort Peinchewenk (Ruffiano), welches durch das Betragen einiger Einzelnen auf alle fränkischen Bewohner übergegangen ist. — Da nun die Zelte der hohen Würdenträger ganz offen standen, und es einem jeden hineinzuschauen vergönnt war, so konnte auch für diesen Tag von europäischer

Art

Art der Bewirthung gar nicht die Rede sein. Alles war türkisch, ganz türkisch. Ein Sopha stand im Hintergrunde des Zeltes, auf welchen, den Minister in der Mitte, wir uns sämmtlich setzten. Der Dolmetscher hatte den einen Stuhl inne, und ein kleines, dickes, blasses, unbärtiges Wesen, wahrscheinlich ein Verschnittener, saß auf dem andern. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als Kaffee herumgereicht ward, dem die Pfeifen folgten, das heißt: wie allenthalben in der Türkei, lange Weichselröhre, deren prächtige Mundstücke von Bernstein mit Brillanten besetzt waren. Ich habe das Rauchen nie vertragen können, indessen wollte ich einmal alles den Andern gleich machen und that also mehrere Züge, wiewohl ich ein wenig in Angst über die etwanigen Folgen meiner Nachahmung der türkischen Gebräuche war, da ich wußte, daß diesem Rauchen überdieß ein türkisches Diner, bestehend aus mir ganz fremden Gerichten, und zwar ohne

Wein,

Wein, woran ich nicht gewöhnt bin, folgen ſollte. Ich that daher aus Vorſicht nur wenige Züge, und muß bekennen, daß mir der Geſchmack dieſes vortrefflichen Tabacks, und aus den langen Pfeifen, wo der Rauch ſchon mehr abgekühlt in den Mund kömmt, nicht ſo unangenehm vorkam, wie einſtens, da ich als guter Halliſcher Student ſchlechten Taback aus kurzen Pfeifen zu rauchen verſucht hatte.

Der Geſandte beſchloß nun, den übrigen Miniſtern in ihren Zelten eine Viſite zu machen, wovon aber diejenige beim alten freundlichen Seraskier die längſte war, der wahrhaft erfreut ſchien, uns zu ſehen, und namentlich den Herrn von Moltke, den er neben ſich ſetzte, bei der Hand nahm, und ſie, während unſerer Anweſenheit im Zelte, faſt gar nicht fahren ließ. Der Seraskier hatte ſich einige Tage vorher, bei einem Falle aus dem Wagen, etwas beſchädigt, worüber wir nicht ermangelten, ihm unſer Beileid

leid zu bezeugen, welches er sehr hoch aufnahm, indem er uns einen Brillantring zeigte, den er gewissermaßen als Schmerzensgeld vom Sultan erhalten hatte. Ein Türke, der auf der andern Seite saß, und zwar Hekim Baschya, Chef aller Aerzte, der die Ehre gehabt hatte, der Operateur der beiden Kaiserlichen Prinzen zu sein, ward uns hierauf vorgestellt, welches zu manchem kurzweiligen Scherz den Anlaß gab, und die Hauptunterhaltung während unserer Visite ausmachte.

Bald waren wir quer über den Platz in unserm Zelte wieder angelangt. Verschiedene Musik-Corps defilirten uns jetzt unter klingendem Spiele vorbei, von denen das Wallachische, welches der dortige Hospodar, wenn ich nicht irre, aus eigenem Antriebe, zu Ehren der Feierlichkeit gesandt hatte, jedenfalls die besten Musiker hatte. Zuletzt kamen die türkischen Tänzer in demselben miserablen Costume, als am Tage des

erſteren großen Diners, die ſich für dieſen Tag noch um ſo ſchlechter in Vergleich mit den herrlichen, vom Paſcha von Aegypten geſendeten Springern ausnahmen, welche ſämmtlich große, wohlgebildete, musculöſe Neger mit der allerſchwärzeſten Geſichtsfarbe waren, die, in Scharlach und Weiß, ſehr reinlich, ſchön gekleidet, nicht weit von uns, die bewundernswürdigſten Kunſtſtücke ausführten.

Jetzt folgte das Diner. Zwei runde Tiſche, jeder für ungefähr 6 Perſonen, wurden mit einem Teppich bedeckt, und wir eingeladen, uns an den einen zu ſetzen, nachdem uns der Dragoman mitgetheilt, daß der Miniſter etwas unwohl ſei, und wir uns nicht wundern möchten, wenn er wenig äße. Ein Sclave brachte darauf, noch ehe wir uns ſetzten, eine gelbe blecherne Schüſſel mit einem Siebe darüber, voll großer Löcher, durch die das Waſſer, welches er uns zum Waſchen über die Hände goß, in die

Schüſ-

Schüssel fiel. Eine große Serviette, wegen ihrer Länge einem Handtuche gleich, von Mousselin, an den Enden sehr breit und reich in Gold und bunten Farben gestickt, ward dann jedem über die Schulter gehangen, und so setzten wir uns zu Tische. Vor einem jeden der Gäste stand ein Teller von irdenem Geschirr nebst kleiner Serviette und einem hörnernen Löffel, in die Mitte dagegen setzte man, eins nach dem andern, die Gerichte. Messer und Gabel, die man meinem Nachbar geben wollte, verbat sich derselbe, da der Wirth sich selbst nicht dieser Instrumente bediente, und so begann, mit einem Löffel für die flüssigen, und mit unsern Fingern für die compakten Speisen, das Diner, welches ich, als Gegenstück des neuerdings in die deutsche Sprache aufgenommenen Wortes Gabelfrühstück, ein Faustdiner zu nennen gesonnen wäre.

Gleich wie es im Gedichte heißt: Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zu-

zuſammenkamen, könnte ich nun ausrufen: Wer zählt die Maſſe, nennt die Namen der Gerichte, welche hier in raſchem Wechſel auf den Tiſch geſetzt wurden! Saures und Süßes durch einander, Milchſpeiſen, Ragouts und Braten von allen Sorten, Eis, Gelées u. ſ. w., dazwiſchen aber blos ein Glas Waſſer als Getränk, daraus beſtand unſer Diner, welches indeſſen kaum eine Stunde dauerte, ſo daß dieſe raſche türkiſche Bedienung ſämmtliche europäiſche Kammerdiener beſchämt haben würde. Viele Gerichte waren höchſt ſonderbar componirt, jedoch nicht geradezu ſchlecht, die Braten aber vortrefflich, woran jeder europäiſche Koch lernen könnte; denn wären ſie hart und zähe, wie ſo mancher heimiſche im Ofen gebackene Braten, ſo wäre es nicht möglich geweſen, daß ein jeder Tiſchgenoß ſich immer ein verhältnißmäßig kleines Stück, ohne alle Mühe, hätte davon abreißen und in den Mund ſtecken können. Alles ging indeſſen recht gut, nur einmal, bei

einer etwas compakten Fleiſchſpeiſe, verſah ich mich, und bekam nur einen Theil davon in den Mund, der übrige fiel auf meinen Schoeß, und hinterließ mir im Vorübergleiten an meiner Uniform leiſe Erinnerung der Gaſtfreiheit des Sultans, mit welcher ſich der Miniſter indeſſen ſo wenig brüſtete, daß er uns nur immer verſicherte: der Sultan ſähe uns als Freunde bei ſich, und habe es in dieſer Rückſicht gewagt, uns zu ſolchem kleinen Imbiß im Freien einzuladen. Das Diner näherte ſich ſeinem Ende, als ich noch Zeuge einer türkiſchen Höflichkeit war, von der ſchon der Marſchall Marmont in ſeiner Reiſe im Orient erzählt. Der Kriegsminiſter riß nämlich ein Stückchen Huhn ab, wußte davon eine Art Kugel zu formen, ſteckte dieſe dem Grafen Königsmark mit dem verbindlichſten Ausdruck in ſeinem Geſichte in den Mund, und machte auf dieſe Art den friedlichſten Gebrauch von ſeiner Artillerie, wie ſie ſchwerlich von den Kriegsmi-

niſtern einer chriſtlichen Monarchie angewendet wird.

Jetzt reichte man uns wiederum Waſſer zum Waſchen, die Pfeifen wurden von neuem angezündet, Kaffee getrunken, und dann begaben wir uns ins Freie, um vor Sonnenuntergang das ganze Gewühl noch einmal zu beſchauen. Während dieſer Zeit waren nun auch die Damen aus dem Serail in offenen Arrabas angekommen, unter denen ich wiederum einige ſehr hübſche Geſichter ſah, jedoch wohl verſtanden, immer nur ſo viel, als einem zu ſehen vergönnt war.

Unter ſtetem bunten Wechſel der Gegenſtände waren wir ſo unvermuthet an ein Zelt gekommen, das, höchſt merkwürdig in ſeiner Art, das ſchönſte Bild echter religiöſer Toleranz abgeben ſollte.

Es war nämlich dasjenige Zelt, in welchem katholiſche und armeniſche Biſchöfe, und überhaupt die Chefs der verſchiedenen chriſtlichen und

 nicht

nicht christlichen im osmannischen Reiche geduldeten Religionen vom Sultan beköstigt wurden. Alle saßen hier friedlich um einen Tisch zusammen und verzehrten ihr Mahl, nur der jüdische Ober-Rabbiner, Khakanbaschi genannt, hatte sich etwas seitwärts gesetzt, weil er wahrscheinlich, den Vorschriften seiner Religion zufolge, nicht an demselben Tische mit den Andern speisen durfte. Indessen befand er sich doch in demselben Zelte mit allen Uebrigen zusammen eingeladen, und so war es wenigstens nicht des Sultans Schuld, wenn er dem Mahle keine Ehre machte.

So war die Nacht hereingebrochen, und nach und nach hatten sich eine Menge unserer Bekannten, Damen und Herren, bei uns eingefunden, mit denen wir noch lange auf und nieder gingen. Die größte Ruhe und Ordnung herrschte, Racketen stiegen in die Höhe, die Illuminationen hatten begonnen, und erst bei völliger Finsterniß bestiegen wir unsere Gondel und fuhren, unter den

von beiden Seiten mit Namenzügen im bunten Feuer gezierten und ſchön erleuchteten öffentlichen und Privat-Gebäuden unſerm gewöhnlichen Landungsplatze wieder zu. Sicher hatte ich eins der intereſſanteſten Feſte erlebt, denen ich jemals beigewohnt, und mit dieſem Gefühle betrat ich auch mein Zimmer. Denn bei der unglaublichen Menge von Feſten, die ich in meinem Leben mitgemacht, gehört gewiß etwas ganz Beſonderes dazu, um, bei vorgerücktem Alter, nach Beendigung eines ſolchen, ſich rühmen zu können, auch nicht für einen Augenblick den Mund zum Jähnen, wohl aber die Augen ſtets zum Schauen geöffnet zu haben.

Am 18. Mai hatte endlich die Abſchiedsſtunde geſchlagen, und ſo verließ ich gegen Mittag die Wohnung meines überaus gütigen und bei jeder Gelegenheit ſo zuvorkommenden Wirthes, und ging in Begleitung mehrerer Bekannten dem Hafen zu; aber kaum vermag ich das peinliche Erſtau-

ſtaunen zu ſchildern, das mich ergriff, als ich, am Hafen angekommen, das Dampfboot ſchon mit ziemlicher Schnelle in der Entfernung vorbeifahren ſah. Es galt jetzt einen raſchen Entſchluß, und noch ehe meine Sachen angekommen waren, warf ich mich in ein Boot, verſprach doppeltes Fahrlohn, rief laut, ſchwenkte mein buntes Schnupftuch in die Höhe, indem ich es innerlich verwünſchte, daß es nicht weiß ſei, um beſſer geſehn zu werden, ward endlich bemerkt, und ſah das Schiff vom fernern Fortſchreiten abſtehn.

Von je an hat der Anblick eines Menſchen, welcher zu ſpät kömmt, oder wenigſtens beinahe zu ſpät gekommen wäre, für mich etwas Lächerliches gehabt. Denn, indem er gewöhnlich Ruhe affectirt, ſieht man ihm die eben ausgeſtandene Unruhe, welche ſich wohl noch obenein durch große Schweißtropfen auf der Stirne kundgiebt, nur zu ſehr an. Wahrſcheinlich werde ich nun in dieſem Augenblicke, als ich das Schiff beſtieg, eine

ähn-

ähnliche Figur gemacht haben; doch ich war einmal oben, bat nur einen Augenblick zu warten, bis auch meine Sachen an Bord wären, und bald zogen wir von dannen, dem schwarzen Meere zu.

Die Reisegesellschaft war nicht groß. Graf Schaffgotsch war in Konstantinopel zurückgeblieben, und mir ward jetzt der bedeutendste unter den Mitreisenden, weil er mir der treueste von meinen verschiedenen Reisegefährten blieb, ein Herr von Varicourt, welcher, als baierischer Officier, drei Jahre in Griechenland gedient hatte, jetzt in sein Vaterland zurückkehrte, alles Ungemach der Quarantaine mit mir erduldete, und unsere Trennung erst zu Krakau erfolgte. Außer ihm fand ich auf dem Schiffe den Fürsten Kantakuzeno mit Frau, Tochter und Sohn, letzterer einer der Brüder, welche die zwei Gräfinnen Armannsperg geheirathet hatten, wovon er aber jetzt als Wittwer erschien. Einige Kaufleute und

ein

ein alter feister Türke, welcher mit der höchsten Religiosität zu den Betstunden seinen Teppich auf das Verdeck breitete, das Gesicht nach Mekka wendend, bildeten den übrigen Theil der sehr kleinen Gesellschaft, die wohl hauptsächlich aus dem Grunde so klein war, weil mancher, der vielleicht sonst mitgereist wäre, jetzt in seiner Hoffnung, die Donau hinaufzufahren, betrogen war, und erst günstigere Nachrichten abwarten wollte. Im Fürsten Kantakuzeno fand ich einen alten Bekannten, von Dresden aus, wieder; ich war also gleich, was man nennt: En pays de connaissance, das, ins Deutsche übersetzt, im Lande der Bekanntschaft, zu schwerfällig klingen möchte, und befand mich in dieser Gesellschaft ganz wohl.

Das Dampfboot machte die Reise über ungefähr 9 englische Meilen, soviel als 2 deutsche, in einer Stunde, und ging daher gut, ohne übermäßig schnell zu laufen, da man jetzt von Dampfböten spricht, welche 13 bis 14 Meilen machen

ſollen. Hier im Bosphorus gegen die Strömung ging es aber natürlich langſamer, und da ich noch einmal alle reizenden Ufer Aſiens und Europa's mit Bequemlichkeit zu ſehen wünſchte, um von ihnen, wahrſcheinlich für immer, Abſchied zu nehmen, ſo war ich damit ſehr zufrieden, beſonders da ich eigentlich bis zum Anfang des Bosphorus nie gekommen war, und nun Bujukdere mit ſeinen Landhäuſern, namentlich des ruſſiſchen Geſandten Campagne mit ihrem ſchönen Park, zum erſten Mal zu Geſicht bekam.

Nach etwas über 2 Stunden hatten wir die Ausfahrt erreicht, wo der Firman vorgewieſen ward, und dann ſtachen wir in das ſchwarze Meer.

Wenn man dieſes ungeheure Waſſerbecken vor ſich ſieht, die aſiatiſchen Ufer ſich immer mehr und mehr entfernen, und überhaupt, ſobald man den Bosphorus verläßt, nichts Reizendes mehr ſich zeigt, im Gegentheil die europäiſche Küſte,

neben der man hinfährt, einen wahrhaft trostlosen Anblick darbietet, und man sich fragen möchte: Heißt das Natur? so begreife ich, wie groß das Entzücken desjenigen sein muß, welcher umgekehrt von Odessa oder den Donaumündungen her in den Bosphorus hineinfährt.

Der erste Eindruck, den sowohl schöne Gestalten, als auch schöne Gegenden auf mich machen, hat stets entscheidend auf mein Urtheil eingewirkt. So ist mir noch immer der Genfer See einer der liebsten, schönsten Seen, die ich kenne, trotz dem, daß noch vor kurzem eine für Naturschönheiten sehr eingenommene Frau, als ich von dessen Reizen sprach, mir ganz erstaunt erwiederte: Comment! Vous en êtes encore au lac de Genève? Und warum scheint er mir der schönste, und nicht jener Dame? Weil ich von Deutschland aus, diesseits Lausanne, ihn zuerst von den Höhen erblickte, die Dame hingegen aus Italien kam, alle jene schöne Seen der Lombardei und

Pie-

Piemonts im Kopfe hatte, und nun von einem ſo berühmten See etwas viel größeres erwartete, als ſie nachher bei Genf wirklich fand, wo derſelbe auch gewiß viel weniger uns überraſcht, als dort, wo man ihn zuerſt von der Schweizer-Seite erblickt. — Längs der ſehr unintereſſanten europäiſchen Ufer war indeſſen, in lebhafter Unterhaltung, der das Souper folgte, der Abend und die Nacht herangekommen, und da ich auf demſelben Dampfboote das letzte Mal unten, wie ſchon erwähnt, ein enges Lager gehabt, ſo hatte ich mir für dieſe Reiſe ein Kabinet auf dem Verdeck genommen, deſſen Bett bequemer als das frühere eingerichtet war.

Ich that dies, weil die See ruhig zu bleiben ſchien, muß aber dagegen bemerken, daß ſo viel Angenehmes dieſe Kabinete bei gutem Wetter mit ſich führen, um ſo unangenehmer ſind ſie bei ſtürmiſcher See; denn die über das Schiff ſchlagenden Wellen gehen auch wohl über ſie weg, und

es ist alsdann fast unvermeidlich, daß, bei einem lange anhaltenden Sturme, nicht auch das Wasser durchdränge. Sind diese Kabinete nun, wie es gewöhnlich der Fall ist, nahe der Maschinerie, so wird deren stetes Geräusch überdies dem Schlafe hinderlich. So viel also dafür, und so viel dawider. Man wähle unter beiden Extremen. Eine richtige Mitte findet hier nicht statt.

Um 8 Uhr am anderen Morgen befanden wir uns in der Bucht des noch vor einigen Jahren so viel besprochenen Varna; ein trauriger Ort, wie fast alle türkischen Städte, und obenein, wenn sie Befestigungen haben, welche überdies jetzt sehr verfallen sind. Indessen gewannen wir schon nach einer Stunde Aufenthalt wieder die See, und verloren bald völlig das Land aus den Augen, was schon Tages vorher würde eingetreten sein, wenn nicht Varna auf dieser Reise auch als Landungsplatz für das Dampfschiff bezeichnet wäre. Unglaublich würde nun die Reise nach Wien verkürzt

kürzt werden, wenn man daran dächte, von Varna aus eine Straße durch Bulgarien nach Rustschuck, höchstens 20 deutsche Meilen lang, zu bauen, wovon ein flüchtiger Blick auf die Karte jeden überzeugen wird. In einem Lande jedoch, wo es nur wenige fahrbare Straßen in der Nähe der Hauptstadt giebt, was steht da wohl in der Ferne zu erwarten!

Der Himmel blieb den ganzen Tag über heiter, und die See völlig ruhig; die einzige Unruhe im Schiffe wurde durch die Krankheit des Kochs herbeigeführt, indessen war ein Hülfskoch bei der Hand, und so ging auch dies wichtige Ereigniß, kaum bemerkt, bei uns vorüber.

Es lebe der Dampf! rief ich aus, als wir am 20. Mai Morgens früh, nach etwas mehr denn 40 Stunden, an den in neuerer Zeit so viel besprochenen Sulina-Mündungen der Donau angekommen waren, wo wir rechts, an dem linken Ufer, ein russisches Wachthaus antrafen, vor dem

dem ſich die Mannſchaft, aus Koſaken beſtehend, in Fronte geſtellt, und uns die gebräuchlichen Ehrenbezeugungen machte, welche vom Schiffe aus erwiedert wurden. Jetzt ging es zwiſchen unüberſehbaren, aber mit dem ſchönſten Grün bedeckten Sümpfen, ſowohl auf der Seite von Beſſarabien, als auf derjenigen von Bulgarien, die Donau hinauf. Rechts ſtießen wir von Zeit zu Zeit wiederum auf ruſſiſche Wachthäuſer, welche durch ein ununterbrochenes Patrouilliren der Koſaken mit einander in ſteter Verbindung bleiben. Der Dienſt und das Leben in dieſen, von den dichteſten Mückenſchwärmen bevölkerten Sümpfen muß gewiß höchſt beſchwerlich ſein. Doch was kann dagegen geſchehn? Der Kaiſer iſt groß und mächtig, und doch iſt es ihm unmöglich gegen die Natur zu kämpfen. Eine einzige Unterbrechung dieſer grünen Einöde gewährte am rechten Ufer, uns zur Linken, der Flecken Toultcha, und ganz ſpät ging es noch bei der Feſtung Iſaktchi

vor-

vorbei, im letzten Kriege eine der ersten Eroberungen, welche die Russen machten. Erst in der Nacht kamen wir bei Gallatz an.

Unsere Reise war beendet, und nun sollte das öfters ausgesprochene und noch öfter in Gedanken gehabte Wort: Quarantaine, in Erfüllung gehn.

Voller Resignation bestieg ich daher am Morgen das Verdeck, und übersah die Stadt und die Gegend, wo ich bald einen unfreiwilligen Aufenthalt zu machen hatte. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich, wenn auch nur für kurze Zeit, eine Gefangenschaft erdulden sollte, und wenn mir nun bei dieser Gefangenschaft, deren baldiges Ende abzusehn war, mein Zustand dennoch peinigend vorkam, so konnte ich nicht umhin, mit wahrem Mitgefühl selbst an schuldige Gefangene, aber mit Schrecken an so viele zu denken, welche in der Ueberzeugung, recht zu handeln, etwas gethan, was in den Augen Anderer

als ein Verbrechen erſchien, und die nachher mit dem Verluſte ihrer Freiheit dafür büßen müſſen.

Gallatz iſt ein ſich an Höhen hinziehender, ziemlich belebter Ort, und eben ſo war es der Hafen, der eine nicht geringe Anzahl von Schiffen enthielt. Alles fuhr, ritt und lief oben ganz munter, nur wir erwarteten mit Ergebung die Beſtimmung, wann und wohin wir eingekerkert werden ſollten, als es, gleich einem Schuſſe, unſer Ohr traf: Die Gebäude der Quarantaine ſind noch für zwei Tage beſetzt. Wir bleiben ſo lange auf dem Schiffe, jedoch werden dieſe zwei Tage nicht von der Zeit unſerer Gefangenſchaft abgerechnet.

Was nun zu thun? das war die Frage. Der Zufall ſollte mir helfen, und zwar, wie ſich nachher zeigen wird, mehr als ich es damals dachte.

Fürſt Kantakuzeno ſchickte nämlich einen Boten nach Yaſſy, der ihm einen Wagen beſorgen ſollte, und ich benutzte ſogleich die Gelegenheit,

an

an den preußiſchen Conſul, Herrn Ruch, zu ſchreiben, und ihn aufzufordern, alles nur mögliche anzuwenden, daß die 2 Tage Quarantaine auf dem Schiffe mir als ſolche auch angerechnet würden.

So ſehr ich nun auf Gewährung meines Geſuches hoffte, ſo konnte ich doch darüber nichts Beſtimmtes wiſſen, und daher will ich es nicht läugnen, daß ich, ſonſt ohne mich zu rühmen gewiß einer der neidloſeſten Menſchen, die es giebt, doch mit einem gewiſſen Mißbehagen die Rantakuzeneſche Familie, der man die einzige leere Wohnung in der Anſtalt angewieſen, in das Boot ſteigen, und die Donau hinauf nach demjenigen Platze fahren ſah, wo, außerhalb der Stadt, die Quarantaine gelegen iſt.

Einer der auf dem Schiffe befindlichen Kaufleute ſchien jedoch keine Luſt zu bezeigen, ſich ſo mit Worten abſpeiſen zu laſſen, und rieth mir, mich mit ihm und meinen Sachen gerade in ein

Boot zu ſetzen, und ebenfalls die Direction nach der Quarantaine zu nehmen, indem man in Ländern, wie die Moldau, nicht alles ruhig erwarten müſſe, was einem beſcheert würde, ſondern dreiſt handeln, wie man es für gut fände, weil man ſonſt zu nichts käme.

Natürlich ſäumte ich keinen Augenblick, ſeinem Rathe zu folgen, und verließ gegen Abend, bei ſchönem Sonnenſchein, den Hafen von Gallatz, in einer kleinen Barke, die uns, der feindlichen Strömung wegen, zuerſt an das türkiſche Ufer brachte. Hier gingen nun die Schiffer ans Land, befeſtigten einen Strick an die Barke, worauf ſie mit der größten Mühe, — denn wer dächte wohl in der Türkei daran einen Leinpfad für die Schiffer anzulegen — ſich einen Weg durch die ganz dicht bewachſenen und mannshohen Sträucher zu ſchaffen hatten. Nach mehreren Stunden höchſt mühſamer Fahrt, ſahen wir uns endlich über die Quarantaine hinaus. Das Schiff ward nun ge-

wendet, und, den Strom zu unſern Gunſten, hatten wir bald das Ziel unſerer Fahrt erreicht.

Die Quarantaine von Gallatz iſt eine ganz neue Einrichtung, und bietet daher durchaus nicht jene Bequemlichkeiten dar, welcher man ſich in andern Ländern zu erfreuen hat. Zwiſchen zwei Bergen, am Ufer gelegen, landet man zuerſt auf einem Platze, der etwa 400 Schritt Länge am Ufer, und kaum 100 in der Breite hat, und der mit Palliſaden zu beiden Seiten eingefaßt iſt, welche bis an die Donau reichen. Hier angekommen, ſteigt man etwas in die Höhe, und erreicht alsdann einen Platz, auf deſſen beiden Seiten ſich nichts weiter als eigentliche von Holz errichtete Ställe befinden, in welche, ſobald man die Thüre ſchließt, kein Tageslicht fällt, und worin an Meubles durchaus nichts weiter zu erblicken iſt, als eine hölzerne Pritſche. Dieſe beiden Reihen Ställe werden am Ende, nach der Landſeite zu, ebenfalls durch Palliſaden mit ein-

 an-

ander verbunden, wo auch das stets mit Wache besetzte Thor ist, was des Nachts geschlossen wird. Außerhalb desselben wohnt nun, dicht beim Eingange, der Boyar, welcher die Aufsicht über die Quarantaine führt. In der ganzen Anstalt ist nur ein einziges besseres Gebäude, als die vorher benannten, vorhanden, und zwar ein aus Steinen gebautes Haus, das 6 Fenster in der Vorder-, und eben so viel in der Hinterfronte hat, und 4 Thüren, 2 auf jeder Seitenfronte. Jede Thür führt zu einer Entrée, von wo aus wiederum 2 Thüren, die eine geradezu in das Hauptzimmer, und die andere daneben in ein kleineres Zimmer führen, so daß das Haus vier verschiedene Parteien Reisender beherbergen kann, deren jede eine Stube, Kammer und Entrée hat. Aber auch in diesem Gebäude giebt es kein anderes Meuble, als die gedachten Pritschen. So, und nicht anders, ist die Quarantaine von Galatz beschaffen, wo mir genug Zeit verstattet wer-

den

den ſollte, philoſophiſche Betrachtungen anzuſtellen; und gäbe es wohl einen, der ſich dazu nicht geneigt fühlt, wenn er, mit einem Mal, fern von allen Bequemlichkeiten des Lebens, in ſolch ein Rattenneſt verſetzt wird?

Kein Mißgeſchick begegnet uns indeſſen ohne Compenſation; dies iſt das große Geſetz der Natur; und ſo wurden wir, gleich bei der Landung, in deutſcher Sprache, durch einen Herrn in militairiſcher Uniform angeredet, der ſich als den Arzt der Anſtalt, Doctor Abegg aus Heidelberg gebürtig, ankündigte, und uns die ganze Zeit über, mit der bereitwilligſten Sorgfalt, von größtem Nutzen war. Bald erblickte ich auch die Familie Kantakuzene, die eins jener Quartiere im maſſiven Hauſe bezogen hatte, und als ich in die Nähe deſſelben kam, einen Wallachen, den ich in Athen gekannt, welcher im Schlafrocke — denn wer genirt ſich wohl in einer Quarantaine? — auf mich zukam, indem er mir anzeigte, daß er am

andern Morgen abreiſe, und dafür Sorge tragen würde, daß wir ihn alsdann ſogleich in ſeiner beſſeren Wohnung ablöſeten. Für dieſe Nacht blieb uns nun (es verſteht ſich von nun an, daß, wenn ich uns ſage, darunter außer mir, immer Herr von Varicourt gemeint iſt) nichts weiter übrig, als einen jener oben beſchriebenen Ställe zu beziehen, und mit einem ſchlechteren Nachtquartier, als das liebe Vieh, dem man doch wenigſtens Stroh unterlegt, zufrieden zu ſein.

Jedoch war auch dieſes Mal der gefällige Kaufmann, der mir zuerſt ſehr wohlmeinend gerathen, mich raſch auf die Barke zu begeben, mein Retter, indem er mir eine Matratze lieh, welche ich, die ganze Zeit meiner Gefangenſchaft über, behalten durfte. Darauf kam der Boyar, brachte etwas Eſſen nebſt einem weißen leichten moldauer Wein, und ſtärkte uns auf dieſe Art, die bevorſtehenden Fatiguen der Nacht zu überſtehn.

ſtehn. Denn dieſe waren es wirklich, weil, abgerechnet das immer noch ſehr harte Lager, die gräßlichſten Muckenſchwärme uns wenig Ruhe ſchenkten, und das in dem Grade, daß mein Reiſegefährte, an deſſen jungem Blute ſie ein beſonderes Wohlbehagen fanden mußten, des andern Morgens mit einem völlig geſchwollenen Auge ſich von ſeinem harten Lager erhob.

Um 9 Uhr früh geſchah die Ueberſiedelung aus dem Stalle in das beſſere Haus, worauf die größere Hälfte der Kleidungsſtücke und ſonſtigen Sachen, die wir mitgebracht, für 21 Stunden in die Räucherkammer geſchickt wurde. Da nun die Familie Kantakuzeno ſchon früher als wir die geräucherten Kleider trug, ſo konnten wir am erſten Tage mit ihren verſchiedenen Mitgliedern nur unter Oberaufſicht ſprechen, damit nicht etwa ein unglücklicher Händedruck und etwaniges Streifen der noch ungeräucherten Kleider an deren geräucherten, den Krankheitsſtoff

letz-

letzteren mittheile. Denn erst am zweiten Morgen erhielten wir sämmtliche Sachen zurück, und gaben alles, was nun noch um und an uns war, ebenfalls der Desinfection hin, wobei sich unter andern das in einer Lilas-Atlas-, mit Gold gestickten Tasche befindliche Notificatorium des Sultans, betreffend die Vermählung der Prinzessin Mirimah, befand, das ich meinem Monarchen zu überreichen übernommen hatte.

Zwischen der ersten und zweiten Räucherung wird ebenfalls sehr genau darauf gesehn, daß man nicht eher ein geräuchertes Kleidungsstück anlege, als bis sämmtliche noch zu räuchernde Gegenstände völlig auf die Seite geschafft sind. Diese Ceremonie, in Gegenwart eines Aufsehers, dem man sich so ganz enthüllen muß, einmal beendet, kömmt man endlich dazu, mit allen denjenigen, mit welchen man zugleich gekommen ist, frei umzugehn, während man sowohl von den früher als später Angekommenen getrennt bleibt,

oder

oder wenigstens nur in Gegenwart eines Aufsehers mit ihnen sich unterhalten kann.

Kaum waren wir nun, um auf den ersten Morgen zurückzukommen, in unserer neuen Wohnung einquartiert, die uns wie ein Pallast, im Vergleich zu derjenigen der vergangenen Nacht, vorkam, als wir dem Boyar, bei welchem wir uns in die Kost gaben, unsere Bedürfnisse, rücksichtlich der allernothwendigsten Mobilien und Geschirre, kund gaben. Er versprach dafür Sorge zu tragen, indessen ward er der Mühe überhoben, da wir alsbald einen Besuch vom preußischen Handels-Agenten, Herrn Papasoele, erhielten, der aber kein Wort italienisch sprach, und uns durch einen seiner Commis, als Dolmetscher, alle nur mögliche Unterstützung zusicherte. Fast zu gleicher Zeit erschien aber auch der österreichische Consul, Herr Atanaskowitsch, aus Ungarn gebürtig, und endlich der Doctor Abegg.

Diesen drei Herren und dem gefälligen Boyar ver-

verdankten wir nun eine Einrichtung, so wie sie bei so beschränkten Mitteln nur immer zu erlangen war, das heißt, die Matratzen wurden auf die Pritschen gelegt, und der nicht damit bedeckte Theil derselben diente zum Waschtisch und zur Toilette. Ein Tisch, zwei Schemel, einiges Geräthe von Fayance, das war unsere Einrichtung, und so begann, im Erwarten der Freiheit, unsere Quarantaine.

Aber auch eine bestimmte Eintheilung der Zeit war nöthig geworden, und in solchen Fällen bietet auch das härteste Lager einen gewissen Trost dar, indem man wohl daran thut, wenn man eine einförmige Zeit zu verleben hat, und keine bequemen Stühle und Sofas uns zum Setzen einladen, selbst nach Beendigung des Schlafes so lange im Bette zu bleiben, wie man kann, welches so viel sagen will, als darin zu frühstükken, und dann zu lesen und zu schreiben. Hat man in dieser Art 12 Uhr erreicht, so ist die Toi-

lette eine Erholung, man geht ſpazieren, iſſet zu Mittag, arbeitet dann wieder, und ſo kömmt, nach einem abermaligen Spaziergange, die Theeſtunde und das Abendbrot heran. Wer aber in einer Quarantaine an der Unruhe leidet, und gleich früh Morgens hinaus will, während er doch nicht weit kommen kann, der iſt der Unglücklichſte aller Sterblichen; hundert Mal wird er nach der Uhr ſehen, und nicht begreifen, daß er ſchon ſo und ſo viel Jahre verlebt hat, während jede Minute ſo träge dahin ſchleicht, ja endlich mit Voltaire ausrufen, wenn dieſer einer langweiligen Geſellſchaft beizuwohnen ſich genöthigt ſah: Que de longues journées dans cette courte vie! —

Auf ſolche Weiſe, wie ich es mir zu thun vorgenommen, verlebten wir alſo die Zeit unſerer Gefangenſchaft, die uns übrigens durch die Geſellſchaft der Familie Kantakuzeno ſehr verkurzt ward, wo wir, nachdem wir die Donau entlang,

in-

innerhalb der beiden Befriedigungen unseren Spaziergang gemacht, den Abend am Theetische zubrachten, und auch das Abendbrot einnahmen.

Mit Ruhe und Resignation erträgt man alles, und mit einer kleinen Dosis von Lebensweisheit wird der vernünftige Mensch nicht nutzlos jammern, sondern sich selbst alles so zu drehen wissen, daß er niemals ganz ohne Lebensgenuß ist. Ich vergaß daher öfters beinahe völlig, daß ich ein Gefangener war, und dennoch gab es täglich Zeiten genug, wo man gewaltsam daran erinnert ward. Dies war erstlich die Zeit der Besuche der obigen Herren, welche uns nie ohne Oberaufsicht abgestattet wurden, und alsdann diejenige, wenn ich über den Hof, nach der Donau zu, mich begab; denn nicht allein sah ich hier rechts und links Türken, Wallachen, Moldauer und andere Fremde, als meine Leidensgefährten vor den Ställen traurig sitzen, und mich um meine bessere Wohnung gewiß sehr beneiden,

ſondern es gab noch etwas anderes, was ich nie ohne einen gewiſſen innerlichen Seufzer erblicken konnte.

Jenſeits des Thores nämlich ging der Weg, welcher in eine vor der Quarantaine vorbeilaufende, nach Gallatz führende, große Landſtraße fiel, einen ziemlich ſteilen Berg hinan, und ſelten verließ ich mein Haus, ohne dieſe Straße mit Wägen, Reitern und Fußgängern beſetzt zu finden, die munter und frei ſich darauf bewegten. Ich wußte nun, daß ich, nach beendigter Zeit, dieſelbe Straße fahren würde, und dieſes waren die Augenblicke, wo ich es am bitterſten empfand, daß ich nicht frei wäre, und daher ſo raſch, wie nur möglich, nach der Promenade an der Donau eilte, wo ich wohl in der Entfernung Gallatz erblicken konnte, aber doch nicht das geſchäftige Leben zu ſehen gezwungen war, was jene glücklichen freien Menſchen auf dem Berge führten.

Vielleicht iſt es hier der Ort, noch ehe ich die

Qua-

Quarantaine verlasse, die jetzigen Zustände der Moldau, welche im Ganzen mit denjenigen der Wallachei viel Aehnliches haben, so kurz wie möglich zu berühren, um in meinen eigentlichen Reisebemerkungen nachher ohne Unterbrechung fortfahren zu können.

Die Moldau, welche seit dem Jahre 1503, als Fürst Bogdan III. sie dem Großherrn zu Lehn gab, von der Pforte völlig willkührlich beherrscht ward *), ist jetzt wohl noch Lehn der Pforte, jedoch unter russischer Garantie, so daß der Fürst derselben, Hospodar oder Herr genannt, unter Beistimmung Rußlands, wohl von der Pforte zum Hospodar erhoben, aber nicht willkührlich abgesetzt werden kann. Die christlichen Einwohner sind meist der griechischen Religion zugethan **), wiewohl es noch eine Menge Juden, und namentlich viel Zigeuner giebt. Die griechisch-christlichen Einwohner theilen sich in die Geistlichkeit, welche drei Viertel, in die Boya-

ren

ren "), welche ein Viertel des Landes inne haben, und in die Bauern, früher ganz Sclaven, welches aber seit 1740 nicht mehr der Fall ist, sondern denen man für gewisse zu leistende Dienste Haus, Hof und etwas Land gegeben hat. Daß auf ihnen fast alle Abgaben von Grund und Boden lasten, kann unter solchen Verhältnissen nicht sehr auffallend sein. Stark angezogen werden ebenfalls die Juden; von den Zigeunern haben indessen nur wenige feste Wohnungen, und sie sind Waare, die man kaufen und verkaufen kann, wie man will, wovon ich mich auch später zu Jassy selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, indem eine Dame, welche mit ihrer Dienerin, einer recht hübschen jungen Zigeunerin, unzufrieden war, mir dieselbe anbot, und nichts dafür verlangte, obgleich sie ihr selbst ziemlich viel gekostet habe.

Der Hospodar ist für Lebenszeit ernannt. Man schätzt seine Einkünfte nach dem, was man

mir

mir sagte, auf ungefähr 30,000 Ducaten. Ich habe aber Grund zu glauben, daß sie sich höher belaufen. Trotz den drückenden Abgaben, über die unglaublich geschrien wird, hat das Land, seitdem es von der eigentlichen Willkühr der türkischen Regierung befreit ist und nur seinen bestimmten Tribut derselben zahlt, unglaubliche Fortschritte in Allem gemacht, und man versicherte mich zu Gallatz, daß es allein in dessen Umgegend Ländereien gäbe, deren Werth um das Zehnfache gestiegen sei.

Daß die Moldau und Wallachei ihren jetzigen glücklichern Zustand besonders Rußland zu danken haben, daran ist kein Zweifel; auch gilt den Einwohnern natürlich der russische Schutz über alles. So war bei den letzteren wichtigen Streitigkeiten zwischen dem Fürsten und den Boyaren, wovon die Allgemeine Zeitung eine Menge Details enthält, welche aber sämmtlich aus einer dem Hospodar sehr feindlich gesinnten Feder müs-

sen

sen geflossen sein, der letzte Recurs immer an den russischen General-Consul zu Bucharest, Herrn von Rückmann. Eine solche Stellung ist nun gewiß nicht leicht, wenn Herr von Rückmann bei einem, noch vor kurzem unter türkischer Botmäßigkeit gestandenen Volke, wo Bestechungen und Betrügereien aller Art etwas ganz Gewöhnliches sind, nach gesunden Regierungsprincipien gleich alles beurtheilen will, und die vielen Zwiste auszugleichen wünscht, deren hauptsächlichster Grund wohl eigentlich nur derjenige ist, daß jeder Boyar die Stellung des Hospodars beneidet, dessen Platz er ausfüllen möchte, selbst auf Einnahmen und Ausgaben ein scharfes Auge hat, und daher jede auch nur scheinbar eigennützige Handlung desselben seinen Anklagen über Erpressungen nicht entgeht.

So viel als Einleitung zu meinem Aufenthalte in der Moldau, dessen ich nun bald nicht mehr

als Gefangener, sondern als freier Mann genießen sollte.

Eine Woche war verstrichen, und ich eines Tages so eben im Anziehn begriffen, als der immer heitere Boyar ins Zimmer trat und uns die Freiheit schon in den nächsten Tagen verkündete, indem er mir ein Schreiben des Consuls Kuch überbrachte, auf dessen Vorstellungen, bei dem damaligen guten Gesundheitszustande in Konstantinopel, der Hospodar, nach Vernehmung des Gesundheitsrathes, unsere und der Familie Kantakuzeno Quarantaine abzukürzen sich bewogen gefunden hatte.

Unser Jubel war groß, aber unsere Ungeduld, indem wir dennoch zwei Tage länger bleiben sollten, vielleicht eben so groß. Undankbare Menschen, die wir sind! Auf noch zehn Tage wenigstens hatten wir uns gefaßt gemacht, und schon dünkten uns die zwei Tage zu lange. Doch auch diese vergingen.

Am 28. Mai früh um 9 Uhr endlich hatte man alles zur Abfahrt nach Gallatz in Bereitschaft geſetzt, und es war mir gewiß ein ſüßes Gefühl, als ich denen, welche mich abzuholen kamen, und die mir bis jetzt jedes Papier, und noch den letzten Brief mit der Zange überreicht hatten, wiederum die Hand drücken, und namentlich von dem dienſtfertigen Boyar auf dieſe Art Abſchied nehmen konnte. Hatte derſelbe uns nun die ganze Zeit über ganz gut beköſtiget, ſo war es um ſo auffallender, daß er durchaus keine Bezahlung annehmen wollte, indem, wie er meinte, Lebensmittel in der Moldau ſo erſtaunend wohlfeil wären, und er uns nur erſuchte, ihm ſchriftlich unſere Zufriedenheit mit der Art unſerer Aufnahme zu bezeigen, welches wir, begreiflicher Weiſe, auch mit allen Freuden thaten.

Indeſſen war es mir doch peinlich, wenn ich daran zurückdachte, manchmal gegen ſeinen Diener, wenn auch nur in Zeichen, da ich nicht deſ-

 ſen

ſen Sprache redete, mein Mißvergnügen über dieſes und jenes ausgelaſſen zu haben, und ſo ein Gegenſtück zum Baron von Karwitz in dem Luſtſpiel: Irrthum auf allen Ecken, geliefert hatte, wenn er vom Hausherrn alle mögliche Dienſte verlangt, weil er ihn für einen Gaſtwirth hält.

Endlich fuhr ich zum Thore hinaus, den ſo oft mit ſehnſüchtigen Augen angeſchauten Berg hinan, und in kaum einer Viertelſtunde war ich in Gallatz, mit ſeinen meiſt einſtöckigen kleinen hölzernen Häuſern und ſeinen engen Straßen, vor dem Hauſe des Herrn Papaſaclo angelangt, der mir ein kleines reinliches Zimmer für die paar Tage, die ich in Gallatz zuzubringen gedachte, in ſeinem Hauſe anwies, und wo ich zum erſten Mal eine ganz orientaliſche bürgerliche Einrichtung eines Zimmers fand, das, wie dort allenthalben, Wohnſtube und Schlafgemach zu gleicher Zeit iſt.

Von einem Bette, von Waſchgeräthſchaften und von irgend etwas, das auf die nothwendige Einrichtung eines Schlafzimmers deutete, iſt nämlich im Orient gar nicht die Rede. In jedem Gemach der Art ſteht ein breites bequemes Sofa, dieſes Mal mit rothem Damaſt überzogen, und vor ihm, oder auf der Seite, ein Tiſch, worauf ſtets Confituren und eine Flaſche mit Waſſer zu finden ſind, welche letztere ſo oft wie nur möglich friſch gefüllt wird. Gegen Abend werden leinene Tücher über das Sofa gelegt, die Decken darüber, und drei bis vier der reinlichſten Kopfkiſſen gebracht. Aber auch erſt alsdann wird das Waſchgeſchirr hingeſetzt, welches, ſobald man es am Tage gebraucht, vom Dienſtmädchen auf die früher beſchriebene ganz türkiſche Weiſe zum Waſchen gehalten wird. Daß man übrigens auf dieſen breiten ſchönen Sofas viel angenehmer, als in unſern halb breiten und halb langen deutſchen Betten ſchläft, das iſt, für mich wenigſtens, kei-

nem Zweifel unterworfen. Doch lasse ich einem jeden seinen Geschmack, und kann ihn nur darin glücklich finden, daß er nicht, so lange er in Deutschland reist, — denn in allen südlichen und westlichen Nachbarsländern ist es darin besser bestellt, — sich immer, wie ich, erst an die schmalen Betten wieder gewöhnen muß, da ich mein bequemes Lager von zu Hause nicht bei mir tragen kann.

Goldfische in Wasser dürfen nun so leicht in keinem orientalischen wohlhabenden Hause fehlen, und scheinen mir ein Sinnbild dessen zu sein, warum sich dort mehr oder minder alles dreht. Auch in meinem Zimmer fehlten sie nicht, und schienen selbst unter besonderer geistlicher Obhut zu stehn, da das Bild des Metropoliten darüber hing, und dessen Blick wohlgefällig auf ihnen zu ruhen schien.

Nachdem ich die Straßen von Gallatz in Gesellschaft des Secretairs des Herrn Papasoclo durch-

durchzogen, manchen ſchönen Damen begegnet war, und die zärtlichen Avantüren mehrerer derſelben vernommen, ſo wie ich nachher deren von vielen Damen in Yaſſy erfuhr, ging ich zum Diner nach Hauſe, wo das dabei herrſchende Gemiſch von ruſſiſchen und orientaliſchen Gebräuchen und Speiſen mir darum der Beachtung nicht unwerth erſchien, weil ſie gewiſſermaßen auf die verſchiedenen Schickſale dieſes Landes zu deuten ſchienen. Gebräuche chriſtlicher Nationen, namentlich ruſſiſche, prädominiren ſelbſt im Mittelſtande noch immer, ſind aber mit den türkiſchen ſo ſtark verwoben, daß man öfters letztere als das Fundament des Ganzen anzunehmen geneigt wäre; was aber die höhere Geſellſchaft betrifft, ſo hat dieſe ihre Bildung meiſt aus Frankreich durch franzöſiſche Lehrer und Lehrerinnen erhalten, und ſpricht auch faſt einzig franzöſiſch, ſo daß man ſich der Landesſprache nur in den Geſchäften und mit Untergebenen bedient, und mehre-

rere öffentliche Documente selbst in beiden Sprachen ausgegeben werden.

Abends waren Herr v. Varicourt, welchen der Doctor Abegg bei sich aufgenommen, und ich beim Herrn Atanaskowitsch eingeladen, der uns seiner sehr hübschen Frau, einer Croatin, aus Agram gebürtig, vorstellte, und die sich zu freuen schien, mich mit Interesse von Agram sprechen zu hören, wo ich, den Winter zuvor, mehrere Tage zugebracht hatte.

Auch den andern Tag verlebte ich meist in dessen Hause, und fuhr mit ihm nach der sogenannten öffentlichen Promenade, aus einem Platz bestehend, der, nicht weit vom Hafen gelegen, fast ohne allen Schatten ist, wo Musik gemacht wurde, und sich die Herren und Damen auf Bänken niedergelassen hatten, während sie Erfrischungen von einem nicht weit davon etablirten Conditor einnahmen.

Gesehen hatte ich nun alles, was zu Gallatz

zu ſehen war, und für den nächſten Morgen war die Abreiſe nach Yaſſy beſchloſſen. Wie ſie aber bewerkſtelligen, war eine ſchwierige Aufgabe, da es in der Moldau weder Eilwägen noch Diligencen giebt. Poſtſtationen, mit Pferden hinlänglich verſehn, ſind vorhanden, aber ſehr begreiflich findet man dort keine Poſtchaiſen, ſondern nur ſogenannte Carrozzen, kleine, niedrige, ohne irgend einen Eiſenbeſchlag, auf der Achſe ruhende Wägen, die, bei dem ſehr raſchen Fahren und den ſchlechten Straßen, den Körper dermaßen zuſammenſtoßen, daß er am Ende ganz aus ſeinen Fugen kommt; und zerbrochen wünſchte ich einmal nicht in Yaſſy anzulangen.

Indeſſen hätten wir am Ende doch zu dieſer Art des Fortkommens ſchreiten müſſen, wenn wir nicht, ganz von ungefähr, eine Troſchke entdeckt hätten, welche nach Tzernowitz in der Bukowina gehörte, und die man mit einer Gelegenheit dorthin zurückgeführt zu ſehen wünſchte.

Das

Das Glück heißt weiter nichts, als die Gelegenheit ergreifen. Nicht immer habe ich sie ergriffen, weil man sie nicht als solche erkennt, oder auch zu furchtsam, vielleicht auch zu träge ist. In diesem Falle war aber kein Zaudern wohl nur denkbar, und so verließen wir am 30. Mai Gallatz und unsere verschiedenen zuvorkommenden Wirthe. Vor der Troschke, worin wir zu drei Personen saßen, befanden sich acht Pferde langgespannt, nebst zwei Postillionen, — wenn man ganz schlecht gekleidete Kerle so nennen will, — und die uns vorauseilende und mit unsern Effekten beladene Carrozze hatte man mit vier Pferden nebst einem Postillion versehn.

Ein Zug von zwei Wägen, zwölf Pferden und drei Postillionen, das klingt groß und vornehm. Wenn man aber das wenige Geld bedenkt, was es kostet, und die traurige Bespannung mit Stricken sieht, ohne den geringsten Gegenhalt beim Herabfahren von den Bergen, wo die

die einzige Kunſt im Dirigiren der Deichſel liegt, ſo kann man nicht umhin, der anerkannten Wahrheit wiederum eingedenk zu ſein, daß nicht der Ueberfluß, ſondern die innere Güte den Werth einer Sache beſtimmt, und daß eine reinliche Poſtchaiſe im Preußiſchen mit zwei tüchtig angeſpannten Pferden, nebſt einem wohlgekleideten Poſtillion, vornehmer ausſieht, und eben ſo viel verrichtet, als zwei Wägen nebſt zwölf Pferden und drei Poſtillionen in der Moldau.

Der Boden in dieſem Lande iſt der fruchtbarſte, den es giebt. Der Humus ſoll neun Zoll tief liegen, und daher iſt beim Regen das Fahren höchſt beſchwerlich. Da es aber jetzt lange nicht geregnet hatte, ſo erreichten wir immer raſch die Station, welche niemals in einer Stadt, ſondern immer auf dem Felde iſt, und in einer großen, von Schilf geflochtenen und mit Stroh bedeckten Hütte beſteht, worin der Poſthalter ein trauriges Lager hat. Die Pferde, meiſt kleine

Thiere, denn die ſchönere berühmte Race ſoll faſt gänzlich ausgegangen ſein, werden dann vom Felde herbeigetrieben, und ſchnell iſt der Wechſel geſchehn; wobei ich indeſſen jedem Reiſenden rathen will, den Thieren nicht zu nahe zu kommen, weil es nichts Falſcheres und Böſeres als ein moldauer Pferd giebt, und das außer dem Beißen noch das Talent hat, mit den Vorderbeinen einen Arm wie ein Pfeifenrohr zu zerbrechen. Kaum ſind nun die Pferde vor dem Wagen, ſo rufen die Poſtillione erſt Haidi, beginnen alsdann ein wahres Geheul und Geſchrei, und in vollem Galopp geht es weiter.

So herrlich auch der Boden iſt, ſo ſchlecht iſt das Land im Ganzen bebaut, und ſo dünn iſt die Bevölkerung, die auf 800 Quadrat-Meilen kaum eine Million Menſchen zählt, und ſicher auf das Drei- und Vierfache gebracht werden könnte. Einige artige Landſitze von Boyaren lagen an unſerm Wege, jedoch nichts, was beſon-

ders

ders bemerkt zu werden verdiente, und nur auf des Hospodars eigener Besitzung erblickten wir den Anfang einer Art von Landstraße mit Gräben an beiden Seiten versehn. Bäume sah ich wenig, jedoch muß es in anderen Gegenden recht schöne Wälder geben, da ich weiß, daß von der Moldau aus das Holz zum Schloßbau in Athen geliefert wird.

Unsere Reise ging den Tag und die Nacht durch. Des andern Morgens erwartete uns sehr zuvorkommend Herr Kuch mit seinem Wagen und Pferden zwei Stationen vor Yassy, wo er die Nacht zugebracht, in welchem wir Plätze einnahmen, und nach einigen Stunden das an Bergen recht hübsch gelegene Yassy erblickten, dessen einer Theil aber nur in der Entfernung weiß, und der andere dagegen ganz räucherig aussah. Die Ruinen des vor mehreren Jahren abgebrannten Regierungspallastes des Hospodaren erblickte man ganz oben auf der Fläche der Berge.

Auf einer Art Knüppeldamm fuhren wir nun in die Stadt hinein, wo massive große Hötels, mitunter in wahrhaft schönem Styl, mit den kleinsten hölzernen Häusern abwechselten. Ein buntes Gewühl war in den Straßen, viel Kutschen, viel Fußgänger. Endlich fuhren wir in einen großen Hof, einem Maierhofe gleich, hinein, und hielten vor einem kleinen Hause, Herrn Kuch gehörig, still, an dem vorn, wie an so vielen Häusern in der Moldau, ein bedeckter Gang hinlief, und wo mich zwei recht wohnliche Zimmer, für die Dauer meiner Anwesenheit in Yassy, aufnahmen, mein Reisegenoß dagegen gleich neben an, bei einem deutschen Arzte, Herrn Tzihac, seine Wohnung erhielt.

Es war Mittagszeit, das Diner wartete unser, und da, bei einem kurzen Aufenthalte in einer Stadt, keine Zeit unbenutzt verstreichen muß, so waren wir auch gleich nach Tische bereit, mit Herrn Kuch uns wieder in den Wagen zu setzen,

und

und in einer, dieſes Mal mit Steinen gepflaſterten Straße, zwiſchen recht ſchönen Hôtels, nach der öffentlichen Promenade vor der Stadt zu fahren, wo wir eine Menge von Wägen antrafen, und das Ganze das Anſehn einer Reſidenz hatte. Auch dem Hospodar nebſt ſeiner Gemahlin begegneten wir in einem vierſpännigen Wagen, getrennt von demjenigen ſeiner in voller Uniform ihn begleitenden Adjutanten, durch den Wagen ſeiner ärgſten Feindin, der Frau des Boyaren Alekko Stourdza, welche, wie man mich verſicherte, ſonderbar genug, ihn gleichſam überall verfolgte, und trotz ihrem wüthenden Haſſe auf ihn, ſtets in ſeiner Nähe zu ſein wünſchte.

Nichts, ſchien es, konnte dieſe Frau verſöhnen, denn, nachdem ihr Mann mit zwei andern Boyaren aus der Verbannung, welche ſie ſich durch ihr vieles Sprechen über des Hospodars Gouvernements-Maßregeln zugezogen, wieder zurück-

gerufen waren, blieb ihr Haß auf denselben dennoch unverändert.

Der Frauen Aeußerungen dürfen übrigens in diesem Lande nicht ganz übersehen werden, da sie im Besitze einer großen Gewalt sind, und so ziemlich thun, was sie wollen. Eben so sind Scheidungen und Wiederverheirathungen ganz an der Tagesordnung, und hindern durchaus nicht den gesellschaftlichen Verkehr unter den getrennten Eheleuten, sowohl beim Spiele als beim Tanze.

Daß ich absichtlich einige Tage zu Yassy verweilte, hauptsächlich um dem Hospodar meinen Dank für die Verkürzung meiner Gefangenschaft abzustatten, versteht sich wohl von selbst, und so erhielten wir auch am zweiten Tage nach meiner Ankunft die erbetene Audienz.

Der Hospodar bewohnt, da das sehr schön gelegene Schloß nur noch in den Mauern existirt, und er dessen Wiederaufbau nicht als Schloß, sondern als Regierungsgebäude wünscht, ein von

ſeinem Vater ererbtes, ziemlich geräumiges Haus, welches, wie ſo viele andere in Yaſſy, mitten auf dem Hofe liegt. Schon Tages vorher hatte ich, bei Gelegenheit mehrerer abzuſtattender Beſuche, die Bemerkung zu machen mich gezwungen geſehen, wie unglaublich roh und ſchlecht, trotz der mitunter ſchönen Façaden, nicht allein alles und jedes Baumaterial iſt, ſondern eben ſo Zimmer- und Tiſchlerarbeit, und dasjenige, was die innere Zierde eines Hauſes betrifft, von den ungeſchickteſten Handwerkern verfertigt ſein muß. Und nicht viel beſſer war auch das Innere des Pallaſtes des Hospodars, was um deſto mehr gegen die Bewohner dieſer Hôtels abſticht, die völlig das Aeußere und die Haltung der übrigen europäiſchen Geſellſchaft haben, ſo daß es mir manchmal vorkam, als wenn ich mich in einem Badeorte befände, wo die vornehme und reiche Geſellſchaft ſich oft genug mit ganz ſchlechten Zimmern begnügen muß.

An der Treppe oben empfing uns ein Adjutant des Fürsten in kurzem grünen Ueberrock, mit goldnen Epaulets, welcher deren einzige Uniform ist, folglich immer halb türkisch, indem auch dort kein Leibrock von den Officieren getragen wird. Der Adjutant meldete uns sogleich beim Fürsten, welcher uns in einem Zimmer entgegen kam, das wahrscheinlich, wegen des langen Tisches, den ich darin fand, das Conferenzzimmer war, an dessen Ende sich derselbe setzte, und uns bat, ihm zur Seite Platz zu nehmen.

Der Hospodar ist nicht groß, etwa 40 Jahr alt, blond, und hat ein versprechendes, kluges Gesicht. Er trug ebenfalls Uniform, gleich seinem Adjutanten, die ihm sehr gut saß, und die mehrere fremde Orden zierten. Mit einem Worte, sein ganzes Aeußere, Gesicht, Kleidung, Haltung, hatte etwas Sauberes, Bestimmtes, und nahm in so fern gleich vortheilhaft für ihn ein, indem man sich unwillkührlich sagen mußte: Er

gleicht

gleicht einem Manne, der da weiß, was er will.

Da die Erziehung in der Moldau noch grundſchlecht iſt, und in den vornehmen Häuſern gewöhnlich, wie ich ſchon bemerkt, durch fremde Lehrer, meiſt Franzoſen, betrieben wird, die nicht immer die Zierde ihres Vaterlandes ſind, ſo hat der Hospodar die ſehr richtige Idee gehabt, ſeine beiden Söhne erſter Ehe in die Fremde, und zwar nach Berlin zu ſenden, wo ſie ſich auch noch in dieſem Augenblicke befinden. Es gab daher deren Erziehung den Hauptſtoff unſerer Unterredung ab, worüber er ſehr klare geſunde Anſichten mir mittheilte, und worin ich ihm nur beipflichten konnte.

Nach ungefähr einer halben Stunde empfahl ich mich, und fuhr auf dem Rückwege noch beim Herrn von Rückmann vor, von deſſen Billigung ſo viel in den Fürſtenthümern abhängt, welcher zur Unterſuchung der Streitigkeiten zwi-

 ſchen

schen dem Hospodar und den Boyaren sich gerade in Jassy befand, und die Einigung der Parteien herbei zu führen suchte.

Mittags aß ich bei dem Nachbar des Consuls, dem vorher schon erwähnten Doctor Tzihac. Auch er hatte, gleich dem Consul, ein kleines Haus, mitten auf einer Art Wirthschaftshof gelegen, und wenn man dergestalt von einem Hof in den andern kam, so konnte man gewiß nicht annehmen, daß man in einer großen Stadt wäre, als wenn man daran dachte, daß es gerade die Hauptstadt der Moldau sei, wo Landwirthschaft, und namentlich Viehzucht, den Haupterwerb ausmachen, und dieses sich auch durch große Wirthschaftshöfe, selbst mitten in der Residenz, ausspricht.

Daß bis jetzt noch so zu sagen an nichts anderes in der Moldau gedacht wird, leuchtet übrigens aus Allem hervor, und zeigt sich deutlich genug einem in der Hauptstadt. Von Fabriken

und

und Manufacturen iſt nicht die Rede, von den Künſten noch viel weniger, den Zuſtand der Handwerker habe ich ſchon vorher bezeichnet, und mit der Literatur iſt es ſo beſchaffen, daß nicht allein alles Gedruckte ſich durch die krummſten und ſchiefſten Buchſtaben auszeichnet, ſondern es auch zu Jaſſy nicht einen einzigen Buchhändler giebt, der nur irgend etwas Bedeutendes in ſeiner Handlung aufgeſtellt hätte.

Die Sprache, welche in der Moldau und Wallachei, und eben ſo in Beſſarabien, einem Theile der Bukowina, Siebenbürgen und in manchen angrenzenden Ländern geſprochen wird, bezeichnet man mit dem Namen der Romäniſchen. Dieſe Sprache iſt jedenfalls eine Tochter der lateiniſchen, indem ihr bei weitem größter Theil aus lateiniſchen, und nur der kleinſte aus einem Gemiſch von ſlaveniſchen, türkiſchen und griechiſchen Wörtern beſteht.

Unter dem Namen Romäniſche Academie

mie hat nun der jetzige Hospodar ein literari-
ſches Inſtitut errichtet, deren Mitglieder Ver-
ſammlungen halten, und wo zu gleicher Zeit an
hundert junge Edelleute wohnen und Unterricht
genießen.

Ein anderes wiſſenſchaftliches Inſtitut iſt das
Naturhiſtoriſche Muſeum, welches der Doctor
Tzihac im Jahr 1834 gegründet hat, und das
ſich der regen und thätigen Unterſtützung des da-
maligen ausgezeichneten ruſſiſchen General-Gou-
verneurs Kiſſeleff zu erfreuen gehabt. Trotz
der kurzen Zeit von zwei Jahren, ſeit deſſen Er-
richtung, beſitzt daſſelbe ſchon eine höchſt anſehn-
liche Sammlung naturhiſtoriſcher Merkwürdigkei-
ten und eine bedeutende Bibliothek, hat, außer den
eigentlichen Gründern, alles, was nur auf einige
Bildung in Jaſſy Anſpruch macht, zu Ehren-
Mitgliedern, und außerdem Correſpondenten in
allen Hauptſtädten und Univerſitäten Europa's.
Dem Doctor Tzihac zur Seite ſteht ein Herr

von

von Bell aus Frankreich, der mit dem regſten Eifer das Inſtitut auf alle nur mögliche Weiſe unterſtützt [1]).

Den Nachmittag beſuchte ich nun dieſes Muſeum, und fand dort, unter andern Seltenheiten, ein großes Stück von dem ſchwarzen moldauer Erdwachs, wovon mir der Doctor ein Licht verehrte, das ich Alexander von Humboldt mitgebracht, wo es ſich in beſſern Händen, als in den meinigen, befindet.

Hierauf ging es noch einmal nach der großen Promenade vor der Stadt, von der ich das erſte Mal, wegen eintretender Dunkelheit, nur ſehr wenig geſehn hatte.

Dieſe Promenade hat eine ſehr ſchöne Lage. Wohl eine halbe Stunde lang läuft ſie längs der Fläche einer ziemlichen Anhöhe hin, von der man ein reizendes Thal überſieht, in dem eine Menge Dörfer, Wieſen, Gebüſche, Waſſer, auch einzelne beſſere Landhäuſer ſich befinden. Am Ende der

Pro-

Promenade ist ein öffentlicher Garten, ein ganz hübsches Etablissement, das ein Jude aus Bamberg angelegt hat, wo man Erfrischungen aller Art erhalten kann, und wo an gewissen Tagen, in Folge der vom Hospodar ertheilten Erlaubniß, sein militairisches Musik-Corps, aus lauter Eingebornen bestehend, unter der Leitung eines deutschen Kapellmeisters, sich öffentlich hören läßt, welches gerade an diesem Tage anwesend war, und das wirklich recht brav die verschiedenen Musikstücke executirte.

Der bamberger Jude ist, wie fast alle seines Glaubens, ein recht industrieller Mensch, der wiederum einmal alle Christen der Moldau beschämt, und der Einzige ist, der zu Yassy, außer diesem Etablissement, auch einen ganz leidlichen Gasthof eingerichtet haben soll, wovon früher nicht die Rede war. Seine Beschreibung alles dessen, was er geschaffen habe, war aber das Unterhaltendste, was man hören konnte, und ich hätte nur immer

ge-

gewünſcht, mir alles aufſchreiben zu können, was er ſprach, weil mir ſolche Wahl von Phraſen ſelten oder nie vorgekommen iſt. So berührte er unter andern in ſeiner Rede dasjenige, was er noch zur Verſchönerung des Ganzen zu thun ſich vorgenommen habe, und ſchloß, indem er nach dem Fuße des Berges zeigte, mit den Worten: „Ich werde einen Gedanken machen, ich weiß, wo er hingehört; dort unten kömmt eine Hermitage, ganz wie in Bayreuth.“

Eine Menge Geſellſchaften, unter ihnen auch einige Bayaren in ihrer immer ſeltener werdenden Nationaltracht mit langem weiten ſeidenen Rock und hoher Mütze, belebten den Garten; dann ſetzte man ſich wieder in den Wagen, — denn nicht drei Schritt würde man zu Paſſy ohne Wagen thun, der wenigſtens immer, wenn man einmal ſich auf ſeinen Füßen bewegen will, hinter drein fahren muß, — und dann ging es in die Stadt zurück.

Auch

Auch den englischen Garten, welchen der Hospodar durch fremde Gärtner vor der Stadt sich anzulegen bemüht, besuchte ich Tages darauf. Indessen regnete es, bei unserer Ankunft dort, so sehr, daß ich nur den Anfang desselben zu sehen bekam, wo überdies noch nicht viel geschehn zu sein schien, und ich unter andern dem dort erbauten Pavillon keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Tages darauf waren wir beim Hospodar zum Diner eingeladen. Von seiner ersten Frau getrennt, hat sich Fürst Stourdza erst vor kurzem, ehe daß er Hospodar ward, mit einer Tochter von Vogorides, Fürsten von Samos, vermählt, dem der Sultan, als einem seiner grossen Günstlinge, die Statthalterschaft von Samos unter diesem Titel verliehen hat.

Die Gesellschaft bestand aus ungefähr 18 Personen, Herren und Damen. Die Fürstin, eine sehr hübsche und allgemein zu Yassy geachtete

Frau, gab mir, als es zur Tafel ging, ihren Arm, und bestimmte mich daher zu ihrem Nachbar. Der Tisch war geschmackvoll gedeckt, ein schöner Krystall-Aufsatz stand in der Mitte, das Diner war gut, der Wein vortrefflich, und die Bedienung rasch. Einige Pagen, roth gekleidet, standen in der Entfernung, nahmen aber in keiner Weise an der Bedienung Theil. Die Unterhaltung war lebhaft, die Fürstin liebenswürdig und natürlich. Den Hauptstoff gaben auch hier wiederum, wie jetzt überall im Orient, die Reisen des Fürsten Pückler ab, von dem viel Wahres und Unwahres erzählt ward, und nur so viel gewiß bleibt, daß es wohl noch nie, ich nehme Cook und Le Vaillant, trotz allen ihren Entdeckungen, nicht aus, einen Reisenden gegeben, welcher mehr und öfters in allen Ländern und Städten genannt wird, als dieser so rührige Standesherr einer Provinz (die Lausitz), wo die Leute nicht kalt und nicht warm sitzen; ein Grund,

der

der in ihm vielleicht diese Reiselust hervorgebracht hat, obgleich er sich dort einen Park zu schaffen gewußt, der sich mit manchen der schönsten in England messen kann, die er mit so vieler Anmuth zu beschreiben gewußt [1]).

Da wir entweder am nächsten Tage, oder wenigstens am darauf folgenden, Yassy zu verlassen gedachten, so empfahlen wir uns gleich nach Tische dem Fürsten und der Fürstin, brachten, nachdem wir des Abends den bestimmten Entschluß gefaßt, noch einen Tag zuzugeben, diesen theilweise im Freien, theilweise im Hause des Doctors in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Frau und meines sehr dienstfertigen und gefälligen Wirthes zu, und fuhren wiederum mit zwölf Pferden und zwei Wägen am 5. Juni früh von Yassy ab.

Die Nacht hatten wir beschlossen in Botoczani zu bleiben, wohin mir Herr Kuch einen Brief an den dortigen preußischen Handels-Agenten

ten, Herrn Scotta, einen gebornen Italiener, mitgegeben. Die Reiſe bis dahin ging raſch, wie die frühere. Schon ſpät, aber doch vor Einbruch der Finſterniß, erreichten wir Botoczani, und wenn die vielen großen Höfe in Yaſſy ſchon manchmal in mir die Vermuthung konnten aufkommen laſſen, man befände ſich auf einem deutſchen Edelhofe, ſo war dies hier noch viel mehr der Fall, denn nur wenige Häuſer hängen mit dem Nachbarhauſe zuſammen, ſondern liegen ſehr romantiſch auf Höfen, oder hinter Gärten verſteckt, welche mit großen Bäumen beſetzt ſind.

Trotz dieſes ländlichen Anſtriches fanden wir aber auch hier einen Corſo, wo, wie zu Yaſſy, recht ſchöne Equipagen langſam auf und nieder fuhren. Ungewiß, wo die Wohnung des Herrn Scotta ſei, wandte ich mich mit meiner Frage an den erſten beſten Vorbeifahrenden, und erhielt von ihm die mich völlig zufrieden ſtellende Antwort: Er ſei Herr Scotta ſelbſt, und wurde

sich sehr freuen, uns in seinem Hause aufzunehmen.

Unsere Wagen lenkten nun sogleich den Weg dahin ein, wo wir alles ungefähr eben so wie in Gallatz beim Herrn Papasoclo eingerichtet fanden. Madame Scotta sprach jedoch nichts als die Landessprache, und daher schien es, daß der Wirth des Hauses noch einen ältlichen französischen Sprachlehrer, welcher lange in Petersburg gewesen, eingeladen hatte, um auch seinen Theil zur Unterhaltung zu geben; der Sprachlehrer erzählte auch wirklich viel, nur kam es mir vor, als wenn er seinen Geist zu oft mit anderen geistigen Dingen aufzufrischen nöthig befunden hätte, denn der allerstärkste spirituöse Geruch entfuhr immer, zugleich mit seinen Reden, seinem Munde. Am nächsten Morgen 8 Uhr brachen wir auf, und gegen Mittag waren wir schon an der österreichischen Grenze angelangt, welche ein kleiner Fluß bildet. An jeder Seite ist ein Schlagbaum.

Ei-

Eine zweite Quarantaine, gleich derjenigen an der ungariſchen Grenze gegen die Moldau, fand, wie ſchon früher erwähnt, zu jener Zeit wenigſtens, hier nicht ſtatt, und ſo war der Fluß bald überſchritten.

Der Eintritt von der Moldau in die Bukowina hat ſicher etwas höchſt auffallendes. Kaum iſt man jenſeits des Fluſſes angelangt, ſo erblickt man reinliche ſchöne Wohnungen, vortrefflich angebaute Felder, die deutſche Sprache empfängt uns, und nachdem alle Schwierigkeiten an der Donau beſeitigt waren, führte uns eine breite Chauſſée in wenigen Stunden nach Tzernowitz, der ſehr freundlich gelegenen und theilweiſe ſchön gebauten Hauptſtadt dieſer Provinz. Aber dagegen gab es hier keine gaſtfreien Geſandten und Conſuln mehr, wie in den uncultivirten Ländern, ſondern das Gegenſtück zu unſerer bisherigen Aufnahme lieferte im cultivirten Lande ein miſerabler Juden-Gaſthof, der uns gleichſam wei-

terhin ſtets auch durch Galizien zu begleiten ſchien, denn faſt allenthalben herrſchte im Schmutze eine gewiſſe Symmetrie, die ſich auch in dem Anzuge, dem langen polniſchen Judenkleide und großem runden Hute, erhielt, was überdies, wenn man den ſtarken Bart dazu nimmt, faſt ein Geſicht dem andern gleich machte.

Ich eile meine Reiſe zu beenden, denn was bleibt wohl in ſo viel beſchriebenen Ländern zu erzählen übrig! Das Alte iſt bekannt, und das Neue würde Niemand beſonders anziehen.

In Tzernowitz lernte ich den Herrn Zoller kennen, eine Art Celebrität für alle Pferdeliebhaber, indem ſchon ſein Vater, und er nach ihm, ſeit vielen Jahren die ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Armeen mit manchen Tauſenden von moldauer Pferden verſehn haben; ein Handel, der ſich indeſſen unglaublich gemindert hat, und jetzt, in ſo fern es nicht einzelne Perſonen, ſondern Armeen betrifft, ſeinem Erſterben nahe iſt.

Nach drei Tagen war ich in Lemberg, und zwar zu der Zeit, wo die neuen Pachtcontrakte geſchloſſen werden, und überhaupt jährlich gegenſeitige Abrechnungen zwiſchen Pächter und Verpächter ſtatt finden. Ich hatte gehofft, für die ſchmutzigen Gaſthöfe, welche ich in Galizien angetroffen, in der Hauptſtadt entſchädigt zu werden, wo es deren einige ſehr gute giebt, aber leider war alles überfüllt, und ſo ſahen wir uns genöthigt, in einer Art Kneipe abzuſteigen, wo uns, einige Treppen hoch, eins der unreinlichſten Zimmer, die man nur finden kann, verſteht ſich, alles für vieles Geld, angewieſen ward, denn gleich der Quarantaine in Gallatz, hätte der Fußboden, wenn man geneigt geweſen wäre, ihn zu beſäen, von der Fruchtbarkeit des Landes Zeugniß abgeben können. Indeſſen war mir dieſe Art von Meſſe intereſſant, wo ich überdies mehrere Bekannten antraf, die mich mit allem, an Menſchen und Sachen Bemerkenswerthen, vertraut

machten. Seit Zante ſah ich hier das erſte Schauſpiel, und zwar wiederum, ſonderbar genug, die herrliche Norma in italieniſcher Sprache. Des andern Tages war deutſche Oper, und am dritten polniſches Schauſpiel, was ich vorher niemals geſehn. Das Stück war ein Luſtſpiel vom bekannten polniſchen Theaterdichter, Grafen Fredro. Die Spielenden hatten einen ſehr guten Anſtand und etwas ſo Ungezwungenes in ihrer Darſtellung, daß mich, bei einer leicht zu verſtehenden Intrigue, das Ganze hinreichend anzog, was ich ſicher nicht beim Hineingehn ins Theater vermuthet hatte.

Von Lemberg fuhr ich auf Krakau. Das Land iſt höchſt fruchtbar, und meiſt eben; die Berge beginnen erſt, wenn man ſich Krakau nähert. Drei herrliche Landſitze ſind auf dieſer Tour. Der erſte war Przeworsk, dem Fürſten Heinrich Lubomirsky gehörig, den ich zu Lemberg wieder geſehn. Er hatte mir Briefe an ſeinen

In-

Intendanten, einen alten Franzoſen, noch aus der früheren Emigranten-Zeit, mitgegeben, der uns vortrefflich empfing, und mir Gelegenheit gab, die Arie aus den Viſitandinen zu ſingen:

Qu'on est heureux.
Quand on trouve en voyage
Un bon souper et un bon lit.

Das Schloß ſelbſt iſt nicht groß, aber höchſt geſchmackvoll eingerichtet. Fürſt Heinrich iſt der Neffe der reichen und liebenswürdigen Fürſtin Lubomirska, unter dem Namen la Princesse Maréchalle allen denen bekannt, welche, ſelbſt noch vor einigen 20 Jahren, in Wien gelebt, wo ihr gaſtfreies Haus der Sammelplatz der einheimiſchen vornehmen Welt und der Reiſenden aus allen Ländern war, die damals Wien beſuchten. Erinnerungen aus dieſer Zeit findet man zu Przeworsk und weiter hin auf ihrem Schloſſe zu Landshut, jetzt dem Grafen Alfred Potocki gehörig, allenthalben. Bei ihrer großen Liebe zu

 ih-

ihrem Neffen, ließ sie ihn, noch vor der Revolution, damals ein Kind, von der berühmten Malerin Le Brün, als Cherub malen, ein Gemälde, was zu jener Zeit Aufsehen machte, und sich unter vielen andern zu Przeworsk befindet.

Den Grafen Alfred Potocki und die Gräfin besuchte ich von dort aus, und blieb bei ihnen zu Mittag. Landshut ist eins der prächtigsten Privatbesitzungen, die es wohl nur irgend wo giebt. Schloß und Park können sich mit den schönsten Besitzungen in England messen. Auf die Verschönerung dieses Landsitzes hatte die verstorbene Fürstin ihr stetes Augenmerk gerichtet, und hätte sie in die Zukunft sehen können, so würde es sie gewiß sehr gefreut haben, zu bemerken, wie der jetzige Besitzer Alles ehrt, was er vorgefunden, und, als praktischer sehr unternehmender Landwirth, einen großen Theil des Jahres dort zubringt.

Nur im Vorbeifahren, da der Besitzer nicht

gegenwärtig war, erblickte ich hierauf das, in gothiſchem Styl, nach einer Zeichnung unſeres genialen Schinkels [*]), gebaute Schloß des Grafen Athanaſius Raczynski, eines der erſten jetzt lebenden Kunſtfreunde, der einen großen Theil ſeines bedeutenden Vermögens auch den Künſten gewidmet hat, und durch ſein erſt jetzt erſchienenes Werk (Geſchichte der neueren deutſchen Kunſt, jedem Gebildeten zu bekannt, um deſſen Inhalt beſonders zu erklären) ſich ein bleibendes Verdienſt um die Kunſt erworben hat.

Mein letzter Anhaltspunkt vor Krakau waren die Salzbergwerke von Wieliczka, in welche wir hinunterſtiegen. Die Pracht eines erleuchteten Salzbergwerkes iſt ſo eigenthümlicher Art, daß es ſchwer ſein möchte, ſie durch eine Beſchreibung zu erreichen, die übrigens ſchon zu oft verſucht worden, um ſie noch beſonders zu wiederholen. Indeſſen kann ich nicht umhin, einer eignen Begegnung zu erwähnen, welche dort ſtatt fand.

Tief

Tief unter der Erde erneuerte ich nämlich in einem jungen österreichiſchen Cavallerie-Officier die Bekanntſchaft mit dem Sohne des Grafen Melchior, des jüngſten der Gebrüder Polignac, den ich in ſeines Vaters Hauſe als Kind früher in England gekannt hatte. Der Nicht-Reiſende wird dies nicht der Erwähnung werth finden, aber jeder Wanderer mich verſtehn. Man freut ſich ſo ſchon in der Fremde, alte Bekannten anzutreffen, und um deſto mehr, wenn es unter ſo eigenen Verhältniſſen geſchieht.

In Krakau blieb ich drei Tage, und trennte mich dort von meinem bis dahin ſo treuen Begleiter; aber noch im Freiſtaate ward ich auf offner Straße von einem fürchterlichen Hagelwetter heimgeſucht, deſſen Spuren noch für einige Zeit, durch eine geſchwollene Hand, an mir ſichtbar waren, während die unglücklichen Landleute, die es betraf, wohl gern doppelt meine Schmerzen erduldet hätten, wenn ſie dadurch die in ſo we-

nigen Minuten völlig vernichtete zu hoffende Ernte hätten wieder erhalten können.

In Schleſien, das ich jetzt betrat, eilte ich über Breslau, wo man, wie ich im Gaſthofe verſichert ward, in einigen Tagen das Jubiläum des vor funfzig Jahren gefaßten Entſchluſſes, ein neues Theater zu bauen, mit ziemlichem Glanze zu feiern beabſichtige, nach Salzbrunn und Warmbrunn, und von dort aus über Friedland, — voll von Erinnerungen an den großen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges, — Reichenbach und Tetſchen nach Teplitz. Vielleicht haben Wenige dieſe koſtbare Reiſe gemacht, da wohl die Meiſten den Weg über Görlitz und Dresden nehmen. Jeder, der indeſſen Naturſchönheiten mit dem regſten Fabrikenleben vereinigt zu ſehen wünſcht, dem kann ich ſie nicht genug empfehlen, und ſie bewies mir nur von neuem, wie nahe uns oft das Schöne liegt, dem wir unbewußt vorüber reiſen, und welches oft erſt ein

Zu-

Zufall uns kennen lehrt. Denn von Allen, die in Warmbrunn oder Teplitz jährlich sich einfinden, hat vielleicht unter Hunderten kaum Einer diese schöne Reise gemacht.

In Teplitz machte ich meinem Königlichen Herrn wiederum meine Aufwartung, meldete mich als Heimkehrenden, und überreichte das Schreiben des Großherrn.

In wenigen Tagen hatte ich ohne irgend einen Unfall Berlin erreicht.

Anmerkungen.

1. Es gab früher eigentlich nur zwei Schlöſſer, welche Serail genannt wurden. Beide ſind zu Konſtantinopel ſelbſt gelegen. Das ſogenannte alte Serail war dasjenige, worin jetzt der Seraskier wohnt, und das die Pforte des Seraskiers heißt, und das andere dasjenige, was ich hier blos das Serail genannt habe.

2. Rückſichtlich der darauf bezüglichen Ereigniſſe glaube ich meinen Leſern einen Dienſt zu leiſten, wenn ich ſie auf die ſehr intereſſante Erzählung verweiſe, welche der franzöſiſche General Juchereau de St. Denis, der mehrere Jahre hindurch im Dienſte der Pforte und Chef des Genie-Corps war, in ſeinem Werke: Tableau des Révolutions de Constantinople. davon entworfen hat.

3. Die Bäume in den Gärten von Konstantinopel, welche Schatten geben, sind meist nur Platanen. Auf den Kirchhöfen findet man hauptsächlich Cypressen. Letztere geben bekanntlich nur Seitenschatten. Nahe zusammen gepflanzt und mit Platanen vermischt, kann daher auch hier ein schöner dichter Schatten statt finden, obwohl ein deutscher Buchen- und Eichenwald, oder die dick belaubten Ulmenbäume in England mir reizender und kühlender als alle Platanen und Cypressen vorkommen.

4. (Siehe S. 9 statt S. 35.) Der Name Internuntius verdankt seine Entstehung eigentlich dem Range unter den Gesandten. Der Rang der Botschafter unter sich ist nämlich zu Konstantinopel nicht, wie in andern Hauptstädten, nach der Ancienneté ihrer Accreditirung bestimmt, sondern der französische Botschafter hat den Rang über alle, und dann kömmt der englische, und Oesterreich hätte alsdann, wenn nicht Spanien oder Holland gar noch über ihm kämen, erst den dritten Rang. Es sendet daher keinen Botschafter und hat den Titel Internuntius für seinen Gesandten

ten angenommen, welcher ihn jedenfalls vor den Gesandten zweiter Klasse auszeichnet.

5. Gewiß muß man sich wundern, wenn man in Pera, nach dem Brande, genau dieselben engen Straßen als früher findet, und noch mehr, wenn man erfährt, daß es des Sultans Absicht war, der Stadt eine größere Ausdehnung und breitere Straßen zu geben, daß aber gerade die Christen, welche dort die meisten Hauseigenthümer sind, dieses zu verhindern wußten, und der Sultan nach ab.

6. Die türkischen Gondeln, Piadé genannt, welche zur steten Ueberfahrt von Pera nach Konstantinopel oder auf dem Bosphorus dienen, sind noch ganz nach Art der alten griechischen Gondeln, das heißt ganz spitz nach unten zugehend, gebaut, und laufen daher unglaublich schnell. Man muß indessen, beim Hineinsteigen, die Vorsicht gebrauchen, sogleich in die Mitte zu treten, weil das Gewicht sich sonst zu sehr auf die eine Seite wirft, und man Mühe hat, sich aufrecht zu halten, obgleich man, was das Umwerfen betrifft, ganz sicher sein kann. Gleich ihnen sind die

Ar-

Arrabas, noch von den Zeiten der Byzantiner, dieſelben Fuhrwerke geblieben, und eben ſo hat ſich auch, ſeit der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken, die Bauart der gewöhnlichen Häuſer um nichts geändert.

7. Ganz verſchieden von den Engländern denkt man zu St. Lucia in Neapel. Eine meiner Bekannten hatte eine Bewohnerin dieſes Stadtviertels zur Amme bei ihrem Kinde genommen, welche ſtets unreinlich erſchien und ſich namentlich am Freitage nicht wuſch. Alle und jede Vorwürfe deshalb nützten zu nichts, denn die Amme verſicherte, daß zu vieles Reinigen Eitelkeit bezeichne, und ihr Beichtvater ihr für ſolche gefliſſentliche Sünde nur ſchwer die Abſolution geben würde.

8. Die Derwiſche ſind eine Art Mönche, die nach gewiſſen Ordensregeln leben, und in mehrere Orden zerfallen, von denen einige bei Unterdrückung der Janitſcharen mit abgeſchafft worden ſind.

9. Die willkührliche Oberherrſchaft der Türken wurde beſonders dadurch bezeichnet, daß der

Hos-

Hospodar oft auf die allerunbewiesenste Anklage plötzlich nicht allein abgesetzt, sondern auch ermordet wurde. Es ist noch nicht allzulange her, daß Fürst Ghika, als Hospodar, des Sultans Mißvergnügen erregt, welcher ihn hinzurichten befahl. Dies kam den Verurtheilten öfters, wie man mit Wahrheit sagen kann, über den Hals, denn der Capidgi-Baschi trat in solchem Falle in dessen Zimmer, und ehe er es sich versehn konnte, war die Schlinge ihm über den Hals geworfen; ein würdiges Amt für einen kaiserlichen Kammerherrn!

Fürst Ghika mußte indessen etwas von dem freundlichen Befehle des Sultans erfahren haben, und hatte sich vorbereitet. Der Capidgi-Baschi kömmt zu Yassy an, und läßt den Hospodar, wider die Gewohnheit, zu sich in die Wohnung entbieten; dieser aber entschuldigt sich mit Unwohlsein, und der Capidgi-Baschi muß sich nun zu ihm verfügen. So tritt er allein ins Zimmer, und hält die todbringende Schlinge so lange versteckt, bis er den Augenblick abgepaßt zu haben glaubt, sie dem Hospodar um den Hals zu werfen.

sen. Fürst Ghika indessen kömmt ihm zuvor, und im Augenblick, als er dem Hospodar die Schnur um den Hals werfen will, fällt er selbst, erdrosselt durch den Fürsten, zu dessen Füßen hin.

Des Hospodars Geistesgegenwart half ihm aber zu nichts, denn alsbald stürzt des Capidgi-Baschi Gefolge, was mit ihm bis in den Schloßhof gedrungen war, in das Zimmer, und entseelt liegt auch sogleich der Hospodar am Boden.

10. Auch einige Tausend evangelische Einwohner befinden sich namentlich zu Yassy, wo sie eine steinerne Kirche haben, welche aus einem Vermächtniß erbaut ist. Die Kirche ist aber so arm, daß der Geistliche nicht mehr als ungefähr 150 Thaler Gehalt hat. Daß nur ein Mann, dem es an allen anderen Hülfsquellen fehlt, einen solchen Posten annehmen kann, ist begreiflich. Auch ist der jetzige Geistliche ein ganz versoffener Mensch, durchaus verachtet von der Gemeine, und welche Rückwirkung seine Lebensart wieder auf die Gemeine selbst haben muß, ist leicht einzusehn. Auch soll die meiste Zeit, weil Niemand dessen schlechte Predigten hören will, die Kirche

ganz

ganz verlassen sein, und muß aus Mangel an Zuhörern geschlossen werden.

11. Boyar kömmt von Bo (Ochse) und yar (habend), Ochsen habend, her, woraus der Reichthum des Landes besteht. Der Hospodar selbst führt in seinem Wappen einen Ochsenkopf.

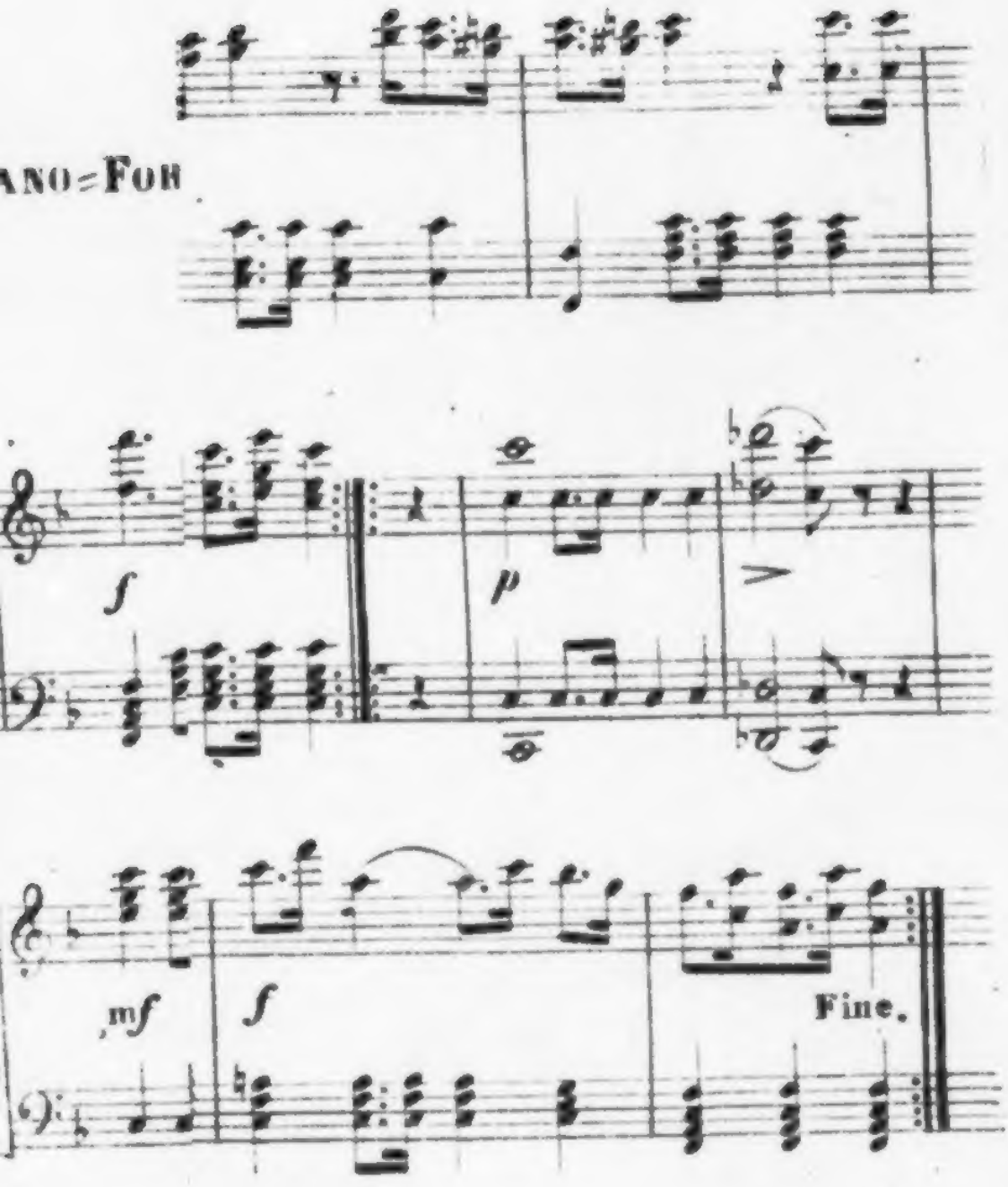
12. Wer über den Zustand der Literatur, so wie über die wenigen, theils gestorbenen, theils noch lebenden Schriftsteller und Dichter der Moldau und Wallachei etwas Ausführliches zu erfahren wünscht, den verweise ich auf den Jahrgang 1837, Nr. 8. 9. 10., des schätzenswerthen Magazins für die Literatur des Auslandes, wo unter der Aufschrift Moldau und Wallachei ein vielleicht zu günstig gestellter, jedenfalls völlig erschöpfender, interessanter Aufsatz zu lesen ist.

13. Der Fürst Pückler muß wirklich ein guter Schriftsteller sein, denn selbst das Quarterly Review erzeigt ihm die Ehre, ihn in seiner neusten Nummer mit derselben zügellosen Heftigkeit anzufallen, als dieses Journal es gegen Göthe, Humboldt, Lichtenstein, Raumer und so viele andere

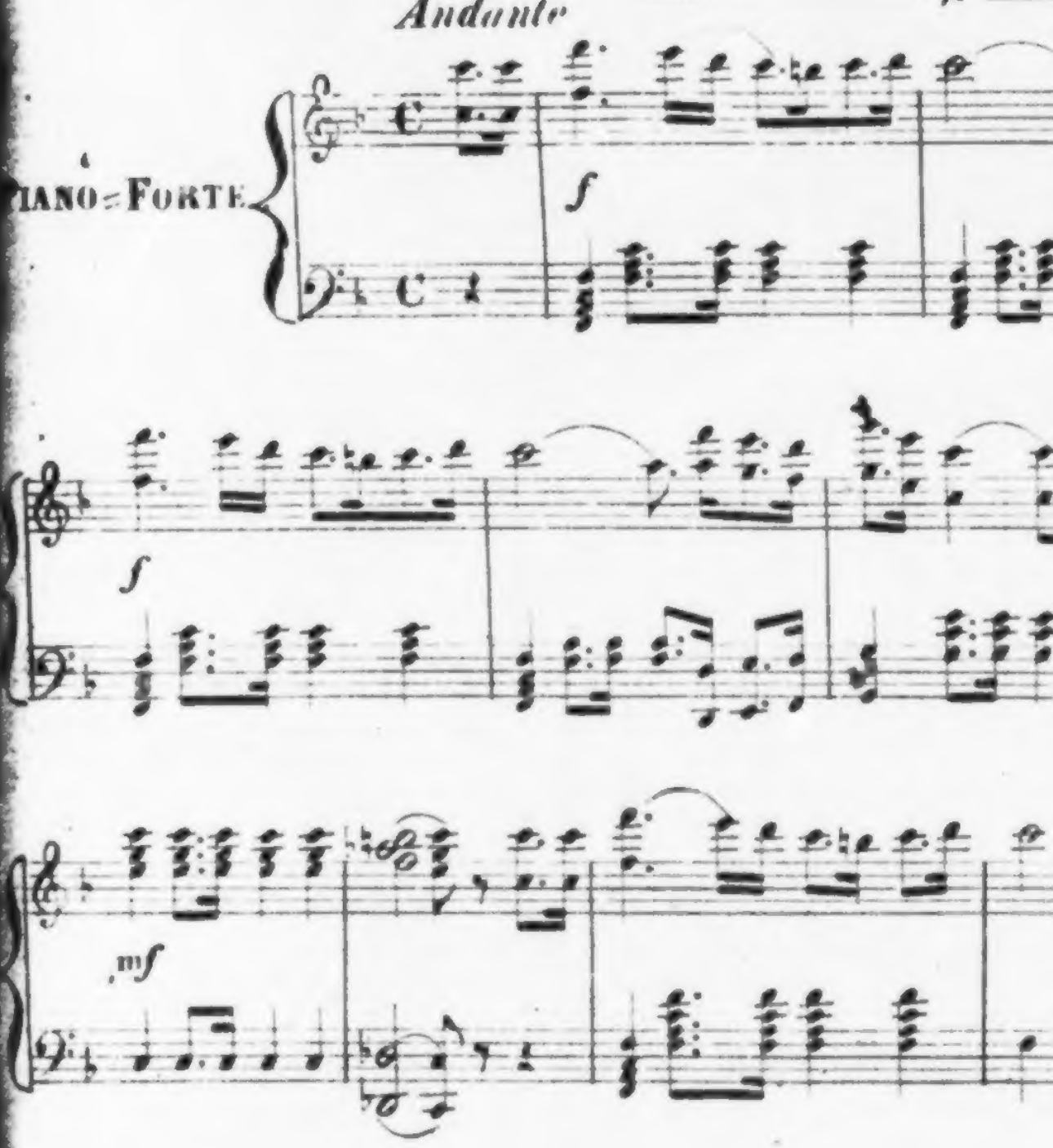
dere unſerer höchſt und hoch geachteten deutſchen Schriftſteller gethan.

14. Ich ſage genial, und beſonders aus dem Grunde, weil ich keinen Baumeiſter kenne, deſſen Schöpfungen ein ſo eigenthümliches Gepräge und ſo große Verſchiedenheit unter einander darbieten. Denn wer würde wohl in dem Erbauer der neuen Wache, des Schauſpielhauſes, der Werderſchen Kirche, des Muſeums, der Bauſchule, ſämmtlich zu Berlin, eben ſo Charlottenhof und der neuen Kirche zu Potsdam, einen und denſelben Meiſter erkennen!

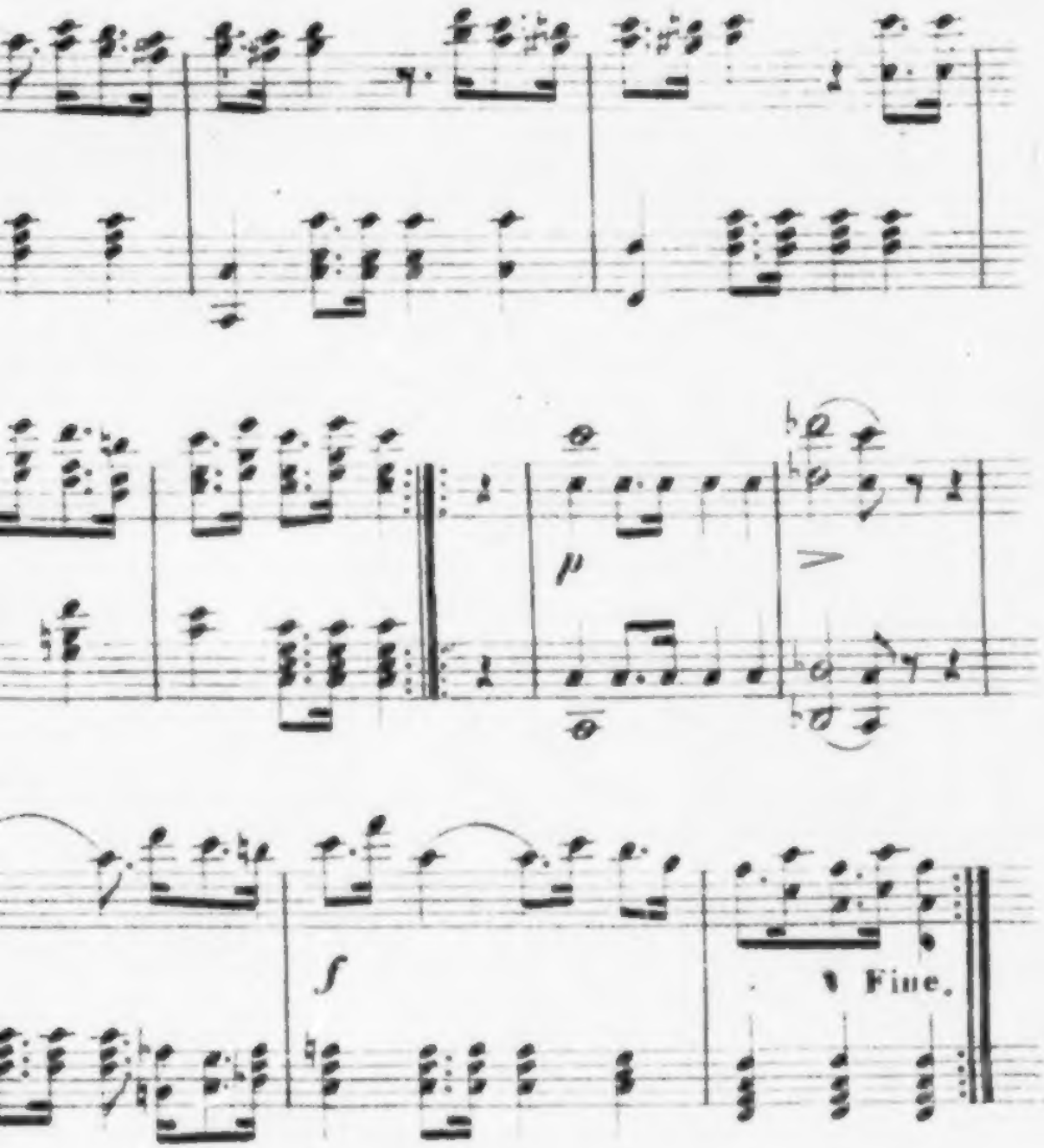
Gedruckt bei A. W. Schade.

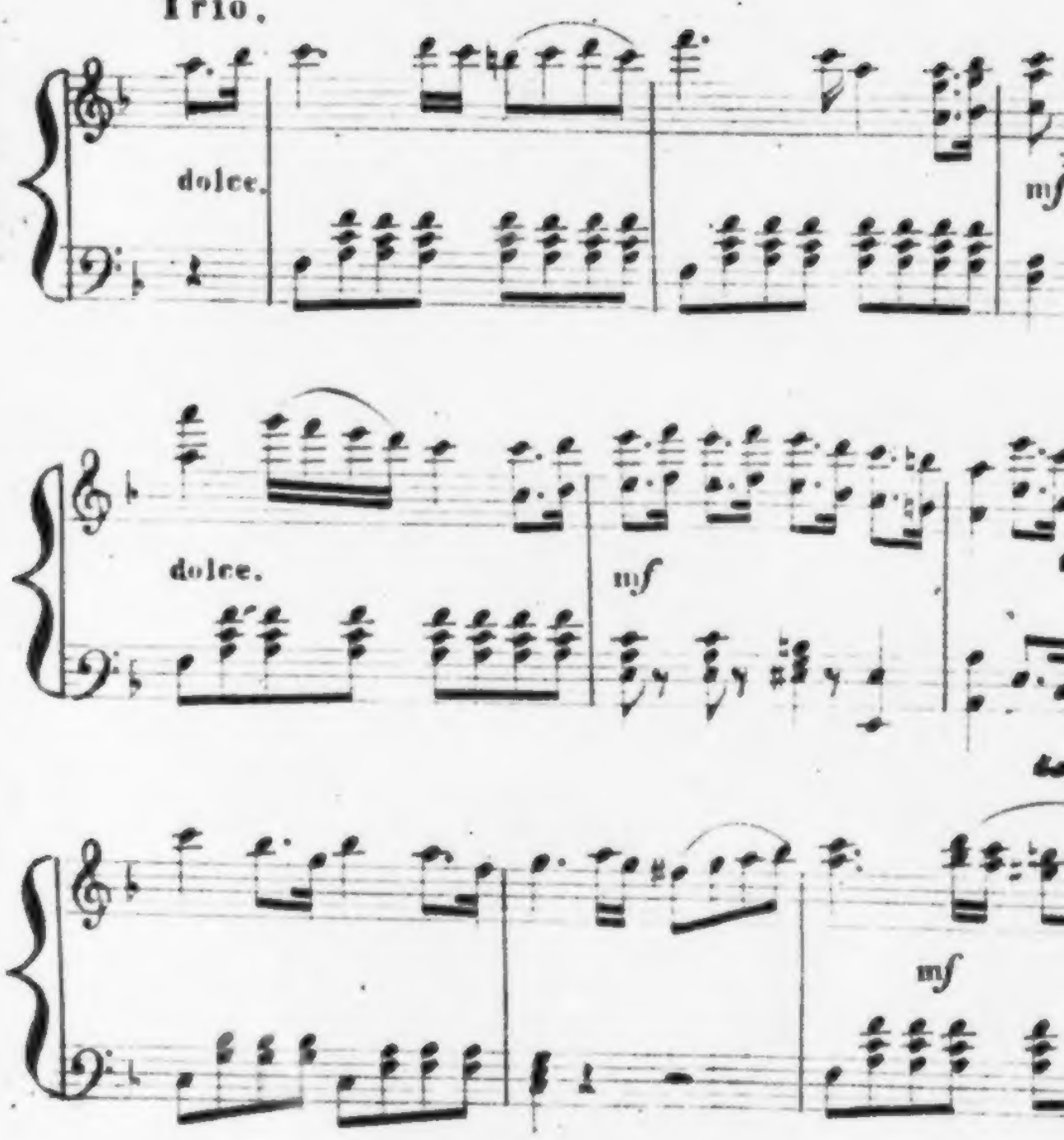

ANO=FOR
f
p
mf
f
Fine.

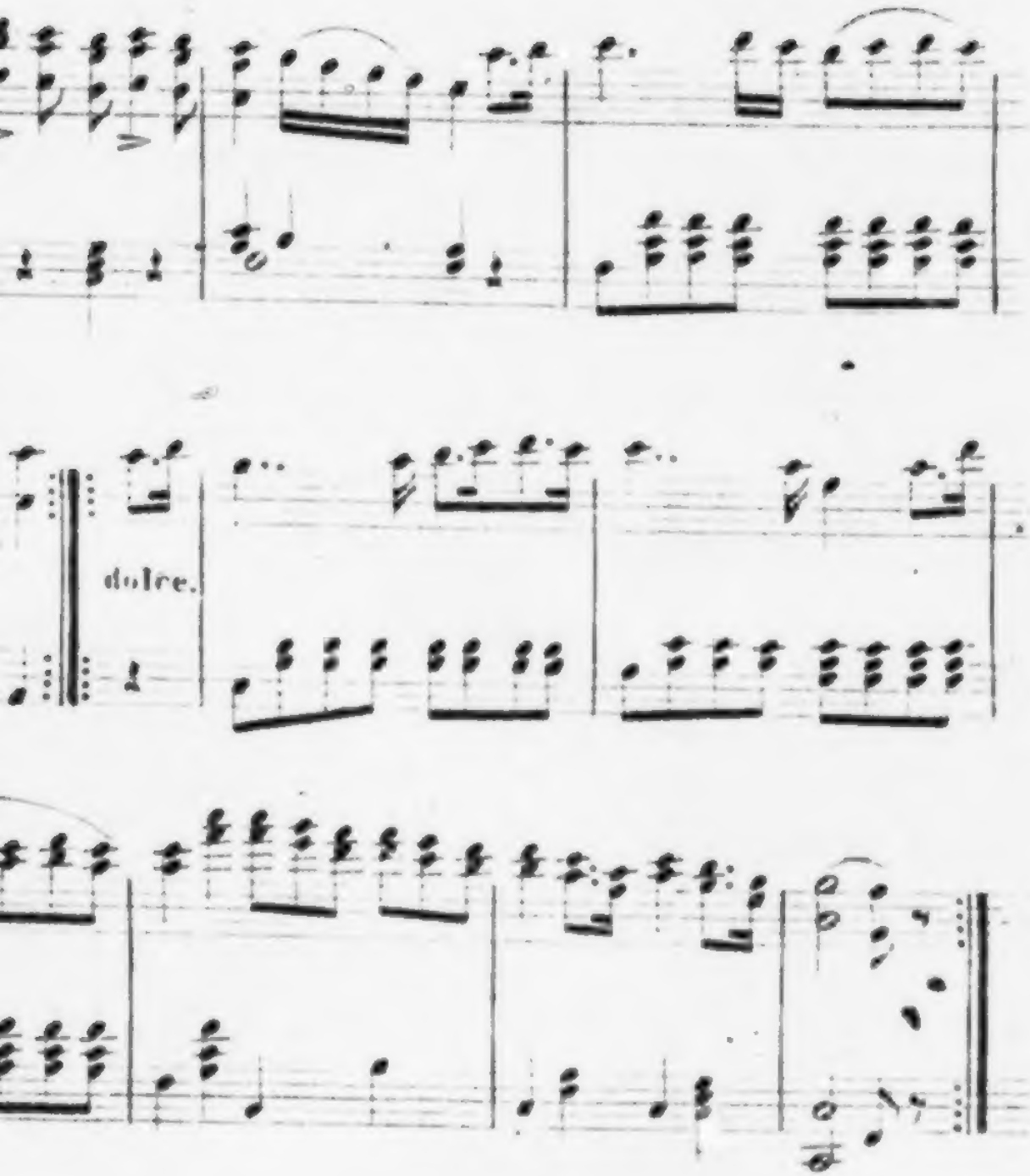
MAHMUDS M



ARSCH.




Trio.
dolce.
mf
dolce.
mf
mf


dolce.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reiſenden.

Herausgegeben von

C. O. L. von Arnim.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1841.

Ein Catalonischer Landmann.

Reiſe

nach

Paris, Granada, Sevilla und Madrid

zu Anfange des Jahres 1841

von

C. O. L. von Arnim.

Mit Titelbild.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1841.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede.

Eine Reiſe nach Frankreich iſt etwas Gewöhnliches geworden, eine Reiſe nach Spanien hat in den letzten Jahren zu den Seltenheiten gehört. Erſtere alleinſtehend zu veröffentlichen, wäre vergebne Mühe, denn wer kennt nicht Frankreich, oder glaubt es nicht zu kennen. Letztere hingegen mitzutheilen und hiermit auch die Beſchreibung eines kurzen Aufenthaltes in Paris zu verbinden, wird vielleicht nicht ungern geſehn.

Einem Reiſenden danken die Einwohner des Landes, das er beſchreibt, ſelten für das Gute, was er von ihnen ſagt, aber der geringſte Tadel wird tief empfunden. So erinnere ich mich von früher her eines Fremden, der in einem Wiener Banquierhauſe alles lobte, was er zu Wien geſehn, als es ihm aber einfiel, das Trinkwaſſer zu tadeln, war der Wirth ganz entrüſtet über deſſen Bemerkungen und ſagte: Ich kann den Menſchen nicht leiden, er hat's Waſſer zu Wien getadelt.

So wird es vielleicht auch mir ergehn, ich habe gut geheißen, was mir als gut erſchien, aber zufälliger Weiſe habe ich auch das Waſſer zu Paris getadelt, vielleicht iſt mir der Pariſer, ſollte ihm mein Buch zu Geſicht kommen, deshalb gram, indeſſen kann ich es deshalb nicht ändern.

Was ſoll aber der Spanier ſagen?

Hier würde ich mehreren Angriffen ausgesetzt sein. Nur die Frauen werden mich loben, weil ich von ihnen Gutes gesprochen. Und das ist schon der Beachtung werth.

Der Zustand Spaniens ist gewiß höchst betrübend. Die beiden großen Hauptparteien, Don Carlos und Christine, haben beide gefehlt und büßen jetzt dafür.

Gewiß erscheint, daß bei weitem die Mehrzahl der Spanier Isabellen als legitime Königin ansieht. Man ist einmal in den adlichen Familien daran gewöhnt, daß die Töchter in Ermangelung der Söhne die Erbschaft ihrer Eltern antreten, und wohl nur wenige glauben, daß Philipp V., der nicht als Eroberer, sondern durch verwandtschaftliche Rechte auf den Thron kam, dies zu ändern befugt gewesen sei.

In einem Lande indeſſen, wie Spanien, wo ſo manche Umwälzungen in den letzteren Zeiten ſtatt gefunden, ſieht man mehr auf Perſönlichkeit als auf das Recht, und ſo iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß man nach dem Tode Ferdinand's VII. Don Carlos einem Kinde vorgezogen hätte, wenn derſelbe nicht dafür bekannt geweſen wäre, in den Händen der Geiſtlichkeit zu ſein, und die Doſis derjenigen willkürlichen Handlungen zu verdoppeln, wodurch ſein Bruder ſich den Haß der Spanier zugezogen hatte. Aber auch Chriſtina, die Regentin, beging den groſſen Fehler, ſich verleiten zu laſſen, eine Conſtitution zu geben und eine Menge Verbannter, mitunter die gröſten Republikaner, zurückzurufen, und denſelben in die Hände zu arbeiten. So kamen beide Theile in eine falſche Stellung, und ſo ward das Wort

Legitimität das Banner, unter dem jede Partei ihre Schlachten focht.

Don Carlos jedoch iſt vertrieben, die conſtitutionelle Partei hat geſiegt, aber Espartero hat ſeinen Sieg nicht zu benutzen verſtanden. Geachtet von der Armee, war er in Verbindung mit der Regentin, an der Spitze der Moderados, zwar nur formel der Zweite im Lande, aber ſeine phyſiſche und moraliſche Macht ſtempelte ihn zum Erſten. Dies hat er zu thun verſäumt. Er hat ſich den Exaltados in die Arme geworfen, und wenigſtens die Hälfte derſelben ſucht ihn nun wiederum zu ſtürzen. Hierzu kommt der völlig zerrüttete Finanzzuſtand des Landes und ſo iſt alles zu befürchten.

Nur eins, glaube ich, ſteht feſt. Und das iſt: der gröſste Theil von Spanien hängt an ſeiner alten Herr-

ſcherfamilie, und kein fremder Fürſt kann jemals lange regieren, und noch weniger eine Republik ſich hier längere Zeit halten. Sei Iſabella die legitime Herrſcherin, ſei es Don Carlos, gleichviel. Mögen ſie ſich daher vereinigen, und Spanien iſt gerettet. Moderados und Carliſten verbunden, ſind unbezwinglich.

Dies ſind meine Wünſche für Spanien. Ich überlaſſe der Zeit die Gewährung derſelben.

Inhalt.

Seite

Erſte Abtheilung.

Reiſe nach Paris, Aufenthalt daſelbſt. Reiſe über Toulouſe und Perpignan nach Barcelona . . . 1

Zweite Abtheilung.

Aufenthalt in Barcelona. Reiſe nach Malaga und Granada. Fortſetzung derſelben über Gibraltar und Cadix nach Sevilla 129

Dritte Abtheilung.

Aufenthalt in Sevilla. Reiſe nach Madrid. Aufenthalt in Madrid. Rückreiſe über Paris nach Berlin 325

Druckfehler.

Seite	61	Zeile	13	statt nicht lies nicht immer.
—	87	—	9	v. zuletzt lies zuletzt dort.
—	92	—	4	v. Le lies le.
—	186	—	9	statt dreihundertsechsunddreißig lies dreihundertsechsundneunzig.
—	205	—	10	v. Frai lies Frau.
—	335	—	11	v. ordinairen lies ordinairem

Reiſeſpruch.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Nach des Domes Hochgewölbe,
Nach des Alcaſſars Gemäuer
Mit den ſprudelnden Fontainen,
Dahin war mein ſtetes Sehnen,
Dafür ſchlug das Herz mir hoch.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die Blondenſchleier wehen,
Mädchen mit den ſchwarzen Augen
Und den niedlich kleinen Füßen
Dich mit Liebesblick begrüßen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr.

Erſte Abtheilung.

Reiſe

nach

Paris, Aufenthalt daſelbſt.

Reiſe

über Toulouſe und Perpignan

nach Barcelona.

Gründe verſchiedener Art, und beſonders wohl der Wunſch, dem Geiſte und dem Körper durch Veränderung der Luft und durch das Schauen neuer Bilder auch neue Friſche zu verleihen, bewogen mich, im Winter des Jahres 1840 bis 1841 eine Reiſe nach Paris anzutreten. Meine Abſicht war dort einige Zeit zu verweilen, gegen das Frühjahr aber das ſüdliche Frankreich, das ich nur theilweiſe geſehen, zu beſuchen, und damit eine Reiſe, die ſüdlichen Küſten Spaniens entlang, zu verbinden, vielleicht auch, den Umſtänden gemäß, in das Innere dieſes merkwürdigen Landes vorzudringen.

Eine Reiſe im Monat Januar, und zwar während eines der ſtrengſten Winter und überdieß nach Spanien, erregte einiges Aufſehn, aber bei Niemand mehr, als bei den Berichterſtattern einiger deutſchen Zeitungen, und ſo fehlte es nicht, daß ich bald darauf in den öffentlichen Blättern als außerordentlicher Botſchafter bezeichnet wurde, dem die Ehre der Sendung geworden wäre, die Königin Iſabelle von der Anerkennung Preuſſens in Kenntniß zu ſetzen. So unwahrſcheinlich nun auch dieſer Grund allen nur irgend mit den Geſchäften Vertrauten vorkommen mußte, ſo ermangelte er doch nicht Manchen, denen dieſes nicht wünſchenswerth erſchien, eine gewiſſe Unruhe zu verurſachen, die ſonderbar mit demjenigen Gefühle im Widerſpruch ſtand, was jedem inne wohnt, der einmal aus allen Geſchäften, Sorgen und Intereſſen verſchiedener Art, ſich herauszuarbeiten ſucht, um als freier Mann für einige Zeit in philoſophiſcher Ruhe unter ſtetem Wechſel fremder Gegen-

ſtände ſeine Tage zu verleben. Und welch ein Genuß ſteht ihm da nicht bevor, wenn er theils die Gegenden wiederzuſehen gedenkt, wo er als Jüngling leicht und froh herumwanderte, theils auch neue zu bereiſen im Begriff iſt, die den friſchen Reiz des erſten Blicks ihm gewähren ſollen, und wo die Erinnerung an alles Große, alles Außerordentliche, was ſich in ihnen zu allen Zeiten zutrug, den Ton den neuen Bildern geben ſoll, welche ſeine Einbildungskraft ihm bunt und mannigfaltig darſtellt.

Bei dem allen befand ich mich am Tage meiner Abreiſe ſelbſt, es war der 29. Januar 1841, nicht frei von jener beklommenen Stimmung, die jedem nicht gefühlloſen Menſchen dann ſtets beiwohnt. Weiß man doch nicht, ob man ſich wieder ſieht, und ſcheint uns auch, wie Frau von Stael ſo treffend bemerkt, der Tod, obgleich gewiß, weniger hart, weil man ihn ſo leicht vergißt, ſo ſind es doch gerade die Augenblicke des Ab-

ſchiedes, wo man daran unwillkührlich gemahnt wird und alſo wohl ſelten mit Heiterkeit den Wagen beſteigt, der uns immer weiter und weiter von den Gegenſtänden unſerer Liebe und Freundſchaft entfernen ſoll.

Mein Reiſegefährte bis Paris war der Baron v. Brockhauſen, zeitiger Preußiſcher Außerordentlicher Geſandte am Hofe zu Stockholm. Wir beſtimmten die Stunde unſerer Abreiſe um 10 Uhr Abends. Ein ſtarker Schnee fiel im Augenblicke, als wir den Wagen beſtiegen, ein Ball in einem der eleganteſten Häuſer Berlins hatte ſo eben ſeinen Anfang genommen, im Vorbeifahren gedachten wir noch einen Freund dort abzuſetzen, und ſo war uns beiden, indem der Wagen geöffnet und unſer Freund feſtlich geputzt die Schwelle des Hauſes betrat, ganz ſonderbar zu Muthe, wenn wir den erleuchteten Saal erblickten, die fröhliche Muſik hörten, uns den raſchen Walzer dachten, und uns dagegen im Reiſewagen wußten, der uns

einem weit geſteckten Ziele, nicht ohne Schwierigkeit, entgegenführen ſollte.

Doch die Nacht und der darauf folgende Tag vergingen leidlich, obgleich eine erſt kürzlich eingetretene Ueberſchwemmung einen kleinen Umweg durch ſchlechte Wege veranlaßte, und in Merſeburg ward das erſte Nachtlager gehalten. Des andern Morgens indeſſen war die Kälte bedeutend geſtiegen, der Schnee lag hoch, und wir hatten eine böſe Ausſicht, jede Nacht, hauptſächlich unſerer Dienerſchaft wegen, die im Freien ſaß, einzukehren und, wenn ſich das Wetter nicht ändern würde, eine etwas langweilige Reiſe bis Paris zu haben.

Auch traf das Gefürchtete ein. Erſt am fünften Tage erreichten wir Frankfurt und erfuhren dort, daß der Rhein bedeutend Eis treibe und die kurz erſt wieder hergeſtellte Brücke bei Mainz von neuem abgebrochen ſei. Indeſſen bewerkſtelligten wir Tages darauf mit Hülfe ſpitzer Eiſen,

welche die Eisblöcke von der Fähre entfernt hielten, unseren Uebergang und erreichten noch vor Sonnenuntergang Mainz, das wir voller Fremden in seinen mannigfaltigen Gasthöfen fanden, die sich um die Wette mit den Einwohnern zu den Anfängen des Carnevals vorbereiteten, wo die Ueberreichung der Narrenkappe ein Ehrenzeichen ist, das an die ältesten Feste der Christenheit im fünften und sechsten Jahrhundert erinnert.

Welch eine Veränderung ist nicht mit Mainz seit funfzig Jahren vorgegangen! Als ich es zum ersten Male im Jahre 1802 sah, lag noch ein grosser Theil desselben in Trümmern, die dreifarbige Fahne wehete und französische Officiere und Soldaten hielten alle sogenannten Vergnügungsplätze allein besetzt. Die schöne Favorite, das Lustschloß des Churfürsten, köstlich mit seinen Promenaden am Strome gelegen, war vernichtet und der Erde gleich gemacht, und Mainz in seinen Trümmern erinnerte nur noch schwach an wenige Jahre frü-

her, wo der brillante Hof des höchſt geſtellten geiſtlichen Fürſten Deutſchlands, vielleicht ein wenig ungeiſtlich, der ſchönen und liebenswürdigen Frauen viele hatte, von denen ich noch manche gekannt und ſie noch ſo eben zu Aſchaffenburg geſehen hatte. Der Churfürſt hatte nämlich nach der Flucht von Mainz ſein Hoflager zuerſt nach Erfurt verlegt, und nach wiederhergeſtelltem Frieden nach Aſchaffenburg, wo er auch ſtarb. Gaſtfrei bis zum Ende ſeines Lebens, gleich den meiſten deutſchen geiſtlichen Fürſten, hielt er dort täglich große Tafel, und das Sprüchwort: Unter dem Krummſtabe iſt gut leben, kann ich wenigſtens in ſofern als richtig beſtätigen, als jeder anſtändige Fremde, einmal vorgeſtellt, dort täglich, ſo lange er wollte, gut zu leben fand.

Beſonders hatte der Churfürſt aber Gelegenheit ſeine Gaſtfreiheit noch am Anfange der Revolution auszuüben, wo die Emigranten in großen Maſſen nach Deutſchland hinüberſtrömten und

bei ihm herzliche Aufnahme fanden, und ſo kam es denn auch, daß ſich eins der luſtigſten Quiproquos ereignete, die wohl jemals vorgefallen ſind. Eines Tages hatte nämlich der Marquis von J.... ſeinen Platz bei Tafel neben einer ſehr liebenswürdigen und geiſtreichen Frau genommen, für welche der Churfürſt eine beſondere Hochachtung hegte, und ſich ſehr angenehm mit ihr unterhalten, als kurz darauf der Churfürſt an ihn heran kam und ihn frug, wie ihm die Favorite gefallen habe. Der Marquis indeſſen, noch den Kopf voll von ſeiner liebenswürdigen Nachbarin, verſtand die Frage unrecht, machte eine tiefe Verbeugung und erwiederte: Außerordentlich; ich habe die Ehre gehabt, neben ihr bei Tafel zu ſitzen, und ſie verbindet Schönheit mit Geiſt auf die bewundernswürdigſte Weiſe. —

Die Reiſe von Mainz nach Paris iſt im Ganzen von keinem großen Intereſſe, indeſſen kömmt

man über einige hohe Gebirge, von denen man einzelne hübsche Aussichten hat, ferner zur bedeutenden Festung Metz, dann in die Champagne pouilleuse, wo es Manchem eigen vorkömmt, daß der bei uns theure Champagner ein Tischwein ist und daß selbst die Kinder französisch sprechen, und hat zuletzt noch manche Stunden vor Paris ein fürchterliches Pflaster zu überfahren, wo gerade die Postillione mit einer Art leidenschaftlicher Wuth fahren, die nur von derjenigen beim Gallop auf den Pariser Redouten übertroffen werden kann. Und so ungefähr ging es auch uns, nur mit dem Unterschiede, daß erst dicht vor Paris der Schnee, der alle Felder bedeckte, aufhörte und uns nicht mehr alles weiß erscheinen ließ. Eine einzige Begebenheit störte die Einförmigkeit unserer Reise. Von Chateau Thierry, wo wir übernachtet, um 9 Uhr abgefahren, bemerkten wir vom Wagen aus, daß der Postillion, der im angestrengtesten Gallop auf dem Pflaster dahin fuhr, stets von einer Seite zur

andern ſchwankte und im Begriff war vom Pferde zu fallen. Alles Rufen half zu nichts. Endlich wußte mein Diener ſich vom Bocke herunter zu laſſen und die Pferde zum Stehen zu bringen. Wir ſtiegen aus, erklärten, daß wir nicht mehr mit ihm fahren würden, weil er betrunken ſei, und ſchickten einen Boten in die Stadt, der uns einen andern Poſtillion herbeiholen ſolle. Während deſſen hatten ſich mehrere Leute um uns verſammelt, man redete hin und her, ob er, welcher vielleicht nun nüchtern geworden war, überhaupt betrunken geweſen ſei und ob wir uns ihm, außer Sorge für unſere Hälſe, wieder anvertrauen könnten, als ein Vorübergehender, von gemeinem aber kräftigem Ausſehn, das Wort nahm, den Poſtillion vertheidigte und ſich bald dermaßen erhitzte, daß er demſelben, welcher weislich bloß ſeine Pferde abgeſpannt, rieth, wieder anzuſpannen und mit dem Wagen auf und davon zu fahren. Die Beiſtehenden blieben indeſſen ſtille und ließen den Volkstri-

bun immer fortreden, bis er uns aus dem Geſichte war. Ein Wort von uns und die Ruhe möchte in Unruhe ausgeartet ſein. Wo das Volk durch Stille beweiſt, daß es in ſeiner Meinung ſchwankt, da wird es leicht auf dieſe oder jene Seite geworfen, und unſer Tribun, glaube ich, würde bald die Leidenſchaft aufzuregen gewußt haben. Während deſſen war jedoch ein anderer Poſtillion erſchienen, die Pferde wurden wieder vorgelegt und des andern Abends 7 Uhr waren wir zu Paris im Hôtel Wagram, Rue Rivoli, dem Garten der Tuilerien gegenüber, glücklich angelangt.

Zum vierten Male ſeit achtunddreißig Jahren war ich alſo wieder in Paris und in der Mitte derjenigen Bewohner einer Hauptſtadt angelangt, worüber die Urtheile faſt eben ſo leidenſchaftlich, ſchwankend, verſchieden und veränderlich ſind, als der Charakter der Pariſer ſelbſt. Uebrigens iſt Paris Frankreich. Das ganze Land beugt ſich vor deſſen Bevölkerung, ſo wie dieſe vor den Kammern

und die Kammern vor einigen Journaliſten, deren Stelle einſt ein einziger großer Mann vertrat. Ich habe ihn zu Paris als Conſul gekannt; ſpäter Ludwig XVIII., dann Carl X. und nun Ludwig Philipp als Monarchen geſchaut, und ſo vier verſchiedene Regierungsſyſteme erlebt; das alleinherrſchende, das conſtitutionelle mit dem Schaukelſyſteme, das conſtitutionelle rückſchreitende, und jetzt, ich möchte ſagen, das bürgerlich utopiſch unzudefinirende Regierungsſyſtem, das durch einige unvorſichtig erlaſſene Ordonnancen plötzlich erſchaffen worden und alle Zeichen der Uebereilung und der Leidenſchaftlichkeit an ſich trägt. Denn welche Feſtigkeit verſpricht wohl eine repräſentative monarchiſche Verfaſſung ohne eine erbliche Pairskammer? Gleich dem Glaſe, das in der Hitze jeden Augenblick brechen kann, wenn es nicht durch den Kühlofen gegangen, hat bei ihrer Verfaſſung der Kühlofen der Ruhe und Ueberlegung gefehlt. Zwei Alternativen

ſind faſt unausbleiblich; dieſe ſind die Alleinherrſchaft oder die Republik, und iſt bis jetzt keine derſelben erfolgt, ſo iſt es blos der Weisheit des Königs zuzuſchreiben; wozu iſt dann aber Verfaſſung nöthig, wenn Alles dennoch auf die Perſönlichkeit eines Einzigen hinausläuft.

Ich habe es ſtets gemocht, beim Wiederſehen einer Gegend, die jetzigen Eindrücke mit den früheren zu vergleichen, und ſo werde ich nie den Tag vergeſſen, an dem ich im Jahre 1803 früh des Morgens zu Paris ankam, über die Boulevards fuhr, Geſchäftigkeit und reges Leben allenthalben erblickte und mein Wagen in die Rue Richelieu, damals Rue de la Loi genannt, einlenkte, wo mich ein längſt eingegangenes Hôtel du Grand Vauban für den Reſt des Winters aufnahm.

Und ſo will ich es verſuchen Paris von damals mit demjenigen, was es jetzt in geſelliger Beziehung darbietet, zu vergleichen und die Parallele anlegen.

Paris bot gewiß damals in ſich ſelbſt alle die merkwürdigen Contraſte dar, die es jetzt wiederum im Vergleiche zum Jahre 1803 aufſtellt. Eine gräßliche Revolution hatte zwar ſo vieles Beſtehende vernichtet, aber dennoch blickte die Liebe zum Alten, oder vielmehr die Abneigung, ſich in das Neue zu finden, allenthalben durch. Wenn ich noch zu Marſeille eine Inſchrift geleſen hatte, welche die Worte enthielt: Ici réside une Administration Republicaine, qui exécre les Rois et leurs suppôts, und mit dem Titel Citoyen angeredet ward, ſo fand ich dagegen zu Paris ſchon einen König, unter dem Namen Conſul, wieder, und zwei Conſuln, die ſeine suppôts waren; das Citoyen hatte ſich in Monsieur umgeändert, die Göttin der Vernunft der wahren Religion wieder weichen müſſen, und wenn der Republikaniſche Kalender auch noch im Gange war, ſo wurde derſelbe doch ſogar von den Poiſſarden lächerlich

gemacht und mit den Namen dc. Monate die ſchmutzigſten Vergleichungen angeſtellt. –

Aber auch das ſchärfſte Auge hätte beim Eintritt in eine Geſellſchaft nicht die Idee gehabt, ſich in einer Republik zu befinden, wie es ſchon damals unverkennbar in den amerikaniſchen Freiſtaaten der Fall war. Degen, Haarbeutel, Uniformen, Habits habillés, anders ſah man kein großes Diner. Wohl erſchienen einzelne ungepudert, aber dieſes als Ausnahme. Die Menge war den alten Formen treu geblieben. Man ſprach von den Horreurs de la Révolution, man geſtand, man habe ſich geirrt, Freiheit ſei gut, aber nur in einem gewiſſen Umfange, die Tempel waren mit Gläubigen überfüllt, vornehme Damen, unter andern die Gemahlin des Preußiſchen Geſandten, Marquis de Luchesini, quettirten ſelbſt in der Kirche in vollem Staate, von ihrer Dienerſchaft in Gala gefolgt, und ſo ſuchte ein Jeder mit wahrem Ei-

ſen die noch nicht veralteten Gebräuche wieder auf, die ihnen gewiſſermaßen zum Symbol einer ſich befeſtigenden Geſtalt der Regierung dienen ſollten.

Aber das Leben ſelbſt, das heißt die Vergnügungen, waren noch immer eben ſo ausſchweifender Art, als ſie es nur vor der Revolution geweſen, und die Sitten, welche man 1789 zu beſſern gedacht, hatten ſich in ihrer Verderbtheit nur noch mehr und mehr verbreitet. Theils die Abweſenheit aller Symbole einer poſitiven Religion während mehr denn zehn Jahre, theils die Suprematie ſo vieler Angeſtellten, welche ihre Hände in Blut getaucht und nicht Laſter zu unterdrücken wagten, welche in keinem Vergleich zu den Verbrechen kamen, welchen ſie ſelbſt gehuldigt, theils das ungebundne Leben einer aus dem Felde heimgekehrten ſiegreichen Armee, und namentlich ihrer reich gewordenen Fourniſſeure und Civilbeamten, alles dies zuſammengenommen hatte den Erfolg

gehabt, die böſen Sitten von den höhern Klaſſen auch auf die niedern der Geſellſchaft zu übertragen, und die Regierung ſelbſt that ihnen Vorſchub, indem ſie ſich durch Begünſtigung derſelben eine ſichere und bedeutende Einnahme verſchaffte. Daher die unglaubliche Maſſe der öffentlichen Vergnügungen, der öffentlichen Bälle, Spielhäuſer u. ſ. w., u. ſ. w. Aber ſelbſt die Chefs dieſer neu begründeten Etabliſſements, theils Männer, theils Frauen, waren meiſt aus der Dienerſchaft der Häuſer der Großen hervorgegangen oder hatten, namentlich die Frauen, in irgend einer Verbindung damit geſtanden, ſo daß ſelbſt dieſe in ihrem Benehmen noch jene alte franzöſiſche Höflichkeit und die feine Bildung einer früheren Epoche bewahrten, die dem Böſen einen gewiſſen Adel verleihen und den Neuling anzulocken verſtehen. Und ſo ſchien alſo das Benehmen der Meiſten von den höchſten bis zu den niedrigſten Cirkeln darauf berechnet, die Revolution gleichſam vergeſ-

ſen zu machen und alles ſo viel wie möglich in das alte Geleiſe zurückzuführen.

Auch die Liebe für die Kunſt ſuchte man wieder zu beleben. Noch blieb die Architektur zurück, denn es fehlte das Geld zum Bauen, dagegen erfreuten ſich Malerei und Bildhauerei durch die prächtigen Muſter, welche ihnen das Muſeum darbot, der kräftigſten Unterſtützung. Aber religiöſe Gegenſtände blieben noch entfernt und namentlich hatte der Republikanismus hier in David noch einen leidenſchaftlichen Verfechter.

Völlig in die alte Bahn trat das Theater zurück. Nicht die alten republikaniſchen Trauerſpiele verſchwanden, denn Talma wußte ſie geltend zu machen, wohl aber die neueren, völlig berechnet auf Herabſetzung der Königlichen Würde, und vor allen Chenier's Stücke. Aber in beſondere Gunſt hatte ſich wieder das alte Luſtſpiel zu ſetzen gewußt. Fleury entzückte das Publikum durch ſeinen homme à bonnes fortunes, Mlle. Contat

durch die unvergleichliche Darſtellung der Coquetten und Mlle. Mars begann ihre langjährige glänzende Laufbahn. Wie ſollte ich nicht ſtets mit wahrer Freude mich dieſer herrlichen Darſtellungen erinnern! In der großen Oper hatte ſich noch nichts geändert. Gluck, Sachini, Piccini herrſchten ausſchließlich. Die Maillard, die Branchu und Lainé ſchrien ſich noch immer heiſer. Alle Stürme der Revolution hatten ihren Stimmen nichts angethan, und auch ihre Bewegungen waren noch immer von derſelben Unnatur wie früher. Oreſtes, vor dem Schatten der Clytämneſtra, war noch immer der unnatürlichſte aller Söhne, nicht allein dadurch, daß er ſie gemordet, ſondern daß er ſich jetzt in ihrer Gegenwart mit ſolcher völlig widrigen Heftigkeit benahm. Nur in der komiſchen Oper, im Theater Feydeau, bewegte ſich ein reinerer Geſchmack. Elleviou, Martin, Mad. St. Aubin vereinten mit naturgemäßem Geſange ein ſchönes Spiel, und Me-

hul, Berton, Cherubini erlebten hier die ſchönſten Triumphe ihrer geiſtreichen Compoſitionen. Ganz beſonders hatte ſich aber die Inſtrumental-Muſik gehoben, und wohl in keinem Lande ward eine Haydnſche Symphonie beſſer aufgeführt, als in den Concerten, welche damals in einem Saale in der Rue Clery aufgeführt wurden, wie es auch Reichard in ſeinen Briefen über Paris bezeugt.

Wer ſollte es aber wohl glauben, daß diejenige Kunſt, der manche gewiſſermaßen nur die Benennung der Künſtlichkeit zugeſtehn wollen, ich meine den Tanz, nach einer ſolchen blutigen Revolution, zu einer bedeutenden Höhe hätte gelangen können. Hatten denn die Grazien nicht, während der Schreckenszeit, das Land verlaſſen? Und dennoch war dem ſo. Aber der Tanz zeigte ſich nicht blos auf den Brettern in der höchſten Vollkommenheit, nein, auch in der Geſellſchaft war es der Fall, ja die jungen Leute übten ſich in

den Vorzimmern, wie in einem Foyer, ihre Pas ein, die ſie kurz darauf im Salon vor einem richtenden Publikum aufzuführen hatten. Wer kennt nicht im Contretanze die unter dem Namen Trénis ſo oft wiederholte Figur. Dieſer Trénis war nun damals einer der berühmteſten Tänzer in der Geſellſchaft. Unter andern tanzte er die Menuet à la Cour in der höchſten Vollendung, und wenn man ihn über ſein Dahingleiten auf dem gebohnten Fußboden belobte, ſo antwortete er in ſüßlichem Tone: Mes Pas! c'est de l'huile de Rose, qui coule sur un fond de marbre poli.

Alles dieſes gewaltſame Haſchen nach den Sitten der früheren guten Geſellſchaft contraſtirte nun oftmals wohl ſonderbar genug mit denjenigen Formen und denjenigen Redensarten, welche manche Militairs und auch mitunter ihre Frauen aus der Campagne mitbrachten, und die auf die Abkunft aus einer ſehr niedern Sphäre hindeuteten. Zwar ſuchten auch dieſe faſt ſämmtlich ſich der frühe-

ren Lebensweise anzureihen, aber manchmal vergaßen sie sich, und da war es komisch genug, wie ihnen Wörter entschlüpften, die zu keiner Zeit etwas mit der guten Gesellschaft gemein hatten. Jedoch waren dieses bei weitem die Ausnahmen, und die, viele Jahre hindurch wiederholten Ausdrücke der Gattin eines berühmten Marschalls, beweisen hinlänglich, daß dergleichen nicht oft vorkam.

Natürlich stellt sich nun am Ende die Hauptfrage: Aus welchen Theilen bestand denn eigentlich der Fond der neueren Gesellschaft in den höheren Kreisen, und wie vertrugen sich diese unter einander? und die Antwort ist nicht schwer. Sie bestand aus allen Theilen, und das Band, das sie vereinigte, war Gräuel vor der Revolution und Freude an den Siegen, welche die Armee erfochten hatte. Ueber alles dieses aber dominirte Napoleon.

Es war also Napoleon's Auge, das das Ganze überschaute, und seine Einsicht, welche die

Geſchicke Frankreichs ordnen ſollte. Gern hätte er, nachdem er den Emigranten die Rückkehr verſtattet und die Tempel den Gläubigen wieder geöffnet, die Königsmörder mit einem Federſtriche verbannt, denn er hatte in ihnen ſeine heftigſten, ſeine blutigſten Gegner, doch war dieſes für jetzt unmöglich. Sie blieben daher, und manche, wie namentlich Fouché, ſogar in hohen Aemtern. Die beiden großen Abtheilungen der menſchlichen Geſellſchaft, Reiche und Arme, theilten ſich wiederum meiſt in Schein und Wahrheit und lebten als arm in der Zurückgezogenheit. Der Reichgewordne wollte auch nicht recht mit ſeinem Reichthume hervortreten und that daher nichts für die Freuden der Geſellſchaft, gleich dem Armen, dem es ſeine Lage nicht verſtattete. Beider Häuſer blieben nur ihren nähern Freunden geöffnet. Napoleon empfing die Geſandten, gab einige große Feſte und das war alles. Es war alſo das diplomatiſche Corps, dem zu allen Zeiten, gut oder ſchlecht,

die Ehre bleibt, die meiſte Aufmerkſamkeit ihrer häuslichen Einrichtung zu widmen, und die vornehmen und reichen, oder blos reichen Fremden aller Nationen, welche die Honneurs der Hauptſtadt machten. In ihren Häuſern drehte ſich aber alles ganz beſonders um das Spiel. Die Hazardſpiele waren verpachtet und daher mußte ein Jeder, bei dem ſie eingeführt wurden, die öffentlichen Croupiers zu ſich beſtellen und von ihnen die Bank halten laſſen. Nur die Häuſer der fremden Geſandten, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, und ausnahmsweiſe das Haus eines fremden Privatmannes waren davon ausgeſchloſſen. In dieſen waren es zwei Neapolitaniſche Edelleute, welche gewöhnlich die Bank hielten, die aber, da ſie zu bemerken geglaubt, daß einige der Herren ſich beim Pharao zuweilen geirrt und parolis de Campagne gebogen hatten, ungeheure Karten auf den Tiſch nageln ließen, worauf jeder ſein Geld zu ſetzen hatte, und nicht die Erlaubniß bekam ſein

eignes Livret zu halten. In dieſen Geſellſchaften und namentlich auf den Bällen ſah man nun, wie begreiflich, ein Gemiſch von Leuten aus allen Klaſſen, zuerſt, ſämmtliche höhere Angeſtellte, es ſei im Civil oder Militair; zweitens Alles, was nur irgend mit der Familie Bonaparte verwandt war oder damit in Verbindung ſtand; drittens, einige, aber noch ſehr wenige Adliche, die theils Aemter angenommen, theils reich genug geblieben waren, um ſich öffentlich zu zeigen, wie namentlich die Familie des Herzogs von Luynes, welche nie emigrirt war und ihr ganzes Vermögen gerettet hatte; viertens, die Spieler älterer und neuerer Zeit, namentlich der bekannte Herr von Lavaupallière, welcher das Spiel mit einem gewiſſen Humor und einer Art von Genialität betrieb *), und fünftens,

*) Herr v. Lavaupallière ſtand einſt, vor der Revolution, an einem Spieltiſche und hatte gerade, was der Franzoſe une veine de bonheur nennt, als ihm jemand bemerklich machte, daß ſein Nachbar ihm aus dem Hute,

ſobald es einen Ball gab, Tänzer und Tänzerinnen, welche, oft ganz niedern Kreiſen entſproſſen, ihres beſondern Talentes wegen eingeladen wurden und ſich namentlich durch Ausführung der damals ſo beliebten Gavotte auszeichneten.

So waren die Geſellſchaften von Paris beſchaffen; nur eine einzige Dame hatte, was man einen Salon im altfranzöſiſchen Style nennt, der meiſt von Herren und Damen des Faubourg St. Germain beſucht ward, und täglich geöffnet war. Dies war das Haus der Frau von Monteſſon, der Wittwe des Herzogs von Orleans, Großvaters des jetzigen Königs der Franzoſen. Hier fand man den neuern Hofcirkel mit demjenigen einer früheren Zeit vereinigt, auch war es das einzige Haus, wohin ſich Napoleon ab und zu verfügte

---

worin er den Gewinnſt legte und den er unter dem Arme hielt, einen Theil ſeines Geldes nähme. Laissez le faire, erwiderte Lavaupallière, cela porte bonheur.

und gleichſam ein Vergnügen daran zu finden ſchien, dieſe Vereinigung immer mehr und mehr zu begünſtigen. Man wollte nun einmal das alte Terrain wieder gewinnen, und es koſte, was es wolle, zum wenigſten alte Formen ſich von neuem aneignen, in der Ausſicht, daß mit dieſen auch die alte Liebenswürdigkeit wieder heimkehren würde, was freilich ſchwerer als das erſte war, denn viele Liebenswürdige waren durch das Beil der Guillotine hingerafft, andere ſtarben nach und nach oder zeigten ſich nicht, und die neuere Generation war im Strudel der Revolution aufgewachſen und hatte nicht Zeit gehabt die feinern Formen der Geſellſchaft anzunehmen. Dies fühlte auch, wie es ſchien, Napoleon, als er, zur großen Verwunderung aller, den Grafen Salmatoris, früher am Hofe von Turin angeſtellt, nach Paris befahl, und ihm die Beſorgung der Ceremonien an dem neuen konſulariſchen Hofe übertrug.

Von den Levers in den Tuilerien ſchweige ich,

wer hat nicht von ihnen gehört, wer nicht von ihnen geleſen. Daß aber auch hier vieles Falſche in die Welt gegangen, das kann ich dreiſt behaupten, und unbegreiflich wird es immer klingen, wie Jemand den Muth haben kann, ſolche Dinge ſogar drucken zu laſſen, welche von ſo manchen noch Lebenden und dabei Gegenwärtigen jeden Augenblick widerlegt werden können [1]).

So ungefähr war der Zuſtand der Geſellſchaft in Paris im Anfange des Jahres 1803. Man ſuchte die Revolution vergeſſen zu machen, man ſuchte alte Formen wieder auf, man drängte ſich an den Höchſtſtehenden heran und er that eben ſo alles, um ſich und ſeine Familie mit der alten Zeit zu verweben und die neuere Dynaſtie den älteren von Europa gleich zu ſtellen. Verſuchen wir es nun die damalige Zeit mit der jetzigen zu vergleichen, und wir werden finden, wie mit dem äußern Bilde von Paris auch das innere ſich voll-

kommen umgeſtaltet hat und die Tendenz der Geſellſchaft auf eine ganz andere Baſis als früher begründet worden iſt.

Gleich den andern Tag nach meiner Ankunft berichtigte ich alles mit meinem Wirthe, meine Wohnung betreffend, und fand alles gegen frühere Zeiten bedeutend theurer. Indeſſen iſt die Rue Rivoli ſo ſchön gelegen, daß man etwas darauf anſchlagen muß, und ſo bezog ich zwei Zimmer, von denen ich der ſchönſten Ausſicht genoß, die man ſich in einer Stadt nur denken kann. Denn von meinem Schreibtiſche aus, den warmen Kamin zur Rechten, überſah ich links, ſobald ich nur den Kopf wandte, den ſchönen Garten der Tuilerien, wenn auch noch im Winterſchmuck, doch immer ſchön, dahinter die Seine, den Quai d'Orſay mit ſeinen großen Regierungsgebäuden, und zwiſchen Bäumen und Dächern den prachtvollen Dom der Invaliden. Nur einige Schritte

weiter und ich erblickte wiederum zur Linken das Schloß der Tuilerien in seiner ganzen Ausdehnung und dahinter den Pont Royal.

Alles dieses hielt mich indessen nicht lange gefesselt und bald befand ich mich im Freien. Die Rue Rivoli besteht jetzt mit einer einzigen Unterbrechung aus ganz neuen Häusern mit Arcaden, und gegenüber im Garten der Tuilerien sind, mit Ausnahme eines Kaffehauses unter der Terrasse, alle kleinen Häuser abgebrochen, und der Blick in denselben wird durch nichts behindert, denn ein eisernes offnes Gitter schließt ihn ein und der Eintritt ist wie früher jedem anständig Gekleideten den ganzen Tag über, bis zum Untergang der Sonne, gestattet. Indessen fand ich die Durchgangspunkte verändert. Sonst konnte man dicht vor dem Schlosse vorbeigehen, jetzt nicht mehr. Ein Graben und ein eisernes Gitter sind unter der jetzigen Regierung in ziemlich bedeutender Entfernung von demselben gezogen worden, und wenn

ich mich erinnerte, daß ich an einem der Empfangstage Napoleon's oft Stunden lang mit dem ganzen diplomatischen Corps und allen Fremden auf die Beendigung der im Hofe der Tuilerien abzuhaltenden Revue hatte warten müssen, und die Neugierigen uns, in einige kleine Zimmer zusammengedrängte Fremdlinge, von dem Garten aus beäugelten, so findet erstlich diese Art der Vorstellung der Fremden schon an sich nicht mehr statt, und wäre es auch der Fall, so könnte dennoch der Pariser seine Neugier bei der jetzigen Einrichtung nicht mehr befriedigen, und keinem wäre es möglich auch nur einen Blick in das Innere der Tuilerien zu werfen.

Bald fingen meine ferneren Excursionen an. Brücken über Brücken fand ich gebaut und die meisten Straßen mit den schönsten Trotteirs versehen; wo man sonst stets sich in Lebensgefahr befand, weil die Wagen, so dicht wie nur immer möglich, an den Häusern vorbeifuhren und auf Fußgänger

durchaus keine Rückſicht genommen ward. Die meiſten Menſchen denken nur an ſich; ſo ſind faſt alle Geſetze von Männern gemacht und die Rechte der Frauen müſſen meiſt zurückſtehn, aber auch die gewöhnlichen polizeilichen Anordnungen hatten in früheren Zeiten nur die höheren Klaſſen der Geſellſchaft im Auge. So bezeigte ich einſt gegen eine alte Dame meine Verwunderung darüber, daß man erſt in den neueren Zeiten auf Reinlichkeit und Sicherheit in den Straßen bedacht geweſen ſei, und ich nicht begriffe, wie Damen es ſonſt angefangen hätten zu Fuß zu gehen, und bekam die ſehr naive und mit einem ſtolzen Rückblicke auf die beſſere ſonſtige Zeit begleitete Antwort: Liebſter Freind! Man ging nicht, ſondern man fuhr.

Alles überhaupt, was das äußere Anſehn der Stadt betrifft, fand ich bedeutend verſchönert, und jede Verſchönerung auch zweckmäßig angebracht. Beſonders traf dies bei der Place de Louis XV. zu. Dieſer Platz, ſpäter Place de la Revolution

genannt, weil auf ihm das Mordinſtrument geſtanden, das der Königlichen Familie und ſo vielen Edlen den Tod gebracht, war früher ganz frei und auch ſo während der Reſtauration geblieben; die Königliche Familie vermied ihn bei ihren Spazierfahrten, und ſobald ein Mitglied derſelben zur Barrière de Neuilly ſeine Richtung nehmen wollte, hatten die Kutſcher Befehl die Rue du Faubourg St. Honoré hinunter zu fahren bis an die Avenue de Marigny, wo der Wagen erſt die Champs Elisés wieder gewann: jetzt hat dieſer Platz den verſöhnlichen Namen de la Concorde erhalten, und dort ſteht der prächtige Obelisk von Luxor zwiſchen zwei ſchönen Fontainen, und ſo vereinigt er, indem er die Erinnerung an frühere Gräuel verwiſcht, auf würdige Art das Andenken an die Zeit der egyptiſchen Kunſt vor mehr denn zweitauſend Jahren mit demjenigen Schönen, was neuere Intelligenz und neuere Kunſt zu ſchaffen vermochte.

Von der Place de la Concorde aus erblickte

ich die Kirche de la Madeleine, endlich unter der jetzigen Regierung fertig geworden, der man es, ein für alle Mal sei es gesagt, zur Ehre anrechnen muß, nicht, wie Napoleon, viele Sachen zugleich angefangen und nur wenige beendigt zu haben, sondern daß sie alles unbeendigt Vorgefundne vollendet hat, wovon höchstens der Louvre eine Ausnahme macht, und was nicht zweckmäßig befunden ward, ganz aufgegeben hat, um etwas anderes dafür zu schaffen. Ich erfreute mich dieses in griechischem Style von Säulen ganz umgebenen Tempels, setzte meine Excursion, die Boulevards hinunter, fort und ging erst einige Stunden später über die Seine, um auch die dortigen Veränderungen anzusehn. Viele alte große Hôtels waren nicht mehr zu sehn oder wurden abgebrochen, sehr wenige neuere wurden gebaut. Enge Straßen verschwanden mehr und mehr, die neueren waren breiter, aber die Häuser waren meist so gebaut, daß es offenbar war, sie waren nicht auf

Luxus berechnet, sondern eher darauf, eine bedeutende Rente daraus zu ziehn und sie bürgerlich bequem einzurichten. Alles erschien aber mehr im Gewande der Reinlichkeit, sowol im Aeußern wie im Innern, als früher. Der Grund davon war leicht zu finden. Die großen Reichthümer waren zerronnen, es fehlte aber auch die große Armuth. Die Hôtels waren vom Adel erbaut, der gern in der Nähe des Hofes war; jetzt lebt er mehr als sonst auf dem Lande und denkt, gleich dem Englischen und Deutschen Adel, zuerst an Verschönerung der Landsitze. Dagegen ist der allgemeine Wohlstand jetzt über das ganze Land verbreitet, und natürlich macht darauf Paris besondern Anspruch, und so bezieht diese Stadt jetzt eine Einnahme von nahe an 48,000000 Franken. Diesen Reichthum der Stadt erblickt man nun in allen öffentlichen Gebäuden, an deren Erbauung oder Verschönerung sie Antheil hat, wobei ich nur allein des Stadthauses erwähnen will, zu des-

ſen Erweiterung und Verſchönerung die Stadt Millionen über Millionen verwendet, ſo daß es eins der impoſanteſten Gebäude der Welt zu werden verſpricht. Hiermit nicht zufrieden, ſind aber auch ſämmtliche ſchlechte Gebäude in der Nähe abgebrochen worden, um den Platz, der es umgeben ſoll, auch des Gebäudes ſelbſt, mit ſeiner luxuriöſen Einrichtung im Innern, würdig zu machen.

Dieſe Sorgfalt der ſtädtiſchen Behörden für die Annehmlichkeit des Publikums hat endlich auch einem Uebelſtande abgeholfen, der früher manche Promenade und beſonders die Boulevards höchſt bitter berührte. Dieſer war der unglaubliche Schmutz, der ſonſt dort bei ſchlechtem Wetter angetroffen ward, und der jetzt durch das vortreffliche Asphaltpflaſter, das allenthalben gelegt worden, bedeutend vermindert iſt. Nirgends läuft man auf angenehmere Art herum, als zu Paris, denn wo wäre die Stadt, wo die Promenade, die

mehr Abwechselung böte, als auf den Boulevards zu Paris, und wo ist alles reizender in den Boutiquen aufgestellt als hier. Unter diesen verstehe ich nun nicht etwa Boutiquen, in denen Stoffe, Stahlwaaren, Modeartikel und dergleichen hinter Spiegelgläsern ausgelegt sind, nein, es erstreckt sich auch auf dasjenige, was man gern zubereitet auf seinem Tische sieht, aber selten wenn es noch roh ist, ich meine Eßwaaren aller Art. So findet man z. B. an einer Ecke einen Laden, wo auf der einen Seite alle abgekochten Schinken, Würste, auch Pasteten, alles eins zum andern in den schönsten Verhältnissen, rücksichtlich ihrer Größe und der Farben-Schillerung, ausgelegt sind. Links dagegen sieht man oben die großen Kapaunen, darunter kleineres Geflügel, gleichsam von den größern beschützt, auf beiden Seiten Goldfasanen und unten das Reich Neptuns, Seefische aller Art und der Hummer in seinem, durch den Mord ihm verschafften rothen Gewande. Ein kühlender Spring-

brunnen in der Mitte läßt sein Wasser erfrischend auf alles dieses fallen, und eine schöne junge Wittwe sitzt in tiefer Trauer am Rechnungstische, schreibt, oder thut, als wenn sie schriebe und läßt sich von den Vorübergehenden bewundern.

In wenigen Tagen hatte ich Paris durchlaufen und alle neuen Denkmäler, die Börse, den Triumphbogen der Barrière von Neuilly, Napoleon's Säule auf der Place Vandôme, die Rue de la Paix, früher ein bloßer Durchgang, wo man Geistererscheinungen sah, die Verlängerung der Rue d'Artois mit der Kirche Notre Dame de Lorette, welche das Abreißen des niedlichen kleinen Hôtels Thelusson mit dem großen Bogen davor zur Folge gehabt *), und außer der ganz neuen Rue Tronchet noch so viele andere neue besehen,

*) Es war der große Bogen des kleinen Hôtels Thelusson, von dem die witzige Schauspielerin, Mlle Arnous, einst sagte: Cet Hôtel m'a l'air d'un homme, qui ouvre une grande bouche, pour dire une sottise.

welche hinter letzterer liegen, daß ich mich davon zu überzeugen glaubte, wie außer Paris nur Petersburg, London und Berlin sich ähnlicher Veränderungen, und des Erbauens neuer Gebäude, rühmen können, welche bei der immer steigenden Bevölkerung auch nothwendig geworden.

Für mich hat es immer nur zwei Arten des Spazierengehens gegeben, woran ich Freude gehabt. Eine öffentliche Promenade in einer Stadt, wo ich viel Bekannte habe, hat mich nie angesprochen. Das unaufhörliche Grüßen, das Handreichen mit Personen, die einem oft sehr gleichgültig sind, ermüden mich aufs äußerste und gewähren mir keinen Genuß. Im Freien, vor dem Thore, mag ich gern in angenehmer Unterhaltung zugleich die schöne Gegend genießen, und bin ich in der Stadt, allein gehn, d. h. Flaneur zu sein, die Macht haben, an jeder Boutique still stehn und nicht verbunden zu sein, jeden Augenblick die Hand an den Hut zu legen. Sehr wohl verstand ich daher eines

Tages das Gefühl eines fremden Officiers, der nach Berlin kam, seit zwölf Jahren nicht die Uniform ausgezogen hatte, und mir nicht genug von dem Glücke sprechen konnte, dessen er genösse, so unbeachtet herumgehn zu können, still zu stehn, wann er wolle, und was er gekauft, unter seinem Arme gleich nach Hause mitnehmen zu können.

An demselben Tage, wo ich angefangen Paris zu durchlaufen, begann aber auch mein Besuch, sowohl der öffentlichen Häuser, als der Privatgesellschaften. Eine jede Hauptstadt giebt in der Regel das Vorbild zu allen Veränderungen, welche in den übrigen Städten des Landes vorgenommen werden, und das noch viel mehr in einer rein constitutionellen Monarchie, wo Centralisation stattfindet, als in einer entweder unumschränkten Monarchie, oder in einer solchen, wo provinzialständische Einrichtungen vorhanden sind, und wer Paris gesehn und in seine verschiednen Cirkel eingedrungen ist, kennt daher auch so ziemlich Frankreich.

Daher müßte der Fremde es ſich angelegen ſein laſſen, ſo viel wie möglich, will er die Sitten des Landes kennen lernen, dieſes durchzuſetzen, und ſelbſt die, ſeiner Lebensweiſe und ſeinen Neigungen am meiſten widerſprechenden Geſellſchaften beſuchen, denn manche Anſicht würde er da berichtigen, manche vorgefaßte Meinung aufgeben, aber er müßte auch feſt entſchloſſen ſein, blos zu ſchauen und mehr zu hören als ſelbſt zu ſprechen, wenn er nicht zuweilen, wiewohl jetzt ſeltner als früher, in die unangenehmſten Conflicte gerathen will.

Die Geſellſchaft in jeder großen Stadt beſteht in Gebenden oder Empfangenden, und in Nehmenden oder Beſuchenden, während ſie in den kleinern Städten, ich möchte ſagen, aus Zuſammenſchießenden beſteht, welche ſich in Reſſourcen, Piqueniques und dergleichen vereinigen, wo keiner dem anderen einen Dank ſchuldet, und der Unternehmer der Einzige iſt, den ſogar Undank verfolgt, weil ſeine Einrichtungen, trotz aller ange-

wandten Mühe, oft den lauteſten Tadel erfahren müſſen.

Zu denen, die Geſellſchaften geben, rechne ich in Paris den Hof, die Miniſter, die fremden Geſandten und ſolche reiche Fremden, welche durch die Länge der Zeit ſchon dort eine Art Bürgerrecht erhalten haben, denn die vielen, namentlich engliſchen und ruſſiſchen Familien, welche zur Zeit des Conſulats, beſonders aber während der Reſtauration, etwa für einen oder zwei Winter, ſich zu Paris etablirt hatten und Häuſer machten, ſind faſt ganz verſchwunden.

Der Hof lebt im ganzen eingezogen, das diplomatiſche Corps hat in Maſſe nur einmal des Jahres, am Neujahrstage, Audienz, indeſſen empfangen der König und die Königin alle Abend, wo ſie nebſt den Prinzeſſinnen und ihren Damen am Arbeitstiſche ſitzt. Die Vorſtellung eines Fremden findet in Uniform oder dem Hofkleide ſtatt, welches an dieſem Tage auch der ihn vorſtellende

Geſandte trägt. Die übrigen Tage kann er im Frack erſcheinen. Dieſer Empfang geſchieht in den Zimmern, welche Napoleon bewohnte und wo Ludwig XVIII. ſtarb, und man gelangt dorthin durch die Gallerie de Diane, welche zugleich zum Speiſeſaale dient, wo der König mit ſeiner ganzen und in ihren jüngern Gliedern gewiß ſchönen Familie täglich ſpeiſt. Wer hierzu eingeladen wird, erſcheint im Frack. Die Königin giebt dem vornehmſten Fremden den Arm, der König, wenn keine fremde Dame dort iſt, der Herzogin von Orleans, denen die übrige Geſellſchaft, die Prinzen an der Spitze, ebenfalls paarweiſe folgt. Alle Männer ſind im Frack, nur der dienſtthuende Adjudant und die Ordonnanceoffiziere in Uniform. Die Gerichte ſtehn, wie in ganz Frankreich, auf dem Tiſche und werden herumgereicht, nur der König ſervirt irgend ein großes Stück ſelbſt. Nach Tiſche entfernt ſich ein Jeder, ohne verabſchiedet zu werden, und die Königin ſetzt ſich mit den Prin-

geſſinnen und den Damen wiederum an ihren Arbeitstiſch. Mehrere Male im Jahre findet ein groſſer Ball von vier- bis fünftauſend Eingeladenen ſtatt, dem die Witzlinge den Namen Bal Monstre gegeben haben, wo die Nationalgardiſten in ihren Uniformen und die Deputirten nur theilweiſe in der Uniform der Kammer erſcheinen, weil eine große Fraction behauptet hat, der ſchwarze Frack ſei ſeit der Julirevolution ihre Uniform. So kleinlich dieſe republikaniſche Oppoſition iſt, ſo vernünftig iſt der König, gewähren zu laſſen. Man ſtreitet ſich nicht um ein Paar ſeidne Strümpfe, ſchrieb einſt ein engliſcher Miniſter einem Geſandten, der ſich geweigert in Schuhen und ſeidnen Strümpfen an dem Hofe, wo er accreditirt war, zu erſcheinen, und ſo denkt wohl auch der König.

Andere kleine Bälle haben, vielleicht aus poſitiſchen Rückſichten, faſt ganz aufgehört, wenn man nicht dazu die Kinderbälle rechnen will, an denen die Königin noch immer Freude zu haben

ſcheint, obgleich die fürſtlichen Kinder in den Tuilerien theils aus den Kinderjahren herausgewachſen, theils noch zu klein ſind, um auf ihnen zu erſcheinen.

In Ceremonien liegt oft das Charakteriſtiſche, es ſei des Monarchen oder der ganzen Regierung, und daher habe ich geglaubt, des Vorſtehenden Erwähnung thun zu müſſen, da es ſo völlig vom Ceremoniel an allen andern Höfen abweicht, und mehr die Idee der Gebräuche in irgend einem vornehmen fürſtlichen oder adlichen Hauſe giebt. Doch die Tuilerien ſind ſo groß, ſo königlich angelegt, ſie bedürfen einer ſo großen Livrée, ſo vieler Erleuchtung, daß man ſich dennoch ſehr bald überzeugt, man ſey nicht in einem Privathauſe, ſondern in dem Schloſſe des Beherrſchers einer mächtigen Nation.

Die zweite Gattung der Feſtgebenden ſind die Miniſter, der Groß-Referendarius, der Präſident der Deputirtenkammer und die

sonst hoch Angestellten, namentlich der Präfekt der Seine, Graf Rambuteau, welcher das früher erwähnte prächtige Stadthaus bewohnt, und wo Tausende aus allen nur möglichen Kreisen, namentlich aber dem höhern Bürgerstande zugehörig, sich versammeln. Die Pracht dieser Säle am Tage eines großen Balles überraschte mich ungemein, aber auch zu gleicher Zeit konnte ich mich innerlich nicht der Bemerkung enthalten, daß die Bewohner einer Stadt, welche solche Summen zu derartigen Verschönerungen ausgeben können, niemals für lange Zeit eine Republik gründen könnten, deren erste Bedingung, wenn sie Bestand haben soll, doch immer Einfachheit, aber nicht Prunk ist, in dem Haschen danach sie bald zu Grunde geht.

Die dritte Klasse der Festgebenden sind die fremden Gesandten, namentlich diejenigen der größeren Mächte. In ihren Hôtels finden sich sämmtliche höher Angestellte des Gouvernements, die Fremden, das Faubourg St. Germain, und auch

derjenige Theil deſſelben ein, der in der Oppoſition zum Gouvernement ſteht. Bälle, Diners und Concerte wechſeln darin ab, und da ſie es nicht nöthig haben, aus Rückſichten ihre Hôtels zu überfüllen, ſo lebt man darin ſehr angenehm.

Die vierte Klaſſe derjenigen, die große Häuſer machen, beſteht aus den Fremden und ſonſtigen reichen Bewohnern von Paris. In einigen dieſer Häuſer ladet man nur diejenigen ein, mit deren politiſchen Anſichten der Wirth des Hauſes übereinſtimmt, in den meiſten iſt hiervon indeſſen nicht die Rede.

In vielen andern Häuſern von Paris giebt es noch eine Menge von Geſellſchaften, aber wohl nur in einem kleinern Maaßſtabe, und ohne an irgend eine Regel, rückſichtlich der Einzuladenden, ſich zu binden, daher ich ihrer nicht weiter erwähnen will. Nur das ſtets wichtige Faubourg St. Germain verdient hier eine Ausnahme und große Beachtung, da es immer auf alles Politiſche einen

großen Einfluß hat und nicht leichtſinnig, wie viele es thun, beurtheilt werden muß, denn wohin es ſeine Kräfte wendet, wird die Waage immer einen bedeutenden Druck erhalten.

Die Bewohner des Faubourg St. Germain, oder richtiger geſprochen, der alte Adel Frankreichs, war aus der Fremde beinahe ganz verarmt zurückgekommen, als Bonaparte ihm dieſe Rückkehr verſtattet hatte. Zum wahren Lobe dieſer Klaſſe muß man anführen, daß das Benehmen in der Fremde im ganzen muſterhaft geweſen war. Hatten ſie im Uebermuthe des Wohlſeyns und des Reichthums manches gethan, was nicht zu billigen war, ſo war ihre ganze Handlungsweiſe in der Fremde die von rechtlichen, wohldenkenden und wohlerzogenen Leuten. „Die Noth lehrt beten“, ſagt man, aber die Noth lehrte ſie nicht allein beten, ſondern auch arbeiten, und wenn auch nicht alle arbeiteten, ſondern ein Theil von Unterſtützung lebte, ſo hatte man wenige Beiſpiele herzunennen,

daß ſie ſich derſelben unwerth gemacht und irgend einer ſchlechten Handlung ſchuldig befunden wären, und die wenigen, von denen man es wußte, wurden ſelbſt von ihren eignen Landsleuten gemieden. So kehrten ſie alſo als rechtliche Leute, aber arm, wieder nach Frankreich zurück und ſuchten nun, theils im Dienſte, theils durch reiche Heirathen, ſich und ihre Familien wieder zu Anſehn zu bringen. Bekanntlich hatte weder in Frankreich noch in England jemals das Syſtem der Mißheirathen, wie in Deutſchland, Wurzel gefaßt, indeſſen waren die Beiſpiele davon vor der Revolution in Frankreich ſelten, dagegen in England ganz allgemein, und es iſt wohl nicht zu läugnen, daß der engliſche Adel ſich gerade dadurch ſo blühend erhalten und ſeine Exiſtenz ſo mit dem Wohlſein des ganzen Landes verknüpft hat, daß der lächerliche Haß des Bürgerſtandes gegen denſelben in andern Ländern dort nie aufgekommen und England ſeinen glücklichen Zuſtand

großen Theils ſeiner vernünftigen und zeitgemäßen Verfaſſung der Ariſtokratie verdankt.

Dergleichen Heirathen, ſowohl mit reichen Inländerinnen, als Ausländerinnen, wurden nun bald immer mehr und mehr geſchloſſen, und nahmen, ſeit der Reſtauration, durch den Zufluß der reiſenden Engländer mit ihren ſchönen Töchtern beſonders zu. Hierzu kamen die Entſchädigungen, welche auf Antrag des Herzogs von Tarent in beiden Kammern beſchloſſen wurden, außerdem die Wohlthaten, mit denen die beiden letzten Könige, namentlich Carl X., den alten Adel überſchütteten, und ſo ſteht in dieſem Augenblicke derſelbe wieder als ein compaktes Ganze da, welches gewiß von hoher Bedeutung iſt, wozu noch der Umſtand kommt, daß ein ſehr großer Theil dieſes Vermögens in Grundeigenthum angelegt iſt.

Die Fehler, welche Carl X. beging und wie er die Juli-Revolution durch eine unglaubliche Verblendung herbeiführte, will ich hier nicht näher

beleuchten, denn wer verkennt ſie wohl. Auch fühlen es gewiß die meiſten Adlichen, wenn ſie es auch nicht laut ausſprechen. Natürlich war ihnen die Revolution der härteſte Schlag, und ſo wie man bei einem ausgebrochenen Kampfe öfters den Grund deſſelben überſieht, und ſich jeder für die Partei ſchlägt, der er einmal durch ſeine Verhältniſſe angehört, ſo hat auch der bei weitem größere Theil des Faubourg St. Germain der neuen Regierung den Krieg erklärt, und verbindet ſich oft mit den heftigſten Republikanern, in der Hoffnung die Regierung zu ſtürzen und auf den Ruinen derſelben wieder ſein Reich zu begründen. Da indeſſen die neue Regierung ſchon elf Jahr beſteht, ſo kann es nicht fehlen, daß auch nach und nach Annäherungen ſich ereignen, und daß auf dieſe Art Trennungen in vielen Familien entſtanden ſind, deren einer Theil Anhänger der Regierung iſt, während der andere ihr einen ewigen Krieg geſchworen hat.

Aber der Reichthum, welcher wiederum in dieſen Familien angetroffen wird, hat auch nun die alten Sitten und Gebräuche des Adels wieder herbeigeführt. Ich glaube ſchon geſagt zu haben, daß es zu den Zeiten des erſten Conſuls, mit Ausnahme des Hauſes der Frau von Monteſſon, keinen eigentlichen Salon in Paris gab, weil der Adel meiſt zu ſchlecht wohnte, um andere, als die nächſten Verwandte und Freunde zu ſehn, und vielleicht auch, aufrichtig zu ſprechen, noch zu viel an materielle Intereſſen zu denken hatte, um liebenswürdig zu ſein. Man hat ſelten den Witz auf der Zunge, wenn nichts conſiſtent Feines zuweilen darüber hinläuft. In dieſem Augenblicke ſtehn die Sachen anders. Die Damen des Faubourg St. Germain empfangen meiſt alle Abende, gleich einzelnen fremden Damen, und da die Geſellſchaft in ihren politiſchen Geſinnungen getheilt iſt, ſo ereignen ſich in ſo gemiſchter Geſellſchaft ſelten politiſche Reibungen, weil man das Geſpräch

darüber zu vermeiden ſucht. Im Gegentheil trifft man dort gewöhnlich die ungezwungenſte angenehmſte Unterhaltung über alles, was nicht Politik iſt, die noch überdieß durch die öftere Anweſenheit irgend eines bedeutenden Mannes gehoben wird, nach dem der Salon ſeinen Namen erhält. So giebt es einen Salon de Mr. de Chateaubriand, de Mr. Pasquier, de Mr. de Molé, de Mr. Guizot und ſo mancher anderer, zu lang hier aufzuzählen.

Aber an dieſen Abendunterhaltungen genügt es nicht, und ſo hat ſich, ſonderbar genug, auch ſogar für den Morgen eine Geſelligkeit gebildet, die ich aber, aufrichtig zu geſtehn, höchſt unbequem gefunden habe, nämlich, daß viele Damen irgend einen Tag beſtimmen, wo ſie des Morgens in der Woche empfangen und ſich die andern Tage verläugnen laſſen. Des Abends ſetzt man ſich in ſeinen Wagen und weiß ungefähr, wen man zu Hauſe findet und wen nicht. Des Morgens hingegen

hat man allerlei Geschäfte, und sucht die Visiten, und das doch wohl meist zu Fuß, mit diesen Geschäften zu verbinden. Findet man die Dame, welche man zu besuchen wünscht, zu Hause, so ist es gut, wo nicht, so ist die Höflichkeit gethan, aber es vorher ausrechnen zu müssen, wo man angenommen wird, und wo nicht, legt einen unangenehmen Zwang auf, der mit der übrigen wenigen Gène in Paris nicht im Einklange steht.

Was nun die Wohnungen selbst betrifft, die zur Zeit des Consulats anständig, aber durchaus nicht prächtig eingerichtet waren, so findet man in ihnen jetzt einen Luxus, der alles überbietet, was ich in irgend einem Lande gesehn. Gold, Spiegel, die schwersten seidnen Stoffe, die kostbarsten Meubles, theils im Renaissance-, theils im Rococo-Style, Gefäße des Luxus aus Porzellan oder Boule-Arbeit, alles dieses sieht man mehr oder minder in fast allen denen Häusern, die in der letzten Zeit eingerichtet worden sind, und bei

der Vorliebe, die man jetzt für alles Aeltere hat, ſind wirklich Dinge aus der Vergeſſenheit hervorgezogen worden, die wahrhaft künſtleriſch gearbeitet ſind, und, man kann Neigung dafür haben oder nicht, doch merkwürdig genug, um von neuem angeſtaunt zu werden.

Alles dieſes wäre nun ſehr ſchön, denn es iſt gut, wenn die Reichen auch Geld ausgeben, aber auffallend war es mir, mit Ausnahme einzelner Gallerien, in faſt allen Häuſern Mangel an Gemälden und Bildwerken anzutreffen, wovon ich natürlich Familiengemälde ausſchließe. Und doch haben es die franzöſiſchen Maler jetzt gewiß zu einer Höhe gebracht, daß ſie den Vergleich mit den Malern in jedem andern Lande aushalten können. Mußte doch ſogar Poitevin ſein ſchönes Gemälde, den Untergang des Vengeur, in Berlin verkaufen, während ein Rococo-Tiſch mit Bronze beſchlagen ſehr bald einen Abnehmer findet.

Wenn ich bis jetzt faſt einzig der Salons er-

wähnt habe, wie ſie ſich ganz im frühern Style vor der Revolution wieder geſtellt, ſo habe ich mich mit Fleiß etwas dabei aufgehalten, weil das tägliche Leben, Jahr aus, Jahr ein, eigentlich den Maaßſtab zur Beurtheilung einer Geſellſchaft angiebt, und ich brauche wohl nur ſehr raſch über dasjenige hinweg zu gehn, was man gewöhnlich als die Freuden des Carnevals bezeichnet, weil ſie faſt allenthalben auf daſſelbe hinauslaufen, d. h. auf Diners, Bälle und Concerte. An den beiden letzteren giebt es gewiß keinen Mangel in Paris, namentlich aber ſind die Concerte vielleicht ausgeſuchter als irgend wo, da ſie durch Talente, wie die Griſi, Rubini, Lablache und Tamburini, unterſtützt werden, die wohl in dieſem Augenblicke die erſten ihres Faches ſind. Was aber die Diners betrifft, ſo wurden größere von Franzoſen eigentlich nie gegeben, falls nicht eine amtliche Stellung ſie dazu verpflichtete: dieſes hat man ſtets den Fremden, namentlich den

Gesandten, überlassen, zu denen sich jetzt besonders einige reiche Amerikaner gesellt haben, die mehr Vergnügen daran zu finden scheinen, ihr Geld im lebenslustigen Paris, als im ernsten Washington oder New-York auszugeben. Ueberhaupt ist die Bemerkung nicht schwer zu machen: Je weiter nach Norden, desto gastfreier werden die Menschen, und desto mehr empfindet man auch das Bedürfniß von Speise und Trank. Paris und London sind nun eigentlich nicht Süden und nicht Norden, sondern eher zu Westen zu rechnen, dennoch findet schon bei ihnen darin ein grosser Unterschied statt, und ich kann keinen andern Grund dafür auffinden, als den verschiedenartigen Charakter der Frauen. Eine französische Frau glaubt durch ihre Liebenswürdigkeit hinreichend zu fesseln, und sie selbst findet an der Unterhaltung zu jeder Tageszeit Geschmack, wozu daher noch ein Diner, das Umstände und Kosten verursacht? Den meisten englischen Frauen

hingegen würde das beſtändige Annehmen ein Greuel ſein, und ſo ſieht ſich der Mann veranlaßt Diners zu geben, um außer den größern Abendgeſellſchaften noch auf andere Art den Fremden zu ehren, wozu unter bloßen Inländern noch die Liebe zu politiſchen Geſprächen kommt, die gewöhnlich gegen Ende der Tafel dort gepflegt werden.

Ich wende mich jetzt zu den öffentlichen Vergnügungen der Hauptſtadt. Die Spielhäuſer ſind verſchwunden, was den Kammern zur wahren Ehre gereicht, die bedeutende Einnahme von fünf bis ſechs Millionen der Moral geopfert zu haben; mit den Spielern ſind zugleich die leichtgeſchürzten Schönen aus dem Palais Royal getrieben worden, wie die Geldwechsler aus dem Tempel. Auch Frascati, mit der bekannten Madame Dunan und jenen Damen an der Spitze, wo Diners und Bälle gegeben wurden, iſt geſchloſſen, und ſelbſt der nur von der erſten Geſellſchaft beſuchte Salon des Etrangers, mit ſeinen täglichen

Soupers, wöchentlichen Diners und maskirten Bällen für mehr denn tausend Personen, hat dem neuen Gesetze unterliegen müssen. Verschiedene Clubs haben ihn ersetzt, aber von Hazardspielen ist dort nicht die Rede.

Theater giebt es dagegen in Menge, und fast noch mehr als zur Zeit des Consulats. Während des Kaiserreiches waren nur sechs bis sieben geduldet. Die meisten derselben sind ganz neue Gebäude und die ältern neu verziert, alles mit unglaublicher Pracht an brillanter Erleuchtung, Dekorationen und mit richtigern Costümen als früher, und zwar, was die Decorationen betrifft, nicht zum Vortheile der Darstellung *).

Sind die darstellenden Künstler besser geworden oder nicht, das ist stets die Frage in allen Ländern. Gewöhnlich behaupten die ältern Leute, daß zu ihrer Zeit die Schauspieler viel vorzüglicher gewesen. Obgleich ich, wenn auch selbst alt, mich schon im allgemeinen von dieser Ansicht nicht

überzeugen kann, und der Meinung bin, daß wohl Einzelne nicht wieder erreicht werden mögen, aber im ganzen alles viel gerundeter als früher geht, ſo will ich dieſen Punkt indeſſen jetzt nicht weiter berühren, als daß ich zu Paris der Haupttheater erwähne und ſage, wie ſie mir jetzt im Rückblick auf frühere Zeiten vorgekommen. So kann z. B. kein Unparteiiſcher die ungeheuren Fortſchritte verkennen, die im Geſang, durch die Errichtung des Conſervatoire und die Anweſenheit der italieniſchen Oper, bewirkt worden ſind. In der großen Oper wird ungefähr eben ſo geſungen wie in der italieniſchen Oper, und wenn in der Opéra Comique auch Ellevion und Martin fehlen, ſo ſind dennoch die Vorſtellungen wahrhaft gut und anmuthig in Spiel und Geſang zu nennen. Die Inſtrumentalmuſik iſt eben ſo auf demſelben richtigen Wege, den ſie zur Zeit des Conſulats eingeſchlagen, fortgegangen und liefert erſtaunenswerthe Reſultate. Das Ballet hat eigentlich weder zu- noch

abgenommen. Es hat wie früher einzelne vortreffliche Künſtler und Künſtlerinnen, namentlich die unter dem Namen Griſi bekannte ausgezeichnete Madame Perrot, dieſe hat aber unter andern das Berliner auch, und im Ueberblick des Ganzen überbietet das letztere, namentlich wegen ſeines ſchönen Figuranten-Perſonals, das erſtere bei weitem. Das Théatre français entbehrt Talma's, und er iſt nicht erſetzt, auch Mlle. Mars hat ihre Abſchiedsrolle gegeben. Ob ſich hier etwas Neues entwickeln wird, ſteht dahin. Eine Mlle. Pleſſy, die ich als Königin Anna im Glas Waſſer ſah, verſpricht ſehr viel. Dagegen iſt dem Theater in der Perſon der Mlle. Rachel ein Stern aufgegangen, der in der Tragödie alles Frühere nach meiner Ueberzeugung zu verdunkeln ſcheint, und ſie bringt gewiß durch die Natur in ihrem Spiele diejenige Revolution auf der franzöſiſchen Bühne hervor, wie es Miß O'neal in England zu thun verſprach, wenn eine andere, die

ſie im Herzen eines jungen reichen Engländers anrichtete, deſſen Gattin ſie ward, ſie nicht davon entfernt hätte. Die conventionelle Sprache, die conventionellen Gebehrden hören wahrſcheinlich auf, und die Tragödie wird, ohne an Würde zu verlieren, an Natur gewinnen. Das Melodrama bietet noch immer den Beweis dar, wie frappante Scenen und Bühnenkenntniß die gräßlichſten Sujets zu anziehenden Schauſpielen umwandeln können, da ſogar Victor Hugo im eigentlichen Trauerſpiele dieſen Weg zu betreten begann. Doch ſcheint er verlaſſen zu werden, zum wenigſten erfreut ſich jetzt wieder alles an den Klaſſikern, die für einen Zeitraum faſt ganz bei Seite gelegt waren. Das Vaudeville und die Poſſe ziehn noch immer aus den Tagesgeſchichten ihren Stoff und bieten reichliche Nahrung zum Lachen, und gleich der Zeit während des Conſulats ſind auch wieder Théatres des jeunes Elèves und des jeunes Artistes entſtanden, wo Kinder ſich für die Bühne

ausbilden sollen. Napoleon's Leichenfeier endlich wird mit größtmöglicher Treue im Cirque Olympique dargestellt.

Wenn alle diese Vergnügungen nicht eigentlich Hauptveränderungen erfahren haben, so daß man doch mehr oder minder in allen Theatern nicht ganz ein Fremder ist, so glaubt man sich indessen in eine völlig fremde Welt versetzt, wenn man sich auf einer öffentlichen Maskerade befindet. Hier, wo früher eine gewisse Zucht und Ordnung herrschte, trifft man jetzt wohl Ordnung an, denn wehe dem, der sich etwas erlaubte, das nicht gern gelitten würde, aber keine Zucht. Der sogenannte Höllengallop ist das wüthendste unanständigste Tanzen, das ich je gesehn, und um mich eines Euphemismus zu bedienen, möchte ich sagen: Tänzer und Tänzerinnen scheinen oft eins zu sein, ja es kann mich gar nicht wundern, wenn der Bischof von London im Oberhause gegen die Uebersiedelung dieser Tänze nach England geeifert hat,

da ſie allem Anſtande, ich will nicht einmal ſagen, aller Grazie, rein den Garaus machen.

Die Reſtaurationen ſollen nicht mehr ſein, was ſie waren, und ich will hierüber nicht Ja noch Nein ſagen, weil wohl Nüancen ſtattfinden können, aber ich nicht glaube, daß man eine große Ab- oder Zunahme in dieſen Genüſſen antreffen wird. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die franzöſiſche Küche, welche ſich ſonſt hauptſächlich durch die vortreffliche, angenehme und geſunde Miſchung verſchiedener Nahrungsmittel auszeichnete, und aus den ſchwerſten Ingrediencien ſelbſt die leichteſten und leichtverdaulichſten Gerichte zu machen verſtand, hierin nicht zugenommen hat, dagegen jede einfache Speiſe, einen Fiſch, ein Roaſtbeef und dergleichen beſſer als früher zu behandeln verſteht. In den Küchen alſo wäre hauptſächlich die wahre Grundidee des Republikaniſchen, die Einfachheit, erreicht. In den Weinen iſt dagegen ein Fortſchritt zu bemerken, und man trifft die gewöhn-

lichen Sorten faſt allenthalben beſſer, als früher, an, was indeſſen keinem auffallen kann, da die Weinkultur faſt aller Länder ſich bedeutend verbeſſert hat, und begreiflicher Weiſe auch in Frankreich, das in induſtrieller Hinſicht, mit Ausnahme von England, gewiß nicht hinter andern Nationen ſteht.

Will man zu den Vergnügungen den Beſuch der öffentlichen Inſtitute der Wiſſenſchaft und der Kunſt rechnen, ſo wird ein bedeutendes Fortſchreiten unverkennbar ſein, beſonders iſt dies in den Erziehungsinſtituten und in den Schulen der Fall. Zu den letzteren haben die deutſchen, namentlich die preußiſchen, Schulen das Muſter hergegeben. Der Flüchtig-Reiſende kann ihnen wohl einen Theil ſeiner Zeit widmen, aber nicht verlangen, daß der Leſer ſie ihm widme, weil eine ausführliche Beſchreibung derſelben hier nicht an ihrem Platze wäre, und flüchtig zu beſchreiben gewiſſen Theaterrecenſionen gleichen würde, die ſtets daſ-

ſelbe wiederholen und funfzig Mal im Jahre ſagen: Unſer Seydelmann war einmal wieder unübertrefflich, unſere Crelinger war bewundernswürdig, oder unſere Hagn war ganz in den Geiſt der Rolle eingedrungen.

Stets hat mich die Geſchichte großer Häuſer und Schlöſſer ungemein intereſſirt. So konnte ich bei meinen Wanderungen in und außer der Stadt mich oft nicht enthalten vor irgend einem wichtigen Gebäude ſtehn zu bleiben, oder auch hineinzugehn, und der Veränderungen zu gedenken, denen die Zeit ſie unterworfen hat. Ich will indeſſen nur der wichtigern erwähnen. So das Palais Royal. Im Jahr 1803 verſammelte ſich darin das Tribunat. Aber bald ward letzteres durch Napoleon zum Schweigen verdammt, und ſo ſchwieg der ſchönere Theil deſſelben bis zur Reſtauration, von wo ab es der jedesmalige Herzog von Orleans wiederum bewohnt.

Das Bourbon Eliſée war 1803 ein öffent-

licher Garten, dann ward es während der Reſtauration vom Herzog von Berry bewohnt, jetzt iſt es ſo gut wie geſchloſſen.

Das Palais Luxembourg war erſt dem Senat, jetzt der Pairskammer gewidmet. Sein Garten bietet unverändert die ſchönſten Spaziergänge dar.

In Bagatelle wohnte 1803 ein Reſtaurant; in einigen Zimmern befanden ſich aus einer frühern Zeit Arabesken ganz eigner Art, die indeſſen bei der Reſtauration verſchwanden; jetzt iſt es, ſo viel ich weiß, an einen Privatmann verkauft.

St. Cloud war das einzige Schloß, welches Napoleon ſchon unter dem Conſulate in bewohnbaren Stand ſetzte, vielleicht aus Dankbarkeit und in Erinnerung deſſen, was ihm der 18. Brumaire dort gebracht, und ſo fühle ich mich gedrungen hier eines Tages zu erwähnen, den ich 1803 dort verlebt und der gewiß zu einem der merkwürdigſten auf meinen Reiſen gehört.

Der Krieg gegen England war ſo eben von neuem ausgebrochen, die Engländer hatten die heimkehrenden franzöſiſchen Schiffe weggenommen und Napoleon dagegen alle ruhig im Lande reiſenden Engländer gefangen genommen. An einem Sonntage war Theater zu St. Cloud. Alle fremden Geſandten nebſt deren Landsleuten waren dazu eingeladen. Napoleon ſaß in einer Loge des erſten Ranges, nahe am Theater, von ſeinen Adjudanten umgeben, und ihm gegenüber auf der andern Seite Madame Bonaparte mit ihren Damen. Die übrige Geſellſchaft war theils in den Logen, theils im Parterre vertheilt, alles in Uniform oder im Hofkleide; ein Frack wäre hinausgewieſen worden. Man gab die Eſther von Racine, die kurz vorher, neu beſetzt, wieder hervorgeſucht, und zwar, ich weiß nicht mehr zu weſſen Benefice, im Opernhauſe gegeben war. Zwei Verſe hatten damals die Fröhlichkeit des Auditoriums geweckt. Der eine, wenn Eſther

der Eliſe ihren Lebenslauf erzählt, und die auffallend häßliche Mlle. Duchénois ſpricht:

De mes faibles attraits le Roi parût frappé.
Meine ſchwachen Reize ſetzten den König in Erſtaunen.

und der andere, wenn die jungen Iſraelitinnen erſcheinen, wozu man die Tänzerinnen der großen Oper genommen hatte, und Eliſe ausruft:

Ciel! quel nombreux essaim d'innocentes beautés!
Himmel! Welch zahlloſer Schwarm unſchuldiger Schönheiten!

In St. Cloud war dies anders. Alles wurde ruhig angehört, und man hütete ſich, eine Miene zu verziehn. Nach dem Trauerſpiele beſchloß ein Tanz die Feier des Tages und jeder rüſtete ſich zum Aufbruch. Napoleon allein blieb auf ſeinem Seſſel, und bald ſetzte ſich wieder ein Jeder in Erwartung deſſen, was nach dem Tanze noch vorgehn könne. Indeſſen war der Zweifel bald gehoben, denn Lafond, welcher in der Eſther geſpielt, erſchien ganz zerſtört im Frack auf der Bühne,

die Weſte nur halb zugeknöpft, und las von einem Blatte, das ihm ſo eben gereicht war, ein Gedicht, voll der leidenſchaftlichſten heftigſten Aeußerungen gegen die Engländer, verfertigt von Fontanes, aus deſſen Feder aber wahrſcheinlich nie ein ſchlechteres gefloſſen war, denn ſogar den Allmächtigen hatte er hinein gemiſcht, der dem Winde befehlen würde die Flotte der Engländer zu vernichten.

Niemand öffnete den Mund nach deſſen Beendigung, aber die Augen waren beredter als der Mund, denn wir alle fühlten von neuem die Wahrheit beſtätigt, daß auch ein ſonſt großer Mann kleinlich wird, wenn ihn die Leidenſchaft regiert.

Jetzt iſt in St. Cloud kein Theater, aber die Königliche Familie theilt ihren Sommer zwiſchen dem an der Seine reizend gelegenen Neuilly und dem bei weitem großartigeren St. Cloud mit ſeinem prächtigen Park; womit ſie gewöhnlich ihre Sommer-Saiſon beſchließt.

Ich laſſe die Maſſe der Schlöſſer um Paris unberührt, die früher theils der Krone, theils Privatleuten gehört haben, und von denen ein groſſer Theil ſchon während der Revolution abgebrannt oder 1803 ganz unbewohnt war. Eben ſo übergehe ich diejenigen, welche ſpäterhin, und namentlich das durch Rouſſeau's Bekenntniſſe ſo bekannte Schloß von Montmorency, im frucht- und baumreichen Thale dieſes Namens gelegen, durch die ſogenannte Bande Noire abgebrochen und die Steine verkauft worden, der Park aber ſeiner Bäume beraubt und in Acker umgewandelt iſt.

Nur zwei Schlöſſer ſollen mich noch beſchäftigen, und dieſe ſind Verſailles und Fontainebleau.

Auf jeder meiner nach Paris unternommenen Reiſen war ich nicht einmal, ſondern öfter in Verſailles geweſen. Ich kannte den merkwürdigen Garten mit ſeinen in alt-franzöſiſchem Style angelegten Gängen, Baſſins, Springbrunnen und Waſſerfällen hinreichend, um ſeinetwegen nicht

mitten im Winter, ſelbſt auf einer raſchen Eiſenbahn, einen Ausflug zu machen, und Paris zu verlaſſen, wo es, die Jahreszeit mag ſein, welche ſie will, ſtets etwas Intereſſantes zu ſehn giebt. Sonderbar genug indeſſen, wie es ſich ſo manchmal fügt, war ich niemals mit dem Innern des Schloſſes bekannt geworden, weil ich ſtets die Partie mit Perſonen machte, welche das Schloß ſchon geſehen, und jedes Mal überredet ward, die Beſichtigung deſſelben auf eine andere Zeit zu verſchieben, und wozu läßt man ſich nicht in guter Geſellſchaft verführen!

Aufrichtig zu geſtehn, war aber auch ſeit der Revolution von 1789 bis zu der Regierung Ludwig Philipps, mit Ausnahme einiger Deckenmalereien, eigentlich nichts darin zu ſehn geweſen, denn die Zimmer waren völlig leer. Es gehörte daher ein groſſer Grad von melancholiſchem Rückblick in eine fröhlichere Vergangenheit dazu, um ſich die ſo leeren Räume voll merkwürdiger

Männer, ſchöner Frauen und junger, unternehmender Elegants im Hofkleide zu denken, und ſich nicht allein der wichtigen Sachen, welche dort beſchloſſen wurden, ſondern auch der pikanten, oft ſehr ſkandalöſen Anekdoten zu erinnern, welche die Memoiren der Zeit ſo höchſt intereſſant erzählen, ſobald kein Tiſch, kein Spiegel, kein Stuhl uns in etwas in jene Zeiten zurückblikken läßt.

Oft war Napoleon der Gedanke gekommen, dies Schloß von neuem kaiſerlich in Stand zu ſetzen, aber er ſchauderte vor den Ausgaben, und fürchtete zu groſſe Mißbilligung. Eben ſo wenig wollten ſich die zwei letzten Monarchen dazu verſtehen, es wieder zu einer königlichen Reſidenz zu machen, in der Angſt, man werde ſogleich an ein völliges Rückſchreiten der Zeit glauben, wenn es auch politiſch unmöglich war, Paris zu verlaſſen und Verſailles von neuem zum Sitze der Regierung zu machen.

Aber keinem der genannten drei Herrscher war es auch nur wohl entfernt eingefallen, dieses berühmte Schloß zu einem andern und auch großem Zwecke zu benutzen.

Diese Ehre kommt nun Ludwig Philipp zu. Er hat es zu einer französisch-historischen Bildergallerie umgeschaffen und so war mir Versailles etwas höchst Merkwürdiges geworden, das ich unter keiner Bedingung würde versäumt haben zu besuchen. Mein verehrter Reisegefährte und ein anderer Herr gesellten sich zu mir und am 21. Februar, Morgens um 10 Uhr, nahm uns die rollende Eisenbahn auf dem rechten Ufer der Seine auf. Der Weg geht bei Clichy und mehreren anderen Oertern vorbei, sehr gleichgültig in diesem Augenblick, denn die Erde lag im Winterschmuck und daher im Negligé, was selten anziehend ist, da sie uns als alte Frau mit grauen Haaren erscheint und nicht als liebliche Jungfrau mit rothen Wangen im niedlichen Mieder, kurzem Röckchen

und saubern Häubchen, das ein hübsches braunes Haar nicht ganz verstecken kann.

Zum Glück fuhren wir also auf einer Eisenbahn, d. h. schnell, und befanden uns auch nach sieben und dreißig Minuten sieben Lieues weit, am Ziele unserer Reise, und bald an dem ältesten Theile des Schlosses angelangt, das Ludwig XIII. zuerst bewohnte.

Nach dem, was ich erwähnt, ist es begreiflich, daß ich sogleich das Eingangsthor vom Schlosse aufsuchte, aber auch von neuem bewies sich der Satz als richtig, daß angenehme Gesellschaft unsere Handlungen bestimmt, denn meine liebenswürdigen Begleiter hatten nie den Park gesehen, und so ging ich ihretwegen mit hinein; erfreute mich des schönen Himmels, der bezogen war, der Hecken ohne Grün und der fabelhaften marmornen Götter und Göttinnen unter Fontainen, die nicht sprangen. Gewiß ist von allen Gruppen diejenige, welche unter dem Namen der Bäder des Apollo

bekannt iſt, die berühmteſte. Auch wird ſie unter Verſchluß gehalten, ward uns aber durch einen in Penſionsſtand verſetzten Militair gezeigt. Dieſer Mann ſchien jedoch mit den Namen der Gelehrten und Krieger aus der neuern Geſchichte beſſer bekannt zu ſein, als mit denen der Geliebten Ludwigs XIV., denn indem er uns verſicherte, die Nymphen, welche Apollo umgeben, wären die Geliebten dieſes Königs geweſen, ſetzte er hinzu: Oui, Messieurs, voyez, voilà Louis XIV. et ses Maitresses, Madame de la Vallière, Madame de Montesquiou, Madame de Montholon. Ah! c'est bien beau! und vereinigte ſo, ohne es zu wollen, in der Gruppe einen Zeitraum von nahe an einhundertfunfzig Jahren, und Namen von Perſonen, die es wohl nie geahnet hätten, zuſammen in eine und dieſelbe Categorie geſtellt zu werden. Der Garten von Verſailles iſt mit ſeinen geraden Alleen, und beſonders im Winter, bald überſchaut,

und jetzt begann die Reise in des Schlosses innere Gemächer.

Ein leichter kurzer Ueberblick des Schlosses wird hinreichend sein für den Zweck dieser Blätter. Wer mehr zu lesen wünscht, dem empfehle ich Watouts Souvenirs historiques des Résidences Royales.

So kamen wir also zuerst im Corps de Logis, in den alten Saal der Garden, dann in denjenigen des Grand Couvert Ludwigs XIV., wo blos dessen Kinder und Kindeskinder mit ihm öffentlich speisen durften, und darauf in die Privatzimmer der unglücklichen Marie Antoinette, die dafür, daß sie in einem vertrauten Kreise von der strengen Etiquette abwich, nur zu sehr verläumdet ward. Wir sahen die Vorzimmer Ludwigs XIV. und das Gemälde Mignard's, das die Familie des Königs als Götter und Göttinnen darstellt, und ihn allegorisch als Herrn derselben.

Bald befanden wir uns endlich in dieſes Königs Schlafzimmer, in ſeiner Art das merkwürdigſte des ganzen Schloſſes, denn dort befindet ſich das berühmte Bett, welches nebſt dem ganzen Ameublement das Werk Simon Delobel's, eines Kammerdieners des Königs, war, der zugleich Tapezier war und, hört es ihr großen tapezierenden Künſtler der Zeit! die Ehre hatte, noch bei ſeinem Leben beſungen zu werden.

Alles war damals auf die Götter und auf die Fabel berechnet, und nicht auf Renaiſſance wie jetzt. Die Stickerei der Decke war dem Triumphe der Venus geweiht, aber Madame de Maintenon veränderte alles, die Fräulein von St. Cyr mußten eine neue Decke ſticken, welche, ſonderbar genug, denn man konnte ſich noch nicht ganz von der Fabel trennen, das Opfer des Iſaak mit demjenigen der Iphigenia vereinigt. Es ſcheint, daß dieſes berühmte Bett, deſſen Baluſtrade nur gewiſſe Perſonen überſchreiten durften und in dem

Ludwig XIV. ſtarb, nicht untergehen ſollte, denn trotz der Plünderung von Verſailles iſt das Ganze wieder auf verſchiedenen Stellen zuſammengefunden worden, und ſogar die Decke außerhalb Frankreich in zwei verſchiedenen Theilen und verſchiedenen Oertern entdeckt worden.

So ſahen wir ferner das Cabinet, wo Ludwig XIV. den Herzog von Anjou, als König von Spanien, dem Botſchafter dieſer Nation vorſtellte und die berühmten Worte ſprach: Es giebt keine Pyrenäen, und wo zum Gegenſatze Ludwig XVI. Mirabeau's tief verletzende Antwort aus der National-Verſammlung erhielt, daß der Wille des Volks ſie verſammelt habe und nur Bayonette ſie verdrängen könnten.

Wir treten ferner in die alte Capelle, wo Boſſuet öfters predigte und zu dem ſtolzen Ludwig XIV., der ſich den Großen glaubte, ſprach: „Nur Gott allein iſt groß", und wo dieſer Monarch an Maſſillon die ſchmeichelhafte An-

rede richtete: Von der Predigt anderer Redner bin ich erbaut und zufrieden geweſen, aber nach dem Anhören der ihrigen, im Unfrieden mit mir ſelbſt. Auch war es dieſe Capelle, wo Madame de la Vallière, im Beiſein des Königs, zum letzten Male die Meſſe hörte.

Gleich hinter der Capelle fangen die großen Appartements an. Ich überlaſſe Herrn Batout deren Beſchreibung und erwähne nur, daß auch dort, wie überhaupt im ganzen Schloß, ſämmtliche Gemälde ſich auf die Geſchichte Frankreichs, und namentlich im Salon de la Guerre auf gewonnene Schlachten, beziehn, während das Gegentheil im Salon de la Paix der Fall iſt, der zugleich das Spielzimmer der Königin war. Wenn man bedenkt, daß das Spiel zu allen Zeiten bis zur Revolution auf eine gefährliche Höhe bei Hofe getrieben ward und von den Königen, namentlich von Heinrich IV. und Ludwig XIV., ſelbſt unterſtützt wurde, ſo fällt die Benennung auf; denn

wann herrſcht wohl Friede in der Seele, wo die Leidenſchaft des Spiels den Menſchen aufregt!

Aber die wehmüthigſte Erinnerung erregt wohl das Schlafzimmer der Königin. Drei Königinnen bewohnten es: die Gemahlinnen Ludwigs XIV., XV. und XVI., denn aus dieſem Zimmer war es, wo Marie Antoinette in der Nacht des 6. Oktobers 1789 nur im Hemde ſich in die Zimmer des Königs flüchtete und ſo den Dolchen einer blutgierigen Menge entging.

Es folgen nun der Salon der Königin, derjenige ihres Grand Couvert (denn König und Königin, Prinzen und Prinzeſſinnen, jeder aß ſonſt einzeln, aber ſtets öffentlich), der Saal der Garden der Königin, der Saal, genannt du Sacre, wo Ludwig XV. und XVI. ihr lit de justice hielten, und wo ſich 1789 die Notablen verſammelten, und ſo viele andere, theils im Corps de logis, theils in den beiden Flügeln des Schloſſes, die jetzt von den Gemälden, welche ſich in ihnen

befinden, ihren Namen erhalten haben, als der Saal der Admiräle von Frankreich, der Connetable und der Marſchälle, der Marine, der Bataillen u. ſ. w., u. ſ. w.

Erſchöpft vom Sehen kehrten wir nach mehrſtündigem Aufenthalte in unſern Gaſthof zurück, wo ein gutes Dejeuner unſer wartete, und waren, diesmal auf dem linken Seine-Ufer, nach kurzer Friſt wieder in Paris angelangt, wahrhaft erfreut uns wieder unter den Lebenden unſerer Zeit zu finden, nachdem wir Jahrhunderte unter den Todten verlebt und von Generation zu Generation ſtets im ſchnellen Sprunge geblieben waren.

Aber noch merkwürdiger, ſehenswerther als Verſailles hatte mir ſtets Fontainebleau geſchienen, und doch hatte ich es nie geſehen. Wer kennt nicht, was es heißt: Aufſchieben, beſonders wenn man über Nacht ausbleiben muß. Doch jetzt hatte der Dampf alles geändert, und ſo war ich mit einem Freunde am 1. März früh 10 Uhr

auf der Eisenbahn, die mich nach Corbeil bringen sollte. Der Weg geht theilweise längs der Seine, deren Ufer sehr hübsch sind und wo man in der Entfernung das ziemlich bedeutende und schön gelegene Schloß Assizes sieht, einst der schon früher erwähnten Madame de Montesson gehörig, wo sie dem Herzog von Orleans manche Feste gab, die von Madame de Genlis in ihren Memoiren sehr lebendig, aber auch mit vieler Bitterkeit beschrieben sind. Jetzt gehört es dem Herzog von Beauveau. In Corbeil nahm uns ein Omnibus auf, voll Leute, in deren Sphäre nicht geradezu gut zu leben war, denn ein Parfümeriehändler wäre uns lieber gewesen. Ich benutzte daher den Augenblick, als der Wagen einen Berg langsam hinauffuhr, auszusteigen und frische Luft zu schöpfen. Aber bald sollte es schneller gehn, und ich mußte wieder in den Wagen hinein, der nun in den Wald von Fontainebleau hineinfuhr. Um 2 Uhr waren wir am Ziele unserer Reise angelangt.

Das Schloß von Fontainebleau iſt von einem erſtaunlichen Umfange, und man ſieht es ihm bald an, daß es nach und nach entſtanden iſt, ſo daß es wohl groß, aber nicht eigentlich hoch und, wenigſtens im erſten Augenblick, impoſant erſcheint. Kaum iſt man aber darin, ſo entdeckt man den Irrthum, in dem man geweſen; es iſt groß und impoſant zugleich. Denn was iſt nicht alles aus der kleinen Capelle geworden, die Ludwig VII. dort zuerſt erbaut, und wie entrollt ſich nicht die ganze Geſchichte Frankreichs, ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, vor unſern Blicken. Jeder Saal, jedes Zimmer beinahe iſt Zeuge irgend einer wichtigen Begebenheit geweſen oder hat merkwürdige Menſchen umfaßt. Wie viel Könige von Frankreich ſind nicht dort geboren oder geſtorben, welche Unterhandlungen ſind nicht dort betrieben worden, Krieg beſchloſſen, Frieden unterzeichnet, Vermählungen verhandelt oder gefeiert worden. Fontainebleau hat zuerſt unter Franz I. das Wie-

derauflieben der Künſte begrüßt, denn hier verlebte Leonardo da Vinci ſeine letzten Jahre, hier wohnten und wirkten Andrea del Sarto, Benvenuto Cellini, Primaticcio. Alle Könige, bis auf Ludwig XIV., haben dieſes Schloß zu verſchönern geſucht, und wenn Verſailles ſpäter der Aufenthalt der Herrſcher Frankreichs wurde, ſo hat Napoleon jenes wieder aus ſeiner Vergeſſenheit gezogen, aber auch zuletzt das Ende ſeiner Herrſchaft über Frankreich unterzeichnet.

Aber auch der jetzige König hat keine Koſten geſcheut, um es wieder ſo einzurichten, daß die Vermählung des Herzogs von Orleans dort vollzogen werden konnte. So ſind ſämmtliche Säle und Zimmer im Geſchmack der Zeit, wie ſie erbaut worden, wiederum verziert, und ich rathe jedem Fremden nicht ſo lange zu warten, als ich gethan, denn ihm ſteht ein großer Genuß bevor, und es giebt wohl wenige Schlöſſer in der Welt, die ſich mit Fontainebleau meſſen können. Nur

wünſche ich ihm, nicht in die Hände eines unwiſſenden Cicerone zu fallen, wie es mir ergangen, der ihm höchſtens den Tiſch zeigt, wo Napoleon die Abdankung unterſchrieb, und von allem Uebrigen durchaus kein Wort weiß, oder zu bequem zum Sprechen iſt.

Nachdem wir ſo das ganze Schloß durchwandert, dieſe prächtige Capelle, die Gallerie de Diane und jedes einzelne Zimmer bewundert hatten, näherten wir uns dem Fenſter und überſahen den Park, welcher, gleich Verſailles, in alt-franzöſiſchem Style angelegt iſt, aber bei weitem ſchönere und höhere Bäume hat. Die Frühlingsſonne ſandte eben ihre letzten Strahlen der Erde zu, als ich ſämmtliche dicht bei einander ſtehende Linden gleichſam mit einer rothen Decke wunderſchön belegt erblickte, und lange nicht begreifen konnte, wie die ſcheidende Sonne den Bäumen dieſe prächtige Farbe verleihen konnte, die ich in dieſer Art nie bemerkt hatte. Bald ging ich aber in den ſchönen

Park, und da löſten ſich meine Zweifel. Es waren nämlich die Spitzen der Zweige beinahe zwei Zoll lang, völlig roth und ihrem Aufbrechen nahe, und da die Bäume beſchnitten waren, ſo hatte ſich, mit Hülfe der untergehenden Sonne, die rothe Decke oben gebildet, die eine ſo magiſche Wirkung hervorbrachte.

Hatte die Hinfahrt nach Fontainebleau manches Unangenehme gehabt, ſo war die Rückfahrt im eigens gemietheten Wagen deſto angenehmer. Die Nacht brach an, wir lebten noch immer in Fontainebleau, ſahen Fürſten, ſchöne Frauen, Gelehrte und Künſtler bunt durch einander, und waren bald wieder in Corbeil angelangt, von wo die Eiſenbahn uns wiederum im Fluge nach Paris brachte. Ich kann ſagen; ich hatte ſeit langer Zeit keinen angenehmern Tag verlebt.

Wenn in Fontainebleau ich am 1. März die Linden mit rothem Sammet bedeckt ſah (was Leſſing beſonders würde angeſprochen haben, der

des Grünen im Frühling überdrüſſig war und ſich ihn einmal roth wünſchte) und der Frühling immer näher und näher rückte, ſo wurde es Zeit an meine Abreiſe zu denken und noch in und um die Stadt alles in Augenſchein zu nehmen, was nur immer mit meiner gewöhnlichen Equipage, dem mir immer treu gebliebnen, raſchen und kräftigen Untergeſtelle, meinen lieben, lieben Beinen, zu ſchauen war. Zwar ging es nicht mehr, wie ſonſt, meilenweit vor dem Thore hinaus, von wo ich in ſinkender Nacht oder wohl erſt des andern Tages wieder heimkehrte, aber Paris und die nächſte Umgebung ſind ſo groß, daß einer dennoch manche Meile macht, ohne zu ahnen, wie weit er gegangen iſt. So beſuchte ich eines Morgens den Jardin des Plantes, den ich in allen verſchiednen Zweigen der dort hingehörenden Wiſſenſchaften unglaublich vermehrt fand, aber beſonders in denen der Thiere, theils lebendigen, theils ausgeſtopften. Wie wenige meiner Landsleute haben wohl eine Giraffe

geſehn, dieſes prächtige Thier, mit ſeinem in die Lüfte ſchwebenden Kopfe, womit es auf ſeine Nachbarn ſtolz und doch gutmüthig herabblickt, und wohl noch Niemand einen lebenden Affen, wie einer hier ausgeſtopft iſt, der zur Redoute zu gehn im Begriff iſt und gleichſam eine falſche Naſe trägt, die ganz von Horn iſt. Scheint es doch oft, als ſei die Natur eiferſüchtig auf die Erfindungen der Menſchen und wolle auch ihrer Seits neue lebende Geſchöpfe erzeugen, während der Menſch noch immer das perpetuum mobile ſucht.

Eines andern Tages war ich im Bois de Boulogne, welches ich jedesmal in einer andern Geſtalt wieder geſehn, das erſte Mal nach der Revolution, mit faſt nur kurzem Geſträuch, dann herangewachſen, dann wieder verwüſtet, nun wieder ziemlich herangewachſen, aber theilweiſe durch die Fortificationsarbeiten wiederum einer großen Veränderung entgegen gehend. Eigentlich ſchön habe ich es übrigens niemals nennen können. Der

Thiergarten bei Berlin, der Prater bei Wien ſind jedenfalls ſchöner. Ich blieb daher nicht lange dort, ſondern ging den angenehmen Boulevards wieder zu, wo ich im gewöhnlichen Geräuſche vergaß, daß Paris bald zum Gefängniſſe umgeſchaffen werden ſoll.

Es giebt manche Tage, wo einem Dinge auffallen, an denen man ein anderes Mal, ohne ſie zu bemerken, ſtill vorübereilt und auf Aventuren ſtößt, von denen man einen Augenblick vorher noch keine Ahnung gehabt hatte. Noch an demſelben Tage ſollte mir dergleichen begegnen. Vorher aber muß ich bemerken, daß Paris noch immer nach wie vor die luſtigſten öffentlichen Anpreiſungen der zu verkaufenden Gegenſtände ausbietet, und ſich in dieſer Hinſicht gegen die frühere Zeit um nichts, gar nichts geändert hat. Wo hörte man wohl die gewöhnlichſten Dinge mit ſolchem Ernſte, mit ſolcher Emphaſe herausheben, als hier!

Achetez, Messieurs, des moustaches de bal à deux sous! rief der eine mit wichtiger Miene *).

Achetez! Achetez, Mesdames! rief eine hagere Frau mit weiſſagenden Blick. Le coquillage de Mlle. Lenormand. Vous y trouverez raconté Votre destinée, votre horoscope. Achetez pour deux sous trois lignes et dans celles-çi pour un sous une ligne. Sehr richtig, denn dem zufolge, was man bezahlte, bekam man weniger oder mehr von ſeiner Zukunft zu wiſſen.

Aber auch die Zeitungen, ja ſelbſt die allererſten, verſchmähen nicht ſolche lächerlichen Anpreiſungen, wenn auch in anderer Art, und das iſt

*) Ja! ſie müſſen viel bedeuten, dieſe Schnurrbärte, wenn es ſogar Schauſpieler giebt, welche ſie tragen und ihre ganze Rolle öfters dadurch verderben. Sah ich doch den Sänger Campagnoli im Matrimonio secreto den Grafen mit Schnurrbart und im Frack ſpielen, und ſo der Rolle ihr ganzes Salz nehmen.

um ſo ſinnloſer, weil dieſe nur in die Hände der gebildeten Claſſen kommen. So nennt das Journal des Débats vom 15. Febr. den Tänzer Perrot un leger Sylphe masculin, ce beau danseur, à qui nous avons fait une si grande concession, en lui permettant d'être un danseur.

Kann man nun, ohne geſtört zu werden, alles dieſes hören und leſen, ſo iſt das ganz unterhaltend. Wie aber dann, wann man einer der Mitſpielenden wird. Und das war meine Aventure an dieſem Morgem.

Als ich nämlich der Porte St. Martin vorbei auf dem Boulevard ruhig hinſchlenderte, ſteckte mir plötzlich ein Mann, auf deſſen Ausrufungen ich nicht geachtet, einem gedruckten Zettel in die Hand, und in demſelben Augenblicke wußte er auch ſo geſchickt wie möglich, ohne daß ich nur irgend im Stande war es zu verhindern, mir einen groſſen Fettfleck auf dem Bruſttheile meines Rockes anzubringen, daß ich beſchmutzt daſtand, ich wußte

nicht wie. Natürlich war der Handelnde ein Mann, welcher ſeine Fettkugeln anpries. Was war zu thun? Sagte ich nur ein böſes Wort und zeigte meinen Aerger, ſo ward ich obendrein ausgelacht. Daher blieb mir nichts Eiligeres zu thun übrig, als zuerſt zu lachen, und ihm darauf ruhig anzudeuten, den Fleck ſchleunigſt wieder auszumachen. Gewiß war er hierzu auch zugleich bereit, aber ehe es dazu kam, wollte er durchaus, ich ſolle eine ſeiner Kugeln kaufen, und da ich mich deſſen weigerte, ſo ſah er ſich nothgedrungen, den Fleck ohne Remuneration zu vertilgen, jedoch ſo, daß er während deſſen mir mit der andern Hand ſtets ſeine Kugel hinzuhalten wußte, und immer ausrief: **He bien! En voulez Vous? En voulez Vous?** bis das Kleid ſeinen alten Glanz wieder bekommen und ich meinen Weg fortſetzen konnte.

In wenigen Monaten bekommt man in Paris faſt alle militairiſchen, literariſchen oder künſtleriſchen Autokitäten zu ſehn, es ſei dies in Geſell-

ſchaft oder in den öffentlichen Vergnügungsörtern — von den beiden Kammern ſpreche ich nicht, weil man ihnen da zu entfernt ſitzt — und dies macht gewiß den dortigen Aufenthalt um ſo vieles intereſſanter, als in jeder andern Hauptſtadt, ſelbſt Deutſchland und England nicht ausgenommen. Denn wo ſieht man in dieſen Ländern wohl die Gelehrten, die Künſtler, die Belletriſten, wenn man nicht gerade in allen den kleinen Kreiſen Eingang hat, welche ſie und keinen andern beſuchen. Ich habe während meines langen Aufenthaltes in England Sheridan einmal, Wilberforce einmal, Jenner einmal geſehn und ſo viele berühmte Männer gar nicht kennen gelernt, und wie muß nicht ein Reiſender in den deutſchen größeren Städten ebenfalls danach laufen, um den und den berühmten Mann faſt nur zu beäugeln, denn was will ein einmaliges Sprechen anders ſagen?

Dagegen ſah ich allein in dem Salon der Gräfin Merlin, um nur eins von den vielen

Beiſpielen anzuführen, an einem ihrer Concerttage, Berryer, Thiers, d'Arlincourt, Martinez de la Roſa, Salvandy, Walſh und ſo viele andere bedeutende Männer, deren Bekanntſchaft man dort auf die leichteſte Art von der Welt machen kann, ohne ſich gegenſeitige Pflichten des Beſuches aufzuerlegen, die öfters eben ſo langweilig als unbefriedigend ſind.

Den erſten dieſer Herren lernte ich auf eine ſonderbare Art kennen. Es ſang nämlich ſo eben die unvergleichliche Griſi, ich ſtand in der Thür des daran ſtoßenden Eingangszimmers und war natürlich ganz Ohr. Indeſſen ſagt mir mein Nachbar: Sehn Sie, dort kommt Berryer. Ich wende meine Augen rechts und erblicke einen ziemlich großen ſtarken Mann mit ernſtem Geſicht und bis an die Binde zugeknöpftem Rocke, der ſich ſogleich in ein tiefes Geſpräch mit Thiers einläßt. So mit getheilter Aufmerkſamkeit, mein linkes Ohr zur Griſi gewendet, meine Augen rechts auf Berryer

gerichtet, kommt die Crisi an eine Fermate; alles iſt mäuschenſtill, als plötzlich Berryer das Schnupftuch nimmt, ſich ganz laut ſchnaubt und ſo die Fermate um ihre Rechte bringt. Ich hatte alſo Berryer gehört.

Was nun aber Herrn Thiers betrifft, ſo kann ich nur das ſagen, daß ich jetzt, nachdem ich ihn kennen gelernt, ſehr wohl begreife, wie dieſer Mann ſo viele Freunde, ſelbſt von den entgegengeſetzten Anſichten, haben kann, denn der Geſcheidte, aber dabei leichtſinnig und gutmüthig Erſcheinende, hat ſelten Feinde. Und dieſes ſpricht aus Thiers ganzem Geſicht und Weſen. Er iſt einmal, ohne Frage ſehr unerwartet, zu einer gewiſſen politiſchen Höhe gelangt, und ſo iſt ſeine Politik durch die Neuheit der Lage, in die er verſetzt war, gewiß unheilbringend geworden, aber das hat nichts mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen zu thun, in denen er ſich immer mit einer gewiſſen geiſtreichen Gutmüthigkeit bewegen wird, was ihm bei Vielen

Verzeihung bewirkt für manche Million, mit der das Budget durch ihn unnöthiger Weise beschwert worden.

Gewiß ist ein solcher Charakter in einem Lande wie Frankreich, und zu einer Zeit, wo alles wichtig thut, höchst merkwürdig, denn die frühere Grazie der Franzosen ist größtentheils dahin, und die bei weitem größere Anzahl derselben hat etwas Ernstes, Wichtiges angenommen, was ihr sonst nicht so eigen war, und jeder hält seine Stellung für eine der bedeutendsten im Lande. Denn wenn früher der Perruquier im Yorik sagt: Sie können diese Locke in den Ocean tauchen und sie wird nicht ausgehn! so that er gewiß auch wichtig. Aber alles dieses ward früher im leichten Tone hingeworfen, statt daß es jetzt bedächtig und langsam gesagt wird. Und dies geht oft bis auf die geringsten Leute. So lief ich eines Tages einem Portier rasch vorbei die Treppe hinauf, wo ein Bekannter von mir wohnte. Der Portier kam

heraus und rief mir nach: „Monsieur, Monsieur! Où allez-Vous?“ Ich nannte ihm den Namen. „Er iſt nicht zu Hauſe“, war die Antwort. „Ach! hätten Sie gefragt, welche Mühe hätten Sie ſich erſpart. Voyez Monsieur! — ſetzte er mit höchſtem Ernſte hinzu — ce que c'est que le Portier“.

Bald begannen einzelne Bäume in den Tuilerien zu grünen und jeder Morgen mahnte mich zur Abreiſe. Indeſſen erwartete ich noch die Ausſtellung der Gemälde, wo ich mich indeſſen gegen frühere Zeiten ſehr getäuſcht fand, weil mehrere der berühmteſten Künſtler kein einziges Werk geſandt hatten. Unter den beſſeren zeichnete ſich indeſſen, ſonderbar genug, ein Gemälde aus, deſſen Gegenſtand gewiß ſchauderhaft war. Das Bild iſt von Robert Fleury und ſtellt einen Unglücklichen dar, welcher vor den Inquiſitionsrichtern die Feuerprobe beſteht und ſein Verbrechen bekennen ſoll. Ein Scharfrichter, der ihm die Kleider ausgezogen, befindet ſich daneben. Ein Prieſter befrägt den Gefangenen, ein

anderer ſchreibt die Antwort auf. Die Ausführung iſt vortrefflich; indeſſen möchte ich ein ſolches Gemälde nicht in meinem Zimmer haben; warum ſich traurige Gegenſtände zum täglichen Umgang ausſuchen, wenn der Menſch nur zu leicht auf Unglück ſtößt.

Den 23. März hatte ich endlich zum Tage meiner, um eine Woche verzögerten Abreiſe beſtimmt. Bei den Abſchiedsbeſuchen, die ich machte, mußte ich immer, von den einen aus Zuneigung, von den andern blos der Vernunft wegen, die größten Objektionen gegen mein Vorhaben hören. Bald hieß es: „in Catalonien ſei eine neue Revolution auf den Punkt auszubrechen“, dann: „es ſeien achtzehn Carliſten ermordet worden“, dann wieder: „ein Fremder dürfe ſich gar nicht blicken laſſen, ohne Inſulten zu dulden, die nicht immer gemüthlich mit Worten, ſondern etwas ſtählern, endeten“. Ich verließ mich indeſſen auf mein gutes Reiſeglück, das mich noch nie ver-

laſſen, nahm mir zwei Plätze bis Toulouſe in der Malle-Poſte und fand mich am 23. März gegen 6 Uhr Abends auf dem Poſthofe ein, um welche Zeit ſämmtliche Mallen, alle zuſammen, Paris verlaſſen.

Dieſe Malle-Poſten haben zwar immer beſtanden, ſind aber, rückſichtlich ihrer Wagen, nie ſo bequem eingerichtet geweſen, und nichts in andern Ländern kommt ihnen gleich. Einige frühere abgerechnet, hat die bei weitem größere Anzahl nur zwei Plätze für Reiſende (denn der Conducteur hat ſeinen Sitz hinten etwas erhöhet), und man ſitzt in ihnen wie in ſeinem eignen Wagen, und hätte ich mir einen zur Reiſe zu beſtellen, ſo könnte ich ihn mir nicht bequemer einrichten. Man fährt Tag und Nacht, hat zehn Minuten für ſein Frühſtück und auch wohl eine halbe Stunde zum Mittag. Ein kaltes Huhn und eine Flaſche Wein außerdem im Wagen, und man wird nicht verkommen. Der Anblick dieſer auf einmal

nach allen Seiten Frankreichs mit Blitzeseile abfahrenden Wagen hat wirklich etwas höchst Eignes. Ein jeder Reisender hat wohl entweder eine Frau oder Freunde, oder Verwandte, die ihn bis zum Posthof begleiten. Daher ist der ganze Hof mit Menschen gefüllt, die alle mehr oder minder den Antheil ausdrücken, den sie am Scheidenden nehmen, als plötzlich einer der Postbeamten den Namen irgend einer Stadt laut ausruft, wohin der zuerst abfahrende Wagen seinen Lauf nimmt, welcher sogleich aus dem zweiten Hofe vorkommt, wo alle angespannt versammelt sind. Die Reisenden müssen rasch hinein, es ist nicht Zeit nochmals lange Abschied zu nehmen, die Thränen werden erstickt, der Wagen rollt dahin. So kommen in einer Viertelstunde sämmtliche Wagen an die Reihe und so sind in einer andern Viertelstunde alle, die noch im Augenblicke zusammen standen, weit und immer weiter aus einander gerückt, manche Liebe, manche Freundschaft wird unterbrochen, oder auch

wohl ganz abgebrochen. Der Strudel des Lebens, die neuen Gegenſtände zerſtören die Freundſchaft, die zärtlichſten Gefühle, und was ſich nicht in einem Jahre wiederſieht, wird ſich gewöhnlich ſpäter unbequem. Das iſt der Lauf der Welt!

Kaum ſaß ich daher im Wagen, ſo fing die Flucht an, und mit ihr die Finſterniß und die Ermüdung. Ich entſchlummerte ſanft und erwachte bei Tagesanbruch, als der Wagen eben durch die bedeutende und hiſtoriſch wichtige Stadt Orleans fuhr. Sogleich beim Ausgangsthore ging es über die breite ſchöne Loire mit ihren anmuthigen Ufern, und nun weiter und immer weiter durch unbedeutende Gegenden, bis uns Limoges aufnahm, wo ein anderer Wagen unſer wartete, und uns Zeit zum Abendeſſen gegeben wurde. Unterweges hatte ich zweimal wegen der Nähe von Bourges, wo ſich bekanntlich Don Carlos mit ſeiner Familie aufhält, meine Päſſe vorzeigen müſſen, ſonſt auf der ganzen Reiſe bis Toulouſe nirgends weiter.

Unwohl war ich von Paris abgereiſt (der Wein iſt dort gut, aber das Waſſer furchtbar), geſund ward ich erſt wieder auf der Reiſe und ſo fuhr ich nach einer halben Stunde wieder von Limoges ab und fand mich des andern Morgens auf den Hügeln des, wenigſtens in der Winter-Landſchaft unſchönen Limouſins, einer der unbebauteſten Provinzen Frankreichs, da der bei weitem größere Theil von den Bewohnern derſelben ſonderbarer Weiſe Maurer ſind, die ſich den größten Theil des Jahres zu Paris aufhalten, und daher der Boden ſchlecht oder gar nicht beſtellt wird.

Das einzige geſchichtlich Merkwürdige, was ich in der Entfernung ſah, war der Geburtsort Murat's, wo er ein Schloß zu bauen angefangen, das aber mit ſeinem Falle auch wieder verfallen ſein ſoll. Abends war ich in dem am Fluſſe Lot hübſch gelegnen Cahors angelangt, mir nur zu bekannt von meiner Kindheit her, durch den unglaublich ſchweren und dicken Rothwein, der

unter dieſem Namen damals in Berlin verkauft ward und durch Zuthat von ſchwarzen Beeren völlig ſeine Farbe verlor, da man doch ſchwarz, wie er ward, ſo wenig wie weiß eine Farbe zu nennen pflegt. Die Nacht brach bald ein, die Berge wurden häufiger, und um halb ein Uhr waren wir, nachdem wir in vierundfunfzig und einer halben Stunde hunderteinundachtzig Lieues de Poste, oder nach der neuern Berechnung achtundſechszig Myriameter und einen Kilometer zurückgelegt *), in Toulouſe angekommen.

Das Soleil d'or nahm mich auf, und am andern Morgen ſtellte ſich ſogleich ein Lohnbedienter ein, der damit anfing, um, wie es ſchien, mich von ſeiner Redlichkeit zu überzeugen, mir zu erzählen, daß er jetzt, während der Faſten, kein

*) Der Myriameter hat zehn Kilometer, drei Kilometer achthundertſiebenundneunzig Metres gehn auf eine Lieue de Poste, folglich iſt der Myriameter etwas mehr als zwei und eine halbe Lieue de Poste.

Fleiſch und keine Butter äße. Mit ihm beſah ich Stadt und Umgegend.

Toulouſe, an der Garonne gelegen, hat ſchöne und ſelbſt prächtige Hotels, vielen Adel, mit großen Namen, als Roquelaure, Loſtanges u. ſ. w. und reiche Kaufleute, indem der ſtets bedeutende Speditionshandel ſeit zwanzig Jahren beſonders zugenommen und die Anlegung neuer Straßen verurſacht hat. In dieſem Augenblick aber hat es noch eine andere Bevölkerung, da es der Aufenthaltsort vieler ſpaniſch Carliſtiſcher Officiere iſt, worunter ſich einige Großen mit ihren Familien befinden, namentlich der Herzog von Granada, der mit dem Gebetbuch in der Taſche in den Schlachten fecht, aber nie den Säbel zog. Frauen und Mädchen in Toulouſe ſind hübſch, wie alles Weibliche, was an der Garonne wohnt, à Toulouse il fut une belle, und die Männer geſcheidt, rechtlich und beſonders tüchtige Soldaten. Die größten Generäle Frankreichs

ſind meiſt in der Gascogne geboren; man zeigte mir unter andern das Häuschen, in welchem der General Armagnac das Licht der Welt als armes Kind erblickt hatte.

An öffentlichen Monumenten bewundert man zuerſt die prächtige Brücke und zunächſt das ſogenannte Capitol oder Stadthaus, mit Luxus und Verſtand zu bauen angefangen, aber nach einer langen Reihe von Jahren erſt 1769 vollendet. In dieſem Stadthauſe befinden ſich die Büſten aller großen Männer, die Toulouſe ſeit Chriſti Geburt bis zum achtzehnten Jahrhundert hin ans Licht der Welt gefördert hat, von Statius Surculus an bis auf Paul Riquet, den Erbauer des berühmten Kanals du Midi. Aber eine Frau hat die Ehre, daß ein beſonderer Saal ihren Namen führt und zwar Clemence Iſaure, die als funfzigjährige tugendhafte Jungfrau, vielleicht aus Anlaß ihres ruhmwürdigen Jubiläums in dieſer ſchwierigen Partie, die älteſte Akademie, genannt:

des Jeux Floraux. welche den Urkunden gemäß ſchon im Jahre 1323, unter dem Namen des Gai Consistoire, aus ſieben Troubadours beſtand, durch ihre Munificenz im ſechszehnten Jahrhundert gleichſam wieder aufleben ließ.

Außer ihrer Statue in Marmor, mit einer Inſchrift verſehen, die ihre vielen Verdienſte um dieſe Anſtalt darthut, befinden ſich noch in dieſem Zimmer die Büſten verſchiedner Gelehrten und diejenigen zweier Frauen, Mesdames de Montegut und d'Esparbés, als Maitresses des Jeux Floraux.

Die Gegend um Toulouſe iſt ſehr angenehm. Schon ganz ſüdlich gelegen, war es mir eine Freude, die Vegetation ſo bedeutend, im Vergleich zu Paris, vorgerückt zu ſehen. Ich beſtieg daher einen nah gelegnen Berg, ließ mir die Schlacht von Toulouſe beſchreiben, die keinen Zweck mehr hatte, aber viel Blut koſtete, und ſtieß beim Nachhauſegehen auf eine Rue Lafayette, der man in vielen Städ-

ten Frankreichs nicht entgeht, während der Mann selbst das Eigenthümliche hat, daß er, eigentlich mit keinem bösen Willen, an der Hauptverwirrung in Frankreich schuld ist, und alle seine, wie er dachte, wohlmeinenden Pläne stets, weil sie unausführbar waren, in Nichts zerfallen sind.

Abends besuchte ich das Theater, das ganz hübsch gebaut, aber sehr schlecht erleuchtet ist. Nie habe ich aber mehr für mein Geld zu sehen bekommen; denn man gab:

1) Le diner de Madelon.

2) Iphigenie en Aulide, von Racine.

3) Le Maçon, Oper von Auber.

Indessen, scheint es, sind die guten Toulousaner sehr schwierig, denn ein größerer Spektakel und ein solches fortwährendes Zischen und Lärmen, namentlich im Trauerspiele, ist mir nie vorgekommen. Besonders war die etwas unförmliche Figur der Clytämnestra ein Gegenstand der beständigen tadelnden Aeußerungen, und einer un-

glücklichen Confidente, die nur wenig zu ſagen hatte, ließ man kaum die Zeit die unbedeutenden Worte zu ſprechen, welche dieſen Damen öfters vom Dichter zugetheilt werden, damit die Heldin ſich nur etwas erholen könne, ſondern begleitete ſie mit einem ſehr unharmoniſchen Lachen.

Für den nächſten Morgen hatte ich Plätze in der nach Perpignan gehenden Diligence genommen, und zwar im vordern Theile, im Coupé, wie man immer thun muß, wofür man aber auch theurer zahlt, was in Deutſchland und Preußen, ich weiß nicht warum, nicht der Fall iſt, da man in jeder Hinſicht dort angenehmer als im Innern des Wagens ſitzt und den großen Vorzug hat, daß man das ganze Land, welches man bereiſt, auch wirklich ſehen kann.

Um neun Uhr früh ward abgefahren. Zum Reiſegefährten im Coupé hatte ich einen Gutsbeſitzer aus der Gegend, der an ſich ein liebenswürdiger Mann war und mir noch außerdem über

eine Menge Dinge die gehörigen Notizen zu geben wußte. Die Straße nach Perpignan läuft nicht fern vom Canal du Midi, die Gegend iſt hügelicht und ſehr fruchtbar. Später erblickt man einige ſchöne Landſitze, namentlich denjenigen einer Gräfin Pins, gebornen Caraman. Das Schloß iſt erſt jetzt fertig geworden, groß und im beſten Style gebaut. Aber das Wetter entſprach nicht meinen Wünſchen. Es war kalt, und der Anfangs unbedeutende Regen ward immer heftiger. In Carcaſſone, wo gerade in dieſem Augenblicke ein Theil der Bewohner bereit geweſen war, die noch zu rechter Zeit entdeckte Verſchwörung zu Marſeille und Verbrennung der Schiffswerfte zu unterſtützen, ward ſoupirt; in Limoux trennte ſich mein Begleiter von mir und ich bekam einen andern, entſchlief aber bald und fand mich beim Erwachen am Fuße eines ungeheuren Berges, des Col de St. Louis, deſſen Erklimmen an zwei Stunden dauerte. War dieſes Hinaufſteigen nun langwei-

lig geweſen, ſo war das Hinunterfahren das gefahrvollſte, was es gab. Es war übrigens meine Schuld, denn der Weg über Narbonne nach Perpignan iſt zwar ein Umweg, aber die Straße iſt breit und gut. Hier aber wird an einem neuen Wege gebaut, und daß alsdann der alte vernachläſſigt wird, iſt eine bekannte Sache. Genug, daß er ſo ſchmal wie möglich war und die Pferde im angeſtrengteſten Trabe neben den größten Abgründen vorbeiliefen.

Bei dem ſtärkſten Regen waren wir endlich in einem kleinen Orte angekommen, wo wir in einem ſehr ſchlechten Hauſe vortrefflich frühſtückten, und wo mehrere Officiere, deren Regiment zur Einſchiffung nach Afrika beſtimmt war, ſich zu uns fanden und die Reiſe bis Perpignan mitmachten.

Aber eine neue, eben nicht erheiternde Bekanntſchaft ſollte ich hier machen. Schon bei der Ankunft im Gaſthofe hatte ich unter dem Eingange eine Menge höchſt armſelig gekleideter Menſchen

mit Stöcken, weißen Mänteln, zum Theil mit bloßen Sandalen, ohne Strümpfe bekleidet, angetroffen, die eben kein freundliches, Zutrauen erregendes Aussehn hatten. Dieselben Menschen holten wir auch nachher bald auf der Weiterreise ein, obgleich sie mitunter fast eben so schnell wie der Wagen liefen. Gensdarmen eskortirten sie. Es waren Spanier von Cabrera's Armee, vierundfunfzig an der Zahl, die in ihr Vaterland zurückkehrten. Viele andere, hieß es, sollten ihnen folgen, nur die Officiere würden nicht hineingelassen. Für Jemanden, der wie ich eben den spanischen Grund und Boden betreten wollte, war eine solche unfreiwillige Begleitung eben nicht allzu angenehm. Bald waren wir ihnen vorbei, Regen, Kälte und Wind nahmen zu und man fürchtete für den Wein, der schon Blätter zeigte. Die Landschaft blieb immer bergicht. In einem kleinen Orte wies man mir rechts ein unbedeutendes Haus, in dem aber ein bedeutender Mann, nämlich der Physiker und

ſtete Oppoſitionsmann in der Deputirtenkammer Arago, geboren iſt. Die Mutter hat noch fünf Söhne, aber Arago ſelbſt hatte als Kind, wie man mir erzählte, kein Gedächtniß, ſo daß ihn der Vater erſt dazu beſtimmte, ein Handwerk zu erlernen, als plötzlich der Genius in ihm erwachte, und aus ihm der ausgezeichnete Gelehrte ward, wie wir ihn jetzt kennen.

Gegen drei Uhr Nachmittags war ich in Perpignan im Hôtel de l'Europe angelangt. Der Regen hatte aufgehört, der Wind und die Kälte dauerten aber fort. Mich fror unglaublich, und um mich raſcher zu wärmen, ging ich in die Küche, wo zum Mittag eine vortreffliche Hammelkeule am Spieße ſteckte, und genoß daher der Wohlthat eines tüchtigen hochflackernden Feuers. Hier hörte ich nun von nichts als Mordthaten in Spanien erzählen, ſo daß man wirklich hätte glauben ſollen, der bekannte Roman des letzten Menſchen würde bald dort ſpielen. Bald darauf ging ich

zur Table d'Hôte, wo die Einſchiffung der Truppen in Port Vendre nach Afrika beſonders beſprochen wurde. Viele Frauen begleiteten ihre Männer, Wagen durften aber auf den Transportſchiffen nicht mitgenommen werden. Um ſieben Uhr beſuchte ich noch einen Augenblick das Theater, ein ganz hübſches Haus, in dem aber bei der Vorſtellung, la Tour de Nesle, wieder derſelbe Lärm, wie in Toulouſe, vorherrſchend war. Erſt den nächſten Morgen gelangte ich dazu, die Stadt zu beſehn, die an zwanzigtauſend Einwohner zählt, Feſtung iſt und deren Häuſer ein ſehr altes Anſehn haben. Vor der Stadt iſt eine angenehme Promenade, von wo man die Ausſicht auf Berge hat, deren Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Manche luſtigen Ankündigungen bekam ich auch hier wieder an den Straßenecken zu leſen. Unter andern waren in einem Hauſe ein Lappländer und eine Mlle. Camilla zu ſehen; der Zettel enthielt folgende Zutrauen erregenden Verſe:

La grace, le bon ton dans cette enceinte brille
Et sans danger la mère y conduira sa fille.

Zwiſchen Marſeille und Cadir laufen jetzt hin und her des Monats an ſechs bis ſieben, meiſt franzöſiſche, die andern ſpaniſche Dampfſchiffe. Dieſe legen, ſobald ſie Marſeille verlaſſen, zuerſt in Port Vendre an und dann in Barcelona. Sie ſind meiſt gut und bequem eingerichtet. Noch bei meiner Ankunft in Perpignan hatte ich daher geſchwankt, ob ich in Port Vendre mich einſchiffen oder die Reiſe nach Barcelona zu Lande machen ſolle. Verſchiedene Gründe, namentlich aber, daß man im Wagen das Land beſſer kennen lernt, als zu Waſſer, beſtimmten mich, Plätze in der gerade nach Barcelona fahrenden Diligence zu nehmen. Da dieſelbe nun des andern Morgens ſchon um drei Uhr abfahren ſollte, ſo legte ich mich angezogen blos aufs Bett, wie ich in ſolchen Fällen immer thue, denn nichts iſt ſchrecklicher, als im ſüßeſten Schlafe das trauliche Bett verlaſſen zu müſ-

ſen und Toilette zu machen, und erwartete gerufen zu werden.

Im Augenblick einer Abfahrt, beſonders wenn ſie noch im Finſtern geſchieht, iſt man ſtets ſehr neugierig, wen man zum Nachbar bekommt. Diesmal war es nun ein junger Spanier mit einer ſehr hübſchen Frau, einer gebornen Franzöſin, Tochter eines früheren Emigranten. Der Vater ſaß im Innern des Wagens und erſt ſpäter, als der Schwiegerſohn ſich draußen auf den Bock ſetzte, ſtieg er zu uns in das Coupé.

Nach einigen Stunden Fahrens brach der Tag an, wir befanden uns am Fuße der Pyrenäen. In Boulou, der letzten franzöſiſchen Stadt, wurden blos die Päſſe gezeigt, Spanien war in aller Munde, man hörte von nichts als von Unſicherheit aller und jeder Verhältniſſe dort ſprechen. Nach Boulou bleibt man im fortwährenden Steigen, der Weg iſt trefflich und breit, die Gegend höchſt maleriſch, der Canigou mit ſeinem ewigen Schnee

bleibt ſtets im Geſicht, eben ſo lange Zeit das kleine Fort Bellegarde, das die Spanier 1793 ſogleich nahmen, aber auch bald wieder aufgeben mußten, als ſie von Perpignan zurückgeworfen wurden. Der Morgen war friſch und der Himmel klar. Auf der Spitze angekommen ſahen wir Spanien, das ſtolze, jetzt ſo unglückliche Spanien zu unſern Füßen, der Wagen fuhr ſehr raſch, bald waren wir an der Berge unterſtem Saume angelangt. Hier iſt die Grenze, eine Brücke über einen kleinen Fluß trennt die beiden Reiche, ein franzöſiſcher Poſten ſteht am Anfange derſelben links, ein ſpaniſcher Poſten ebenfalls links jenſeit derſelben. Raſch ging es über die Brücke. Ich war in Spanien.

Er iſt hinein, ihn führte ſein Verhängniß.

Nach allen Warnungen, die in Berlin, Paris und noch namentlich in Perpignan, und das von ſehr vernünftigen Leuten, an mich ergingen, will ich aufrichtig geſtehen, daß mich in dieſem Augen-

blicke ein unnennbares Gefühl und ein ſtarkes Herzklopfen ergriff. Der Menſch iſt und bleibt indeſſen Meiſter ſeines Geſchicks, und ſo vergaß ich über die ſchöne Gegend mit ihren vortrefflich kultivirten Thälern, in welche ich ſogleich kam, bald alle vorher verkündete Gefahr und war nach einer Stunde in La Junquera angelangt, wo die Viſitation ſtatt findet. Dieſe war aber nichts weniger als ſtrenge. Einige Piecetten, die Piecette hat vier Realen *), thaten ſogleich hinreichende Wirkung, und als wir uns dem Wagen wiederum näherten, hatte die Umſpannung ſtatt gefunden und alles ſich ſpaniſch geſtaltet. Vor ſolcher Diligence werden nun den Verhältniſſen gemäß acht, zehn, zwölf, ja manchmal vierzehn Mauleſel geſpannt. Längs der Küſte des mittelländiſchen Meeres ſieht man indeſſen noch viel Pferde, zumal in Catalonien.

*) Eine Unze Gold hat ſechszehn Piaſter, der Piaſter hat zwanzig Realen. Ein franzöſiſches Fünffrankenſtück wird durch ganz Spanien zu neunzehn Realen angenommen.

Bei jedem Wagen befindet sich der Hauptführer, Majoral genannt, ein zweiter, der jeden Augenblick, im vollsten Trabe, hinunter springt und einige Hiebe dem besonders trägen Pferde giebt, und bei einer grosen Bespannung noch ein Vorreiter. Jeder Maulesel oder jedes Pferd hat seinen Namen, bei dem es gerufen wird, und dieser klingt oft sehr pompös, wie alles in Spanien, als Valeroso, Valerosa, General, Capitana, dann aber wieder wohl Perezoso (träger) u. s. w. Der Majoral bleibt in einem lauten Sprechen und Schreien mit seinen Thieren, dann singt er wohl dazwischen, und auf diese Art geht es bei den Diligencen in der Regel sehr rasch.

Aber mit dem Augenblicke, daß ich den spanischen Grund und Boden betrat, war der Weg bedeutend schlechter; man sah, der Krieg hatte in diesen Provinzen gehaust, der Weg war prachtvoll und breit angelegt, aber die Erhaltung war unterblieben. Jeder Gedanke in Spanien ist groß,

jede Unternehmung großartig, dann geräth ſie in Stocken und zuletzt in Verfall.

Unter allen Provinzen Spaniens iſt, mit Ausnahme der baskiſchen Provinzen, Catalonien wohl das Land, wo ſich der meiſte Antheil an den politiſchen Begebenheiten kund gethan, und da man dort immer Bewegungen zu fürchten ſcheint, ſo war auf der großen Straße, bis Barcelona, Kavallerie échelonirt, wovon uns ſtets zwei Mann zu Pferde begleiteten. Es waren Cheveaurlegers in grünen Uniformen mit rothen Hoſen, vom Knie ab bis nach unten aber ganz ſchwarz, ſie trugen Säbel und in der Hand eine Lanze mit der Fahne roth und gelb, wie ſie in Spanien ſchwere und leichte Cavallerie hat. Die Pferde waren gut, der Anzug reinlich gehalten. Der Wagen lief ſogleich bei der Abfahrt ſehr raſch und blieb dabei. Während deſſen explicirte der junge Spanier, der ein Gut in der Nähe von Figueras hatte, laut ſeinem Schwiegervater die Gegend und ſetzte leiſe hinzu,

indem er von der Seite auf mich wies: Es un Plenipotentiario di sua Corte. (Er iſt ein Bevollmächtigter ſeines Hofes.) Alſo auch ſchon in Spanien ſelbſt ward ich als Geſandter angeſehn und kam mir gerade wie der Graf Chavigni im Luſtſpiele le diplomate vor, der ein Kleid für die Prinzeſſin kaufen ſoll und durchaus von allen für einen mit wichtigen politiſchen Aufträgen beſchwerten Diplomaten gehalten wird.

Dicht vor Figueras ſtürzten zwei unſerer Pferde, was einen kurzen Aufenthalt veranlaßte. Um ein Uhr waren wir dort angekommen. Hier ward die hübſche Frau erwartet und mit großer Freude von den Verwandten ihres Mannes empfangen, die ſie uns entführten.

Figueras iſt ein Ort von ungefähr viertaur ſend Einwohnern und hat eine Citadelle. De Gaſthof, der erſte ſpaniſche, den ich betrat, war unreinlich, indeſſen waren ſilberne Gabeln, zum Beweiſe der früheren Vereinigung mit den Silber-

minen von Amerika, ſelbſt hier zu Hauſe, ſo wie faſt durchgängig in Spanien, ſogar in den kleinſten Ventas. Hier ward unſer Wagen geändert. Man hatte lange auf uns gewartet, und eine halbe Stunde ſpäter, ſo wäre die Diligence abgefahren und wir hätten zwei Tage bis auf die nächſte warten können. Schnell mußte ich daher, einen Hühnerflügel in der Hand, mich wieder in das Coupé des neuen Wagens ſetzen, den ein reiſender Negociant mit mir theilte. Der Weg war noch ſchlechter als früher, wir paſſirten Bascara, einen kleinen Ort, wo zum dritten Male viſitirt ward, und immer Piecetten gegeben wurden, und um ſechs Uhr waren wir in der Vorſtadt der Feſtung Gerona, bei einer ganz anmuthigen Promenade, angelangt, wo ich zum erſten Male Gelegenheit hatte Geiſtliche in ihren ſchwarzen Mänteln mit ihren ungeheuren Hüten, in Form eines Schiffes, zu ſehen, wie Beaumarchais ſie ſeinem Baſil zugetheilt hat. Dieſer Anblick verſetzte mich gewiſ-

ſermaßen ins Theater, denn immer dachte ich, daß nun auch einer dieſer Herren die große Arie aus Figaro, la Calumnia, würde zu ſingen beginnen.

Ein großer Gaſthof, von einem Italiener gehalten, nahm uns auf; mehrere Betten waren in einem Zimmer zuſammengeſtellt, auf Reiſen macht man manche Erfahrungen! Die Table d'hôte war ganz angenehm, alles ſprach noch franzöſiſch und aß italieniſch und dann trennten wir uns.

Aber ſchon um zwei Uhr ſaßen wir wieder im Wagen, und der Morgen fand uns nun ganz im ſchönſten Theile von Catalonien. Alles war herrlich bebaut, die Luft milde, ſüdliche Pflanzen in Menge, mitunter ein Palmbaum. In einem kleinen Orte, ich glaube, er hieß Calella, ward ganz gut gefrühſtückt, und beſonders trank ich hier die erſte vortreffliche Chocolade.

In dem gedachten Gaſthofe war es nun, wo ich zum erſten Male gemeine Catalonier den Wein in der Art trinken ſah, wie das Bildchen beim

Titelblatte es anzeigt. Der Catalonier kennt kein Glas, er findet es aber auch unſchicklich ſeinen Mund an dieſelbe Bouteille zu ſetzen, aus der ſo eben ſein Nachbar getrunken, und daher hält er ſie ſo entfernt, wie ich es hier angezeigt. Welche Kunſt dazu gehören muß, iſt begreiflich, und ich weiß Fremde, die unter Don Carlos in Catalonien gedient und ſich mit Waſſer, dieſe Art zu trinken, vollkommen eingeübt hatten, weil das Gegentheil als ein Verſtoß gegen alle gute Sitte würde angeſehen worden ſein.

Da die Diligence noch nicht abfuhr, ſo gingen wir derſelben zu Fuß voraus, den Ort durch, wo beſonders Blonden und Spitzen gearbeitet werden und wie in allen ſüdlichen Ländern, bei offnen Thüren, beinahe im Freien. Die Frauen und Mädchen ſahen wohl und zufrieden aus, und waren reinlich angezogen, ſo wie das ganze Innere der Häuſer ſich anſtändig ausnahm. Die ganze Küſte iſt übrigens decidirt für die Königin geſtimmt,

oder, wie man gewöhnlich sagt: christinisch, obgleich die Königin Christine nicht mehr in Spanien ist. Am Thore zeigte man uns einige Befestigung, die man gegen die Carlisten, oder, wie man sie dort nennt, gegen die Faction gemacht hatte.

Hier angekommen sahen wir zum ersten Male das Meer, welches auch bis Barcelona unser Nachbar blieb. Jetzt nahmen die einzelnen Landhäuser zu. Wir erblickten schon die Thürme von Barcelona, und um vier Uhr hatten wir dessen Thore passirt, waren bei einer schönen Promenade vorbei, beim Platze des Gouverneurs angelangt, wo links das prächtige Douanengebäude und rechts das Königliche Schloß sich befindet. Dann fuhren wir neben einem hohen Walle entlang, der am Hafen hinläuft, hatten den Mont Jouich mit seinen Befestigungen vor uns, wanden uns dann rechts und befanden uns plötzlich mitten in der Stadt auf der schönen und breiten Allee, Rambla

genannt, wo es von Menſchen wimmelte, vor dem Bureau der Viſitationen angelangt, wo zum vierten Male viſitirt ward. Das Wirthshaus alle quatro Nacione liegt daneben; es iſt das erſte und beſte in Barcelona, daher iſt die Wahl nicht ſchwer und das Obdach war bald gefunden.

Zweite Abtheilung.

Aufenthalt in Barcelona.

Reiſe

nach Malaga und Granada.

Fortſetzung derſelben

über Gibraltar und Cadix

nach Sevilla.

Das Obdach war alſo gefunden, aber wie, das iſt eine andere Frage. Alle anſtändigen Zimmer waren mit Fremden überfüllt, und ſo erhielt ich eins, nach dem Garten zu, das ſchlecht genug war, und wohin der Weg überdies noch bei Räumen vorbeiführte, aus denen eben nicht gute Gerüche hervordrangen. Erſt nach zwei Nächten erhielt ich endlich eine andere Wohnung, auf die Rambla hinaus, wo ich mich für die übrige Zeit meines Aufenthaltes in Barcelona ganz gut befand.

Am Anfange der Rambla ſteht das Opernhaus, wohin ich, gleich nach eingenommenem Diner, mich zu begeben nicht verſäumte, beſonders da

einer der Herren Mitreiſenden für einen guten Platz geſorgt hatte. Das Opernhaus iſt geräumig, aber für die täglich immer mehr und mehr aufblühende Handelsſtadt nicht groß genug, ſo daß man ein neues zu bauen im Begriff iſt. Man gab die Stumme italieniſch und ganz gut. Die Ballets wurden von franzöſiſchen Tänzerinnen getanzt, die aber nichts weniger als hübſch waren. Dagegen befriedigte mich die Stumme ſelbſt vollkommen. Sie war die Tochter des Balletmeiſters und Tages darauf ſah ich ſie als eine recht brave Tänzerin wieder.

Aber auch hier, ſchien es, verfolgte mich der unleidliche Geruch aus meinem Gaſthofe, von dem ein Fremder, der ſchon manches Jahr in Barcelona verlebte, indeſſen nichts wiſſen wollte; ſo kann man ſich mit der Zeit an ſchlechte Geſellſchaft gewöhnen! Nach der Oper beſuchte ich noch den öffentlichen Spaziergang vor meinem Hauſe, ſah in ein Kaffeehaus hinein, wo einige Männer bei Zither und Guitarre ganz anmuthig ſangen, und

ſuchte dann mein Lager, auf dem ich bald entſchlief.

Ich hatte für Barcelona mehrere Briefe. Außer denen für die Preußiſchen Conſuln in ſämmtlichen ſpaniſchen Handelsſtädten, die ich der Güte des Miniſters der Auswärtigen Angelegenheiten, dem Baron von Werther, verdanke, hatte ich noch mehrere andere in Paris erhalten, die mir faſt ſämmtlich von großem Nutzen waren. Zu Barcelona waren beſonders zwei, der eine für den Preußiſchen Conſul, Herrn d'Ogny, und der andere für den Franzöſiſchen Conſul, Herrn Gauthier d'Arc, für mich von Wichtigkeit, welche beide Herren mir meinen Aufenthalt dort ſo angenehm wie nur immer möglich zu machen wußten. Mit dem erſteren, deſſen Wohnung ich am preußiſchen Wappen erkannte, fing ich ſogleich an die Stadt zu durchlaufen. Die commerciellen Verhältniſſe mit ſämmtlichen Höfen, welche die Königin Iſabella noch nicht anerkannt ha-

ben, ſind nämlich aus letzterem Grunde nicht unterbrochen worden, ſondern jeder Schiffskapitain findet im Conſul ſeiner Nation ſtets ſeinen Vertreter.

Den Tages vorher nur flüchtig geſehenen **Schloßplatz** konnte ich nun mit aller Muße überſchreiten und das große prächtige Zollhaus bewundern, gegen welches das Schloß ſelbſt, um ſo viel kleiner, etwas abſticht. In ihm wohnt der jedesmalige General-Gouverneur, jetzt der zum Grafen Pera Camps erhobene General van Halen, ein Bruder desjenigen, welcher theils in der belgiſchen Revolution, theils in der ſpaniſchen figurirt hat. Vor dieſem Schloſſe ſtehen nun zwei der ungeheuerſten Schilderhäuſer, die ich je geſehn, die türkiſchen Zelten gleichen und noch vom unglücklichen General d'Espagne herrühren, welcher ebenfalls die in Italien verfertigte Statue Ferdinand's VII. dort hatte aufrichten laſſen, die aber in den Revolutionstagen im Jahre 1835 zer-

ſtört ward, und, wie man ſagt, aus dem einzigen Grunde, daß der König gebietend mit dem rechten Arme dargeſtellt war *).

Von dieſem General d'Espagne, welcher nachher von ſeiner eigenen Partei ermordet wurde, erzählt man zu Barcelona die allerſeltſamſten Anekdoten. D'Espagne war Franzoſe, und faſt als Kind während der Emigration nach Spanien gekommen. Seine Heftigkeit war unbeſchreiblich. Schon als junger Officier prügelte er einen unter ihm ſtehenden Militair, ſo daß ihm der Stock, den die Officiere tragen, genommen werden mußte. Als Gouverneur von Catalonien war er unerbittlich ſtrenge und duldete keinen Widerſpruch, und eben ſo in ſeinen Familienverhältniſſen. Aergerlich eines Tages über das Ausbleiben ſeiner Frau,

*) So wenig achtet der Vandalismus in ſeiner Wuth die Kunſtwerke, welche, außer dem Bereiche der Politik liegen ſollten.

befiehlt er dem Adjudanten, nach dem Wagen zu ſchießen, wenn ſie zurückkäme. Der Officier, in der höchſten Verlegenheit, weil jeder Ungehorſam ſtrenge gerügt ward, frägt noch einmal, ob er mit Kugeln oder blos mit Pulver laden ſolle. d'Espagne lacht und nimmt ſeinen Befehl zurück.

Das Haus eines Amerikaners, von übermäſſiger Größe, nimmt eine andere Ecke des Platzes ein, an dem ein neues Thor gebaut wird, was nach Barcelonette, an der andern Seite des Hafens gelegen, führt. Vom Schloßplatze aus läßt man nun die Straße, welche ich Tages vorher gefahren und die bei der Rambla endet, rechts liegen und beſteigt dann den Wall, von dem man das große Waſſerbecken des Hafens von Barcelona links erblickt, und jenſeit deſſelben Barcelonette, wo die Einſchiffungen ſtatt finden, und das hauptſächlich von ſolchen Leuten bewohnt iſt, die von der Schifffahrt ihre Nahrung haben. Gerade aus ſieht man den Ausgang in das Meer und

rechts die Trümmer eines im Jahre 1835 völlig zerstörten Klosters.

Die damalige Revolution fing mit Unruhen im Gebäude der Stierhetze an. Die Stiere waren zu sanft geblieben, genug, um das Volk zum Gegentheile zu reizen. Dieses Mal aber schien noch ein anderer Grund seinen Unwillen zu erregen und alles vorbereitet zu sein, denn das Amphitheater ward völlig zerstört. Wo nun hin? erscholl es von mehreren Seiten. Längst war man mit der Arroganz der Mönche unzufrieden, und die Weltgeistlichen hatten aus Neid über deren große Einkünfte nicht wenig dazu beigetragen, diese Unzufriedenheit zu nähren. Da antworteten einige Stimmen: „Nach den Klöstern!“ und nun begannen die Mordscenen, wie wir sie aus den Zeitungen kennen. Fünf bis sechs Klöster wurden der Erde gleich gemacht und die Mönche, welche sich nicht retten konnten, ermordet. Vielen Flüchtlingen unter ihnen, welche man für den Augen-

blick, um ſie der Volksrache zu entziehn, im Fort des Mont Jouich einſperrte, begegnete ich im Jahre 1836 zu Sorrento. Die andern Gebäude wurden zum wenigſten vor den Flammen geſchützt. Nur die Nonnenklöſter blieben verſchont, aber auch ſie wurden ſpäter aufgehoben, und nur diejenigen blieben als Klöſter ſtehn, deren Bewohnerinnen ſich der Erziehung junger Mädchen widmeten. Jetzt ſchreiet alles über dieſe Gräßlichkeiten und kein Menſch will begreiflicher Weiſe einen Antheil daran gehabt haben; wenn aber in einem ſolchen Augenblicke der rechtliche ruhige Theil einer Bevölkerung gegen die Aufrührer ſelbſt handelnd aufträte und ſich nicht zurückzöge, ſo würde keiner nachher die vorgefallenen Gräuel zu beklagen haben, ſondern die Majorität würde die Minorität überwinden.

Wir gingen den Wall zu Ende wiederum auf den Anfang der Rambla, und dann links zu dem den Hafen dominirenden hochgelegenen Fort des Mont Jouich. Die Ausſicht von dieſem Fort iſt ge-

wiß eine der am meiſten anziehenden und majeſtätiſchen, die man erblicken kann, denn das weite Meer zu den Füßen auf der einen, das große Barcelona mit ſeiner ſtarken Bevölkerung, nach einigen von zweihunderttauſend Seelen, auf der andern Seite, dazu ſein prächtiger Hafen und die Dörfer Sanz, Sarria, Gracia, St. Martino auf den Abhängen der fruchtbarſten Berge, welch einen Reichthum gewährt nicht ſolch eine Landſchaft? Nimmt man dazu die warme Sonne, die ſüdlichen Pflanzen, alles Dinge, woran man ſich ſpäter gewöhnt, ſo gewährt ein ſolches Bild voll Leben und Abwechſelung jedem Nordländer, der es zum erſten Male ſieht, gewiß das reinſte edelſte Vergnügen.

Auf dem Rückwege nach dem Gaſthofe begegneten wir einer Menge von Fußgängern, denn nur wenige Perſonen halten ſich in ganz Spanien, und ſo auch hier, mit Ausnahme von Madrid, einen Wagen, und diejenigen, welche man ſieht, ſind oft von einer ſonderbaren Bauart. Ich will

hier nur der Tartanen erwähnen, die man in Catalonien, aber noch mehr im Valencianiſchen begegnet, die zwar verdeckt, aber hinten und vorn offen ſind, auf zwei Rädern laufen, keine Federn haben und von einem einzigen Pferde gezogen werden. Daß man in ihnen ziemlich zuſammengerüttelt wird, das möchte wohl jeder ohne eine Betheurung von meiner Seite glauben. Aber noch ärger, weil ich einmal bei dieſer Materie bin, ſind die Galera's, lange mit einer Leinwand bedeckte Reiſewagen, vorn offen, worin Menſchen und Sachen durch einander liegen und in denen man Schritt vor Schritt reiſt, ſo daß eine Reiſe von Sevilla bis Madrid, da in den Nächten nicht gefahren wird, ſtets an vierzehn Tage dauert.

Es war Zeit zur Table d'hôte. In den vier Nationen iſt alles beinahe ganz auf italieniſchem Fuße eingerichtet, und ſo war es auch die Küche. Die Geſellſchaft, theils Franzoſen, theils Spanier, war ungefähr zwanzig Perſonen ſtark. Meine

Nachbarn waren von beiden Nationen, der eine ein junger ſpaniſcher Officier, der andere wahrſcheinlich ein Handlungsreiſender. Da dieſer hörte, daß ich aus Deutſchland ſei, ſo wollte er mir und meinem Vaterlande wahrſcheinlich einige Elogen machen. Vous avez un grand homme en Allemagne fing er an: C'est votre Werther. Ich. Pardonnez moi, Monsieur, vous voulez dire Göthe, qui a écrit Werther. Er. Ha! c'est vrai, quelles pensées, quelles idées! C'est donc lui même, c'est Göthe! Ha! fuhr er fort: Et Votre Grand Fréderic! l'ami de Napoléon! Ich. Pardonnez moi, le grand Fréderic est déjà mort en 1786. Er. Ah oui! Mais ils marchaient sur le même chemin.

So endete fürs erſte unſere Unterhaltung. Bei dem allen war ich weniger über die Ignoranz des Franzoſen verwundert, denn viele Individuen von andern Nationen ſind es oft nicht minder, wovon ich zuweilen frappante Beiſpiele erlebt habe, als

über die raſche Art, womit er immer alles, was er geſagt, zu verbeſſern ſuchte.

Anders unterhielt mich der ſpaniſche Officier, der den ganzen Krieg gegen die Faction, wie jetzt in ganz Spanien die Carliſten genannt werden, mitgemacht und noch immer einen ſechsmonatlichen rückſtändigen Sold zu fordern hatte, „und das in einem Augenblicke", ſetzte er hinzu, „wo wir auf dem Friedensfuße ſtehn und nicht mehr wie ſonſt freie Wohnung haben und frei beköſtigt werden". Ich glaube alles dies ſehr gern, denn kurz vor Espartero's Antritt der Regentſchaft kamen eines Tages zur Eſſenszeit zwölf Officiere zum Miniſter Ferrer und baten ſich bei ihm zu Tiſche, weil ſie ſeit vierundzwanzig Stunden nichts genoſſen hätten.

Und dabei ſcheint alles Militair guter Laune zu ſein, und wenn man ſie in ihren ſchönen, ſelbſt reichen Uniformen mit den goldenen Abſtufungen an Epaulets, Chevrons und mit Orden bedeckt

erblickt und die ganz gute Militairmuſik hört, ſo ſollte man gewiß nicht ahnen, wie ſchlecht es ihnen ergeht, woraus ſie auch kein Hehl machen.

So weit was die Officiere betrifft; ob die Gemeinen eben ſo denken, iſt eine andere Frage. Uebrigens iſt, mit alleiniger Ausnahme des Adels, jeder Spanier für ſieben Jahre Soldat, wobei ihm jedoch einen Stellvertreter zu ſenden vergönnt iſt.

Aber die Nationalgarde in den Städten iſt in ſofern noch übler daran, als die Linie, weil ſie ſich auch ſelbſt zu kleiden hat, und freilich ſah ich des andern Tages bei einer Beſichtigung derſelben manche höchſt traurig angezogenen Kämpen. Beſonders fehlte es einem großen Theile derſelben an Beinkleidern, und da man nicht die Abſicht hatte Bergſchotten-Regimenter zu errichten, ſo ſuchte man dieſem Uebelſtande durch freiwillige Beiträge abzuhelfen. Die Neigung der meiſten Menſchen zum Vergnügen iſt bei ſolchen Gelegenheiten der beſte Weg, um Geld zu erhalten, und

es wurde daher zu diesem Zwecke eine Vorstellung im Opernhause angekündigt, die aus allerlei Art von Schauspiel zusammengesetzt war, aber doch eine politische Färbung haben sollte. Daher hieß das eine Stück: El dialogo del Niño liberal: **das Gespräch des liberalen Kindes**, in welchem ein Knabe von ungefähr zehn Jahren seinem Vater, der außer sich über die liberale Tendenz der Zeit ist, mit vieler Emphase die liberalsten Grundsätze vortrug, ihm die Pflichten des Königs, der Minister und die Rechte des Volks auseinandersetzte und damit schloß, seinen alten Vater von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Da ich nun zufälliger Weise zwischen zwei Personen von scheinbar sehr entgegengesetzten Ansichten meinen Platz bekam, so konnte es nicht fehlen, daß, wenn der eine wüthend klatschte, der andere keine Hand rührte.

So liberal wie man indessen hinsichtlich der Verfassung denkt, und so liberal man auch jetzt

in religiöſen Sachen wird, ſobald es heißt: der Geiſtlichkeit ihre Einnahmen verkürzen, ſo wenig iſt man es noch immer gegen die Proteſtanten, denn bis zum heutigen Tage giebt es in ganz Spanien keine proteſtantiſche Kirche und namentlich in Barcelona keinen Kirchhof für dieſelben. Rom beſchämt darin Spanien, und wenn ich meine Augen zu Barcelona zugedrückt hätte, ſo wäre ich ein Raub der Fiſche geworden.

Die wahre Aufklärung kommt nicht leicht, wo ſo lange tiefe Finſterniß geherrſcht. Man mordet Mönche, man zerſtört Klöſter, aber man ſchafft nicht gleich vernünftige Schulen in einem Lande, wo, wie ich wenigſtens über Barcelona aus ſehr zuverläſſigem Munde zu wiſſen glaube, vor fünfundzwanzig Jahren ein großer Theil der dem Ausſehn nach wohlerzogenen Mädchen noch nicht einmal ſchreiben konnte. Doch alles dies wäre allenfalls noch zu überſehen, vielleicht dachte man, junge Mädchen würden von der Feder einen üblen

Gebrauch machen. Aber bald ſollte mir ein anderes, ein viel größeres Beiſpiel von Roheit aus hergebrachten kirchlichen Motiven und aus ſtupider Gewohnheit erſcheinen, wie ich es nun und nimmer mehr in der angeſehenſten und wichtigſten Handelsſtadt des Königreichs Spanien erwartet hätte.

Schon mehrere Male glaube ich erwähnt zu haben, daß ich ſtets mit beſonderer Aufmerkſamkeit die öffentlichen Ankündigungen betrachte, welche gedruckt an den Ecken der Straßen zu finden ſind, und welche über den Charakter eines Volkes, ſeine Neigungen, ſeine Vergnügungen, ſeine Bedürfniſſe, ja bis auf ſeine Krankheiten einen unglaublichen Aufſchluß geben, und dem Reiſenden oft mehr Belehrung verſchaffen, als er durch die Erzählungen und Erklärungen der Eingebornen erhält. Dieſem Grundſatze zufolge fand ich nun meine Neugier äußerſt gereizt, als ich eines Tages auf der Rambla folgenden Anſchlagezettel angeklebt fand: Teatro de Capu-

chinos. En Utilidad y Provecho de la Milicia Nacional Hoy 4 del corriente la Passion y Muerte de Jesus, Con todo el apparato y compostura que requiere, das heißt: Theater der Kapuziner. Zum Nutzen und Besten der National-Miliz, heute den 4. des Monats die Leidensgeschichte und Tod von Jesus, mit allem Glanz, Anstand und Sorgsamkeit, die dieses Schauspiel verdient. Unten standen die Preise und der Ort, wo die Billets verkauft wurden.

Also ward in Barcelona noch eins der früheren, unter dem Namen Mysterien, bekannten Stücke aufgeführt, und am nächsten Palmsonntage sollte die Darstellung statt finden.

Alsbald sprach ich von der Sache zu meinem sehr gütigen Begleiter, indem ich ihm den Wunsch äußerte, diesem Schauspiele beizuwohnen. Er suchte mir indessen es auszureden, weil er meinte, daß nichts als die niedrigste Gesellschaft dort anzu-

treffen sei, in der ich mich gewiß sehr unbequem befinden würde, so daß er selbst, ein siebenundvierzigjähriger Bewohner von Barcelona, ihm niemals seine Gegenwart geschenkt habe. Ich versicherte ihm indessen, daß ich nicht reiste, um die höheren Klassen der Gesellschaft allein zu sehen, und daß die Sache, mir so völlig fremd, mich auch bei weitem mehr anziehn würde, als die italienische Oper und die Ballets zu Barcelona, die doch nur Nachahmung von etwas Besserm und Vollendeterm in den großen Hauptstädten wären. Er schien darauf meinen Gründen seinen Beifall zu schenken, und am 4. April um halb drei Uhr Nachmittags kam er mich abzuholen, indem er mir noch versicherte, daß seine Frau, eine geborne Spanierin, vor Verwunderung ganz außer sich gewesen sei, daß ich mich unter die ordinaire Gesellschaft mischen wolle, die ich dort antreffen würde.

Das Theater, in welchem die gedachte Vorstellung aufgeführt werden sollte, war in der Straße

des Herzogs von Vitteria und zwar, wie schon der Zettel sagt, in der Kirche der Kapuziner errichtet, deren Kloster 1835 mit den übrigen erstürmt worden, aber nicht abgebrannt war. Man ging durch eine kleine Thür erst in den Hof und stieg dann einige Stufen in die Kirche hinan. Noch waren, als wir erschienen, die Kirchthüren nicht geöffnet, und trotz dem, daß wir mit Billets für Sperrsitze, Lunetas genannt, versehen waren, mußten wir doch noch ungefähr zehn Minuten auf der Straße warten, ehe man uns in den innern Hof ließ. Endlich kamen wir unter grossem Gedränge hinein und fanden die Nummern unserer Plätze auf der Bank, dicht hinter dem Orchester, das aus ungefähr zwanzig Musici bestand. Der Raum für die Zuschauer war, wie in allen Theatern, das Parterre und die Gallerie oben ringsherum, über der noch eine zweite Gallerie zu sehen war, wo wahrscheinlich früher die Orgel gestanden hatte. Das viele Durchein-

anderſchreien der Verſammlung, der Spektakel, Gerüche aller und jeder Art von Knoblauch, Orangen und Cigarren, welche ſogar die Herren im Orcheſter, namentlich die Flötiſten, zuweilen rauchten, wenn ſie nicht ſpielten, dazwiſchen Kindergeſchrei, Knacken von Nüſſen und der Anblick von Frauen, die ruhig ihre Mutterpflichten bei den Säuglingen erfüllten, alles dieſes ging ſo bunt durch einander, daß drei meiner Sinne in beſtändiger Aufmerkſamkeit gehalten wurden und in unaufhörlicher Anſtrengung allein bei demjenigen blieben, was noch nicht einmal auf die Vorſtellung Bezug hatte.

Die Scene ſelbſt war noch durch einen Vorhang geſchloſſen, auf dem Apoll in einem Tempel zu ſehen war. Nicht weit von letzterem erblickte man die Zeit mit der Sichel, die zu ihm zu fliegen im Begriff war. Auf einem Altar waren die Embleme der bildenden Künſte angebracht, nur

muß ich gleich dabei bemerken, daß es mir vorkam, als wenn weder Ciceri noch Gropius, oder einer von deren Schülern ihren Pinsel zu diesem Gemälde oder zu irgend einer der nachher vorkommenden Dekorationen geliehen hatten.

Es war die Zeit gekommen, wo die Vorstellung beginnen sollte, und nun suchte ich alles Uebrige zu vergessen, um nur ihr allein meine Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Vorhang rollte in die Höhe und sogleich eröffnete der Heiland selbst, in braunem langem Gewande, das um den Leib durch eine Schärpe festgehalten wurde, und mit einem hellblauen, über die rechte Schulter geschlagenen Mantel, die Vorstellung. Sein Gesicht hatte ein schönes Oval mit etwas gebogner Nase, Bart und Kopfhaar waren dunkelbraun. Drei der Apostel, unter ihnen Petrus mit ganz weißem und Judas mit rothem Haar, waren mit ihm; er gab ihnen einige Aufträge, worauf

er ſich auf eine Bank ſetzte. Bald darauf erſchien die Samariterin, näherte ſich dem Brunnen und die aus der Bibel bekannte Unterredung fand ſtatt.

Hierauf Veränderung der Dekoration. Magdalena, herrlich geſchmückt, mit goldenem Diadem beklagt die Verirrungen ihres Lebens, eine Muſik von Engeln, oder vielmehr von ſchreienden Jungen hinter der Scene läßt ſich hören, welche ihr rathen, zu Jeſus zu gehn und ſich von ihm Troſt zu holen. So endet der erſte Akt.

Der zweite beginnt damit, daß Magdalena vor Jeſus erſcheint und ſeine Lehren zu befolgen verſpricht. Jeſus beſchließt darauf ſeinen Einzug in Jeruſalem zu halten und entfernt ſich. Magdalena wirft darauf in die Couliſſe ihren Schmuck, d. h. eine, soi disant, goldene Spange, welche ſie um den Kopf trägt, die aber ſchon bewies, daß Peru und Chili nicht mehr ihre Lingots nach Spanien ſchicken, denn ſie fiel ſo leicht und ohne alles Geräuſch an die Erde, daß das Gold darum

ſehr dünn oder die Krone von Pappe und das Gold daran aus den Fabriken der Goldſchläger zu Fürth geweſen ſeyn muß.

Veränderung der Scene. Wald. Die Prieſter erſcheinen und beſchließen den Heiland zu vernichten, weil er ſie ſonſt vernichten würde. Sie entfernen ſich. Darauf kommt Jeſus, von den drei Apoſteln begleitet, und erbittet ſich Eingang in das Haus eines Bekannten, der ihn mit Freuden aufnimmt. Judas geht zuletzt hinein, hat das Säckel ſchon umgebunden, worein nachher die dreißig Silberlinge gezählt werden ſollen, und meint, daß dieſes ſo recht ſei: er behalte ſein Geld und könne umſonſt eſſen. Hier erſcholl ein unmenſchliches Gelächter, ſo wie Judas überhaupt in manchen Scenen als vollkommner Spaßmacher erſchien.

Jetzt aber ſehen wir zum erſten Male Marien, begleitet von der Magdalena, beide in einfachem blauem Gewande. Maria iſt untröſtlich. Sie ah-

net, was ihrem Sohne begegnen werde; der Heiland erſcheint, ſagt ihr, er ſei von Gott geſendet und müſſe die Sendung erfüllen. Während dieſer langen Unterredung kam Magdalena nie dazu, auch nur ein Wort zu ſagen. Auch that ſie nichts weiter als weinen; damit doch aber einige Abwechſelung in ihrer Rolle ſei, hielt ſie das Schnupftuch ſtets ſo, daß ſie damit abwechſelnd bald das rechte und bald das linke Auge trocknete. Eine Thräne ſah man daher nie. Zuletzt ſchienen aber von dem vielen Anlegen des Tuches ihre beiden Augen ſo roth zu werden, daß ſie die natürliche Farbe von vielem Weinen ermüdeter Augen bekamen, und ſo die Täuſchung hervorbrachten, welche die Schauſpielerin in Abſicht hatte.

Die Scene verändert ſich; wir befinden uns vor den Thoren von Jeruſalem, der Heiland hält auf dem Eſel ſeinen Einzug. Das Volk begrüßt ihn, mächtige Palmzweige in den Händen haltend. Der Akt ſchließt.

Von nun an beginnt die Verfolgung. Die Prieſter beſchließen des Heilandes Tod. Judas verkauft ſich ihnen. Alles wird ſehr genau genommen, die dreißig Silberlinge einer nach dem andern klingend hingezählt. Judas verſichert, der eine ſei falſch und man giebt ihm dafür einen andern. Lautes anhaltendes Gelächter.

Im vierten Akte findet bei einer ſehr weltlichen Muſik die Scene des Abendmahls und die Fußwaſchung ſtatt, wobei der Heiland jeden Fuß einzeln wäſcht, trocknet und küßt. Judas kommt zuletzt an die Reihe. Der Heiland blickt ihn während des Waſchens ſcharf an, Judas aber wendet, ſobald er es bemerkt, ſein Geſicht weg. Judas wartet nicht ab, daß er gleich den übrigen umarmt werde, und läuft fort. Der Heiland ſieht ihm mit Betrübniß nach. Alle, auch der wiedergekehrte Judas, ſetzen ſich nun zu Tiſche. Nachdem Jeſus die Worte geſprochen: Einer von Euch wird mich verrathen, vertheidigen ſich die zwölf

Apoſtel wieder einzeln. Zu Zweien wird nun das Brot vom Herrn vertheilt. Judas nimmt es aber nicht und entfernt ſich von neuem.

Der nächſte Akt beginnt damit, daß Judas den Richtern das Zeichen mittheilt, woran bei der Gefangennehmung Jeſus zu erkennen ſein werde, und wir kommen nun zur Gefangennehmung ſelbſt, die ganz der Bibel getreu vollführt wird.

Das Detail der Mißhandlungen, die von nun ab bis zum Tode des Herrn vorkommen, iſt widrig und empörend, und ich will nicht läugnen, daß ich alle Mühe hatte auszuhalten, wenn ich das Heilige, woran ich in meiner Kirche jährlich ſo würdevoll erinnert werde, ſo in den Staub getreten ſah, und alles Gräßliche und Ekelhafte mir ſo roh vor die Augen geführt ward. War ich doch manchmal wahrhaft froh, durch faſt unausbleibliche Verſtöße dazu gebracht zu werden, den Ekel fahren zu laſſen und eher zum lauten Lachen geſtimmt zu werden, welches ſich auch der ganzen

Verſammlung mittheilte, und das beſonders alsdann eintrat, wenn der Heiland in Proceſſion herbeigeführt ward und ein Römer auf einem Horne die allerunreinſten Töne hervorbrachte.

Nachdem der Heiland alles erduldet, ſucht Pilatus das Volk zum Mitleiden zu bewegen und zeigt ihm den blutigen Rücken deſſelben, was indeſſen keinen Eindruck hervorbringt. So wird er wieder abgeführt. Judas in Verzweiflung erſcheint jetzt vor den Richtern, bringt das Geld wieder und erhängt ſich im Walde. In dieſem Augenblicke öffnet ſich die Hölle, die Teufel kommen, packen Judas und ſchmeißen ihn in das Feuer.

Hier fiel der Vorhang und, vielleicht damit die Zuſchauer von dem vermeinten Schreck über das Schickſal des Judas ſich etwas erholen ſollten, trat ein junger Menſch mit einem Zettel vor, den er ablas, und welcher die Vergnügungen, deren man in demſelben Theater des nächſten Tages genießen würde, enthielt, nämlich: die Vor-

ſtellung von Taſchenſpielerkünſten, welche ſämmtlich detaillirt hererzählt wurden.

Im nächſten Akte ſehen wir den Heiland, der unter dem Kreuze zu Boden ſinkt. Maria, Magdalena und Veronica werfen ſich ihm zu Füßen. Letztere legt ihm das Tuch auf das Geſicht und zeigt den Abdruck, der ſich darauf gebildet, die andern zwei Verbrecher folgen. Wir ſehen nun die Stätte der Hinrichtung. Hier wird uns nichts geſchenkt. Auch das kleinſte Detail aus der bibliſchen Geſchichte wird uns vor Augen gebracht. Der Heiland ſtirbt. Hierauf Gewitter, Tumult, alles läuft durch einander. Das rothe Strontianfeuer, das ſeit funfzehn Jahren am Ende der meiſten Opern und Ballets ihnen noch die letzten Beifallsbezeigungen verſchaffen ſoll, wird auch hier nicht geſpart; wer ſich indeſſen einbilden wollte, daß es hiermit zu Ende wäre, fände ſich ſehr getäuſcht. Alles beruhigt ſich wieder, und um zu ſehen, ob

Chriſtus noch lebe, bekommt er den Stich in die Seite.

Bald darauf fiel der Vorhang. Es war mir kein Zweifel, daß das Ganze beendigt wäre, da ich nun volle vier Stunden auf einer und derſelben Stelle geſeſſen hatte, aber nein! es ſollte auch noch im achten oder neunten Akte, denn der Vorhang war ſo oft gefallen, daß ich nicht mehr wußte, bei welchem Akte ich war, die Beerdigung ſtatt finden und damit das Schauſpiel ſchließen. Indeſſen hatte ich genug geſehen; außerdem wollte ich die Geduld meines freundlichen Begleiters nicht weiter auf die Probe ſtellen, und ſo verließ ich die ehemalige Kirche, nachdem ich darin einem Schauſpiele beigewohnt, das ich nicht bereue geſehen zu haben, und wohl niemals wieder ſehen werde, oder, einmal geſehen, niemals wieder zu ſehen wünſche. Dieſe Miſchung des Heiligen mit dem Burlesken iſt mir ein Gräuel, denn wenn es während der

Vorſtellung auch wirklich Augenblicke gab, wo das Leiden des Heilandes mich traurig und nachdenkend ſtimmen konnte, ſo brauche ich darum an ſich ſchon kein Theater, da jede Kirche und das Leſen der Heiligen Schrift daſſelbe Gefühl in mir erregt, alles Uebrige aber auch nicht die geringſte Täuſchung darüber hervorzubringen im Stande war, daß ich mich in etwas Anderm, als in einem der miſerabelſten Winkeltheater der Welt befände. Froh, wiederum ins Freie zu kommen, eilte ich der Rambla zu, die mit Menſchen gefüllt war, die ſich in ſonntäglichen Kleidern des herrlichen Abends erfreuten, und wo ich die balſamiſche friſche Luft wieder einathmen konnte, deren ich in jenem engen Raume während ſo vieler Stunden beraubt geweſen war.

In der Hoffnung, in Barcelona mich in alles Spaniſche recht einzuweihen, hatte ich, obgleich mein ganzer Aufenthalt in Spanien aus verſchiedenen Gründen nur zwei Monate dauern ſollte, an zehn

Tage allein für Barcelona beſtimmt. Indeſſen ward ich nachher bald inne, daß dieſer Zweck nicht ganz erfüllt ward, denn Spanien iſt nicht Spanien, wie Deutſchland Deutſchland, wie Frankreich Frankreich, ſondern es giebt Catalonien, Valencia, Andaluſien u. ſ. w., eins völlig vom andern verſchieden, und doch fühlt man ſich keinen Augenblick zu Hauſe, ſondern wird ſtets daran gemahnt, wie man ſich in einem Lande aufhält, das nur eine ſchwache Aehnlichkeit mit dem übrigen Europa hat. Barcelona allein erinnert zuweilen an Italien.

Hatte ich die ſo eben beſchriebene widerliche Feierlichkeit in der heiligen Woche zu Barcelona geſehen, ſo hoffte ich nun dafür durch diejenigen entſchädigt zu werden, von denen man mir ſo viel erzählt hatte, und von denen alle Reiſebeſchreibungen gefüllt ſind. Aber dieſe großen berühmten Feierlichkeiten ſollte ich höchſt verkleinert wiederfinden.

Es iſt nämlich der grüne Donnerstag, an

welchem gewöhnlich der Hauptbesuch der verschiedenen Kirchen statt findet. Man kann es im wahren Sinne des Wortes wohl einen Besuch nennen, denn wo kann das Gemüth zur Heiligkeit gestimmt werden, wenn man in zehn bis zwölf Kirchen läuft, allenthalben ein kleines Gebet hält, sich umsieht, wer etwa von Bekannten dort ist, sich begrüßt und dann weiter läuft. Dies wäre Leichtsinn zu nennen, aber auch wahrer Frevel wird hier getrieben. Unter andern geht ein Mann, ich will sagen, in sechs Kirchen, beichtet dort und erhält sein Beichtbillet. Ein Anderer hat nicht Lust zu beichten, er hat vielleicht zu viel auf seinem Gewissen haften, indessen muß er ein Billet haben, sonst kann er nicht zum Tisch des Herrn gehen. Er kauft daher dem Erstern von seinen sechs Billets eins ab, zeigt es vor und wird dann zum Abendmahl zugelassen.

Von den vielen Kirchen Barcelonas sind eigentlich nur vier bis fünf sehenswerth. Die bedeu-

tendſte iſt die Kathedrale, die am Ende des dreizehnten Jahrhunderts angefangen, im Innern im gothiſchen Style gebaut, aber von außen nicht beendet worden iſt, obgleich ein reicher Mann in ſeinem Teſtamente eine große Summe dazu beſtimmt hatte. Hier war mir nun ſehr viel von einer Kapelle erzählt worden, in welcher ein Gemälde den Heiland im Sturm zu Schiffe darſtellt, wie er, den rechten Arm in der Seite, dem Sturme gebietet, und wo das Schiff ſo gebaut iſt, daß bei jedem Winde, welcher gerade draußen weht, daſſelbe ihn immer gegen ſich hat. Vergebens habe ich nach dieſem Schiffe geſucht, das gewiß die Kunſt aller neuern Maler beſchämen würde, es aber niemals auffinden können, und ich muß daher vermuthen, daß es bei dem beſtändigen contrairen Winde dennoch einmal Schiffbruch gelitten hat.

Die Kathedrale war nun die erſte Kirche, welche ich am grünen Donnerstage beſuchte; ihren

Altar fand ich erleuchtet, aber ſehr ſchwach. Die Mönche gaben früher das Geld dazu her, ſie ſind verſchwunden und mit ihnen, um mich eines Wortſpiels zu bedienen, die Erleuchtung.

Und ſo war es auch in den meiſten andern Kirchen, St. Martin de Mer, der Hofkirche, deren Hoftribune durch einen Gang zu der Wohnung des General-Gouverneurs führt, der Kirche des aufgehobenen Jeſuitenkloſters Bethlehem, mit der eine Schule verbunden iſt, der Kirche des Kloſters de la Merced und der des Kloſters St. Auguſtin.

In allen dieſen Kirchen waren die Altäre ebenfalls nur ſchwach erleuchtet, eben ſo waren die öffentlichen Prozeſſionen durchaus nicht von Bedeutung, aber alles, was nichts koſtete, war geblieben. So trug das Militair in dieſen Wochen das Gewehr mit umgekehrtem Kolben, man aß Faſtenſpeiſen, was das ganze Jahr in Spanien nicht geſchieht, ſondern abgekauft wird, und vor allem

hatte ſich eine der ſonderbarſten Gewohnheiten erhalten, die es irgend wo geben mag. Vor allen Kirchen befand ſich nämlich eine Schaar von Kindern, mit kleinen Knüppeln bewaffnet, womit ſie wacker auf ein langes Stück Holz ſchlugen, das an der Erde lag. Ja! eine Mutter ſetzte ihr einjähriges Kind auf die Erde, und gab ihm ein kleines Stäbchen in die Hand, mit welchem es auch ſeine ſchwachen Streiche führen mußte: und dies hieß: ſeine Wuth gegen Judas loslaſſen. Aber andere wußten ſich noch einen beſonderen Gewinn in dieſer Woche zu bereiten, indem ſie vor den Kirchthüren ein geſegnetes Kraut verkauften, beſtimmt zur Heilung eines, gewöhnlich durch Erkältung herbeigeführten ſchmerzlichen Uebels.

Geſellſchaften giebt es in Barcelona ſo gut wie gar keine. Theils lebt der früher dort wohnende Adel entfernt, theils ſind die Kaufleute zu ſehr in ihre Geſchäfte verwickelt, um geſellig zu ſein, die meiſten Konſuln ſind unverheirathet und

der General-Gouverneur lebt für ſich. Was übrigens vielleicht den Hauptgrund der Ungeſelligkeit ausmacht, ſind die verſchiedenen politiſchen Parteien, wie es deren wohl in keiner Stadt Spaniens ſo leidenſchaftliche giebt, als zu Barcelona. Jedoch ſollen von den vierhundert Kaufleuten, die ſich dort befinden, kaum vier zu den Exaltados gehören. Wie konnten ſich aber alsdann, noch einmal ſei es geſagt, jene dreihundertſechsunddreißig Kaufleute nicht vereinigen, um im Jahre 1835 die Gräuel der Zerſtörung der Klöſter zu verhindern!

Wenn ich ſage, der General-Gouverneur macht kein Haus, ſo ſcheint es doch, daß im Innern ſeines Hauſes, und, was die Repräſentation betrifft, alles ſehr grandioſe, auf ſpaniſche Weiſe, eingerichtet iſt. So begegnete ich ihm eines Tages, als er im Staate ausfuhr, die Gefängniſſe zu beſuchen, was zweimal im Jahre geſchieht, und wo jeder Gefangene ſeine Klagen in derſelben Art

vorbringen kann, wie es der Marquis de Marmara in seiner Reise in Sardinien erzählt. Sechs Chevaurlegers ritten seinem Wagen, der mit zwei Pferden bespannt war, voran, worin er mit seinem Adjudanten in großer Uniform saß, und dem ein anderer mit Herren in Civiluniformen folgte. Den Beschluß machten wiederum zwanzig Chevaurlegers.

Dieser Besuch brachte mich bald darauf, einen ähnlichen, jedoch ohne Chevaurlegers, des andern Tages abzustatten, und dazu empfahl man mir besonders die Besichtigung des Gebäudes eines vormaligen Klosters, das für einige dreißigtausend Piaster dazu eingerichtet worden war, zum einstweiligen Aufenthalte derjenigen Personen zu dienen, deren Prozeß noch im Gange ist, und ich kann aufrichtig gestehen, daß ich nichts Besseres und Zweckmäßigeres gesehen habe, als dieses Gefängniß. Alle schweren Verbrecher sind in demselben von den leichteren abgesondert. Frisches

Waſſer läuft durch das ganze Gebäude, die Luft iſt allenthalben rein, die größte Sauberkeit herrſcht. Aber ſo wie man in Spanien allenthalben etwas Sonderbares, Ungewöhnliches entdeckt, ſo iſt es auch hier der Fall, denn außer der Kapelle, wo Meſſe geleſen wird, befindet ſich auch noch eine Kapelle zu gleichem Zwecke, dergeſtalt gegen den Hof gerichtet, daß die Verbrecher, ſowohl von dort aus, als auch von vielen Fenſtern, die Meſſe vollſtändig hören können.

Sehr denkt man jetzt an eine beſſere Erziehung, und manchmal thut ſich dieſer Eifer auf eine eigne Art kund. In dem prachtvollen Börſengebäude iſt nämlich auf Koſten des Handelsſtandes eine Schule angelegt, in welcher des Morgens der gewöhnliche Schulunterricht ertheilt wird. Hiermit nicht zufrieden, iſt man aber noch auf den Gedanken gekommen, Knaben, die ſonſt des Abends müßig umherlaufen oder vielleicht noch etwas Böſeres thun, eine Beſchäftigung zu verſchaffen, und

ſo ſah ich dieſe Kinder, deren Eltern zu den allergeringſten Klaſſen gehören, an langen Tiſchen eifrig Köpfe, Landſchaften oder Architektur-Gegenſtände zeichnen, wozu ihnen alle und jede Bedürfniſſe an Papier, Bleiſtift, Tuſche u. ſ. w. ganz unentgeltlich geliefert werden.

Wenn aber die Erziehung ſich beſſern ſoll, ſo müſſen auch gute Beyſpiele vorangehn, und es wäre wohl einmal an der Zeit, das Mein und Dein beſſer zu beſtimmen, und die Geſetzgebung zu verbeſſern; dann könnte man erſt in der Hoffnung leben, daß die ſcheuslichen Betrügereien, Beſtechungen und Unredlichkeiten, welche von den Richtern ſchamlos getrieben werden, endlich einmal aufhörten. Denn es iſt wohl nicht zu hart geurtheilt, wenn ich, und hierin gleichen ſich alle Provinzen Spanien's, zu erklären mich gezwungen ſehe, daß ich auch nicht mit einem einzigen Spanier oder einem ſich längere Zeit in Spanien aufhaltenden Fremden geſprochen, der mir nicht

darüber die schauderhaftesten Geschichten erzählt hätte, so daß ich mich überzeugt habe, ein Spanier kann der beste Ehemann, der beste Sohn, der beste Freund sein, aber als Richter, als Advokat, oder als sonstiger Beamter taugt er nichts. Jede Provinz hat nämlich fürs erste ihre eigenen Gesetze, welche ein Rechtsgelehrter sämmtlich studirt haben muß, weil er nicht vorher weiß, wo er einmal angestellt wird, und so ist oft in Aragonien Recht, was in Catalonien Unrecht ist. Es giebt aber noch alfonsinische Gesetze, die sogenannte neueste Sammlung und die königlichen Dekrete, und keins dieser Gesetze hat ein früheres aufgehoben. Ein Richter versicherte einem meiner Bekannten, daß alles in diesen Gesetzen noch so unklar und zweifelhaft wäre, daß er geradezu entscheiden könne, wie er wolle. Man denke an ein solches unnatürliches Verhältniß!

Den zweiten Theil zu dieser Unordnung und der oftmaligen Pflichtvergessenheit, die daraus ent-

ſieht, iſt nun die Anſtellung der ſogenannten Scrivanos, einer Art Leute, die Gerichtsſchreiber, Unterſuchungsrichter und auch Notarien ſind, welche die Klagen aufnehmen und die großentheils als die gewiſſenloſeſten Menſchen geſchildert werden. Ein Beiſpiel von dem Vielen, ſo ich gehört, möge genügen.

Ein Spanier darf ein Brodmeſſer tragen, aber kein anderes. Nun hat ein Mann einen andern mit einem Meſſer ermordet, und es kommt darauf an, zuvörderſt zu ermitteln, ob das Meſſer ein Brodmeſſer geweſen, oder ein ſolches, das er abſichtlich zu ſich geſteckt hat. Der Mörder wird vor dem Scrivano geführt, der das Protokoll zu ſchreiben anfängt. Als er an den wichtigen Punkt kommt, hält er an, nachdem er das Wort un cultiello (ein Meſſer) geſchrieben. Der Mörder wirft eine Unze Gold hin, der Schreiber wiederholt un cultiello, der Mörder wirft eine zweite Unze hin, der Schreiber wiederholt zum zweiten

Mal un cultiello, und ſo geht dies fort, bis ſo viel Unzen hingeworfen ſind, als nöthig, um den Scrivano zu befriedigen; da endet er die Phraſe mit per cortar pan, um Brod zu ſchneiden, und nun wird der Mörder nicht zum Tode, ſondern nur zum Gefängniſſe verurtheilt, aus dem er denn nach einiger Zeit wieder entlaſſen wird.

Ueberhaupt iſt das Entlaſſen ſelbſt der Straßenräuber und Mörder etwas ganz Gewöhnliches. Die Sache verhält ſich ſo. Von demjenigen, was bei dem Räuber gefunden wird, gehört ein Drittheil dem Angeber und zwei Drittheile dem Alkalden und dem Richter der Audiencia Real. Manchmal ſchließt nun der Alkalde mit dem Richter einen Kontrakt, demzufolge er ihm für die des Jahres einkommenden Gelder ein Averſionalquantum giebt. Aber dieſes Geld will er wieder heraus haben, und ſo läßt er ſo viel Räuber wie nur möglich einfangen. Warum aber ſie lange feſthalten, denkt der Alkalde. Je früher der Räuber wieder ſein Hand-

werk treiben kann, deſto beſſer für ihn. In dieſer Art werden nun die Verbrecher nach einigen Monaten wieder losgelaſſen, und wann ſie wieder gehöriges Geld geſammelt, ſo werden ſie wieder eingezogen, und die nämliche Procedur als früher, tritt auch jetzt wieder ein.

So iſt es mit Recht und Gerechtigkeit in Spanien beſchaffen, und da ich in der Folge noch öfters Gelegenheit haben werde, hierauf zurückzukommen, ſo will ich für den Augenblick abbrechen und dagegen der angenehmen Exkurſion erwähnen, welche ich eines Tages mit Herrn Gauthier d'Arc in die Umgegend von Barcelona machte.

Dieſe Exkurſion war dazu beſtimmt, einige Oerter zu beſuchen, die ich früher ſchon genannt, welche an den Bergen gegen Norden zu liegen, und von denen man über Barcelona weg eine ſehr ſchöne Ausſicht genießt.

Die Fahrt ging zuerſt nach Gracia, wohin in der Mitte eine breite Promenade für die Fußgän-

ger und auf beiden Seiten ein Weg für die Wagen führt. Dieser Ort besteht erst seit etwa zwanzig Jahren und enthält meist Landhäuser, welche wohlhabenden Kaufleuten zu Barcelona gehören. Diese Landhäuser sind gut unterhalten und ihre Gärten mit allen südlichen Früchten reichlich bepflanzt. Bald aber kamen wir nach Sarria am höchsten gelegen, ebenfalls voll Landhäuser. Hier wurde unsere Aufmerksamkeit zuerst durch die Rudera eines zerstörten Mönchsklosters gefesselt, in dessen vormaligem Garten wir Fruchtbäume und Gemüse unordentlich durch einander gepflanzt fanden. Einige zerstörte Kapellen ließen sich durch artige zerbrochene Zierrathen in Fayence erkennen und durch Inschriften, von denen man nur noch einzelne Theile sieht. Dieses Gartens wird in früheren Reisebeschreibungen besonders gedacht, auch muß er wahrhaft lieblich gewesen sein. Terrassenförmig angelegt enthält er sehr hohe wilde Bäume, deren man in diesem heißen Lande oft schmerzlich

entbehrt, denn trotz der Zerstörung findet man sich doch noch wohl und behaglich in demselben. Dieses Sarria ist übrigens, sonderbar genug, der einzige Ort in der nächsten Umgebung von Barcelona, der ganz karlistisch gesinnt ist. Sonst ist es der hohe Theil der Berge, wo die Geistlichkeit immer noch einen großen Einfluß übt. Einem andern hübschen Landhause mußten wir, ohne es zu sehen, vorbeifahren, weil man nicht anders als auf ein Billet des Besitzers dort eingelassen wird, das mitzunehmen vergessen war.

Bald aber ging es uns besser, denn in die Kirche eines noch erhaltenen Nonnenklosters, das der Erziehung junger Mädchen gewidmet ist, durfte uns der Eintritt nicht verweigert werden. Dieses Kloster ist von der Gemahlin eines Königs von Aragonien gestiftet, die, nach ihrer Trennung vom Könige, sich dort angesiedelt hatte. Die Kirche enthält viel goldenes Schnitzwerk und schöne gemalte Fenster. Das Sprechzimmer stößt gleich

daran und bis hier dürfen auch nur die Geiſtlichen kommen, wann ſie die Beichte abnehmen. Aber keine ſchöne Nonne wollte ſich zeigen, und ſo verließen wir bald das Kloſter, ſchlugen einen andern Weg ein als denjenigen, auf welchem wir gekommen und nach einer Stunde Fahren, zwiſchen fruchtbaren, wohl angebauten Feldern waren wir wieder in dem lebendigen unruhigen Barcelona angelangt.

Wenn man den regen Fleiß der Catalonier ſieht, die gute Bebauung ihres Bodens, und dabei die Maſſe der Fabriken und Manufakturen in Seide, Baumwolle, Wolle, ihre Spitzen, Blonden und ſo viele andere dort gefertigte Artikel, ſo begreift man ihren Widerſtand gegen das Einlaſſen fremder Waaren, was ſie, ſeitdem ich Spanien verlaſſen, noch ſehr energiſch bewieſen haben. Ein Handelstraktat mit England, der von den übrigen Provinzen, namentlich von Andaluſien gewünſcht wird, die blos rohe Produkte zu verfüh-

ren haben, iſt ihnen daher etwas ſehr Unwillkommnes: und ob die Centralregierung es endlich durchſetzen wird, ſteht ſehr im Zweifel.

Das nächſte Ziel, das ich zu erreichen ſtrebte, war Valencia. Lange hatte ich mich bedacht, ob ich dahin zu Lande, was mit der Diligence drei Tage dauert, oder mit dem Dampfboote die Küſte entlang fahren ſollte. Leider, ich ſage leider, wie man bald zu ſehen Gelegenheit haben wird, behielt das Dampfboot die Oberhand. Der Ocean, ein franzöſiſches Schiff, ward von Marſeille erwartet, und ſo nahm ich denn Plätze auf demſelben, und zwar bis Cadix, nachdem man mich verſichert hatte, daß ich in Valencia früh ankommen, wegen des eintretenden Feſtes dort eine Nacht bleiben und erſt des andern Abends neun Uhr abfahren würde, wo ich hinreichende Zeit hatte, ſowohl die Landſchaft von Valencia als auch den Ort ſelbſt kennen zu lernen.

Am achten legte nun der Ocean, von Mar-

ſelle kommend, im Hafen an. Ich ging ſogleich nach Barcelonette, ihn zu beſehen, fand ein ſehr kleines Schiff von ſiebzig Pferden Kraft, ſonſt alles in gutem Stande, und ſchickte mich zum zehnten früh zur Abreiſe an. An Paſſagieren fand ich nur vier Perſonen; zwei derſelben waren Oeſterreicher, ein Graf Noſtitz und ein Rittmeiſter von Kern, in deren Geſellſchaft ich mir eine ſehr angenehme Reiſe verſprach, wie ſie es auch wirklich in dieſer Hinſicht bis Malaga blieb. Die andern zwei waren Spanier und Brüder, welche der Parthei der Moderados angehörten, der eine war Militair, der andere hatte einen Poſten bei der Douane gehabt, den er aber, gleich allen Moderados, in Folge der Abreiſe der Königin von Valencia, verloren hatte.

Der zehnte brach an. Der Chriſt war erſtanden, die Glocken läuteten, alles ging feſtlich gekleidet ſchon früh in den Straßen umher und ich, zwiſchen neun und zehn Uhr bei einem ſcharfen

Oſtwinde, Barcelonette zu. Meine Mitreiſenden erſchienen bald, aber nicht der Capitain, und mit dieſem Augenblicke fingen für ſechs und dreißig Stunden Widerwärtigkeiten aller Art für mich an, denn kein Unglück kommt allein. Da derſelbe mir noch Tages vorher große Pünktlichkeit empfohlen hatte, ſo fiel mir ſein Außenbleiben natürlich ſehr auf und bald erfuhr ich die Urſache. Der Capitain hatte nämlich, wie er nachher ſagte, eine Kiſte beim Zollamte anzugeben vergeſſen, die aber auf den geſchriebenen Liſten verzeichnet ſtand, und er ſollte nun als Defraudant beſtraft werden. Bald erſchienen auch wirklich Abgeſandte von dem Zollamte, nebſt einem Rechtsgelehrten, der, wie der Capitain nachher behauptete, ihn dazu bewegen ſollte, auf die Kiſte ganz Verzicht zu leiſten, was er jedoch nicht that. Dagegen hatte er ſich den Schreiber des franzöſiſchen Conſuls zur Unterſtützung mitgebracht und nun begann ein Procès verbal, der an drei Stunden dauerte. Erſt

um ein Uhr Nachmittags ſetzten wir uns alſo in Bewegung, der Wind war uns entgegen, indeſſen hofften wir in offener See auf einen günſtigern, was aber fehlſchlug, der contraire Wind dagegen ſtärker ward, und hatte ein ziemlich hohes Meer zur Folge. Schön war die Küſte, von der wir uns leider, wegen der hohen See, ſehr entfernt halten mußten, abwechſelnd Thal und Hügel und im Hintergrunde ſehr hohe Berge, beſonders der ſpitzzähnige, ſich über alle erhebende Montſerrat, deſſen Kloſter niedergebrannt, deſſen Mönche geflohen ſind, und das nicht mehr beſucht und beſungen wird.

Aber bald fingen die Schönheiten der Natur vor der Schwäche derſelben zu ſchwinden an. Ein ſtarkes Unwohlſein ergriff mich, und noch lange vor der Dunkelheit mußte ich mein Lager ſuchen, das ich vor dem nächſten Tage nur für Augenblicke verließ, um doch etwas von der ſchö-

nen Gegend zu Geſicht zu bekommen. Ce Monsieur là, hörte ich den Kapitain zu einem Andern ſagen, ne mangera pas son diner. Ach Gott! ich dachte nicht ans Eſſen.

Die Nacht verging höchſt unruhig. Die einmal bewegte See blieb auch bewegt. Gegen Morgen kroch ich vom Schmerzenslager auf das Verdeck und erblickte das jetzt unbedeutende Murviedro, das früher ſo berühmte Sagunt mit ſeinen Ruinen und ſeinen noch ſtehenden ungeheuren Mauern. Hier iſt es nun in einer Gegend, berüchtigt durch die Räubereien, welche dort öfters vorgefallen, wo die koſtbare Plaine des Königreiches Valencia anfängt, und hier war auch alles grün. Wie ſollte es aber auch da nicht grün ſein, in einer Landſchaft, wo der Oelbaum, der Maulbeerbaum, der Johannisbrodbaum und ſo viele, viele andere abwechſeln, wo lebendige Hecken die Felder einfaſſen, und wo die von den Mauren

herrührende, noch wohl erhaltene Berieselung derſelben der Erde im heißeſten Klima ſtets Zeugungskraft verleiht.

Endlich erblickten wir in der Entfernung Valencia ſelbſt, köſtlich in Mitten dieſes fruchtbaren Erdſtrichs gelegen; der Wind ward ſchwächer und, ſei es dieſes oder die Hoffnung, bald in der ſchönen Stadt mich angelangt zu wiſſen, genug! ich befand mich bald ganz wohl und ſah nur mit Sehnſucht dem Augenblicke entgegen, wo das Anker geworfen wurde und uns auf unſerer Reiſe fürs erſte ein entzückender Ruhepunkt würde gewährt ſein.

Ruhe jedoch findet bei Valencia, ſo lange man nicht das Schiff verläßt, niemals ſtatt, denn Valencia ſelbſt liegt beinahe eine halbe Meile entfernt, und der Ort, wo man landet, heißt: der Grao. Dieſer Ort hat aber durchaus keinen Hafen, ſondern man muß, ſo zu ſagen, noch im Meere das Schiff verlaſſen, über eine oft ſehr

hohe Brandung mit einem Boote ſetzen, und hat wohl noch bei eintretendem ſchlechtem Wetter, während man ſich in Valencia vergnügt, das Unglück zu erleben, daß das Schiff von ſeinen Ankern geriſſen wird und mit allen unſern Effekten in die weite See geht.

Statt des Morgens früh, waren wir alſo erſt um halb vier Uhr vor dem Grao angelangt. Wir hatten gefürchtet, denn es war ein Feſttag, daß die Herren von der Sanidad (Geſundheits-Commiſſion) uns vielleicht nicht bald beſuchen würden, indeſſen erſchienen ſie ſogleich und es ward uns geſtattet, ans Land zu gehn und uns in die Kähne zu werfen, welche uns abzuholen kamen, wegen der noch immer hohen Brandung aber ſtark bemannt waren. Hier erwartete mich der Preußiſche Konſul, Herr Pératonner, dem ich meine bevorſtehende Ankunft ſchon von Barcelona aus angezeigt, in einer Tartane: ich ſetzte mich hinein, es ging den Grad durch und dann durch eine

ſchöne Allee, in der blühendſten aller Flächen der Welt, beim heiterſten Himmel, auf Valencia zu. Bald ſahen wir rechts die Alameda (Spaziergang mit Bäumen beſetzt) voll Spaziergänger, wo links ein prachtvolles Gebäude, wiederum das Zollamt, wie in Barcelona, ſtand, dann ging es über eine ſtattliche Brücke in enge Straßen, die aber ſehr ſchöne Häuſer hatten, bis an die Fonda de las Diligencias, wo ich ein ſehr bequemes ſchönes Zimmer bekam.

Gewiß giebt es ſelten angenehmere Augenblicke, als derjenige, wo man nach überſtandener Seekrankheit im Hafen anlangt und bald eine gute und bequeme Wohnung hat. Und dies empfand ich jetzt. Um indeſſen die verlorne Zeit in etwas wieder einzubringen, ſo ward raſch Toilette gemacht und eben ſo raſch ſollte auch gegeſſen werden, damit der übrige Theil des Tages den Beſichtigungen vieler merkwürdigen Sachen und dem Vergnügen gewidmet werden könnte. Mit dieſem

Gefühl des innern Wohlseins verließ ich daher mein Zimmer und ging zum Diner im öffentlichen Saale, wo meine Begleiter auch ebenfalls bald erschienen. Ueber die Anwendung unserer Zeit waren wir bald im Reinen, und fingen zuvörderst an unser Diner mit gutem Appetit zu verzehren, als der Kapitain plötzlich ins Zimmer kam und den Ausspruch that: er müsse noch denselben Abend um zehn Uhr weiter reisen.

Ich weiß nicht recht das Unglück zu definiren, denn der eine nennt dieses, der andere jenes Unglück, aber was Mißgeschick ist, darüber sind wir wohl alle einig, und daß dieser Ausspruch des Kapitains für mich wenigstens das größte nur mögliche Mißgeschick in diesem Augenblicke war, das wird wohl ein jeder einsehen.

Vergebens war nun alles Herzählen der zu Barcelona gegebnen Versicherungen, vergebens die Vorstellung, daß doch ein Tag mehr oder weniger nichts bedeute, vergebens noch wer weiß wie viele

andere Argumente. Der Kapitain bedauerte uns und bedauerte uns wieder, aber dabei blieb es, und ſchloß immer mit der Phraſe: „Ich kann es nicht vor meinem Herrn verantworten, wenn ich länger bleibe, wo nichts zu thun, nichts zu gewinnen iſt".

Alle Gründe der Ueberzeugung waren erſchöpft, und ſo blieb uns nichts weiter übrig, als zuerſt uns die Erlaubniß zu erwirken, das Thor, welches nach dem Grao führt, auch nach dem eigentlichen Thoresſchluß, erſt um neun Uhr zu paſſiren, dann dem Vergnügen des Gaumens Einhalt zu thun und endlich mit dem Lohnbedienten raſch die Stadt zu durchlaufen. Und ſo thaten wir auch.

Unſer Lohnbedienter war ein Franzoſe, ein ganz origineller kleiner Kerl, der unter Don Pedro in Oporto gedient hatte, und das Glück gehabt, einer der wenigen zu ſein, die mit ihrem Leben, jedoch ohne Gehalt, davon gekommen waren. Mit ihm gingen wir nun über die prächtigen Brücken,

ſahen im Fluge die ſchönen Gebäude, welche Valencia enthält, auf der Promenade die ſchönſten Frauen, welche uns die baldige Trennung vielleicht noch ſchöner erſcheinen ließ, als ſie wirklich waren, und befanden uns um neun Uhr wieder im Gaſthofe, wo eine Tartane unſer wartete, die uns durch die ungepflaſterten Straßen Valencias wieder nach dem Grao hinausbringen ſollte.

Wenn ich nun ungepflaſterte Straßen ſage, ſo denke man etwa nicht, daß dieſes heißen ſoll, daß das Pflaſter etwa für den Augenblick aufgeriſſen war, um einem neuen Platz zu machen. Nein, das iſt es nicht, aber will man einen Begriff davon haben, wie wenig Central-Regierung und allgemeine Einrichtungen ſich für eine Nation paſſen, die ſo ſehr am Alten, nach den Gebräuchen ihrer verſchiedenen Provinzen, hängt, ſo höre man: Valencias Straßen ſind blos mit Sand belegt, und dieſer Sand, meint man, vermiſche ſich mit den ſalzigen Theilen des Bodens, und ſei

dergeſtalt zum Dünger gut. Der Bauer holt daher dieſe Erde zum Dünger weg, und ohne ſie, glaubt er, würde die Campagne von Valencia ihre ganze Fruchtbarkeit verlieren. Ich erzähle die Sache, wie ich ſie gehört, wie ſie übrigens eben ſo in manchen Reiſebeſchreibungen angetroffen wird, und worüber, frage ich, kann man ſich nach dieſem noch in Spanien wundern?

Gegen zehn Uhr waren wir im Grao angelangt.

So raſch mich von Valencia, dem ſchönen Valencia, trennen zu müſſen, das ich, aufrichtig zu ſprechen, mir nicht ſo reizend gedacht, war gewiß ein harter Schlag, und der einzige Troſt, den ich hatte, mußte der ſein, daß Valencia allein eine zweite Reiſe verdient und einen längeren Aufenthalt, als ich ihm für jetzt doch nur hätte widmen können. Vielleicht finde ich alsdann noch das Grab der ſchönen und tapfern Ximene, die nach des Eid Tode die Schlüſſel von Valencia dem

Könige von Caſtilien überreichte und die Stadt ſiegreich lange gegen die Mauren vertheidigte.

Die Valencianer ſind arbeitſam, dabei aber luſtig und lieben den Tanz, ſie ſind unbeſtändig, leicht zu reizen und überaus heftig. Dies iſt das allgemeine Bild, das man ſich von ihnen ausmalt und wohl nicht mit Unrecht. Die Menge der Fabriken in dieſem Königreiche, von Leder, Leinen, Treſſen, Spitzen, Takelwerk für Schiffe, Zügel von den Fäden der Aloeſtaude verfertigt, Fayence, die namentlich zum Pflaſtern in den Stuben dient, und ſich in kleinen bunten viereckigen Stücken als Moſaik ſehr zierlich ausnimmt, ferner Meſſing, Drath, Nägel u. ſ. w., beweiſen für die Wahrheit eines Theiles meiner Behauptung und die unglaubliche Menge der Ermordungen leider für den andern Theil, und bald ſollte ich zum wenigſten von der Heftigkeit der Valencianer Zeuge ſein und auch eine Rolle dabei übernehmen.

Es betraf nämlich die Bootsleute, mit denen wir noch vom Schiffe aus einen Accord über den Preis geschlossen hatten, für den sie uns nach dem Lande hin- und zurückfahren sollten. Angekommen in sinkender Nacht, sahen wir sogleich einem Streite zu, der unter mehreren von ihnen begann, weil jeder die Ehre haben wollte uns nach dem Schiffe zurück zu fahren, und der bald in Thätlichkeiten ausartete. Der Streit unter ihnen war jedoch bald geschlichtet, um dagegen mit uns anzubinden, denn kaum saßen wir viere im Boote, als sie von jedem von uns mit großer Bestimmtheit einen Piaster forderten. Wir wollten sie in schlechtem Spanisch an ihr Versprechen erinnern, aber sogleich erklärten sie uns mit der heftigsten Sprache, daß sie alsdann wieder an das Land fahren würden und warfen auch ihre Ruder schon in diese Richtung. Was war zu thun! Kamen wir nicht bald, so fuhr das Schiff ohne uns ab, daher ihnen das Versprechen der Zahlung, aber

erſt auf dem Schiffe, gegeben ward. Doch mußte es öfters der Fall geweſen ſein, daß, einmal auf dem Schiffe angekommen, ihren exorbitanten Forderungen nicht genügt war, und ſo erklärten ſie von neuem, daß ſie auf der Stelle Bezahlung verlangten, oder a terra. a terra! zu Lande, zu Lande! erſcholl aus aller Munde mit wo möglich noch geſteigerter Heftigkeit. Alſo auch hierin ward ihren Wünſchen Genüge gethan, und ſo erreichten wir bald, über die hohe Brandung weg, das Schiff. Ein Thor, wer in ſolchen Fällen nicht nachgeben wollte, denn die Wuth, ſich getäuſcht zu ſehen, möchte wohl am Ende ihre Forderungen in Gewalt verwandelt und uns noch etwas mehr als einige Piaſter gekoſtet haben. Unſer Schiff wäre abgefahren, und wo hätten wir für den Augenblick Nachtquartier gefunden, und wo am andern Tage die uns gebührende Genugthuung!

Uebrigens iſt, wie ich ſchon vorher angedeutet,

die Einschiffung dort höchst gefährlich, so daß, bei wahrhaft hoher See, ein unglaubliches Geschick und eine Menge Menschen oft dazu gehören, um das Boot sicher über die Brandung hin und zurück zu führen und dann ist kein Maaß und Ziel in den Forderungen dieser Schiffer, und hundert Piaster sind oft für ein Boot bezahlt worden, das an einem andern Tage für wenige Realen zu haben war. Der Wind hatte sich bei unserer Abfahrt vom Grao etwas gelegt, indessen ward die Nacht bald wieder sehr stürmisch, und es kam besonders darauf an, das Cap St. Martin zu doubliren, worauf uns der Capitain, seiner Meinung nach, günstigeren Wind versprach. Dieses Doubliren fand aber erst um sechs Uhr Morgens statt, und nun blieb auch der Wind wahrhaft günstig, und keinen Augenblick verließ ich das Verdeck. Große Felsen zeigten sich an der Küste und unter ihnen einer, welcher in der Mitte, einem Stiefelknechte gleich, gespalten war. Die Ursache die-

ſes Riſſes erfuhr ich bald. Der Felſen heißt der Rolands-Felſen. Der große Roland muß nämlich zuweilen wirklich ganz ſpaßhaft in ſeiner Wuth geweſen ſein. Wer kennt nicht die bekannte Geſchichte, wie Ludwig XIV. auf dem Landſitze des Duc d'Antin einſt bedauerte, daß ihm ein Wald die Ausſicht verdürbe, und daß dieſer berühmte Schmeichler in der Nacht alle Bäume abhauen ließ und ſie blos mit Stricken an den Wurzeln zu befeſtigen befahl, worauf ſie des andern Tages, als der König ſein Bedauern wiederholte, auf einen Wink des Herzogs zu Boden fielen. So handelte der Duc d'Antin, anders der kräftige Roland. Ein Felſen verbarg ihm die Ausſicht aufs Meer, und da er keinen Widerſtand kannte, wo es blos auf Kraft ankam, ſo ſtieß er mit dem Abſatze ſeines Stiefels gegen den Felſen, der ſogleich ins Meer fiel, wo ſich, wenn ich nicht irre, eine kleine Inſel gebildet hat, worauf der Schäfer ein ſolches Gelächter angeſchlagen haben ſoll, daß

in der Nähe noch einige Felsen, wenn auch nicht ins Meer gefallen, doch große Risse bekommen haben.

Gegen zehn Uhr Morgens ankerten wir auf der Rhede von Alicante. Aber hier glaubte ich mich nicht mehr in Spanien, sondern nach Egypten versetzt, denn nichts Grünes war zu sehn. Die Felsen waren gelb, die Erde gelb, die Häuser gelb, die Dächer völlig flach und einzelne Palmen vollendeten die afrikanische Landschaft.

Ein eigentlicher Hafen ist auch hier nicht vorhanden. Wir landeten sogleich, besahen uns die immer gelb bleibende Stadt, die Alameda, wo Laub an kleinen Bäumen nur sparsam saß, und gingen dann nach dem Gasthofe.

In Folge eines Briefes, den ich für einen zu Alicante ansässigen Engländer mitgebracht, verlebte ich aber dort einen sehr angenehmen Tag, ward sehr freundschaftlich gleich zu Mittag gebeten, und hatte noch das Glück, dort fast das

einzige Grün in Alicante zu ſehn, das in einem Gerichte grüner Erbſen beſtand, das auf den Tiſch kam. Dort erfuhr ich noch, daß es in Alicante nicht allein ſelten regne, ſondern auch, daß in dem ganzen Jahre nicht ein Tropfen Waſſer vom Himmel gefallen ſei. Welche ſchreckliche Exiſtenz!

Solche Gebrechen bereiten indeſſen zuweilen ein ſehr geſelliges Leben, und man ſucht die Freude im Hauſe, wenn ſie nicht außer demſelben gefunden wird. Das ſoll nun zu Alicante der Fall ſein, und außer einer italieniſchen Oper, die fleißigen Zuſpruch hat, ſoll es noch mehrere Häuſer geben, wo man uneingeladen ſeinen Abend zubringen kann.

Auch Neigung zu den Künſten ſcheint hier zu Hauſe zu ſein. Unter andern ward ich in ein Haus geführt, das eine der prächtigſten Treppen hatte, die ich je geſehn, und deſſen Beſitzer, Marquis d'Algorfa, ſonſt Capitain in der Marine, mich ſehr höflich empfing und mir eine der größ-

ten Bildergallerien zeigte, wie ſie ſich ſelten im Beſitze eines Privatmannes befindet, und die Gemälde von den berühmteſten Malern Spaniens und anderer Länder enthalten ſollte. Auch ſeine eignen Gemälde, namentlich einige Seeſchlachten, zeigte mir der Herr Marquis, wobei er meinte: man müſſe dabei geweſen ſein, wie er, um dergleichen ſo getreu darzuſtellen. Ich überlaſſe den Kritikern, die nach mir kommen, deren Beurtheilung.

Schreckliche Geſchichten hörte ich von den in und bei Alicante vorfallenden Mordthaten. Ein Mörder, der anderer politiſcher Meinung war als der Richter, vor deſſen Forum er kommen ſollte, ſah einem ungünſtigen Urtheile ſchon aus dieſem Grunde entgegen. Eines Abends war der Richter in Geſellſchaft meines Wirthes in dem gegenüberſtehenden Hauſe bei einer jungen Gräfin, welche eins der gaſtfreieſten Häuſer hat. Man trennt ſich in der Nacht, der Richter geht allein nach Hauſe

und wird, ſo wie er den Fuß über ſeine Schwelle ſetzen will, von drei Männern zugleich angefallen. Schwer verwundet giebt er in einigen Minuten ſeinen Geiſt auf.

Ein anderer dicker Mann, den ich an der Rhede ſah, war kurz vor Alicante ebenfalls von drei Räubern angefallen worden, als er gerade von ſeinem Landſitze heimkehrte, worauf man ihn in die Berge geſchleppt hatte. Unterweges findet der eine Räuber Gelegenheit ihn allein zu ſprechen, und macht ſich anheiſchig, ſeine beiden Genoſſen aus dieſer Welt zu ſpediren, wenn er ihm die Zuſicherung gäbe, um ſeinen Parden bei der Autorität anzuhalten. Der dicke Herr beſinnt ſich keinen Augenblick, ihm dies Verſprechen zu geben, worauf der eine Kamerad ſogleich ermordet wird, und der andere die Flucht ergreift.

Solche Sachen bedürfen keines Kommentars, wie ich glaube, indem ich nur hinzufüge, daß es zu Alicante Herren giebt, die des Abends in keine

Gesellschaft gehn, ohne mit Pistolen bewaffnet zu sein.

Um sieben Uhr werden die Thore von Alicante geschlossen, und um diese Zeit war auch unsere Abfahrt bestimmt. An der Rhede sahen wir noch viel Leute spazieren gehen und unter den Frauen einige recht hübsche Gesichter, alle mit dem bekannten Blondenschleier versehen, denn ein Hut gehört in Spanien stets zur Ausnahme. Die beiden einzigen Oerter, wo man deren mehr als sonst wo sieht, sind Madrid und Barcelona.

Zum ersten Male, seitdem ich Barcelona verlassen, schien die See völlig beruhigt zu sein und versprach eine angenehme Nacht. Indessen hatte ich mich wiederum geirrt, wir waren ja im Monat April, und so fand ich, nachdem ich vortrefflich geschlafen, als ich das Verdeck bestieg, wieder starken Wind, der uns jedoch nicht abhielt, die Felsen von Palos gut zu passiren und noch ziemlich früh in den prächtigen, von allen Seiten

gegen die Winde geſchützten Hafen von Carthagena einzulaufen, mit der Abſicht, die dortigen berühmten Schiffswerfte zu beſehen.

Großer Gott! Was erwartete uns jedoch dort und wie ſollten wir erkennen, was ſchlechte Regierungen, dann Revolutionen und dann wieder ſchlechte Regierungen für einen Schaden einem Lande zufügen können! Schon mehrere Male glaube ich bemerkt zu haben, wie alles in Spanien groß angelegt wird und wie viel nachher wieder verfällt. Daß ich aber eine ſolche vollſtändige Zerrüttung und Vernichtung erblicken würde, darauf war ich nicht gefaßt; denn Carthagena beſteht nur noch in ſeinen Mauern.

Carthagena giebt uns die Geſchichte der ganzen Revolution Spaniens, ſo weit es die Regierung betrifft. Denn ſieht auch der Fremde in dieſem Lande und beſonders auf der Küſte Wohlleben, ja ſelbſt vielen Reichthum, ſchauet er den großen wichtigen Handel, der hier betrieben wird,

ſo hüte er ſich, hieraus einen Schluß auf die Adminiſtration des Landes fällen zu wollen. Spanien iſt ein überreiches Land und ernährt ſeine Einwohner, ſo zu ſagen, von ſelbſt und ohne große Induſtrie, das heißt: es hat nur ſolche Induſtrie, die ſich gleichſam von ſelbſt verſteht, und über die ſich keiner den Kopf zerbrechen wird. Der wahrhaft erfindungsreichen Männer giebt es wenige; ſie ſind zu zählen, und was hiervon durch verkehrte Geſetze und Einrichtungen noch erſtickt werden kann, das geſchieht gewiß. Iſt es nun nicht ein wahrer Jammer, wenn man ſolche ungeheure Schiffswerfte, wie zu Carthagena, ein ſolches prächtiges Gebäude, wie das der Marineſchule, ſieht, genug ſich einen Ort denkt, wo ungefähr zweitauſend Menſchen ſonſt beſchäftigt waren, und alles dieſes leer, ausgeſtorben und im gräßlichſten, mit jedem Tage zunehmenden Verfalle erblickt?

So ſieht der Fremde die Marineſchule mit

zerbrochenen Fenſtern und Thüren, er ſieht die unendlichen Seilbahnen, aber kein Seil, das verfertigt würde, er ſieht die Werfte, wo die Schiffe gebaut wurden, und noch erblickt er hier und da ein Anker, oder einige Schiffe, die vielleicht ſeit fünfundzwanzig Jahren oder länger dort im Rumpfe verfaulen und wenn er mitten in dieſer Scene der Verwüſtung ſteht und frägt: Welcher Vandale hat denn dieſes zerſtört? ſo iſt die einzige Antwort: Keine Vandalenhand, ſondern der Mangel an allen Händen, der Mangel an Geld, der Mangel an Pflege, an Aufmerkſamkeit. Noch funfzig Jahre weiter ſo fort und der Fremde wird nach den Ruinen von Carthagena wandern, wie er jetzt nach Baalbek oder nach den Ruinen irgend einer andern dahin geſchwundenen Stadt des Alterthums ſich auf die Reiſe macht.

Aber die Carthagenenſer, ſcheint es, witzeln ſelbſt im Grimme über den Verfall ihres Glücks

und ihres Wohlſtandes, denn wie könnte man es ſich wohl erklären, wenn ich plötzlich in einem der leeren Räume an der Wand mit Kohle geſchrieben fand: Viva la Constitucion! Viva Isabella II.! Viva Espartero! Oder ſoll es ein Aufruf an die neue Regierung ſein, ihnen zu helfen? Nun ſo beeile ſie ſich denn, wieder herzuſtellen, was die Vorgänger vernichtet haben, denn nur ſo kann ſie das Viva verdienen, das ihr hier ſchwarz auf weiß gebracht iſt.

Der Ort ſelbſt hat daher auch jetzt wenig Verkehr, und der Handel, den er mit den Landesprodukten treiben mag, ſcheint nicht das militairiſche Leben und die Bewegung zu erſetzen. Alles ſieht ziemlich leer und todt aus, und daher waren wir ſchon um drei Uhr wieder auf unſerm Schiffe angelangt, und gingen noch denſelben Abend wieder unter Dampf.

Sehr trübe geſtimmt hatte ich das Schiff beſtiegen, und mich im erſten Augenblicke bitter dar-

über in einem Briefe nach meiner Vaterſtadt beklagt. Aber das ſchöne Lied, von Reichard komponirt, Freuden und Leiden, wie wechſelt ihr! ſollte auch hier wieder Gelegenheit haben von mir geſungen zu werden, denn kaum waren wir im offenen Meere, als nach den vielen Stürmen, welche wir bis jetzt gehabt, eine der ſchönſten ruhigſten Nächte eintrat, die ich nur je auf dem Meere verlebt, und die mich ſo ganz auf jene herrlichen Nächte zurückführte, deren ich vor ſechs Jahren zwiſchen dem Pyräus, Smyrna und Konſtantinopel genoſſen. Die See glich einem Spiegel und noch lange blieb ich auf dem Verdeck, bis übergroße Ermüdung mich mein Lager aufſuchen hieß, von dem ich mich erſt ſpät wieder erhob und mich nach oben verfügte.

Beſeeligender Augenblick! Wir waren in Andaluſien angekommen. Almeria, das reizende Almeria lag vor uns. Ich ſah einem entzückenden Tage entgegen.

... Und dieſe Hoffnung ward erfüllt, und der Aufenthalt in dieſem lieblich gelegenen Ort iſt eine der angenehmſten Rückerinnerungen meiner Reiſe. Almeria liegt im Königreiche Granada in einem der fruchtbarſten Thäler deſſelben, durch hohe Berge und Felſen eingefaßt. Die ganze Landſchaft iſt grün und wieder grün, was man ſo ſelten in Spanien findet. Da war nichts verdorrt, alles prangte in Blüthe und Frucht. So iſt der erſte Eindruck, den Almeria auf den Fremden macht, der von der Seeſeite kommt. Die Rhede iſt groß und ſicher. Mit der Sanidad war alles bald beendigt und ſo landeten wir ſogleich.

Almeria hat meiſt nur Häuſer von einem Stockwerke, deſſen Eingang, ſo wie die Fenſter, durch eiſerne Gitter geſchützt werden. Auch ſind ſie ſchon hier, ſo wie beinahe in ganz Andaluſien, ſämmtlich blendend weiß, da ſie zum wenigſten einmal im Jahre, ſowohl von außen, als innerhalb, abgeputzt werden. Höchſt charakteriſtiſch

und ſehr ſauber, wie die Häuſer, erſchienen mir ebenfalls die Einwohner in ihrer Tracht, welche gleichſam eine Fortſetzung derjenigen des Königreiches Valencia iſt. So trug ein auf dem Markte ſtehender Eſeltreiber folgende Kleidung. An den Füßen weiße Sandalen, die Strümpfe reichten bis an die Knöchel; darüber war eine Art weißer Hoſe, die einer griechiſchen Fuſtanella glich; dazu trug er eine Jacke mit kleinen ſilbernen Knöpfen, ein breites Tuch um den Kopf, denn das frühere Netz iſt ganz abgeſchafft, und einen runden, von allen Seiten aufgekrämpten Hut. So ging der Mann zu einem immer fließenden Brunnen und wuſch ſich höchſt ſorgſam, worauf er ſich wieder zu ſeinem lieben Thiere begab.

Dem ſchönen Grün, das wir vom Schiffe aus bewundert hatten, entſprach nun die Stadt ſelbſt und die nächſte Umgebung vollkommen. Die Alameda iſt eine der ſchönſten in Spanien. In

ihrer Nähe, gleichſam mit ihr verbunden, iſt auch der Markt, den wir mit allen nur möglichen Früchten des Südens bedeckt fanden, aber auch nicht verfehlten, die ſeit der Hungersnoth vom J. 1816 ſo nothwendig gewordenen vaterländiſchen Erdtoffeln dort anzutreffen, welche zuerſt von der deutſchen Kolonie in der Sierra Morena gepflanzt wurden und jetzt wohl in ganz Spanien gebaut werden. Bald kamen wir bei fortgeſetztem Spaziergange unter ehelich gepflanzten Palmbäumen, das Weibchen nicht weit vom Männchen, von dem es ſeine Befruchtung erhält, und Banianſträuchen nebſt andern ſüdlichen Pflanzen mehrerer Gärten vorbei, wo ich, es war der vierzehnte April, die erſten diesjährigen Erdbeeren aß. Nach der Stadt zurückgekehrt, ſtatteten wir noch einen Beſuch bei dem Agenten des Dampfbootes ab, einem Engländer, der uns ſehr artig empfing und ſo kehrten wir, völlig zufrieden mit dem angenehm verlebten Tage, auf das Dampfſchiff zurück, wo

das gewöhnliche gute Diner unſer wartete, und die Anker bald gelichtet wurden.

Die vorige Nacht, ſchien es, war nur ein Lichtpunkt in unſerer bis jetzt ziemlich ſtürmiſchen Seereiſe geweſen, denn kaum hatten wir die Rhede von Almeria aus dem Auge, als ein ſtarker Südoſtwind zu wehen begann, der immer mehr und mehr an Stärke zunahm. Die Küſte von Almeria nach Malaga hat einige nicht ganz gefahrloſe Vorgebirge, weyen wir dem einen, Punta di Elena, noch am Tage bei hoher See, aber ganz glücklich vorbeifuhren. Bald darauf ward es ganz finſter; in der Entfernung, an der Küſte erblickten wir ein großes Feuer. Es waren die Bleiminen von Adra, von denen es her kam, und da ich eben von ihnen rede, ſo kann ich nicht umhin, was hierauf und auf die neuen Entdeckungen, welche man in den Gebirgen an der Küſte gemacht, Bezug hat, als Epiſode, etwas näher auseinanderzuſetzen.

Daß Spanien in ſeinen Gebirgen eine unglaub-

liche Menge an Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Alaun u. s. w. u. s. w. besitzt, ist eine anerkannte Sache, und eben so, wie wenig in frühern Zeiten dieser ungeheure Reichthum benutzt ward. Die wenige Sorgfalt ging so weit, daß man Gold und Silber, so zu sagen, liegen ließ, weil man dessen Bearbeitung schwierig fand und man diese edeln Metalle hinreichend aus Amerika bezog. Seitdem Amerika sich von Spanien losgerissen, haben sich jedoch die Ansichten geändert und der Bergbau ist für jede Art von Mineralien in vollem Gange, der dadurch begünstigt wird, daß schon nach den früheren Gesetzen ein jeder Eigenthümer es sich gefallen lassen muß, wenn ein Fremder unter einer für den Boden bestimmten Entschädigung, sobald er die Anzeige von Mineralien hat, denselben zu diesem Zwecke bearbeiten und sie sich aufsuchen will. In diesem Augenblicke ist man nun damit äußerst beschäftigt, und auch viele Aus-

länder, namentlich Franzoſen, haben einen groſſen Antheil daran genommen.

Ein Kaufmann, Namens Heredia, einer der geſcheidteſten und einflußreichſten Männer ſeines Landes, zu Malaga wohnhaft, und auf den ich ſpäter zurückzukommen gedenke, iſt nun auch in dieſem Punkte einer derjenigen, welche dieſe Induſtrie beſonders begünſtigen, und mit jedem Jahre wachſen deren Reſultate. So hatte man gegen das Ende des Jahres 1839 in der Umgegend von Cuevas Silberblei von einem außerordentlichen Reichthum entdeckt, ſo daß das Mineral 33 Procent Blei enthält, und jeder Centner Blei ohngefähr zwölf Unzen Silber. Der Gang erſtreckt ſich von Cuevas ab auf funfzehn Lieues gegen Oſten von Almeria. Seine bis jetzt entdeckte Tiefe beträgt ſechzig Mètres auf einer Baſe von dreißig bis ſechsunddreißig Mètres.

Dieß iſt die groſſe Entdeckung, welche gemacht

worden, und deren jedenfalls noch eine Menge folgen werden, denn wo ruht auch des trägsten Menschen Thätigkeit, wenn erst solch ein Anstoß gegeben worden ist.

Der Wind war während der Nacht noch immer im Zunehmen und das beständige Schaukeln des Schiffes brachte mich fast um allen Schlaf, besonders aber als wir bei dem zweiten gefährlichen Punkte, bei Cabo Sacratif, vorbeifuhren. Aber auch dieß ging ganz gut vorüber und um fünf Uhr endlich erblickten wir Malaga mit seinem schönen und sichern Hafen, groß und weitläuftig am Ufer gelegen, den Gibralfaro, das feste maurische Schloß zu seiner Linken, mitten in der Stadt aber, über alles hervorragend, den prächtigen Dom.

Von Barcelona bis Malaga hatte ich zwar alle Städte an der Küste nur im Fluge gesehn, jedoch mit Ausnahme von Valencia, wo die erwähnten Umstände länger zu bleiben mich ver-

hinderten, ſtets hinreichend dasjenige, was ich kennen zu lernen wünſchte. Malaga war aber der erſte Ort, wo ich mich wiederum etwas länger aufzuhalten gedachte und damit die Abſicht verband, von dort nach Granada hin und zurück zu reiſen, und dann meine Fahrt zu Waſſer über Gibraltar und Cadir bis Sevilla fortzuſetzen.

Hier zu Malaga war es aber auch, wo ich abermals durch die Feuerprobe der Zollbeamten zu gehn hatte, wo man zuweilen mehr, zuweilen minder verbrannt herauskommt. Das Zollweſen iſt und bleibt gewiß, ſo wie es einmal eingerichtet iſt, diejenige Kurvel, um die ſich, ich möchte ſagen, die ganze Staatsverfaſſung und die ganze Moral des Volkes dreht, denn die Zölle machen nicht allein eine der größten Einnahmen des Staats aus, ſondern ihre höchſt fehlerhafte Einrichtung iſt der erſte und hauptſächlichſte Grund aller Laſter und Gebrechen der unteren Klaſſen.

Mit der leichten Veranlaſſung, die ſie zum Betruge giebt, mit der gewaffneten Hand, womit derſelbe vollführt wird, mit dem Beſtechungsſyſteme, das daraus hervorgegangen, macht ſie die Menſchen zu Hehlern, Räubern und Mördern. Gewiß klingt es fabelhaft, und doch iſt dem ſo, wenn ich mich zu behaupten unterſtehe, daß alle Gebrechen dieſes Syſtems öfters von übrigens ganz geſcheidten Leuten als gleichſam etwas Nothwendiges erkannt werden, ſo daß es heißt, durch eine Veränderung dieſes Syſtems würden viel Leute, die die ſchändlichſten Betrügereien machen, um ihr Brod kommen, und daß es ſogar Spanier giebt, die dem daraus hervorgehenden Raubſyſtem eine gewiſſe Glorie beilegen, ſo wie es Zeiten gab, wo die Verführung einer rechtlichen Frau für etwas Geniales galt. So ward einer meiner Bekannten zu Madrid eines Tages befragt, ob es in Deutſchland auch Räuber gäbe, und auf ſeine Erwiederung, daß zuweilen deren auch an-

getroffen würden, konnte ſich der Spanier nicht enthalten, mit einem gewiſſen Nationalſtolz auszurufen: Aber gewiß keine, die ſolchen Muth haben, wie die unſrigen.

Ueber Douanen, über Räuber in Spanien, iſt ſchon ſo viel geſchrieben worden, daß es ſcheinen ſollte, es wäre nicht mehr der Mühe werth, ihrer zu erwähnen, und doch ſtößt man noch jeden Augenblick auf der einen Seite auf ſolche Beiſpiele von Verderbtheit, und auf der andern von Toleranz, daß man denken ſollte, die ganze Regierung müſſe ſich in einiger Zeit auflöſen, und doch geht ſie immer ihren Gang ruhig fort. So kenne ich unter andern, was die Toleranz betrifft, eine ſehr geachtete Dame, nahe einer großen Stadt wohnhaft, welche es nicht verſchmähete, zuweilen drei Brüder Räuber, die nicht weit von ihrem Landhauſe wohnten, dort zu ſehen. Sie ermangelte nicht, ihnen öfters ihre Verbrechen vorzuhalten, aber ſie meinten, daß ſie arm wären, keine Mord-

thaten begingen, und nur die reichen Leute um dasjenige erleichterten, was sie zu viel besäßen. Eines Tages hatte sie den Marquis N. N. zu Tisch. Die Unterhaltung fiel auf die Brüder, der Marquis wünschte sie zu sprechen. Sie erschienen und versicherten im Lauf der Rede, daß der Herr Marquis, so lange er in Andalusien reise, niemals von ihnen beunruhigt werden sollte, nur wären sie ihrer Lebensart müde, und wünschten eine andere zu ergreifen, ehe sie alt und stumpf würden. Der Marquis gab ihnen darauf das Versprechen, in den Cortes ihr Gesuch vorzutragen. Auch that er es, indessen scheint es, daß das Gouvernement dießmal minder nachsichtig war, denn bald war der eine Bruder gefangen und hingerichtet und die andern hatten kaum Zeit zu entfliehen. Was aus ihnen geworden, weiß man nicht, es hieß, sie hätten sich bei der Armee des Don Carlos anwerben lassen.

So milde denkt man in Spanien über der-

gleichen Dinge. Leider werde ich noch genug Gelegenheit haben, auf ſolche Entartung der Menſchheit in dieſem Lande zurückzukommen. Für jetzt breche ich davon ab, denn das Anker iſt geworfen, wir erwarten die Herren von der Sanidad, das Wetter iſt ſchön, und bald hoffe ich gelandet zu ſein.

Ich ſage, ich hoffte bald gelandet zu ſein, aber ich ahnete nicht, mit welcher knappen Noth ich einer widrigen völlig unerwarteten Quarantaine entging. Schon in Carthagena war nämlich ein ſpaniſcher Chevaurlegers auf das Schiff gekommen, und zu Almeria ſah ich ihn, wie er ſich außerordentlich putzte und kämmete, und dann mit uns daſſelbe verließ. Die Stunde der Wiederabfahrt war ihm ſowohl wie uns vom Capitain genau bezeichnet und wir blieben ſelbſt noch über eine Stunde länger dort, ehe das Schiff von neuem in See ging. Plötzlich, wir waren ſchon auf dem Meere, fiel dem Capitain ein, daß der Soldat fehle, indeſſen

wollte er weder zurückfahren, noch uns, indem er davon spräche, in Schrecken ſetzen. Seine Sachen waren an Bord geblieben. Wahrſcheinlich hatte er ſich bei irgend einer Schönen, für die er ſich ſo geputzt hatte, verſpätet. Die Sitte iſt, daß, im Hafen angekommen, ſtets alle Paſſagiere ſich ſtellen müſſen und ihre Anzahl mit den vom Capitain geführten Liſten übereinſtimmen muß. Fehlt ein einziger, ſo iſt der Verdacht da, er ſei an der Peſt geſtorben, und ſein Körper ins Waſſer geworfen. Das Schiff kommt alsdann unter Quarantaine. Dieſer Gefahr waren wir alſo ausgeſetzt. Indeſſen benahm ſich der Capitain höchſt geſchickt, und als die Herren von der Geſundheits-Kommiſſion erſchienen und einer fehlte, ſo wies der Capitain auf das eine Bett, wo die Gardinen herunter hingen und ſagte, dort wäre noch ein Paſſagier, der von dem ſtürmiſchen Wetter, das wir die Nacht über gehabt, noch ſehr

ermüdet ſei, und ſo befriedigt entfernten ſich die Herren.

Mit Ungeduld wartete ich jetzt auf Nachricht vom preußiſchen Konſul, Herrn Roeſe, dem ich ſchon am vierten April von Barcelona aus geſchrieben und gebeten, mir gefälligſt Quartier zu beſtellen, als der Capitain ſich genöthigt ſah, mir zu erklären, daß die Herren vom Zollamte alle Sachen auf einmal zur Beſichtigung zu haben verlangten, und daß ich, ſobald ich nicht die meinigen mit nach Cadix genommen wiſſen wollte, ſogleich mit ihnen das Schiff verlaſſen müſſe und an das ſo eben von Cadix angekommene Schiff le Phönizien heranfahren und mit den von dort kommenden Paſſagieren zuſammen in Malaga landen.

Daß jedes Widerſtreben gegen eine Behörde zu nichts führt, iſt wohl eine anerkannte Sache, und daher war ich, ohne Nachricht vom Herrn

Roose zu erhalten, sogleich zu Schiffe. Das Boot fuhr nun an den Phönicien heran, und hier blieben wir, da dieses Schiff eins der größten im Mittelmeere ist, und bedeutend viele Reisende hatte, eine gute Stunde bei ziemlicher Sonnenwärme ruhig liegen, bis sämmtliche Passagiere mit ihren Effekten sich in die Böte vertheilt hatten. So in großer Gesellschaft wurden wir endlich ausgeschifft, und unsere Sachen in freier Luft auf den Boden gelegt. Denn es hieß, die Herren seien noch nicht alle in dem wiederum sehr prächtig gebauten Zollamte angelangt, und einzelne dürften nicht visitiren, weil drei Partheien wären, von denen jede ein besonderes Interesse daran hätte, und einer den andern beaufsichtige, daß er nichts zollfrei durchgehn lasse.

Die Sonne stieg immer höher, und ich empfand schon deren brennende Strahlen, wartete aber wiederum eine geraume Zeit neben meinen Sachen, als ich einen Herrn, anständiger denn die übri-

gen gekleidet und mit einem sehr gefälligen Aeußern, herumgehen sah, zu dem ich sogleich ein gewisses Zutrauen faßte, und ihn um die Wohnung des Herrn Roose befrug. Welche angenehme Ueberraschung ward mir aber, als ich in ihm den Herrn Roose selbst kennen lernte, und zugleich den freundlichsten, dienstfertigsten Mann von der Welt, der für mich nachher mit seiner liebenswürdigen Familie, während meines Aufenthalts in Malaga von der größten Zuvorkommenheit gewesen, und in dessen Hause ich die angenehmsten Stunden zugebracht habe.

Von diesem Augenblicke an, unter dem Schutze eines der angesehensten Bürger von Malaga, kam ich nun gleich in eine ganz andere Lage. Zuerst wurden die Sachen selbst nach der Zollstätte gebracht. Mußten sie auch wohl beinahe eine halbe Stunde liegen, bis sämmtliche Herren erschienen, so wurden meine Koffer doch sogleich vorzugsweise vor allen andern geöffnet, einige Piecetten

wie immer gegeben, und nach Verlauf einer Viertelſtunde war die ganze Viſitation beendet.

Jetzt ging ich mit Herrn Rooſe mir eine Wohnung zu ſuchen, aber Romagnoli's Hôtel, das erſte in Malaga, war durch Lady Durham ganz eingenommen, und ein anderes weniger gutes war ebenfalls beſetzt. Da ich nun in meinem Briefe Herrn Rooſe gebeten, mir eine Wohnung gefälligſt zu nehmen, ſo bezeigte ich ihm darüber, doch wie begreiflich in ſolchem Falle, mit großer Schonung meine Verwunderung, erfuhr aber, daß er gar keinen Brief erhalten habe. Wirklich kam dieſer Brief erſt einige Tage nach meiner Ankunft an, und da mir daſſelbe nachher in Sevilla begegnete, ſo kann es einen Beweis von der Pünktlichkeit der ſpaniſchen Poſten geben, und iſt, in ſo fern, der Beachtung werth.

Eine ſogenannte Casa de pupillos d. h. ſoviel wie Penſion in Frankreich, wo man für alles eine beſtimmte Summe auf den Tag bezahlt und an

der Table d'Hôte ſpeiſt, nahm mich endlich auf. Die Wirthin war eine Witwe, wie ſie gewöhnlich ſind, Zimmer und Bett waren reinlich, und ich war froh, endlich geborgen zu ſein. Aber hier ſollte ich zum erſten Mal eigentliche ſpaniſche Küche kennen lernen, da ich bis Barcelona und ſelbſt dort italieniſch gelebt, und auf dem Schiffe franzöſiſche Küche gehabt hatte. Jede Nation hat ein oder zwei Gerichte, die gut ſind, die ſpaniſche hingegen, wenn man nicht Chokolade ein Gericht nennen will, hat für einen Fremden nichts Genießbares, wiewohl alles zu einer guten Küche Gehörige im Lande iſt. Genug, die ſpaniſche Küche iſt ein Gemiſch von ausgedörrtem Fleiſche, Gemüſen, die nie einen Frühling gehabt, wie z. B. grünen, aber harten Erbſen, Knoblauch, Eſſig und ranzigem Oel. So iſt der Puchero, oder Olla genannt, ein aus Rindfleiſch, Geflügel, Erbſen und vielen andern Gemüſen, geſalzenem Schweinefleiſch und Würſten aus Eſtremadura zuſam-

mengesetztes Gericht, das den Zusatz Potrida bekommt, wenn noch andere Leckerbissen dazu gethan werden, und der so sehr beliebte Gazpacho ist eine Kalteschaale aus Essig, Knoblauch u. s. w. Von Butter, welche aus dem Norden kommt, ist nur in den bessern Häusern die Rede. Die Früchte des Landes, besonders Orangen, sind das Einzige, was man in voller Unschuld erhält. Nur die Weine, die ganze Küste entlang, sind gut, mitunter ganz gewöhnlicher Tischwein vortrefflich. Hier gebe ich z. B. eine Liste der weniger bekannten. Ranzio wächst bei Tarragona, Buen Carlo im Königreiche Valencia, Malvoisie in Catalonien, Mucabo, ich glaube, in Valencia, Granache bei Tarragona. Hier zu Malaga gab es nun an der Table d'Hôte einen rothen und weißen Malaga, beides recht gute trinkbare Weine. Letzterer ist der bei uns als vin sec bekannte Wein, um den sich Herr Heredia jetzt auch das Verdienst erwerben will, ihn wie den Xeres zu

bereiten, worauf er dann auch einen eben ſo guten Wein zu erhalten hofft.

Das Intereſſanteſte im Hauſe war aber ein ganz allerliebſtes Mädchen, das den gewöhnlichen Dienſt verſah, und namentlich beim Diner als Kellner ſervirte. Dieſes Mädchen hatte blaue Augen unter ſchwarzen Augenbraunen, das ſchönſte Roth auf ihren Wangen, Zähne wie Perlen, und war auch übrigens von ſehr richtigem Ebenmaß. Eine Roſe hatte ſie, gleich allen Andaluſierinnen, auf der linken Seite in ihr Haar geſteckt, das geſcheitelt war. Das Mädchen war dabei von einer unerſchöpflichen Laune und ſetzte die kleine Tiſchgeſellſchaft, wir waren gewöhnlich kaum ſechs Perſonen, ſtets in guten Humor, und das Diner wurde unter beſtändigem Lachen eingenommen. Aber auch ihr Name machte mich mit einer neuen Eigenthümlichkeit ſpaniſcher Sitten bekannt, denn wir haben Carolinen, Wilhelminen, Marien, aber wem fiele es wohl ein, einem Mädchen irgend einen Beina-

men der Mutter Gottes zu geben. Und doch iſt dieß in Spanien der Fall, denn Tauſende werden Marie getauft, aber nie ſo genannt, ſondern Dolores, Pillar, Concepcion und ſo hieß dieſes Mädchen Encarnacion, und wer ſie nicht ſo gerufen hätte und etwa Marie geſagt, dem würde ſie nicht geantwortet haben.

Gleich den erſten Tag führte mich Herr Roſe bei ſeiner liebenswürdigen Familie ein, in deren Geſellſchaft ich von nun an faſt einzig meine Zeit, es ſei in ihrem oder in den Häuſern ihrer Freunde, verlebte.

Es war natürlich, daß wenn der Anblick der Kathedrale von Malaga mich ſchon von meinem Dampfboote aus freudig überraſcht hatte, die Neugier, dieſelbe in der Nähe zu ſehn, nicht minder groß war. Das Ziel meiner Wünſche war bald erreicht.

Es waren Ferdinand der Katholiſche und ſeine Gemahlin Iſabella, die nach der Ein-

nahme von Malaga den Bau dieſes Tempels beſchloſſen, welcher im Jahre 1488 ſeinen Anfang nahm und bis etwa vor vierzig Jahren fortgeſetzt worden, der äußere Theil der Kirche aber unvollendet geblieben iſt.

Die Kirche hat auf eine Länge von vierhundert und zwanzig Fuß eine Breite von zweihundert und ſiebzig Fuß und eine Höhe von einhundert und funfzig Fuß. Sie hat ſieben Thüren, einhundert und ſiebzehn lange und zwanzig runde Fenſter, funfzehn Kapellen mit drei und dreißig Altären, einen Hochaltar und zwei Kanzeln. Sechs und zwanzig Säulen von Piedra franca zieren die Außenſeiten.

Wenn man bei der Vergleichung mit dem Umfange anderer Kirchen, dieſe Kathedrale auch nicht hinſichtlich der Breite ihnen zur Seite ſtellen will, ſo fällt uns dennoch ihre Höhe, wenn wir hineintreten, beſonders auf. Von dem innern Sehenswerthen ſind das Bedeutendſte die Stühle der Chor-

herren, welche einhundert und drei an der Zahl, ganz vortrefflich in Holz geschnitzt sind und ganze Figuren der Apostel und vieler Heiligen zeigen. Die Künstler waren zwei Spanier Pedro de Mena und Luis Ortiz nebst einem Italiener Joseph Michaeli. Don Antonio Palomino, ein berühmter spanischer Maler, schrieb von ihnen, daß sie das achte Wunder der Welt sein würden, wenn sich nicht ähnliche im Escurial befänden. An Marmorarbeiten und an schönen Gemälden in den Kapellen ist auch kein Mangel, besonders hat sich Alonzo Cano durch sein Gemälde der Mutter Gottes ein großes Verdienst um die Kirche erworben. Zwei Kapellen erregen indessen vor allen die Aufmerksamkeit der Fremden. Die eine ist die Kapelle der Encarnacion, welche Säulen aus einem Stück enthält, von Marmor, der dem Achate gleicht und in den Bergen von Mejas gefunden worden,

und die Kapelle Ferdinands und Isabellens, worin beide in Holz geschnitten auf den Knien liegen, und in der sich noch ein Bild befindet, das, unter dem Namen der Madonna der Könige bekannt, deßwegen merkwürdig ist, weil beide Monarchen es auf ihren kriegerischen Zügen stets mit sich führten.

Nach Besichtigung der Kirche bestiegen wir den Thurm und übersahen von dort aus Malaga und die Umgegend.

Die Lage von Malaga ist leicht beschrieben. Ein fruchtbares Thal von Bergen im Halbzirkel begrenzt vorn die See. Den Gibralfaro sieht man links vom Hafen. Das Thal enthält sicher alles, was nicht allein der Mensch zum Leben braucht, sondern was ihm, indem er den Ueberfluß dem Fremden überläßt, tausend andere Bequemlichkeiten verschaffen kann, denn außer dem vortrefflichen Wein, den man in allen Ländern

antrifft, begründet der Verkauf der Früchte faſt aller und jeder Art des Südens, beſonders der getrockneten Feigen, den Reichthum des Landes.

Aber noch bedeutender iſt der jährliche Gewinn an Oel. Sämmtliche Oelmühlen waren ſonſt in den Händen einzelner vornehmer Beſitzer und alles war ſo nachläſſig betrieben, daß die Oliven manchmal Monate lang liegen blieben. Die Privilegien beſtehen nicht mehr, und man hatte gehofft, daß durch die Konkurrenz nun auch das Oel genießbar ſein würde. Dieß iſt indeſſen nicht der Fall geweſen, das Oel iſt und bleibt ſchlecht für die Tafel, dagegen wird es wegen des vielen Fettes, das es im Vergleich zum Oel von Italien und Frankreich enthält, vorzugsweiſe als Maſchinenöl in allen Ländern gekauft und bildet dergeſtalt einen Hauptzweig des Handels von Malaga.

Indem ich vom Thurme der Kathedrale aus die Umgegend von Malaga anſchauete, konnte ich

nicht umhin, auch in das Geſchichtliche zurück zu blicken und an die merkwürdige langwierige Belagerung durch Ferdinand und Iſabellen zu denken.

Waſhington Irving hat dieſe Belagerung nach einem ſpaniſchen Memoire ſo ſchön beſchrieben, und alles ſo anſchaulich gemacht, daß es nicht ſchwer war, ſich in jene Zeit hinein zu verſetzen, beſonders als man mir den Ort zeigte, wo das Königspaar ſo lange gewohnt und die Belagerung geleitet hatte, welche die Uebergabe der Stadt und die Befreiung von Eintauſend ſechshundert Chriſten nach vieljähriger Gefangenſchaft zur Folge hatte.

Das Kapitel der Kathedrale lag in dem Augenblicke, als ich zu Malaga war, im größten Streite mit der Regierung, der höchſt wahrſcheinlich auch jetzt noch nicht gehoben iſt. Gleich nach dem Tode des letzten Biſchofs ſandte nämlich die jetzige Regierung einen andern mit Namen Ba-

lentin Ortigoſſa, einen Freund Arguelles. Dieſer Biſchof ſcheint ſehr freie Grundſätze zu haben, und war daher vom Pabſte nicht beſtätigt worden. Indeſſen kam er zu Malaga an, und begann damit ins Theater zu gehn, was in Spanien nicht Gebrauch für einen Biſchof iſt. Mehr noch als dieſes fielen aber ſeine gelben Handſchuh auf, mit denen er, wie ein Dandy im erſten Rang Logen in der Oper, in der Kirche erſchien. Das Kapitel erklärte nun einſtimmig, daß es ihm ohne Beſtätigung des Pabſtes nicht erlauben würde, Meſſe zu leſen, und die Regierung, aufgebracht über dieſen Beſchluß, ſchickte ſogleich dem Weihbiſchof, als vornehmſtem Geiſtlichen, den Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden ſich zur Abreiſe aus dem Königreiche bereit zu halten, und ohne irgend eine Demonſtration von Seiten der Bevölkerung iſt der Weihbiſchof, der ſonſt ſehr beliebt war, während meiner Anweſenheit auf und davon gegangen. So wenig bekümmert ſich jetzt

zu Malaga das Volk um ſeine Geiſtlichen, und läßt alles geſchehn, wenn es nur nicht in ſeinem Erwerb gehindert wird.

Abends beſuchte ich eine Eiſenſtreckfabrik, welche wiederum der Hr. Heredia nicht weit vom Thore, alles mit engliſchen Maſchinen, angelegt hat, und bei der wohl einzelne Engländer angeſtellt ſind, aber auch eine Maſſe Andaluſier, welche er, trotz ihrer bekannten Trägheit, doch zu dieſer beſchwerlichen und im Sommer bei doppelter Hitze faſt unbegreiflichen Arbeit, zu bringen gewußt hat. Herr Heredia ſteht wirklich wie ein Montmorency unter der induſtriellen Klaſſe da, und ſchon in Barcelona und auch ſpäterhin ſtieß ich auf mehrere Perſonen, welche eine Ehre darin fanden, mit ihm verwandt zu ſein, und mich ſehr bald davon in Kenntniß ſetzten.

Noch kannte ich nicht die Umgegend von Malaga, und daher kam es mir ſehr gelegen, als mich Herr Roeſe am Sonntage, den ſiebzehnten April,

zu einer Parthie nach ſeinem Landhauſe einlud, etwas Seltenes in Spanien, wo man in der Regel nicht die Stadt verläßt und ſelbſt vom Adel nur ſehr wenige auf ihren Gütern Schlöſſer beſitzen.

Unſere Abfahrt geſchah in zwei Wagen, einer ſogenannten Caleſſa mit einem Pferde, das an die Wagen ähnlicher Art in Neapel erinnerte, und in einem vierſitzigen Wagen nach alter Art, aber doch in Federn hängend, was ich zu bemerken unterlaſſen würde, wenn ich nicht ſpäterhin in Sevilla eine ganz neu gebaute, noch in Riemen hängende Kutſche geſehn hätte. Ich wurde gebeten, in den letztern Wagen einzuſteigen und mit mir noch eine Marquiſe, eine unglückliche Mutter, die zwei ihrer Söhne im Kriege gegen Don Carlos verloren hatte.

Bald waren wir zur Stadt hinaus, bei der Stätte vorbei, wo Torrijos mit einigen dreißig Gefährten hingerichtet ward. Man ſchaudert, wenn man die Details dieſer Hinrichtung hört,

die an die Exekutionen in Maſſen zu Lyon unter Collöt d'Herbois erinnert, ſo wie ſie einem jeder Einwohner von Malaga erzählt. Der damalige Statthalter von Malaga erſcheint dabei im ſchrekkenvollſten Lichte, da er ganz allgemein als derjenige bezeichnet wird, der den verblendeten Torrijos unter falſchem Vorgeben von Gibraltar aus mit ſeinen Gefährten, und das ohne Waffen, ins Land lockte und ſo alle der Fuſillade übergab.

Bald fuhren wir durch zwei beinahe ganz trokkene Flüſſe, denn von Brücken iſt hier nicht die Rede, worauf es jetzt einen gewöhnlichen Landweg fortging. Dann wanden wir uns auf einmal rechts, und ließen die Straße zur Linken, welche zur Beſitzung des Konſuls führt, liegen, und das, um zuvörderſt das Landhaus einer noch unmündigen Comteſſa de Villalcazar zu beſichtigen, das in der Gegend einer gewiſſen Celebrität genießt. Dieſes Haus iſt ziemlich hoch gelegen, ſchlecht gebaut, gleich einem Kloſter, mit kleinen engen Zim-

mern, in denen man die ſonderbarſte Miſchung einiger alten Prachtmöbel mit den neueſten ſchlechteſten Zierrathen aller Art findet, hat aber einen, wenn auch etwas verfallenen, doch ganz hübſch angelegten Garten, wo beſonders die Waſſerfälle und Springbrunnen zwiſchen Cypreſſenbäumen in gutem Stande ſind. Die Ausſicht über Malaga, den Weg, der nach Granada führt, das Gebirge hinauf, über einen Theil der Sierra Nevada und über das Meer, iſt begreiflich ſehr ſchön. Indeſſen war unſer Aufenthalt nicht von Dauer, wir fuhren nun der Villa des Herrn Rooſe zu, und waren ſo eben durch ein kleines Dorf gekommen, als ſich die Scene plötzlich änderte, der Weg, welcher bisher rauh und holpricht geweſen war, eben und gleich wurde, und eine prächtige, wohl erhaltene und wohl geputzte Orangenallee uns zu einem Hauſe führte, das zwei Etagen hatte und oben eine bedeckte Gallerie. Ich brauche wohl

nicht zu ſagen, daß wir am Ziele unſerer Fahrt angekommen waren.

Alles verkündete in dieſem Hauſe einen gewiſſen Comfort, den man ſo ſelten in Spanien findet.. Aber auch gewiſſer Maßen ſollte ich hier wieder in mein Vaterland verſetzt werden. Der verſtorbne Vater des Herrn Roſe war ein Berliner und trotz der vielen Jahre, die er in Spanien verlebt, bis an ſeinen Tod Preuße mit ganzer Seele; mir übrigens nicht auffallend, denn wer dächte nicht gern und namentlich im Alter an das Land und an den Ort zurück, wo er ſeine Jugendzeit verlebt hat.

Kaum hatte ich daher einige Schritte auf der Treppe gethan, als ich oben zu beiden Seiten derſelben zwei bis auf die Erde reichende Bilder in Lebensgröße erblickte, von denen das eine einen preußiſchen Grenadier und das andere einen Infanteriſten in ihrer Uniform vom Ende des vorigen

Jahrhunderts vorſtellten. Sie zeigten mir alſo an, ich ſei in Preußen angekommen und würde dort unter gutem Schutze ſein und die Räuber, welche ſich vielleicht in der Umgegend zeigten, würden mir nichts anhaben können. Jetzt betrat ich den Flur, die verſchiedenen Zimmer und allenthalben war ich wie zu Berlin. Die Bilder unſeres hochverehrteſten hochſeligen Herrſcherpaares in ihren ſchönſten Jahren; ein Bild Friedrichs des Großen, Kupferſtiche aus dem ſiebenjährigen Kriege, das Brandenburger Thor, und zuletzt ſämmtliche Regimenter in ihren damaligen Uniformen, nebſt dem Namen ihrer Chefs, vollendeten dieſe ganz preußiſche Wohnung, die mich an eine längſt vergangene Zeit erinnerte, von der die jetzige Generation wenig oder gar nichts weiß.

Hiemit nicht zufrieden, hatte nun der verſtorbene Herr Roose alles Mögliche verſucht und keine Koſten geſcheut, um in ſeinem Garten auch andere als ſpaniſche Bäume und Blumen einhei-

miſch zu machen, und theilweiſe war es ihm gelungen. So bewunderte man unter andern die Maiblumen mit ihren weißen Glöckchen und ſüßem Geruche, und den unächten deutſchen Kaſtanienbaum, der ſich traulich nicht weit vom Korallenbaum mit deſſen hochrothen Blättern eingeſiedelt hatte.

Von Malaga bis Gibraltar gedeiht das Zukkerrohr. Ich habe es nicht geſehn, aber dagegen war es mir merkwürdig, auch in dieſem Garten das Thier kennen zu lernen, das uns die koſtbare Cochenille giebt, und das von der Größe einer Wanze an der Cactusſtaude ſitzt. Ich verſäumte nicht, mich eines derſelben zu bemächtigen, zerdrückte es zwiſchen einem Papier, und erhielt eine ziemlich dunkelrothe Farbe, welche einen großen Umkreis färbte. An dieſen Cactusſtauden ſah man kleine Körbchen hängen, in welche die Thiere geſetzt werden, und die Eier legen, worauf man, ſobald dieß geſchehn, ſie wieder heraus nimmt, trock-

net, und durch einen Sieb wirft. Ob es wahr iſt, daß die Männchen der Cochenille in Europa wie in Amerika, dem Converſations-Lexikon zufolge, einen Serail von dreihundert Weibchen haben, laſſe ich übrigens dahin geſtellt ſein.

Dergeſtalt fand ich Preußen mit Spanien auf dieſem Landſitze vereinigt, nur eine Sitte war ganz ſpaniſch und überaus zweckmäßig, und das war im Speiſezimmer eine junge Andaluſierin mit den gewöhnlichen Roſen im Haare, welche hinter den Stühlen aufgeſtellt war, und, gleich einer gutartigen Fee, einen Stab vorn mit lebenden Blumen daran, in der Hand hielt, und uns, während des ganzen Diners, ſtets die Fliegen abwehrte. Ein anderes Mädchen mit kohlrabenſchwarzem Barte, deſſen ſich kein Grenadier ſchämen würde, war ſonſt noch außer der männlichen Bedienung bei der Aufwartung beſchäftigt.

Noch viel umfaſſender war übrigens die Ausſicht von dieſem Landhauſe als von derjenigen

Villa, welche wir am Morgen geſehn, auch genoſſen wir derſelben im Freien, ſo lange wir konnten. Erſt ganz im Finſtern waren wir wieder zu Malaga angelangt.

Noch an demſelben Abend beſuchte ich einen erſt neulich dicht beim Hafen angelegten Klubb, wo eine Menge ſpaniſcher, franzöſiſcher und engliſcher Zeitungen ſind, leider aber keine einzige deutſche, ja nicht einmal die Allgemeine, und hatte beim Herausgehen noch einen Genuß ganz einfacher Art, der mich aber deßwegen nicht minder in Entzücken verſetzte. Die Nacht war ruhig, der Himmel ſternenhell, das Waſſer ſchlug nur leiſe plätſchernd an das Ufer, und ganz in der Entfernung hörte ich die ſtets muntern Andaluſier mit ihren Geſängen. Indeſſen tönten letztere nicht laut genug, um nicht überdieß noch auf einen Schiffer Acht zu geben, der am Ufer ſaß und eins jener melancholiſchen andaluſiſchen Lieder ſang, in denen, ganz gegen die ſogenannten muſikaliſchen

Regeln, Dur und Moll-Töne beſtändig abwechſeln. Mein Fuß blieb haften, ich konnte mich nicht von dem Flecke trennen, wo der Schiffer ſpielte und ſang, und dennoch war es Zeit nach Hauſe zu gehen, denn trotz aller Pracht einer ſolchen ſternenhellen Nacht, iſt es doch nicht immer geheuer in dem guten Malaga und das melancholiſche Schwärmen um dieſe Zeit iſt ſchon manchem Fremden ſehr übel bekommen.

Am andern Tage ſollte ein Stiergefecht in dem ganz neu erbauten Amphitheater gegeben werden. Ich war ſehr geſpannt darauf, obgleich ich ſehr viele und zwar ſehr gute Beſchreibungen davon geleſen, und mir daher das Ganze ſehr wohl denken konnte. Auch hieß es überdieß, daß die Stiere zu jung wären, und daher nicht wild genug und daß der Matador auch nicht bekannt ſei, und es daher Unruhen geben würde.

Schlecht oder gut indeſſen, genug, ich ging, fand das ſehr große Amphitheater gepfropft voll

und das Gefecht ſchon angegangen. Fünf bis ſechs Kämpen zu Fuß, Terreadores genannt, waren in der Arena, zwei Pikenträger (Picadores) in der Tracht des Don Quirote zu Pferde mit ihren langen Piken. Alles verſuchte nun die Stiere, deren vier hinter einander hinein und wieder hinaus gelaſſen wurden, zur Wuth zu reizen, man warf ihnen mit Pulver gefüllte Wurfſpieße in das Fell des Rückens, die ſich dann entluden, aber ihre Gutmüthigkeit überwand den augenblicklichen Aerger, und ſchon fing man an einige Stücken Holz und dann einige Stühle in die Arena zu werfen, als der Matador (der erſte unter den Terreadores) ſich der Sitte zufolge an die oberſte Magiſtratsperſon, in einer beſonderen Loge ſitzend, wandte und von ihr ſich die Erlaubniß erbat, den Stier zu tödten. Dieſe ward ertheilt, er ergriff ſein Schwert, benahm ſich indeſſen bald ſehr ungeſchickt, der Stier verlor ſeinen Gleichmuth, lief auf ihn zu, er konnte

nicht raſch genug über die Barriere ſpringen, welche den Torreadores, zu ſehr verfolgt, immer Rettung gewährt, und ſo fuhr ihm das Horn in die Seite, er fiel zur Erde, ward fortgebracht, und ſoll noch in der Nacht geſtorben ſein.

Dieſer Ausgang verſöhnte nun das Volk in etwas. Indeſſen war die Ruhe von keiner langen Dauer, die Stiere waren wiederum zu gutmüthig, das Gefecht ging überdieß zu Ende und als der Tumult eine ziemliche Höhe erreicht hatte, und was man an Holzwerk finden konnte, in die Arena geworfen war, opferte ich endlich auch meinen Stuhl, überließ ihn meinen wilden Nachbarn, und ging mit der Maſſe, die nun das Haus verließ, von dannen. Des andern Tages erfuhr ich, daß der Beſitzer des Amphitheaters einen bedeutenden Schaden an zerbrochenen und ſelbſt geſtohlenen Stühlen erlitten habe.

So jammervoll endete dieß Stiergefecht und ich mußte mich bis Madrid in Geduld fügen,

wo ich die beiden großen Männer Montes und Sevilla sollte zu sehn bekommen.

Der Abend war wiederum sehr heiter, und dieß benutzend, ging ich noch mit einem Bekannten durch eine Straße voll verdächtiger Häuser, die ich nicht des Nachts durchwandern möchte, zum Gibralfaro hinauf, dessen Eintritt uns erst nach einigen Anfragen beim Kommandanten gestattet ward. In der That sind die Befestigungen, noch aus den Zeiten der Mauren, höchst bedeutend und die Wälle von einer ungeheuren Dicke; im letzten Kriege hatte es der Marschall Soult fast uneinnehmbar gemacht. An diesem Nachmittage hatte ich genug Gefechte, Festungen und verdächtige Straßen gesehn, und freute mich da'er sehr, einem kleinen Balle und Souper bei dem französischen Consul Herrn von Lesseps beiwohnen zu können, wo ich gewiß war, sehr hübsche Frauen und Mädchen anzutreffen, wofür Malaga berühmt ist.

Dieſer Ball war nun, was man eine Tertullia nennt und zwar mit Souper, das in der Regel in den ſpaniſchen Häuſern nicht gegeben wird und nur als Ausnahme ſtattfindet. Eine ſolche Tertullia iſt nun weder Converſation, noch Ball, noch Concert, ſondern alles zuſammen. Man ſpricht, man tanzt, man ſingt, wie es die Gelegenheit mit ſich bringt, und gewiß giebt es in keinem Lande eine ungezwungenere Art ſich zu unterhalten, als in Spanien. Da dieſes nun hauptſächlich dem weiblichen Theile der Geſellſchaft zu danken iſt, ſo fühle ich mich verpflichtet, bei mehrfachem Tadel über Spanien, der vielleicht manchen Spanier ärgern würde, wenn er Deutſch verſtände, dagegen das Lob der Frauen und Mädchen zu ſingen, wie ich es fühle und meine. Ich habe ſchon einmal ihrer ſchönen Hände, Füße, Augen, ihrer weißen Zähne und dergleichen mehr oberflächlich gedacht, aber noch nicht ihres Charakters erwähnt, und da muß ich, nach allem,

was ich ſelbſt davon erlebt und was ich davon gehört, freimüthig geſtehn, daß es keine liebenswürdigern, achtungswerthern und gutmüthigern Geſchöpfe giebt als Spanierinnen. Feurig wie es das Klima mit ſich bringt, ergeben ſie ſich mit voller Liebe, da iſt keine Falſchheit, keine Koketterie, nichts Studirtes. Sie ſind ganz Liebe und wieder Liebe. Hier iſt kein Calcul, keine Sucht nach Rang, keine Geldbegier. Was nützt aber auch Geld einer Spanierin, die nicht friert, keine Meubel braucht, wenig iſſet, und, was die Hauptſache iſt, keiner Toilette bedarf. Ein ſchöner Blondenſchleier für ihr Leben, ein ſchwarzes ſeidnes oder vielleicht gar nur kattunenes Kleid, ſo geht ſie Jahr aus Jahr ein. Wozu alſo das Geld?

So ſind die Frauen, verſteht ſich nicht die aus den höchſten Ständen, wo jede einzeln daſteht und vielleicht ein beſonderes Syſtem hat, je nachdem ſie mehr oder minder mit dem Auslande in Berührung geweſen. Dieß ſind alſo ihre gu-

ten Seiten, aber hier auch die minder lebenswerthen, denn wehe dem Geliebten, der ein Mädchen betrügt, die ihn aufrichtig liebt. Ein Dolch oder Messer ist für ihn bereit, und er entgeht ihm gewiß nicht, denn die Spanierin wählt lieber das Schaffot, ehe sie ihren Geliebten in den Armen einer Andern duldet.

Jetzt hatte ich so ziemlich alles gesehn, was es in und um Malaga Bemerkenswerthes giebt. Den letzten Tag brachte ich noch im Hause des Herrn Rein, eines Handelscompagnon des Herrn Roose, auf einem großen Diner und in einer Abendgesellschaft zu, und am nächsten Morgen wollte ich für einige Tage von Malaga Abschied nehmen, denn Granada zu sehn und späterhin Sevilla, war eigentlich der Hauptzweck meiner Reise in Spanien und das Ziel meiner Wünsche.

Man hat so viel von Granada gehört, so viel von den Mauren, diesem kämpfenden, dichtenden und singenden Volke gelesen, man denkt sich das

Schloß ſeiner Fürſten als den wollüſtigſten Aufenthalt, den es je gegeben, und man hofft die Spuren dieſes geiſtig ſinnlichen Verkehrs derſelben anzutreffen, der dem Ganzen einen gewiſſen magiſchen Zauber verleiht, daß man im voraus ſchweigend in der Luft, die ſich uns darbieten wird, alles überſieht, was die Reiſe dorthin beſtimmt Unangenehmes und Beſchwerliches mit ſich führen muß, weil die Einbildungskraft uns einmal den Genuß eines zu erwartenden Glückes ſo unbeſchreiblich anziehend darſtellt, daß es in der Waagſchale mit der Realität bei jedem, der nicht ganz aller Poeſie des Lebens abgeſchworen, jedes Mal den Sieg davon tragen wird.

Mit dieſen Gefühlen war es alſo, daß ich vollkommen reiſefertig in der Nacht den öffentlichen Wagen erwartete, der mich am zwanzigſten April nach Granada bringen ſollte. Meine Gedanken waren nur auf meine Reiſe gerichtet, halb ſchlief ich und halb wachte ich, ging bald im

Zimmer herum, legte mich dann wieder etwas nieder und erhob mich wieder eben so bald. Endlich glaubte ich den Klang von Glocken zu hören, die immer näher und näher kamen, als Encarnacion in mein Zimmer trat, um mir anzukündigen, daß der Wagen unten auf mich warte. Geschwind wurden die wenigen Sachen, welche ich mitnahm, hinuntergetragen und ich folgte ihnen nach. Die Nacht war sehr finster, ein Bursche hielt ein Bündel getheerter Reiser in der Hand und leuchtete mir zum Wagen vor, nach dessen Beschaffenheit ich mich früher nicht erkundigt, und ruhig Plätze in dem vordern Theil desselben genommen hatte, welcher den hochtönenden Titel Kabriolet führte, indem ich mir dasselbe so gedacht, wie es bei jeder Diligence in andern Ländern beschaffen und hinlänglich bekannt ist. Dieß war aber bei dem Wagen, der mich zu den Wundern Granada's führen sollte, keineswegs der Fall. Und so denke man sich einen solchen

vom ſchwerſten älteſten Kaliber, wo acht Perſonen von hinten, wie in einen Omnibus, hinein ſteigen, und vier auf jeder Seite ſitzen; kein Fenſter, keine Thüre hält, die Sitze ſind hart, der Wagen hängt in Riemen, hat zwei ſchwere Bäume, und bei jedem Stoße, da er ſehr oft den Baum berührt, fallen die vier Perſonen gegenſeitig an einander und bitten ſich jedes Mal höflichſt um Verzeihung, daß ſie ſich ſo unhöflich berührt haben. Von Wagentaſchen oder einem Netze, etwas darin zu laſſen, iſt begreiflicher Weiſe keine Rede, ſondern der Wagen iſt inwendig an Bequemlichkeiten ſo kahl wie jedes ſpaniſche Zimmer an Möbeln. So war das Innere des Wagens; das Aeußere, d. h. das ſogenannte Kabriolet, hat ſeinen Titel eigentlich mit größerem Rechte als dasjenige an einer gewöhnlichen Diligence, denn es iſt halb offen. Man klettert mit Mühe hinein, ſitzt darin zu dreien, und ſtößt nicht an einander, denn es iſt kein luftleerer Raum zwiſchen den drei Per-

ſonen. Charte, Porteſeuille, oder irgend ein Buch muß man in der Hand halten, weil auch nicht ein einziges ſicheres Plätzchen zum Verwahren irgend einer Sache vorhanden iſt, und trotz dem, daß man das vordere Leder mit Mühe zugemacht, bleiben doch auf den Seiten Oeffnungen genug, durch die eine jede Sache leichter ihren Ausgang findet, als man Mittel gehabt, ihr den Eintritt zu verſchaffen. Vor dieſem Gebäude befanden ſich nun ſieben Mauleſel, je zwei und zwei, der ſiebente vorn einzeln, von dem die Leine bis nach dem Sitze des Majorals führt, der in dieſer Art zwei Leinen hält, erſtlich dieſe, und dann diejenige für die Stangenpferde; die vier mittleren ſind ſämmtlich unter der Deichſel nach hinten zu feſtgemacht und werden durch ein Leder zuſammengehalten, das vorn an der Deichſel befeſtigt iſt.

So waren Wagen und Beſpannung beſchaffen, und geduldig wand ich mich in die Höhe auf meinen unbequemen Sitz. Die Finſterniß blieb

noch ohngefähr für anderthalb Stunden, und da es zuerſt durch einige halb ausgetrocknete Flüſſe ging, ſo leuchtete der Burſche mit ſeiner Reisfakkel uns immer vor, die er erſt am Anfange der mächtigen Gebirge, über die unſer Weg ging, auslöſchte. Bald fing der Morgen an zu dämmern, der Himmel war klar, die Luft rein und kühl, die Sonne ging auf, und je höher wir ſtiegen, deſto prächtiger wurde bei jeder Krümmung des Weges, der breit angelegt, aber mitunter in großem Verfall war, die Ausſicht von der Seite auf Malaga und das Meer. Munter, wie alle Andaluſier, waren auch unſere Führer, beſonders der eine, der immer ſprach, immer ſang, die Vorübergehenden neckte und nicht ahnete, daß jemand glücklicher ſein könne als er. Aber wahrhaft überglücklich ſchien er zu ſein, wann er, wie jeder Spanier thut, ſeinen Cigarro ſich ſelbſt bereitete, d. h. den Taback zwiſchen den Fingern zu Pulver rieb, in ein Stückchen eigen dazu verfertigtes Pa-

pier that, und dies mit dem größten Geſchick zuſammen rollte.

Nach zweiſtündigem Steigen hatten wir eine ſteinerne Fontaine erreicht, die, ich weiß nicht weshalb, den Namen Fontana de la Reyna, führt. Hier nimmt man von der ſchönen Ausſicht auf das Meer Abſchied, und kommt tiefer in das Gebirge hinein, wohin einem immer, jedoch im Abnehmen, die Weinberge, unſere ſtummen Begleiter ſeit Malaga, folgen. Hier wurde die Maſſe der Reiſenden, welchen wir begegneten, größer, d. h. nichts als Eſeltreiber, welche die Mittelsleute im Handel ſind, den Landleuten ihre Produkte abkaufen und ſie den Kaufleuten zu Malaga wiederum überlaſſen. Faſt alle ſind mit geladenen Gewehren verſehn, und ſo kommen ſie einem Fremden wie die Räuber ſelbſt vor, denn in dieſem Lande giebt es keinen Schäfer ohne Gewehr und Meſſer, und welcher Landmann reiſte wohl zu Markte ohne ſeine Karabine, und welcher

Fremde, ſobald er zu Pferde und nicht zu Wagen, mit vielen andern, reiſt, wäre wohl thöricht genug, auf gut Glück, ohne Waffen ſich auf den Weg zu begeben!

Indem wir uns noch mit den Vorüberziehenden begrüßten, und der ſpaßhafte Führer immer Scherze machte, ſahen wir bei der Biegung des Wagens um eine Ecke zwei Leute, welche dort ruhig ſaßen, plötzlich mit ihren Waffen auf uns zukommen und uns höflichſt um eine Beiſteuer erſuchen. Wie Räuber ſahen ſie aus, aber das waren ſie nicht, ſondern gerade das Gegentheil, nämlich die eigentliche ſogenannte Guardia, Beſchützerin der Reiſenden. Ihr Wunſch war bald mit einer Kleinigkeit erfüllt, ſie verſicherten alle Berge durchſtrichen zu haben, kein Spitzbube wäre zu ſehn, und ſo wünſchten ſie uns guten Tag und blieben wiederum zurück.

Eine elende Poſada empfing uns in der Mitte des Tages. Wir verzehrten dort, was wir mit-

gebracht, denn zu haben iſt nichts in dieſen kleinen Häuſern, als höchſtens ein Paar Eier, und theilten uns gegenſeitig nach ſpaniſcher Höflichkeit mit, was ein jeder beſonders Gutes mit ſich führte. Nach einer halben Stunde ging es weiter und um ſechs Uhr waren wir zu Loya, von Malaga elf und eine halbe Lieue entfernt, angekommen, das in einem ſtark bewäſſerten Thale liegt, reich an üppigen Wieſen, Feldern und Bäumen iſt, wo aber zugleich die Luft bedeutend kühler wurde, als jenſeit der Berge. Der Gaſthof war, wie ich es übrigens erwartete, nicht beſonders, aber theuer, mein Zimmer hatte unter andern nur Laden, aber keine Glasfenſter. Die Nacht entſchwand uns indeſſen bald, und um fünf Uhr des andern Morgens ging es weiter. Während wir ſchliefen, hatte es geregnet, und ſo blieb auch die Witterung den ganzen Tag über unbeſtändig.

Die Gegend von hier bis Granada, acht ſpa-

niſche Lieues, iſt meiſt Thal, zwiſchen Bergen, die erſt in einiger Entfernung ſich erheben. Die Aecker ſind theils bebaut, theils wüſt. Man ſieht links vom Wege Santa Fé, den Ort, wo die Königin Iſabella bis zur Eroberung von Granada ihr Hauptquartier hatte, und das, ſeines Beſitzers wegen, merkwürdig gewordne Soto di Roma, ein Geſchenk der Krone Spaniens an den Herzog von Wellington, wovon er, wie es heißt, funfzigtauſend Piaſter Einnahme haben ſoll. Ich ſage mit Fleiß, wie es heißt, denn dergleichen Angaben ſind oft ſo aus der Luft gegriffen, daß der verehrte Herzog vielleicht lächeln würde, wenn er dieſes läſe, weil Beſitzungen der Art in der Fremde gewöhnlich ein ſehr ungünſtiges Reſultat liefern.

Wo die eigentliche berühmte Vega von Granada anfängt, will ich nicht genau beſtimmen, je näher ich indeſſen der Stadt rückte, um ſo reizender ward die Landſchaft. Endlich erblickte ich

Granada, das gelobte Land, das heiß erſehnte, die Sierra Nevada aber nur von Zeit zu Zeit, wann der Wolkenzug es erlaubte. Aber auch der ſchon lange nicht mehr gut geweſene Weg ward immer ſchlechter, und gewiß könnte die erbärmlichſte Seitenſtraße in Deutſchland, ohne Chauſſee, in einem fetten Boden, nicht unfahrbarer ſein.

Endlich waren wir am Thore angekommen, hier einiges Fragen, einiges Viſitiren, dann ging es weiter. War mir nun die Vega von Granada wegen ihres üppigen Grüns mehr wie Deutſchland denn wie Spanien vorgekommen, ſo erſchien mir dagegen Granada ſelbſt mit ſeinen Straßen und Häuſern wiederum ganz ſpaniſch. Der Zudrang von Fremden war groß, und als der Wagen vor der Fonda del Commercio anhielt, erfuhr ich, daß, obgleich die Wohnung für mich beſtellt war, ich dennoch nur ein ganz kleines Zimmer erhalten könnte. Indeſſen bezog ich es ohne Zögern, und fand bald, daß ich von dort aus die

Alhambra mir gegenüber, und das Generalif nebſt der Sierra Nevada zur Rechten, vorläufig genug zu beſchauen Gelegenheit hatte, indem ich innerlich mein Glück pries, endlich am nächſten Tage des nähern Anblicks der ſo lange erſehnten Gegenſtände mit Ruhe genießen zu können.

Aber die Zeit durfte auch ſchon für dieſen Tag nicht ungenützt verfließen, denn die Alhambra iſt es nicht allein, welche Granada merkwürdig macht, Ein Herr Laty, dem ich empfohlen war, kam überdieß ſogleich zu mir, und forderte mich auf, mit ihm einen Gang durch die Stadt zu machen und dann in das Theater zu gehn.

Ich habe ſchon der Ausſicht erwähnt, die man von der Fonda del Commercio aus hat und füge nur noch hinzu, daß ſie an einem großen Platze liegt, wo zur Linken das Schauſpielhaus ſteht, und in der Mitte an einem Monumente gearbeitet wird, das der unglücklichen Donna Mariana Penella geſetzt wird; und wo auf einem Piedeſtal, der die

Namen sämmtlicher hingerichteten Anführer der Constitutionellen enthält, ihre Statue errichtet werden soll, die ich des andern Tages im Museo zu erblicken Gelegenheit hatte.

Die meisten meiner Leser werden gewiß neugierig sein, zu erfahren, wer dieses weibliche Opfer ihrer politischen Gesinnungen war, und so will ich nicht anstehn, alles, was ich darüber erfahren, hier mitzutheilen, um bei Erzählung neuerer Begebenheiten durch die Erwähnung der früheren nicht unterbrochen zu werden.

Donna Mariana Penella war eine junge, etwas romantisch und leidenschaftlich gestimmte Frau eines spanischen Obristen. Die Ehe war nicht glücklich, ein Sohn war die Frucht derselben, sie trennten sich, und der Mann starb bald darauf. Es scheint, daß Donna Mariana nicht ein ganz fehlerfreies Leben führte, denn es war noch eine Tochter geboren, zu der ihr Mann sich nicht als Vater bekennen wollte; indessen wer

würde den Stein über die Verirrungen einer hübschen jungen Frau werfen, in deren Adern überdies spanisches Blut läuft und die in einem Lande lebt, wo dergleichen weniger strenge als bei uns beurtheilt wird.

In dieser Zeit befand sich nun zum Unglück für Donna Mariana ein Polizei-Chef zu Granada, welcher von Liebe für sie entbrannt war, und, gleich so vielen Männern, eitel genug, sich einzubilden, daß eine Frau, wenn sie einmal irgend jemand begünstige, ihm gar nicht widerstehn könne. Jedoch förmlich und bestimmt zurückgewiesen, hatte sich seine Liebe in Haß verwandelt, und so wartete er nur auf eine Gelegenheit, seiner Rache freien Lauf zu lassen, was in Spanien etwas mehr bedeutet, als bei uns, wo der verschmähete Liebhaber sich gewöhnlich damit begnügt, sich aller möglichen Begünstigungen zu rühmen, die er nie genossen, und so den frühern Gegenstand seiner Verehrung der Verachtung preis zu geben.

Leider konnte dies nur zu bald in Erfüllung gehn. Donna Mariana, nicht allein leidenschaftlich in Angelegenheiten des Herzens, sondern auch in ihren politischen Meinungen, hatte sich mit den Liberalen, in Spanien mehr unter dem Namen Freimaurer bekannt, vereinigt und höchst wahrscheinlich an einer Fahne gestickt, die beim ersten Aufstande gegen den damaligen König Ferdinand VII. im Jahre 1831 als Banner dienen sollte. Hiervon erhielt ihr Feind die baldige Anzeige und sogleich ward Donna Mariana gefänglich eingezogen.

Ein politischer Verbrecher in Spanien ward damals, und vielleicht auch noch jetzt, ganz den gewöhnlichen Untersuchungstribunalen entzogen und einzig vor dem Chef der Polizei über sein Verbrechen befragt und auch von ihm verurtheilt. Damit aber nicht etwa mitunter ganz den Gesetzen entgegen erkannt werde, so wird ihm ein Scrivano zur Seite gesetzt, welcher eigentlich derjenige

iſt, von dem die Sentenz ausgeht. Donna Mariana hatte nun in allen Verhören ſtandhaft geläugnet, daß ſie die Fahne geſtickt, und behauptet, daß ſie ihr blos ins Haus gebracht ſey, und obgleich dergeſtalt alle rechtlichen Gründe zur Verurtheilung fehlten, ſo wußte der Chef der Polizei doch den Scrivano, durch was für Mittel iſt unbekannt, dahin zu bringen, daß mit ſeiner Zuſtimmung die Todesſtrafe über ſie ausgeſprochen ward. Die Sentenz ward nun zur Königlichen Beſtätigung nach Madrid geſandt, und Ferdinand ſetzte ſein Fiat darunter, jedoch mit dem Verſprechen der Gnade, im Falle Donna Mariana ihre Mitgenoſſen zu nennen bereit ſei.

In dieſer Art beſtätigt ward Donna Mariana die Sentenz vorgelegt, und hier beginnt die Zeit, wo dieſe Frau bewies, daß ſie nicht blos eine leidenſchaftliche Enthuſiaſtin ſei, ſondern den Namen einer Märtyrerin verdiene. Ganz Granada nahm, wie begreiflich, an dem Schickſale

der jungen und schönen Frau Antheil, und man setzte alles daran, sie zu bewegen die Angaben zu machen, welchen sie ihr Leben zu verdanken haben würde. Aber nichts in der Welt war im Stande, sie zu erschüttern. Sie blieb bei ihrer ersten Aussage, läugnete alle und jede Verbindung mit den Freimaurern und so blieb die Sentenz in voller Kraft. Nur die scheuslichste Sucht nach Rache kann die Beschleunigung der Hinrichtung entschuldigen, denn Ferdinand war, wie alle Spanier fast einstimmig sagen, mehr furchtsam als eigentlich grausam. Ein einziger Courier nach Madrid hätte wahrscheinlich die Todesstrafe in Gefängniß verwandelt. Aber nichts von dem geschah. Der Tag der Hinrichtung ward Donna Mariana angezeigt, und sie blieb gefaßt. Am Abend vorher beschied sie ihren Beichtvater zu sich und ersuchte ihn, ihr Testament aufzusetzen. In diesem beschwor sie nun ihren Sohn, niemals sich in politische Angelegenheiten zu mischen, und erinnerte

ihn daran, ihre Tochter als seine Schwester zu behandeln, weil sie beide gleichmäßig liebe. Der Geistliche war erschüttert, seine Thränen fielen auf die Schrift und verdarben sie, die Hand fing zitternd an ihren Dienst zu versagen, da sprach Donna Mariana mit ruhiger Stimme und ohne alle Affektation zu ihm, daß sie sehe, er könne nicht weiter schreiben, und so wolle sie selbst die Feder nehmen, vollendete ihr Testament und entließ ihn dann.

Völlig gefaßt am Morgen der Hinrichtung empfing sie die Männer, welche sie abzuholen kamen, als sie ihr aber das Kleid der Missethäter anlegen wollten, bat sie um Schonung, und sprach den Wunsch aus, in ihren eigenen Kleidern die Richtstätte zu besteigen. Dies ward ihr abgeschlagen; Donna Mariana wendete sich nun an ein Bild der Jungfrau, das in ihrem Zimmer hing, bat um Verzeihung für ihre Feinde und wenige Zeit darauf befand sie sich nicht mehr unter den

Lebenden. Nur wenige Menſchen waren bei der Hinrichtung gegenwärtig, und was nur irgend konnte, verließ an dieſem Tage Granada, um nicht Zeuge eines ſo gräßlichen Schauſpiels zu ſein, oder die Luft einzuathmen, wo ſich dergleichen zutrug.

So endete Donna Mariana Penella. Ihre Begriffe waren ungeordnet, aber ſie ſtarb als Heldin, und ſo verdient ſie das Monument, das ihr geſetzt wird. Aber mit Befremden ſieht man kaum hundert Schritte davon ein dem Schauſpieler Iſidore Mayquez von ſeinen Freunden geſetztes Monument, und das um ſo mehr, wenn man erfährt, daß dieſe zwei Monumente die einzigen öffentlichen ſind, die es in ganz Granada giebt.

Nicht entfernt von dieſem Platze liegt die Alameda, deren einer Theil ungefähr ebenſo, wie in allen ſpaniſchen Städten, angelegt iſt, der andere hingegen, der ſogenannte Salon, durch den vortrefflichen Schatten, den die ſehr hohen und gro-

ßen Bäume geben, an manche deutſche Allee, wie zu Pyrmont, Hannover und ſo weiter, angenehm erinnert. Denn darin beſteht, ein für alle Mal ſei es geſagt, hauptſächlich die Pracht der Gegend von Granada, daß ſie einer reich belaubten Landſchaft in Deutſchland und England gleicht, Schneeberge wie in der Schweiz zeigt, und damit, wenigſtens im Sommer, das Klima vom ſüdlichen Spanien verbindet.

Die Kathedrale war das Einzige, zu deſſen Beſichtigung vor Sonnenuntergang uns noch Zeit gelaſſen war. Wir verließen daher die, wegen des feuchten Wetters nicht ſehr beſuchte Alameda und eilten zur Kathedrale.

In der That iſt ſie ein ſchönes Gebäude, von Ferdinand und Iſabella, gleich der von Malaga, nach der Eroberung von Granada gebaut, beſitzt einige treffliche Gemälde von Cano, verſchiedene reiche Kapellen, hat aber von der falſchen Religioſität der Spanier zu leiden gehabt,

welche nach dem Abzuge der Franzoſen ihre ſämmtlichen prächtigen Säulen im Innern weiß angeſtrichen haben, weil jene ſie, während der Beſetzung der Stadt, zu einem andern unheiligen Gebrauche benutzt hatten.

Um acht Uhr beſuchte ich zuletzt noch das Theater, welches ein nicht großes, aber hübſches Gebäude iſt. Die Loge der Municipalität liegt, roth ausgeſchlagen, in der Mitte und ein geſticktes Schild an der herausfallenden Decke zeigt die Buchſtaben F. und J. (Ferdinand und Iſabella), die noch immer, nicht zur Ehre ihrer Nachfolger, ſeit dreihundertfunfzig Jahren ganz beſonders verehrt werden und es auch gewiß verdienen.

Ein ſpaniſches Drama, der Selbſtmord oder ein Poet und eine Frau betitelt, war nicht beſonders, ward aber ganz gut gegeben, ſo wie zuletzt eine Poſſe, die eigentlich nie einen Titel hat, ſondern gewöhnlich unter dem Namen un

divertido Sainete aufgeführt wird. Zwiſchen beiden ward der Bolero getanzt.

Der andere Morgen, früh um ſieben Uhr, war nun zum Beſuche der Alhambra und des Generalif beſtimmt. Ein Mann, der ſich erſt für einen Engländer ausgab, aber, wie ich nachher erfuhr, ein zum Chriſtenthume übergetretener Maure war und ſich darauf verheirathet hatte, war mein Begleiter. Er nannte ſich Mateo. Ob es aber derſelbe Mateo iſt, den Waſhington Irving in ſeiner Beſchreibung der Alhambra mit einem poetiſchen Nimbus umgiebt, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Genug, daß ich ihn jedem Fremden, der engliſch oder ſpaniſch ſpricht, ganz beſonders empfehlen kann, weil er den wahren Zweck des Cicerone erfüllt, und nicht mit der Maſſe von Lohnbedienten zu verwechſeln iſt, die in den meiſten Städten die eigentlichen Sehenswürdigkeiten nicht recht kennen, ſondern den Fremden hauptſächlich

auf diejenigen Gegenstände und Personen aufmerksam machen, von denen es ihnen oft heilsamer wäre gar nichts zu erfahren.

Herr Mateo fing nun die Wanderung mit mir damit an, daß wir durch mehrere enge Straßen und zuletzt durch die Calle de los Gomeros an das Thor von Granada gelangten, welches Carl V. erbaut hat, und womit die Reihe der merkwürdigen reizenden und überraschenden Ansichten beginnt, welche die Berühmtheit der Alhambra und ihrer Umgebungen begründen. Hier theilt sich der Weg. Links ist die alte steile maurische Straße, die zur Alhambra führt, rechts eine in der christlichen Zeit angelegte breite schöne Allee von hohen wilden Bäumen, auf deren beiden Seiten, und zwar durch Kunst, eine dichtgepflanzte Forst sich befindet, die diese Promenade zum kühlsten Aufenthalte im heißesten Sommer macht. Bei der Fülle des Wassers in diesen Bergen, stets herbeigeführt durch die altmaurischen Wasserleitungen,

hört man das Rauſchen der durch Carl V. angelegten Fontaine, bei der angekommen man ſich links wendet und oben beim Eingange zur Alhambra mit der früheren mauriſchen Straße zuſammentrifft.

Hier iſt nun das Thor, genannt Thor des Urtheilſpruches, erbaut 1348, durch Yuſſuf Abul Hagiac, mit runden mauriſchen Hufeiſenbogen, Hand und Schlüſſel oben daran ausgehauen, alles ſymboliſch: Der Name bedeutet die Rechtsſprüche, welche bei den Arabern gewöhnlich vor den Thoren gefällt wurden, die Hand die Hand der Vorſehung, welche eben ſo als Zeichen des einzigen Gottes diente, der Schlüſſel, denjenigen, welcher dem Propheten zum Eröffnen des Himmels verliehen war. Hand und Schlüſſel faßt daher, ohne andere Auslegungen zu erwähnen, die man davon gemacht, jedesmal einen religiöſen Begriff in ſich, der den Menſchen an die Macht Gottes, das Himmelreich zu eröffnen,

und an den Schutz erinnern soll, den ihm der Allmächtige in diesem Leben verleiht.

Wir haben das Thor des Urtheilspruches überschritten, und wir stehn auf dem Platze der Cisternen, welche sich unter uns befinden, und die man nicht sieht. Hier erblickt man zur Rechten den Palast, den Carl V. aus den Materialien des durch ihn niedergerissenen Theils des Schlosses erbauen liess, wovon nur noch das sogenannte Weinthor geblieben ist, wo Christen das Recht verliehen war, wohl ihren Glaubensgenossen, aber nicht Mauren, Wein zu verkaufen. Der Palast ist viereckig, ganz von Quadersteinen erbaut und hat vier große Thüren von Jaspismarmor. Die Fenstereinfassungen sind von schwarzem Marmor, mit Köpfen von Adlern und Löwen darüber, und im Innern ist ein runder Hof, der einhundert und fünf Fuß im Durchmesser hat, umringt von zweiunddreißig marmornen Säulen oben, und ebenfalls zweiunddreißig unten. Ein Gang oben hin-

ter dieſen Säulen herum führt zu ſehr kleinen Zimmern. Das Dach in der Mitte fehlt. Nicht weit von dieſem Schloſſe liegen die Ruinen eines Gebäudes, das dem Mufti gehört haben ſoll, verſchwinden indeſſen täglich mehr und mehr.

Auf dieſem Platze theilt ſich nun die Alhambra in zwei Theile. Der Theil linker Hand war befeſtigt und beherrſchte die Stadt durch eine Menge von Mauern und Thürmen, von denen viele ſchon ganz verſchwunden ſind. Dem Thore gegenüber, durch welches man eingetreten, ſieht man nichts als nacktes und durch die Zeit verdorbnes Mauerwerk, und ſo war es natürlich, daß, wenn ich geglaubt alle Wunder der Alhambra hier anzutreffen, ich mich völlig getäuſcht ſah. Das Unerwartete kommt aber immer zuerſt, und ſo auch hier. Denn mein Führer öffnete plötzlich eine vorher wenig beachtete Thür, und mit einigen Schritten vorwärts befand ich mich in dem eigentlichen Innern der Alhambra.

Scheint es doch, als wenn dieſe mauriſchen Fürſten die gröſßte Freude an der Heimlichkeit und an der Ueberraſchung gehabt hätten. Wir Europäer ſind gewohnt, durch das Aeußere unſerer Häuſer ſchon auf den Styl des Innern vorzubereiten, und wir würden es ſonderbar und völlig ungraziös finden, wenn ein von innen ſchöner Palaſt nicht auch ſchön von außen wäre; ja wir finden ſogar bei den ſüdlichen Völkern, namentlich den Italienern, viel mehr Sorgfalt auf die äußere Architektur, als auf die innere Einrichtung verwendet, die öfters ſogar alles und jedes Comforts entbehrt. Wie verſchieden dagegen die Mauren dachten, davon hatte ich hier das merkwürdigſte Beiſpiel. Denn kaum hatte ich die Schwelle dieſer unbedeutenden Thüre überſchritten, als ich einen Theil des köſtlichſt ausgelegten Schmuckkäſtchen der Welt vor mir ſah, dem das ſchönſte Grün ein gewiſſes heimliches Leben einhauchte. Wenn ich mich des Wortes Schmuckkäſtchen hier

bediene, so geschieht es, um ein für alle Mal die Idee von Größe denjenigen meiner Leser zu benehmen, die vielleicht früher glaubten, man staune vor den Wundern der Alhambra, wie man es vor den Monumenten der Römer und Griechen thut. Aber nichts von dem ist der Fall. Man fühlt sich beim ersten Anblicke aller der Herrlichkeit überrascht, angenehm überrascht, man fühlt sich bei näherem Anschauen wollüstig angezogen, man schwelgt in einer uns fremden Sphäre, und in längst verflossenen Zeiten; dann geht man näher heran, bewundert und staunt über diese töpferische Filigranarbeit, geht dann ans Fenster, sieht die Sierra Nevada und die schöne Natur herum, und glaubt, wenn man es verläßt, man habe in einer Opium-Verzückung sich befunden und die wunderbarsten Gestalten um sich herumdrehen gesehn.

Dies war der Eindruck des Ganzen bei mir. Ich komme zu den Einzelnheiten.

Der Hof der Alberga oder der Myrthen macht den Anfang. Er ist ein viereckiges Oblongum, das an beiden Enden Porticos hat, deren Bögen durch Säulen von Marmor, leicht und hübsch gehalten, unterstützt sind. In der Mitte befindet sich ein Bassin, bestimmt zu Bädern für die Diener des Königs, umgeben von Blumenbeeten und kleinen Orangenbäumen, die Wände sind mitunter verdorben, indessen erkennt man noch oben schöne Arabesken. Von hier treten wir in Comares Thurm, voll Verzierungen in Gold, Silber, Blau, Ultramarin, alles mit der höchsten Sauberkeit gearbeitet. Jetzt kommen wir in die Antisala, ein längliches Viereck, auch unter dem Namen der Barca bekannt, und von dort in den Saal der Botschafter, welcher der größte und schönste in der Alhambra ist, und wo der König in der Mitte sitzend die fremden Gesandten empfing. Geschnitztes Holz, geschnittener Stein, Stuckwerk, Malerei auf Email, alles von der vor-

trefflichſten, aber auch mühſamſten Arbeit, findet ſich in dieſem Saale zuſammen. Von dieſem Reichthume an wundervollen Formen und den ſeltenſten Farben umgeben, macht man einige Schritte und befindet ſich an verſchiedenen Fenſtern, wo man abwechſelnd den Generalif, die koſtbarſten Gärten und die Hälfte von Granada erblickt, und die ganze Vega überſieht.

Es würde ermüden in das Detail jedes Zimmers dieſes Zauberſchloſſes einzugehn und genau die Folgereihe derſelben anzugeben, wie ich ſie geſehn. Hier ſind überdies leicht Irrthümer möglich; welches Gedächtniß wäre wohl gut genug dergleichen zu behalten. Und ſoll man, indem man ſieht, etwa ſtets die Schreibtafel in der Hand halten; gewiß brächte mich dies um allen Genuß. Ich erwähne daher was ich geſehn, aber ohne beſtimmte Folge. Zuerſt alſo den Tocador, oder das Toilettenzimmer der Königin, wo Carl V. ſeine Siege über die Tuneſer malen ließ, dann

die marmornen Bäder des Herrſcherpaares und der Kinder, die Moſchée, jetzt zur Kapelle umgeſchaffen, die Gefängniſſe, wo die untreu geglaubte Königin Sobeira gefangen ſaß, und ſpäter die tolle Johanna wohnte, dann den Saal der zwei Schweſtern, von dem aus Juvelagy, die Geliebte Boabdils, nach einem hübſchen Garten die Ausſicht hatte.

Alle dieſe Zimmer zeigen an den Wänden die reichſten Arabesken, die niedlichſten Moſaiken; die üppigſten Bilder der Vergangenheit ſchweben uns vor, ja! ſo denke ich mir den Opiumrauſch.

Jetzt endlich treten wir in den berühmten Hof der Löwen. Ich habe den Leſer vorbereitet, er erwarte daher nichts Großes, Erhabnes, er erwarte alles in demſelben Style als bisher zu ſehn. Auf ungefähr hundert Fuß Länge und einer Breite von vielleicht funfzig bis ſechzig Fuß ſieht man unter zierlichen Gartenbeeten, welche erſt, ſeitdem die marmornen Flieſen weggenommen, dort angelegt

ſind, ein Baſſin nebſt Springbrunnen, um welche herum die bekannten Löwen angebracht ſind. Die Arbeit an dieſen Thieren iſt gewiß ſchlecht, aber wer will bei einem ſo ſonderbaren und uns durch ſeine ganze übrige Künſtlichkeit ſo einzigen Werke, als künſtleriſcher Kritiker auftreten. Genug, daß wir nie vergeſſen müſſen, wir haben es mit einem Feenmährchen zu thun, wo der Schlag des Zauberſtabes unverhofft einen von Gold und Silber und bunten Farben ſtrahlenden Palaſt in das ſchönſte Grün hinzaubert, denn hier ſpringen die Fontainen, die Löwen ſpritzen Waſſer von ſich, alles ſcheint in Leben und Bewegung zu ſein.

Nachdem wir noch einen Blick in den Gerichtsſaal geworfen, wo der Sage zufolge fünf und dreißig Abencerragen ermordet wurden, verließen wir die Alhambra durch die ſogenannte Ultima Porta. Ein bedeutungsvoller, furchtbarer Name, denn durch ihn verließ der letzte König von Granada das Schloß ſeiner Väter für immer, als er

die Schlüſſel von Granada dem Könige Ferdinand zu übergeben ging.

Jetzt ging es durch die belaubteſten Gänge zum Generalif hinauf, das nun dem Marquis von Campo Tejar gehört. Hier zeigt man in dem Garten die Cypreſſen, unter denen Sobeira einſt mit einem Abencerragen ſprach, und nach gemachter Anzeige an den König durch einen Zegri Kampf, Ermordung der Abencerragen und Gefangennehmung der Königin erfolgte. Von dem Generalif aus überſieht man nun die ganze Stadt und Umgegend, St Helens Hügel, deſſen Befeſtigungen durch die Franzoſen vernichtet wurden, den untern neuen Theil von Granada, und den obern mauriſchen Theil mit ſeinen engen Straſſen, wo die Reichen wohnten, und ſeinen Bergen mit Höhlen, ſonſt von der ärmeren mauriſchen Klaſſe, jetzt von Zigeunern bewohnt, und treten in das Gebäude ſelbſt, wo wir in einem Zimmer die Gemälde derjenigen mauriſchen Fürſten er-

blicken, welche ſich taufen ließen, und im andern Zimmer die Nachkommen Ferdinand's und Iſabella's. Nahe bei den mauriſchen Gefängniſſen tritt man ſeinen Rückzug zur Stadt an. Wir haben Stunden im Feenſchloſſe verbracht, wahrſcheinlich wird mir ihr Anblick nicht wieder. Wer ſähe ein Feeland zweimal, bald flieht die Täuſchung, die mittelmäßige Fonda nimmt mich wieder auf, und ich ſchöpfe nur ſo viel Athem, um eine neue, weniger poetiſche, aber auch merkwürdige Wanderung zu unternehmen.

Der Zweck dieſer Wanderung war die Beſichtigung des außerhalb der Stadt gelegenen vormaligen Karthäuſerkloſters, das jetzt ſeiner Mönche, ſeiner beſten Gemälde, ſo wie vieler ſilbernen Geräthſchaften beraubt, dennoch des Sehenswerthen genug beſitzt, um nicht übergangen zu werden. Granada hatte ſonſt fünf und zwanzig Mönchs- und fünf und zwanzig Nonnenklöſter. Von dieſen exiſtiren nur noch die Nonnen-

klöſter, indeſſen iſt den Nonnen alles Grundeigenthum und Kapital, ſelbſt dasjenige, das ſie ſelbſt dem Kloſter geſchenkt, und das ſich mitunter auf zwanzig bis dreißigtauſend Realen belief, genommen worden, und ſie ſelbſt werden ſpärlich unterhalten, bis der Tod die Adminiſtration allmälig auch von dieſer Abgabe befreit.

Das Karthäuſerkloſter hat einen großen mit Nußbäumen beſetzten Hof, die Zellen gleichen denen in allen Klöſtern und ſeine Hauptpracht beſteht jetzt in der Kirche, welche auch noch manches gute Gemälde von Cottan, einem ſpaniſchen Maler am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts enthält, und die überhaupt in ihrem Innern eine luxuriöſe Einrichtung der Art hat, daß ohne völlige Zerſtörung ſie ihr nicht entriſſen werden konnte. Hierzu rechne ich beſonders den reichen Altar, der aus dem verſchiedenartigſten Marmor, jedes Stück dabei von der ſonderbarſten Zeichnung, ſo wie man ihn in den Gebirgen

von Granada bricht, zuſammengeſetzt iſt. Aber auch dieſe werthvolle Kirche iſt, wie faſt alle Kirchen in Spanien, aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. Dicht am Altare befanden ſich nämlich die Sitze der Mönche, in einer Mittelabtheilung diejenigen der Weltgeiſtlichen, und in der letzten Abtheilung, durch eine geſchloſſene Barrière getrennt, iſt der Aufenthalt für das Volk. Sämmtliche Thüren, welche eine Abtheilung von der andern trennen, und die während der Meſſe geöffnet werden, ſind von Ebenholz, ausgelegt mit Silber, Schildkröte, Perlmutter und Elfenbein, und erinnern in ihren Verzierungen oft an das, was man ſo eben in der Alhambra geſehn. Die Karthauſe erhielt ſo wie ſämmtliche Klöſter faſt auch ſämmtliche Armen der Stadt, und man dachte daher begreiflich damals an keine Armenhäuſer. Denn was davon beſteht, iſt unbedeutend. Ein großes Tollhaus, noch von Ferdinand dem Katholiſchen erbaut, ſoll gut unterhalten wer-

den, und der Adel, welcher sich sehr zahlreich hier aufhält, soll, wie man sagt, der Armuth zu Hülfe kommen, aber was können selbst die wohlhabendsten Privatanstalten da, wo alle Unterstützung von oben fehlt.

Damit aber doch die leeren Klöster nicht ganz unbenutzt bleiben, so ist eins der größten derselben, ein Dominikanerkloster, zum Museum umgeschaffen und enthält manche sehenswerthen Gemälde. Außerdem wird noch dort die für das Monument der Donna Mariana Penella bestimmte kolossale Figur derselben gezeigt, wie sie gen Himmel blickt, einen Engel zur Seite, der den Finger auf den Mund hält, als Symbol des Schweigens, das sie beim Verhöre stets beobachtete. Die Statue sollte eben nach England geschafft werden, von wo sie, in Bronze gegossen, zurückerwartet wird.

Nicht weit vom Museum liegt das Haus Gonsalvos von Cordova. Wer hat nicht

in früheſter Kindheit von ihm gehört, oder von ihm geleſen, und wie viele haben bei ihrem franzöſiſchen Lehrer nicht Florian's Erzählung überſetzen müſſen. Es mag manchen Helden geben, und giebt es auch gewiß, der noch berühmtere Thaten ausgeführt, aber wenige ſind ſo in dem Munde jedes Menſchen, der nur einiger Erziehung genoſſen. Ich eilte daher es zu beſehn, und wenn die Häuſer berühmter Männer ſehr oft nichts anderes Beſonderes zeigen, als daß dieſe darin gewohnt haben, oder dort geboren ſind, ſo hat dieſes das Eigne, daß vier Soldaten mit den Rüſtungen der damaligen Zeit in ſeinen vier Ekken in Stein gehauen ſind, und daß ſich dort noch ein Theil ſeiner Waffen befindet, die zum oberſten Mittelfenſter theilweiſe herausſtehn.

Man hört ſo viel von der Pracht, die bei den Mauren geherrſcht, erzählen, und die Beſchreibung der Alhambra reizt außerdem die Neugier zu erfahren, wie denn die übrigen Großen wohl gelebt

haben, daß man ſicher nichts unbeachtet läßt, was uns in Granada nur irgend einen Aufſchluß darüber geben kann. Wenn aber ſämmtliche mauriſche Straßen ſchon an ſich eng gebaut ſind, um, wie es heißt, die glühende Sonne abzuhalten, wenn die Häuſer nicht einmal Fenſter haben, ſo denkt man ſich doch, im Innern derſelben irgend eine Bequemlichkeit, irgend eine Annehmlichkeit zu finden. Unmöglich kann dies aber, zum wenigſten nach unſeren Begriffen von Luxus, der Fall geweſen ſein, wenn mir mein Führer ſagte, daß er mir den Serail Sidi Abenhameds, der im Jahre 1352 Chef der Abencerragen war, zeigen wolle. Dieſes ganze Haus der Wolluſt beſtand nun aber in weiter nichts als in einem kleinen Hofe, um den, eine über die andere, zwei hölzerne Gallerien liefen, hinter denen ſich ganz kleine Zimmer befanden, nicht größer, als wir ſie zu Pompeji ſehn. Wenn nun die Schönen des Chefs der Abencerragen ſo traurig wohnten, ſo kann man einen Schluß daraus ziehn,

wie die Häuſer der andern Edelleute beſchaffen waren, deren Straßen noch alle vorhanden ſind, und wo jetzt die untere Klaſſe der Einwohner von Granada ſich befindet.

Aber noch war die Königliche Kapelle in der Kathedrale unbeſucht geblieben. Wir eilten daher, dort hin zu kommen und fanden hier die Särge Ferdinand's und Iſabella's, Philipp des Erſten und der tollen Johanna, und des Sohnes Ferdinand's, Don Miguel de la Paz, der im ſiebenten Jahre an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde ſtarb. Ueber der Kapelle, noch in der Kirche ſtehn die Sarkophage der vier Erſteren mit deren Statuen in Lebensgröße. In der zunächſt liegenden Sakriſtei zeigte man uns die Krone, den Scepter und das Schwert Ferdinand's und ein prieſterliches Gewand, das Iſabella geſtickt, das aber auch von räuberiſchen Händen, wie ſo vieles Andere, ſehr gelitten hat.

Noch beſuchte ich für kurze Zeit das Theater, begab mich bald darauf zu Bette, und beſtieg des andern Morgens, um fünf Uhr, wiederum meinen hohen Sitz. Der Tag war unter Regen angebrochen und blieb ſo. Dieß war unangenehm, indeſſen ſollte noch etwas Anderes einen Theil der Geſellſchaft in groſſen Schrecken verſetzen. Denn plötzlich ließ ſich ein fürchterlicher Donnerſchlag vernehmen, meine Nachbarin, ein junges Mädchen, fuhr heftig zuſammen, aber für diejenigen im Innern des Wagens ward er für Musketenfeuer genommen, und die Frauen ſchrien laut auf, empfahlen ſich der heiligen Jungfrau, und nichts ſchien ihnen gewiſſer, als daß Räuber eine Salve auf den Wagen abgefeuert hätten. Beruhigt aber durch den fortwährend langſamen Schritt der Maulthiere und die gewöhnlichen Ausrufungen des Majorals erkannten ſie bald ihre unnütze Furcht, und ſo erreichten wir Loya, wo wir, wie zwei Tage vorher, wieder ein miſerables

Souper einnahmen, und des andern Morgens unſere Reiſe fortſetzten.

An dieſem Tage war nun der Wechſel des Klimas wunderbar. In Loya ſchwammen die Straßen vom Regen, je höher wir aber der Spitze des Gebirges kamen, deſto weniger fanden wir eine Spur davon, auch die Wolken verſchwanden, und bald erblickten wir das Meer, den klarſten Himmel und rechts die Felſen, pyramidaliſch in Reihen über einander gelagert, ſchillernd in den brillanteſten Farben und zu unſern Füßen Malaga in aller Hitze des Südens, denn kein Tropfen Regen war Tages vorher gefallen.

Zum nächſten Tage, den fünf und zwanzigſten April, ward das ſpaniſche Dampfboot El Mercurio erwartet, und noch an demſelben war es beſtimmt nach Gibraltar und Cadix weiter zu fahren, und auf dieſem Schiffe dachte ich meine Reiſe fortzuſetzen. Aber noch vorher ſollte ich Zeuge eines Schauſpiels ſein, das von neuem

darthat, welchen unbegreiflichen Einfluß politiſche Schriftſteller und ganz beſonders Journaliſten in einem in Revolutionen ſeit dreißig Jahren groß gewordenen Lande haben.

Erwähnen muß ich zuvörderſt, daß zu Madrid unter dem Namen Fray Gerundio ein Blatt erſcheint, das mit vielem Geiſte geſchrieben iſt, aber zugleich mit der beißendſten Satyre alles anfällt, was dem Verfaſſer, der eigentlich Lafuente heißt, aber gewöhnlich Frai Gerundio genannt wird, nur irgend mißfällt. Bei uns fürchtet man nun wohl die Journaliſten, aber man hätſchelt ſie nicht zu Tode. Ganz anders in Spanien, wo Fray Gerundio eine Autorität iſt.*) Derſelbe Ocean, welcher mich in Malaga

*) Derſelbe iſt dennoch, den öffentlichen Blättern zufolge, ſeitdem zu Madrid vor einem Kaffeehauſe von einem Obriſten durchgeprügelt worden, dem er die Genugthuung für eine ihm angethane Beleidigung verweigerte.

abgesetzt, war nun auf der Rückreise von Cadix nach Marseille wieder angekommen, und hatte Fray Gerundio an Bord, den er in Gibraltar aufgenommen, von wo aus er eine sehr aufregende Rede nach Madrid für sein Zeitungsblatt geschickt, die er, datirt von der Spitze des Felsens von Gibraltar, an seine Landsleute gerichtet hatte. In Malaga war bald die Kunde von seiner bevorstehenden Ankunft verbreitet, und kaum hatte er den Fuß ans Land gesetzt, als das Läuten der Glocken begann, und die Municipalität ihn zu bewillkommnen erschien. Zum Abend ward allen Hauswirthen die Erleuchtung ihrer Häuser anbefohlen, welche auch pünktlich geschah, während ihm Schaaren von Menschen bis zu seinem Hotel anhaltende Vivas brachten.

Zufälliger Weise war des andern Nachmittags eine Revue der Nationalgarde, Kavallerie und Infanterie, alle ganz gut gekleidet, und auch sie ward dazu benutzt, Fray Gerundio die militairischen

Honneurs zu machen. Der Zulauf war außerordentlich, und so sehr ich gewünscht, auch den berühmten Journalisten zu sehen, so blieb es mir unmöglich mich ihm zu nähern, und unter beständigem Schreien und Rufen: Viva Gerundio, und Begleitung der Menge erreichte er erst spät seine Wohnung, wo er sich bald zur Ruhe begab.

So hatte die Bewegung bis zur eintretenden Finsterniß gedauert, die mich an meine Abfahrt mahnte. Um acht Uhr hatte ich von der Familie Roose einen, für ihre freundliche und mir so nützliche Aufnahme, wahrhaft erkenntlichen Abschied genommen, und bei dem stillesten, heitersten Wetter hatte ich bald die von den Abendlichtern flammende Stadt im Rücken, und fuhr der großen Meerenge zu. Auf diesem Schiffe war nicht allein der Capitain mit seinen Leuten, sondern auch sämmtliche Mitreisende Spanier, lauter junge, lebenslustige und, wie es schien, wohlhabende Leute, meist aus den baskischen Provinzen, die Spa-

nien zu ihrem Vergnügen durchzogen. Der Schlaf indeſſen verlangt ſeine Rechte, und unter dem hoffnungsvollen Geräuſche der Räder, die uns bei ruhiger See, ohne alle Mühe, Sorge und Unbequemlichkeit ſo gemächlich immer weiter und weiter bringen, war auch auf unſerm Schiffe alles ruhig und ſtill geworden. Um ſechs Uhr, nachdem ich erſt, was man nennt, ein Stück Toilette gemacht, ſchickte ich mich voll Ungeduld an auf das Verdeck zu gehn. In wenigen Minuten ſollte ich ja zwei Welttheile mit den Augen meſſen, Afrika mit ſeinem ſogenannten Affenberge zur Linken, Gibraltar mit ſeinem Rieſenfelſen zur Rechten. Doch welche Täuſchung wartete meiner! Denn oben angekommen ſah ich nichts, gar nichts, und das Schiff lag ſo gut wie ſtill. Ein dicker Nebel war über die See gebreitet. Ich frug den Steuermann, wo wir wären? Er wußte es nicht, ich frug den Capitain: er wußte es eben ſo wenig. Um nicht gegen einen Felſen zu gerathen,

blieben wir lieber auf einem Flecke. So ändern ſich auf der See die Gefühle. Nie giebt es etwas Sicheres, nie kann man etwas beſtimmt berechnen. Auf das Zerwehen der Dünſte bei höherer Sonne war die Hoffnung gerichtet, aber in der Zwiſchenzeit konnte allerlei geſchehn. Indem erblickten wir einen Kauffahrer, der auf uns zukam. Der Capitain frug, wo Gibraltar läge, er wies gerade zur Rechten über uns weg; alſo ſchien er doch beſſer als unſer Capitain unterrichtet zu ſein.

Während er noch mit dieſem einige Worte wechſelte, glaubte ich aber am Himmel, und zu welcher Zeit blickt man wohl mehr dahin, als während eines Nebels, einen hellen Schein zu gewahren und bald darauf etwas Blaues, und ſo zog ſich ziemlich raſch, gleich einem Vorhange, der Nebel zur Seite, und zeigte den koloſſalen Felſen von Gibraltar, am Fuße deſſelben aber Hafen und Stadt. Afrika blieb noch etwas hin-

ter der grauen Leinwand verſteckt, aber bald hatte ſich auch dieſe weggeſchoben und endlich ſah mein Auge beide Welttheile, ein mächtiger, erhabner, längſt in mir genährter Wunſch, der mir endlich zur Wirklichkeit ward.

Aber auch bald ſollte ich mich in England, dem reizenden comfortablen England befinden, und hier kann ich nicht umhin, meinen Aerger über diejenigen Reiſenden auszuſprechen, die eine ordentliche Wuth haben und einen Genuß darin finden, erzählen zu können, wie ſchlecht ſie auf Reiſen gelebt, gegeſſen, geſchlafen haben, in wie vielen Bedrängniſſen ſie ſich befunden, wie oft ſie attaquirt worden und dergleichen mehr. Ich kannte ſogar eine Dame, welche in Spanien reiſte und durchaus Räuber ſehn wollte, wie das Fräulein v. Kiekebuſch in Raupach's Schleichhändlern die Zigeuner, dieſe gutmüthigen braven Menſchen.

Solche Reiſende mißfallen ſich nun gewöhnlich in Gibraltar. Wiewohl ſie es ſich recht gut

in den englischen Häusern gefallen lassen, und an ihren Tischen kein Gericht von ihnen unberührt bleibt, sie in den elegantesten Wagen spazieren fahren, und in den englischen Läden die ausgesuchtesten Waaren kaufen, so haben sie dennoch einen ordentlichen Ingrimm über das Gute, was ihnen widerfährt, und eine Eitelkeit nicht bedauert zu werden wegen der Entbehrungen und Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen sind. Ich denke nun hierüber anders und glaube deßwegen dennoch ein poetisches Gemüth zu haben und will daher nicht leugnen, daß es mir außerordentlich poetisch erschien, sehr bald Paß und Sanitätssachen in Ordnung gebracht zu wissen und in eine Stadt und in ein Land zu kommen, das mir bewies, was Spanien unter einer guten Administration sein könne und einen Ort zu sehn, wo der englische Comfort aus jedem Hause und aus jeder Villa mit ihren reizenden Umgebungen mich ansprach.

In dem Beſitze eines Briefes für einen zu Gibraltar anſäſſigen Engländer, Herrn Duguit, begab ich mich ſogleich zu ihm, wurde von ihm auf das Verbindlichſte empfangen und brachte in ſeiner und ſeiner Familie Geſellſchaft meinen ganzen Tag zu. Herr Duguit war, in Folge eines Falles vor einem Jahre, kein guter Fußgänger und ich bin kein großer Reiter. Ich reite nur dann, wann ich nicht gehn kann. Hier mußte ich mich indeſſen zu Pferde ſetzen und bereuete es nicht, denn ich fand alles erfüllt, was man mir von den andaluſiſchen Pferden geſagt hatte. Es giebt durchaus keine Pferde irgend eines Landes, auf denen man behaglicher und bequemer ſäße, ihr Trott iſt die angenehmſte Bewegung und ein ſchlechter Reiter braucht gewiß nicht in den Galop zu fallen, um kein Sandreiter zu werden.

Gibraltar hat eigentlich nur eine Straße, die weder breit iſt, noch ſchöne Häuſer hat. Aber das Gewühl in derſelben iſt unbeſchreiblich und

die Verſchiedenheit und Neuheit der Trachten und der Vehikel macht ſie zu einer der unterhaltendſten, die ich kenne; denn außer den Eingebornen in ihrer andaluſiſchen Tracht ſieht man eine Maſſe von Engländern mit ihren engliſch gekleideten Frauen und Kindern, ferner Soldaten, namentlich die Bergſchotten*) in ihrer maleriſchen Tracht, deren ein Regiment dort in Garniſon iſt, die Mauren in der afrikaniſchen Tracht und endlich die afrikaniſchen Juden im morgenländiſchen Anzuge.

Aber man ſiehet auch von der Caleſſa hinauf bis zum Londner Gig alle mögliche Arten von Wagen, und engliſche Waaren in Menge zieren die Boutiquen. Dabei ertönt unerwartet oft vortreffliche Militairmuſik und erſtickt für einige Zeit das Rufen und Schreien im Engliſchen, Spani-

*) Es bilden ſich viele Spanier ein, die Bergſchotten hätten etwas verbrochen, und müßten deßhalb kurze Weiberröcke tragen.

ſchen und Arabiſchen. Genug, man lebt in England, Afrika und Spanien zugleich.

Es kann ſein, daß alles dieſes dem poetiſchen Gemüthe des Fremden nicht genügt, und hat er wahrhaft Luſt mit den gutmüthigen Räubern Bekanntſchaft zu machen, ſo kann ihm auch dieſes Vergnügen werden, denn er braucht nur den Umkreis von Gibraltar zu verlaſſen und er wird bald die Gelegenheit dazu mit Verluſt einiger Unzen Goldes haben. Zum wenigſten waren noch kurz vor meiner Ankunft vier engliſche Officiere, die als Kavalleriſten Gibraltar verlaſſen hatten, als Infanteriſten wieder heim gekehrt.

Herr Duguit führte mich, ſobald wir zu Pferde waren, der Fortſetzung der großen Straße am Meere zu. Hier kommt man gleich zu Anfange an der Alameda vorbei, welche erſt ſeit einigen Jahren bepflanzt worden und jetzt ſchon einen der trefflichſten Spaziergänge darbietet. Dann fangen die Landhäuſer und Gärten an, die mit

aller jener Sorgſamkeit und Eleganz angelegt ſind, wie man ſie im allgemeinen nur in England antrifft, und dauern noch eine gute Weile. Die Ausſicht längs dem Meere bietet die ſchönſten Punkte dar.

Nach einer Stunde ritten wir wieder nach Hauſe zurück, wo wir die ſchriftliche Erlaubniß des Gouverneurs vorfanden, die verdeckten Gänge im Felſen zu beſuchen. Bekanntlich iſt dieſer Felſen der einzige Fleck in Europa, wo es Affen giebt, über deren Anſiedelung viele Fabeln vorhanden ſind. Unter andern wird behauptet, daß es einen Gang unter dem Meere vom Affenberge in Afrika bis nach Europa gäbe, und was dergleichen mehr iſt. Gleichviel, genug, daß ich leider keinen Affen zu ſehn bekam, da ſie ſich nur zu gewiſſen Zeiten und beſonders bei ſehr warmem Wetter zeigen.

Unter den Geſprächen darüber hatten wir die Stelle des Felſens erklettert, wo man in die verdeckten Gänge kommt.

Dieſe im Felſen gehauenen Gänge, zwei große verdeckte Gallerien, haben allein die eine 1200, die andere 1500 Fuß, ſicher etwas Erſtaunenswürdiges! In den Oeffnungen, welche darin angebracht ſind, ſtehen zwölfzöllige Mörſer, beſtimmt, die beiden Meeresarme und die Landenge zu beſtreichen, und aus jenen Oeffnungen hat man, hauptſächlich aus denen, welche gegen das Meer zugekehrt ſind, die möglich brillanteſte Ausſicht über Stadt, Meer und Land, theils in Europa, theils in Afrika. Ob es gegründet iſt, wie erzählt wird, daß die Felſenmaſſe blättrig ſei und durch das Entladen der Mörſer bei einer etwanigen Belagerung leicht Riſſe bekommen könne, laſſe ich dahin geſtellt ſein.

Nach mehreren Stunden Beſichtigung erreichten wir bald wieder das Haus des Hrrrn Duguit und ſetzten uns zu Tiſche. Um ſieben Uhr ſollte erſt die Abfahrt vor ſich gehn, indeſſen beeilte ich mich ſchon um ſechs Uhr auf dem

Schiffe zu ſein, weil mich Jemand gewarnt hatte, jemals dieſen an der Küſte fahrenden Kapitainen ein unbedingtes Zutrauen zu ſchenken. „Denn“, ſagte mir dieſer Herr, „wohl haben Sie, wie Sie mir ſagen, Ihr Geld bis Cadix bezahlt, aber das hilft Ihnen zu nichts, wenn es dem Capitain gelingt, irgend ein gutes Geſchäft zu machen, weswegen er noch früher abfahren muß.“ „„Aber, um Gottes Willen, meine Sachen ſind ja alle an Bord.““ „Schadet nichts“, erwiederte jener ruhig, „die nimmt er mit nach Cadix und giebt ſie dort im Bureau ab. Und daß in Spanien kein Recht noch Gerechtigkeit zu erlangen iſt, das werden Sie ſo gut wiſſen, wie jeder Andere. Auf den Weg“, ſchloß er, „will ich Ihnen noch eine kleine Räubergeſchichte mitgeben, die neulich in der Gegend von Almeria, nahe bei Aldama, vorgefallen iſt.“

„Ein Müller verkauft ſeine Mühle für zweitauſend Piaſter, das Geld hat er in der Mühle

liegen. Abends klopft es, er öffnet. Vier Soldaten erbitten ſich Gaſtfreundſchaft für die Nacht. Der Müller nimmt ſie auf und ſchickt ſie unten in ein Zimmer. Um Mitternacht klopft es wieder. Er öffnet. Vier maskirte Männer ſtürzen herein, überfallen den Müller und verlangen die zweitauſend Piaſter. Er ſagt, er wolle ſie bringen, geht hinunter und ſetzt die Soldaten von allem in Kenntniß; dieſe ſchleichen hinauf und erſchießen ſämmtliche vier Räuber. Der Müller eilt nun ſogleich nach Aldama, um die Sache anzuzeigen und geht zum Alkalden, dieſer iſt nicht zu finden, dann zum Regidor, auch dieſer iſt nicht da, eben ſo fehlen noch zwei andere Perſonen in der Stadt. Genug, dieſe vier ehrenwerthen Männer waren die ſo eben erſchoſſenen Räuber."

Um ſieben Uhr verließ ich Gibraltar. Der Wind fing an ſich zu heben, jedoch war er noch nicht ſtark und dabei günſtig, als wir auf dem Meere ein uns näher kommendes Licht erblickten,

das wir ſogleich als zum engliſchen Dampfboote gehörig erkannten, welches nach Malta beſtimmt iſt und in Gibraltar anlegt. Wir kamen ihm immer näher und näher. Plötzlich ſchrie der Kapitain: die Maſchine angehalten, das Steuerruder links! und in dem Augenblicke ſchoß das engliſche Schiff mit Blitzesſchnelle auf unſerer linken Seite vorbei. Wir waren einem beinahe gewiſſen Tode entgangen. Der Kapitain ſchimpfte, was er konnte, hinter dem engliſchen Schiffe her, und behauptete, man müſſe auf der See die Linke halten, während der Engländer das Gegentheil gethan. Wer Recht oder Unrecht hat, weiß ich nicht, nur ſollte ich denken, müßte unter allen ſeefahrenden Nationen hierüber ein Einverſtändniß ſein; und beſonders jetzt, wo ein Dampfſchiff bei ruhiger See eben ſo ſchnell als ein Segelſchiff bei hoher See fährt. Wahrſcheinlich iſt das Unglück, das kürzlich auf dem mittelländiſchen Meere das ſardiniſche Dampfboot, den

Pollux, betroffen hat, durch eine ähnliche Irrung entstanden.

In der Nacht wurde die See sehr hoch, indessen hatten wir den Wind im Rücken und um halb sechs Uhr waren wir auf der ungeheuren Rhede von Cadix mit ihren flachen Sandufern angelangt. Das schöne weiße Cadix lag vor uns, aber nur mit vieler Mühe, bei der fortwährend hohen See, konnten wir in das Boot, welches uns abzuholen kam, hinein, und ziemlich durchnäßt langte ich am Ufer an.

Cadix wird gewöhnlich als diejenige Stadt in Spanien genannt, welche sich durch die Pracht ihrer Gebäude, die Schönheit ihrer Straßen, durch die Sauberkeit, welche man sowohl außerhalb als innerhalb der Häuser erblickt, alles durch den großen Reichthum ihrer Einwohner veranlaßt, vor allen andern Städten Spaniens auszeichnet, und wiewohl mehrere derselben ebenfalls bessere polizeiliche Einrichtungen als früher erhalten haben,

ſo behauptet ſie doch noch immer, in Vergleich zu ihren Schweſtern, den erſten Rang. Vergleicht man überhaupt die vorzüglichſten Städte Spaniens mit einander, ſo kann die Bemerkung uns nicht entgehn, daß in keinem Lande der Welt eine ſolche unglaubliche Verſchiedenheit im äußern Bilde derſelben angetroffen wird, als in Spanien. Und ſo iſt es hier faſt mit allem. Man ſieht ſo unglaublich verſchiedene Bilder, daß man der Meinung wird, die Stadt, welche man ſo eben verlaſſen, liege wenigſtens an hundert Meilen von der andern. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem italieniſchen Barcelona, dem blühenden, im Garten liegenden Valencia, dem afrikaniſchen Alicante mit flachen Dächern und Palmbäumen, mit verſengtem Boden, dem verlaſſenen, verwaiſten Carthagena mit ſeinen Felſen und leeren ungeheuren Gebäuden, dem freundlichen Almeria, dem lieblichen commerciellen Malaga, dem mauriſchen Granada, mit ſeinen durch vielen Regen ſtets

grünen Umgebungen und Alleen, dem engliſchen Gibraltar, und nun dem regelmäßig gebauten prächtigen Cadix. Und wie ſind von dieſen Städten, wie wir ſpäter zu ſehen Gelegenheit haben werden, nicht Sevilla, Madrid und die Hauptſtädte der baskiſchen Provinzen verſchieden! In der That, wer Spanien kennen lernen will, müßte ſämmtliche Provinzen bereiſen, denn in jeder ſieht er etwas völlig Verſchiedenes von derjenigen, welche er ſo eben verlaſſen. Bei allem dem fühlt er ſich aber ſtets in Spanien. Man kann in Frankreich, England, Italien manchmal vergeſſen, daß man nicht zu Hauſe iſt, niemals hingegen in Spanien, denn man iſt und bleibt ſtets in der Fremde.

Und ſo war mir Cadix wieder ein ganz neuer Anblick, und meine Landung um ſo bemerkenswerther, weil ich mit Kanonenſchüſſen empfangen ward, die zu Ehren des Namenstages der ſich in der Fremde aufhaltenden früheren Regentin abge-

feuert wurden. Am Ufer fand ich gleich den Preußischen Konsul, Herrn Uthhoff, der meinen Brief erhalten hatte und so gefällig gewesen war, mir alsbald eine Wohnung in einer Casa de Pupillos, wiederum bei einer Wittwe, zu nehmen, wo ich alles im vortrefflichsten Zustande fand und der Accord höchst wohlfeil geschlossen war. Gewiß, ich kann versichern, in ganz Spanien nicht besser und billiger gewohnt zu haben.

Cadir ist seit dem Abfalle der amerikanischen Provinzen von seiner Höhe gesunken; der Geschäfte sind weniger als in anderen Häfen und der Zwischenhandel hat sich sehr verringert, indessen sind die schönen Häuser einmal vorhanden, das Vermögen, das früher geschaffen war, immer noch da und so hat Cadir stets ein großes und reiches Ansehn, und wird von Madrid noch immer beneidet. Daß Anforderungen aller Art daher nicht fehlen, liegt bei einer so confusen Finanzwirthschaft, als die spanische, klar am Tage.

Schon auf dem Wege vom Schiffe in meine Wohnung, aber noch beſſer beim erſten Ausgange, wann man zu Hauſe alles in Ordnung gebracht und ruhig ſich alles beſieht, konnte ich dieſe Wohlhabenheit beim erſten Blick in die benachbarten Straßen nicht verkennen. Aber ich ſollte auch zugleich Gelegenheit haben, an die berühmte Vertheidigung dieſer Stadt erinnert zu werden, und zwar im Handelstribunale, welches eins der bedeutenderen Gebäude der Stadt iſt, und das ich zuerſt beſah. Hier las ich nun auf der innern Treppe die berühmten ſtolzen Worte, welche die Einwohner an Napoleon richteten, als die Franzoſen die Stadt aufforderten, ſich für den König Joſeph zu erklären.

La Ciudad de Cadix, fiel a los Principios, que ha jurado, no recognose Otro Rey, que Al Sr. Don Fernando VII. Cadix, Febrero 8 de 1810.

Die Stadt Cadix, treu den Grund-

ſätzen, welche ſie beſchworen, erkennt keinen andern König, als Ferdinand VII.

Und um dieſe Liebe wußte ſich der ſchlecht berathene Monarch nachher völlig zu bringen.

Cadix hat angenehme Spaziergänge, zuerſt die Alameda mit drei Alleen von Eſchen und Pappelbäumen. Sie läuft hart am Meere vorbei, ihr oberer Theil wird Salon genannt, und endet dicht bei der Carmeliterkirche; ein anderer iſt der Platz, ſonſt St. Antonio genannt, jetzt de la Conſtitucion. Alſo auch der heilige Antonius, der ſo mancher Verſuchung widerſtanden, hat müſſen conſtitutionell werden! Auf dieſem Platze ſind, beſonders am Abend, die meiſten Menſchen verſammelt.

Sonſt ſind, nach Aufhebung der Klöſter, ſehr viele derſelben ganz abgeriſſen und der Boden in öffentliche Promenaden umgewandelt worden. Eine der ſchönſten, wo früher das Franziskanerkloſter ſtand, heißt Piazza de Mina.

Ich begnügte mich diesen Morgen meist mit dem Herumgehn in den Straßen, aß an der ganz guten Table d'Hôte mit den lebenslustigen jungen Spaniern, meinen Reisegefährten, und begab mich darauf nach der Oper, wo ich ein nicht großes, aber ganz gut erleuchtetes Haus von einfacher Bauart fand. Man gab Lucia di Lammermore von Donizetti und recht brav. Ein Bariton, Eliodoro Spech mit Namen, war ausgezeichnet, und bei der Rückkehr in meine Wohnung hatte ich Gelegenheit mich der in den Spanischen Städten selten guten Polizei zu erfreuen, da an jeder Ecke, gleich zu Mailand, ein Posten aufgestellt war, so daß Beraubungen auf der Straße fast unmöglich geworden sind.

Des andern Tages setzte ich meine Excursionen fort, besuchte einige Personen, an welche ich Empfehlungsbriefe hatte, und fand in allen Häusern fast denselben Anstrich von Reichthum und Wohlhabenheit. Um den mit Marmor gepflaster-

ten Hof liefen ſteinerne Säulen, die Treppen waren ſämmtlich von Stein, alles außerordentlich reinlich gehalten, die Zimmer hoch und groß, der Meubel aber auch hier, wie in ganz Spanien, weniger als bei uns.

So kamen wir auch bei dem Hauſe eines noch nicht allzu lange verſtorbenen Millionairs vorbei, von dem ein neuer franzöſiſcher Reiſender, deſſen übrigens ſehr unterhaltende Reiſebeſchreibung in Frankreich in aller Welt Händen iſt, eine der ſonderbarſten Geſchichten erzählt.

Der Millionair hieß Don Luis de Gargallo und war unter dem Namen des Goldmannes bekannt. Da das Innere ſeines Palaſtes durch ihn überaus prächtig eingerichtet war, ſo bekam der König Ferdinand bei ſeiner letzten gezwungenen Anweſenheit zu Cadir bei ihm ſeine Wohnung, und der Reiſende erzählt, daß der König ſein Goldzimmer zu ſehn gewünſcht, wohin ihn Don Luis geführt, und wo er Millionen in

Säcken mit der Etiquette ihres Inhaltes angetroffen habe. Der König hätte ſich nun Erlaubniß ausgebeten, einen Theil aus dieſer neuen Art von Bibliothek mit nach Madrid nehmen zu dürfen, was Don Luis nicht habe abzuſchlagen ſich erlauben wollen, und wirklich habe er auch ſein Buch ſpäterhin ohne alle Beſchädigung wieder erhalten.

An dieſer ganzen Geſchichte, behauptete nun mein Begleiter, ſei kein Wort wahr, ſondern das ganze Geſchenk des Kaufmannes an den König habe in einer Maſchine beſtanden, die er aus Frankreich erhalten, und mit der man ſich ſelbſt ſeine Chokolade habe machen können, nachdem man den Cacao und die andern Ingredienzien erſt einen Augenblick vorher unter einander gemiſcht hätte.

So verſchieden ſind die Berichte der Reiſebeſchreiber, und wie wäre dies anders möglich, denn wie oft hört man nicht von ſonſt ganz glaubwürdigen Männern Dinge, deren Unwahrheit von anderen Perſonen nachher gründlich bewieſen wird.

Am 28. April beſtieg ich den Thurm, der zum Signalement der Schiffe dient. Man hat von ihm eine ſehr weite Ausſicht über die ganze Bai; rechts weg liegen in großer Fläche Rota und Porto St. Maria, links ſieht man die Landſpitze, die bis zur Inſel St. Leon geht, von hoher Wichtigkeit in den beiden Belagerungen und wohl intereſſant genug, um ſie genauer zu beſehn. Hierzu ward nun der Abend beſtimmt, und nachdem ich wiederum zu Hauſe in Geſellſchaft der muntern Jugend mein Diner eingenommen, trat ich in Begleitung des ſtets ſehr gefälligen Herrn Uthhoff meinen Weg an. Hier ging es durch dreifache Befeſtigungen, und dann betraten wir einen breiten Spaziergang, auf deſſen beiden Seiten vortrefflich angebaute Gärten liegen. Eine Menge Menſchen wogte hier auf und nieder in der lieblichſten Abendſtille, weil die Wagen einen andern Weg am Meere zu halten gebunden ſind.

Endlich mahnte uns der Thorſchluß zur Rückkehr, die uns noch bei einem Gefängniſſe, mit ähnlicher Einrichtung, wie dasjenige, welches ich zu Barcelona geſehn, vorbeiführte. Uebrigens heißt es, daß das definitive Urtheil über die Gefangnen ſich durch reiche Geldſpenden oft ſehr lange verziehen ſoll.

In Geſellſchaft der Lucia di Lammermore brachte ich wiederum ganz angenehm meinen Abend zu und zog mich dann auf mein Zimmer zurück.

Cadix iſt gewiß ein ſehr merkwürdiger Ort, doch von allem, was ich dort vor- und nachher geſehn, bleibt immer das große Hoſpitium, welches Waiſenhaus, Hoſpital und Irrenhaus in ſich vereinigt, das Sehenswertheſte. Das Irrenhaus wünſchte ich nicht zu beſuchen, theils habe ich deren genug geſehn, theils verderben ſie mir gewöhnlich den Reſt des Tages. Stolz oder Liebe ſchafft Narren, und deren ſieht man im ge-

meinen Leben ſchon ſo viel, daß man ſie nicht erſt aufzuſuchen braucht. Dagegen beſuchte ich das Waiſenhaus und das Hoſpital.

Nachdem ich die weitläuftigen, höchſt ſauber gehaltenen Säle durchwandert hatte, worin die alten Frauen leben, wurden mir auch die Zimmer der Waiſenkinder gezeigt, wo ich eine höchſt menſchenfreundliche Einrichtung fand, die aber auch große Fonds vorausſetzt und mir neu war. Alle Handwerke werden nämlich den Knaben dort gelehrt, und kein Mädchen wird eher entlaſſen, als bis man entweder für ihr Unterkommen in irgend einem anſtändigen Hauſe, oder, was noch beſſer, für einen Ehemann geſorgt hat. Alſo auch hieran wird gedacht. Wie würde ein ſolches Hoſpital nicht unſern heirathsluſtigen Mädchen gefallen!

Doch dieſes iſt nicht alles. Von der höchſten Wichtigkeit iſt bekanntlich in Spanien das Wort Liebe. Alles nimmt nicht blos für ſich, ſondern

auch zu Gunſten eines Andern daran Theil, und wo zeigt ſich dagegen wohl die Liebe bei uns anders als in der egoiſtiſchen Verfolgung der Pläne, welche zur Erreichung unſers eignen Vergnügens, oder zur Befeſtigung unſerer Wohlfahrt dienen ſollen! Und wer denkt nun wohl gar daran, obgleich wir ſo oft von Philemon und Baucis ſprechen, Leuten, die ſich in der Jugend geliebt, noch dieſes Glück auch im Alter zu verſchaffen? Und dies iſt der Fall im Hoſpicio von Cadir.

Denn alles glaubte ich geſehn zu haben und wollte mich eben empfehlen, als der Aufſeher eine Thür öffnete, die in einen hübſchen kleinen Garten führte, um den rund herum Wohnungen angebracht waren, deren Eingänge ebenfalls in den Garten liefen. Hier fand ich nun dreißig alte Ehepaare, jedes beſonders wohnend, und jedes Paar auch noch mit zwei kleinen Kindern geſegnet, die ihnen zur Aufbewahrung und erſten Erziehung übergeben waren. Der Anblick war gewiß rührend, denn man

ſah arme alte Leute, die das Schickſal und Unglück ſo oft im Alter trennen, hier ihre Auflöſung ohne Sorgen für die Zukunft in dieſem Leben erwarten und im ruhigen Beiſammenſein, wie ſie deſſen vielleicht früher nie genoſſen hatten. Gewiß ſelten wird der Armuth dieſes Glück zu Theil.

Auf dem Rückwege beſuchte ich noch ein Witwenhaus, das ein Grieche geſtiftet, das aber nichts Merkwürdiges enthielt, und nach Tiſche die Kathedrale, deren Geſchichte von neuem beweiſt, was reger Eifer und Ausdauer im Guten zu ſchaffen vermögen.

Die Kathedrale von Cadir iſt erſt im Jahre 1722 zu bauen angefangen und überaus groß angelegt, mit drei Schiffen, die durch Säulen getrennt ſind. Daß der Geſchmack, in welchem ſie angelegt, nicht gerade der reinſte iſt, beweiſt ſchon das Jahrzehend, in dem man ſie aufzuführen begann.

Der Umfang derſelben bewirkte denn auch, daß

ihr Bau in einer Zeit, wo der Sinn für groß-artige Kirchen schon sehr geschwunden war, nur sehr langsam fortschritt, und die letzten Revolutionen ihn fast gänzlich hemmten. Ja es fehlte sogar an Geld die Kathedrale unter Dach zu bringen, und so fing sie an zusehens zu verfallen. Da faßte der jetzige Bischof, Fray Domingo de Silos, den Entschluß, nicht allein fast seine ganzen Einkünfte darauf zu verwenden, wenigstens die Kathedrale unter Dach zu bringen, sondern auch andere Personen dazu einzuladen, ihm in seinem guten Werke beizustehn. Und so ist es ihm nach vieljährigem Bestreben gelungen, dieses durchzusetzen und vor zwei Jahren darin die erste Messe zu lesen. Ich begegnete dem alten greisen Manne mit grün aufgeschlagnem Hute (der Unterschied der Bischöfe von den andern Geistlichen) auf der Alameda, nicht weit von seiner Kirche, und so bleibt es mir immer merkwürdig einen Mann gesehen zu haben, der fast allen Be-

quemlichkeiten des Lebens für einen einzigen guten Zweck entſagt. Der Biſchof wird in Cadir außerordentlich verehrt, da er aber noch einer von denen iſt, die eines großen Einkommens genießen, ſo kann es nicht fehlen, daß er in revolutionairen Blättern dennoch deshalb angegriffen wird, und wenn es auch nur hieße, daß er, gegen den perſönlich nichts zu ſagen iſt, doch unverdient ſo große Einkünfte bezöge.

Uebrigens würde auch, ſo wie die Sachen jetzt ſtehn, von der Einziehung noch anderer geiſtlicher Revenuen, als derer der Klöſter, immer nicht viel Segen zu erwarten ſein; denn erſt muß ein anderes Finanzſyſtem und Gehorſam gegen die Beſchlüſſe der Regierung eingeführt werden. „Dekrete kommen genug zu uns“ ſagte mir ein Andaluſier, „aber wir thun, was wir wollen.“ Und das iſt ſehr wahr, denn als es dem letzten Miniſter des Innern neulich plötzlich einfiel, eine Statiſtik des Landes aufzunehmen und er zu dem Zwecke

die gewöhnlichen Angaben des Einkommens angeführt wissen wollte, und die genaue Anzahl von Thieren, die ein jeder auf seinem Hofe halte, bekam er völlig ungenügende, öfters auch scharfe und witzige Antworten. Unter andern schrieb ihm einer: er habe nur einen Hund und eine Katze, aber kleine Thierchen, besonders im Sommer, in unglaublicher Menge. In jedem andern Lande wäre dergleichen Insolenz bestraft worden; daß dies aber unter den jetzigen Verhältnissen in Spanien unmöglich ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Am zwanzigsten April früh um halb sechs Uhr fand meine Einschiffung nach Sevilla auf dem Dampfschiffe statt. Der mir stets so aufmerksam zur Seite gebliebene Herr Uthoff begleitete mich, so früh es auch noch war, bis zum Hafen, denn die Sitte in Spanien ist, daß man stets seine Freunde und Bekannten bis zu demjenigen Orte nicht verläßt, wo sie das Schiff oder die Diligence besteigen. Auf dem Wege dahin sahe ich noch

eine ganz neue Art von Theaterzettel, und zwar in Rebus, denn es war auf demſelben ein Krug zu ſehn, um den drei Menſchen ſtanden. Unten war gedruckt zu leſen: Ein Glas Waſſer.

Aber eben ſo ſehr befremdete mich eine Inſchrift die ich auf dem Schiffe fand, das ich nun beſtieg. Die Spanier lieben einmal pompöſe Namen, das Mädchen zu Malaga hieß Encarnacion, mein Diener ward auf den Billets der Dampfböte ſtets als mein Majordome bezeichnet, ein Hauptkämpe bei den Stierhetzen wird Matador genannt u. ſ. w. Alles dies wäre ganz gut, aber nie hätte ich erwartet auf zwei verſchiedenen Thüren die Inſchrift Jardin de Caballeros und Jardin de Sennores zu leſen, Man ſchlage, wenn ich bitten darf, über den Doppelſinn des Wortes das Wörterbuch nach.

Bald waren wir aus der Rhede heraus und für zwei Stunden im Ocean; die Meeresküſte bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Dann läuft

man in den Guadalquivir ein, paſſirt Scipione St. Lucar und hat bis Sevilla unausgeſetzt acht und eine halbe Stunde Fläche. Auf dieſer Fahrt erblickt man groſſe Heerden von Rindern und Pferden durch einander. Der Guadalquivir hat vielerlei Krümmungen, man ſieht links Coria und Yerve auf den Anhöhen, welche ſich in der Nähe von Sevilla zeigen. Endlich erblickt man vor ſich die Stadt zu beiden Seiten des Fluſſes, man ſieht bald rechts waldige Spaziergänge und ſogleich iſt man am Landungspunkte angelangt.

Nach Sevilla, nach Sevilla, lautet mein Reiſeſpruch. Nach Granada und Sevilla ging mein Wunſch. Granada hatte ich geſehn und nun war ich in Sevilla, dem viel beſprochnen, dem berühmten Sevilla, mit ſeiner Kathedrale, ſeinem Alcaſſar, ſeinen Murillos und ſeinem Figaro, dem Orte, wo Peter der Grauſame den mauriſchen König ſelbſt erdolchte, wo der

Kommandeur Ulloa unter Don Juans Streichen fiel, und wohin Lope de Vega und Calderon den Schauplatz ſo mancher ihrer berühmteſten Stücke verlegten.

Ja, Sevilla iſt das eigentliche Spanien, alles iſt hier großartig, aber alt. Man ſieht nur wenig Neues, und gerade daher erſcheint uns alles neu, alles merkwürdig.

Nicht weit vom Arſenal waren wir gelandet; hier ſteht ein hoher großer Thurm, das goldne Haus, ſo genannt von den edlen Metallen, die, aus Amerika angekommen, hier deponirt wurden.

Schon früher habe ich erwähnt, daß abermals mein Brief an den Preußiſchen Konſul, Herrn Merry, nicht angekommen war. Mit den Zollbeamten war ich bald auf die gewöhnliche Art im Reinen, und da ich von erſterem keine Nachricht beim Landen vorfand, ſo ging ich in die Stadt, wo am Thore ein zweites Viſitiren, wie immer durch eine Kleinigkeit, verhindert ward, ne-

ben der großartigen ſogenannten Börſe und der prachtvollſten aller Kathedralen vorbei, gerade auf das Haus des Herrn Merry los. Leider fand ich ihn nicht zu Hauſe, aber ein Diener brachte mich durch die engſten aller Straßen, wo ich in der Nähe der Kirche von St. Iſidor in einer Casa de pupillos Aufnahme fand. Alle beſſeren Wohnungen waren für den Augenblick beſetzt, und ſo erhielt ich endlich ein wahrhaft mauriſches Zimmer mit einem nicht allzu großen Fenſter, wohin das Licht eigentlich, ſo zu ſagen, nur vom Hofe aus durch die Thür hineindrang. Mit einem Worte: Alles war finſter und unfreundlich.

Dritte Abtheilung.

Aufenthalt in Sevilla.

Reise

nach

Madrid. Aufenthalt in Madrid.

Rückreise

über Paris nach Berlin.

Von meiner Ankunft benachrichtigt, erschien Herr Merry sehr bald, und ich zögerte nicht, mit ihm auszugehn. Ehe wir indessen daran kamen, irgend etwas zu sehen, war es nöthig eine Hauptsache zu besorgen, und diese war meine Weiterreise nach Madrid.

In unsern civilisirten Ländern, wo man jeden Tag und jede Stunde ein Fuhrwerk bekommen kann, muß es sonderbar klingen, daß man in einer Stadt, wo man doch wenigstens acht Tage zu bleiben gedenkt, gleich bei seiner Ankunft auf die Art der Weiterreise bedacht sein muß. Von

Sevilla nach Madrid giebt es aber, wenn man nicht volle vierzehn Tage unterwegs ſein will, keine andere Art des Fortkommens, als die jetzt wieder neu eingerichteten Diligencen. Dieſe ſind aber auch jedes Mal ſo beſetzt, daß man lange Zeit vorher ſeine Plätze beſtellen muß. Wir gingen daher ſogleich nach dem Bureau der einen, und durch die Bemühungen des Herrn Merry, dem zu Gefallen jemand ſeine Plätze aufgab, bekam ich für die nächſte Woche die meinigen. Darüber war jedoch die Zeit verfloſſen, und ſo hatte ich nur, faſt ſchon im Finſtern, einen Blick in die prächtigſte aller Kathedralen der Welt werfen können, und war gewiſſer Maßen betäubt von dem ungeheuren Eindruck, den ſie auf mich gemacht, nach Hauſe gekommen.

Ich ſchlief ziemlich feſt, fand aber des andern Morgens ſo viel ungeladene blutdürſtige Gäſte bei mir eingezogen, daß ich nicht länger in dieſer Wohnung bleiben wollte. Die beſſern Zimmer

waren während deſſen leer geworden, ich bezog eines derſelben, indeſſen blieb alles im Hauſe ſchlecht und theuer, und indem ich die Arie ſang: „J'ai perdu mon Euridice“, dachte ich an meine liebe Witwe zu Cadir, deren gute Aufnahme mich für das übrige Spanien verwöhnt hatte.

Mein erſter Gang war nun, nachdem ich mich von Figaro hatte raſiren laſſen, der aber höchſt proſaiſch in gewöhnlichem Frack erſchien, wiederum nach der Kathedrale, wohin mich ein Herr Peichler begleitete, der als Cicerone mir die ganze Zeit meines Aufenthalts zu Sevilla ſtets zur Seite war.

Die Kathedrale iſt ſo oft und ausführlich beſchrieben, daß ich mich veranlaßt finde und meinen Leſern einen Dienſt zu erweiſen glaube, wenn ich mich ſo kurz wie möglich faſſe.

Der Thurm der Kathedrale iſt mauriſch und vom berühmten Al Geber erbaut, dem die Algebra ihren Namen zu danken hat. Die Kirche

iſt auf Koſten des Kapitels im Jahre 1401 angefangen und im Jahre 1520 beendigt worden, und in dem letzten gothiſchen Style erbaut. Nach Laborde hat ſie zweihundert und zweiundſechzig Fuß Länge und beſteht aus fünf Schiffen, deren mittelſtes einundvierzig Fuß neun Zoll Breite auf einhundertunddreizehn Fuß ſieben Zoll Höhe hat, die andern viere dagegen haben zwanzig Fuß ſechs Zoll Breite auf ſechsundachtzig Fuß ein Zoll Höhe. Zwei und dreißig Pfeiler, jeder von beinahe dreizehn Fuß Umfang, ſtützen das Gewölbe. Sie hat neunzig Fenſter, gemalt im ſechzehnten Jahrhundert von Arnold von Flandern. Der Chor iſt leider, wie in allen ſpaniſchen Kirchen, wiederum in der Mitte und hat einundfunfzig Fuß acht Zoll Länge auf vierunddreißig Fuß fünf Zoll Breite. Der Hochaltar auf einem Piedeſtal von ſchwarzem Marmor geht bis an das Gewölbe, iſt von Cedernholz und hat vierundvierzig Niſchen gefüllt mit der vortrefflichſten Holzarbeit en relief.

Das Tabernakel iſt von Silber, darüber ein Bild von demſelben Metall.

Im Augenblicke, wo wir hineintraten, hatte die Meſſe begonnen; die Orgel iſt ein Meiſterwerk, ſie hat fünftauſend Orgelpfeifen und die Balgen halten den Ton funfzehn Minuten in der Schwingung; ihre ſchönen Töne erheben das Gemüth, und dabei war die Kirche nicht übermäßig gefüllt, wo auch das Heiligſte weltlich wird. Nie, ich ſage es gewiß ohne alle Ziererei, bin ich heiliger geſtimmt geweſen, als in der Kathedrale zu Sevilla.

Aber bald fand ich mich auch unter Bekannten, denn die beiden öſterreichiſchen Herren, von denen ich mich zu Malaga getrennt, waren ſchon ſeit mehreren Tagen in Sevilla. Wir begrüßten unſer Wiederſehn mit vieler Freude und beſahen von nun an vieles gemeinſchaftlich.

Ich beſuchte nun mehrere der Kapellen, deren die Kirche zweiundachtzig hat, in denen ſonſt täg-

lich fünfhundert Meſſen, jetzt vielleicht nur funfzehn bis zwanzig geleſen werden, und fand ſie noch immer voll ſchöner Gemälde, obgleich eines Theiles derſelben beraubt, die theils nach Frankreich, theils nach dem Muſeum zu Sevilla gewandert ſind. Das berühmteſte von dem unnachahmlichen Murillo iſt St. Antonius, welcher kniet. Darüber hängt die Taufe St. Johannis, beide in der Kapelle St. Antonio. Ferner ſieht man Gemälde von Vargas, Alonzo Cano, Campaña und andern berühmten Meiſtern.

Der größten Beachtung werth iſt indeſſen noch die Hauptſakriſtei, wo der ſilberne, zum Theil vergoldete Schlüſſel aufbewahrt wird, welcher an ſeinem obern Theile ciſelirte Galeren, Löwen, Schlöſſer u. ſ. w. hat, und bei der Einnahme von Sevilla dem Könige Ferdinand III. von den Mauren überreicht ward.

Noch ſieht man dort einige Becher vom erſten Golde verfertigt, das aus Peru kam, und endlich

das ſilberne Tabernakel von ungefähr ſechs Fuß Höhe, worin, in Gold gefaßt, zwiſchen ſieben Gläſern, ſich die Hoſtie befindet. Bei großen Feierlichkeiten bedarf man vierundzwanzig Männer, um es zu tragen.

Wir gingen in die Kirche zurück. Eine Inſchrift an der Erde fiel uns auf

A Castilla y a Leon
Mundo nuevo dio Colon.

Columbus gab Caſtilien und Leon eine neue Welt [3]). Indeſſen iſt Columbus nicht hier, ſondern in der Havana begraben, und ſein Sohn, der ſelbſt in einer der Seitenkapellen beigeſetzt iſt, errichtete ihm dieſe Inſchrift.

Die Kathedrale von Sevilla iſt des größten Theils ihrer unglaublichen Einkünfte durch die Regierung beraubt worden. Der Erzbiſchof lebt als Verbannter in der Umgegend von Madrid, vierundachtzig Jahr alt. Die Kanonici bezogen ſonſt täglich beinahe eine Unze Gold oder ſech-

zehn Piaſter, jetzt funfzehn Realen. Die Muſici ſind abgedankt und die Orgel verrichtet allein bei Feierlichkeiten ihre Dienſte.

Nach Beſichtigung der Kirche beſtiegen wir noch die Giralda, welche von der koloſſalen vergoldeten bronzenen Statue auf ihrer Kuppel, die den Glauben vorſtellt, den Namen hat.

Eins der merkwürdigſten Gebäude in Sevilla und wohl in ganz Spanien iſt die Tabackmanufaktur, da daſſelbe an und für ſich allen Regeln der Baukunſt entſpricht, und als Manufaktur die einzige in Spanien und vielleicht von dieſem Umfange in der ganzen Welt iſt. Ihr galt nun mein zweiter Beſuch in dieſer Stadt. Hier ward bis jetzt vorzüglich der bekannte rothe Taback gefertigt, von dem man die bedeutendſten Vorräthe findet, da er nur wenig Abſatz hat, daher deſſen Verfertigung auch in dieſem Augenblicke nicht fortgeſetzt wird. Ich beabſichtigte etwas davon zu kaufen, aber das wird nicht erlaubt, weil

der Taback erſt an die Kaufleute gehn muß. Man entzieht ſich alſo durch das Beſtehn auf einen alten Gebrauch einer gewiſſen Einnahme, denn bei den vielen Fremden, die Sevilla beſuchen, würde ſo mancher etwas kaufen, was er nun unterläßt.

Wenn aber auch die Fabrikation des rothen Tabacks aufgehört hat, ſo wird dagegen deſto mehr Rapé und Cigarren verfertigt. Die zum Rapé nöthigen Blätter werden nun hier zuerſt der mittelſten Sehne entledigt, welche in Fäſſern nach Hamburg geſchickt, und dort zu ordinairen Taback verarbeitet wird. Das Blatt ſelbſt wird nachher in eine Kompoſition von getrockneten Pflaumen, Zucker und ſchwarzem Taback, was alles zuſammengekocht wird, bloß hineingeſteckt, dann wieder herausgezogen und gleichſam wie Stricke gewickelt zur Fermentation für ſechs Monate weggelegt. Dann werden dieſe Stricke durch eine Maſchine, die von Mauleſeln getrieben wird, geſchnitten, der feinſte Theil ausgeſucht und in

große Töpfe gelegt, wo es von neuem einer Fermentation von sechs Monaten bedarf, ehe es in den Gebrauch kommt. Dieß ist die Art, wie die für viele Menschen zur Existenz nothwendige Pflanze zum Genuß tüchtig gemacht wird. Uebrigens schien mir das ganze Maschinenwerk so weit zurück, wie aller übrige Mechanismus in ganz Spanien.

Derjenige Taback, welcher jetzt in den Einnahmen fast aller Staaten eine höchst bedeutende Veränderung hervorgebracht, sind die Cigarren. Schon in Mailand und in Lecce hatte ich deren Fabrikation gesehn, aber nirgends wird sie so im Großen wie zu Sevilla betrieben. Man denke sich zweitausend sechshundert Frauen und Mädchen, welche man damit beschäftigt findet, und dieses alles lebenslustige Spanierinnen; welch ein Sprechen, welch ein Aeugeln, welche Munterkeit! Wie schwer fällt es ihnen nicht, ruhig auf einem Fleck zu bleiben, und doch sind sie gebun-

den. Nur der Nerv alles Lebens, das Geld und ſtrenge Aufſicht hält ſie an ihrem Sitze feſt, und bedingt ihre Exiſtenz.

Den Nachmittag hatten wir zur Beſichtigung des Alcaſſars, des mauriſchen Palaſtes, beſtimmt.

Dieſer Palaſt, welchen Peter der Grauſame und ſeine Geliebte Maria Padilla bewohnten, iſt durch denſelben nicht allein erhalten, ſondern auch verſchönert worden, und obgleich das Ganze nicht den Eindruck der Alhambra macht, deren Zauber auch durch die wundervolle Lage bedingt wird, ſo verleiht doch die ſorgfältige Unterhaltung dieſes Palaſtes und der Gärten ihm noch einen ganz eignen Reiz. Denn auch hier finden wir einen Saal der Botſchafter, Bäder, und alle Räume eben ſo verziert, wie in der Alhambra, die Verhältniſſe aber höher und größer als dort. Vom Fenſter des Schloſſes aus ſieht man in den mit vielen in Buchsbaum ge-

ſchnittenen Figuren, als Löwen, Tigern u. dergl., nebſt Fontainen gezierten Garten, der an gewiſſen Tagen im Jahre dem Publikum, dem Fremden aber alle Tage, geöffnet iſt, und dem zur Linken eine offne Gallerie läuft, auf der man, am Ende angekommen, einer recht ſchönen Ausſicht nach der Stadt und ins freie Feld genießt.

Der Abend war, wie gewöhnlich in dieſen glücklichen Ländern, ſehr ſchön und ſo beſchloſſen wir unſer Tagewerk in der öffentlichen Promenade.

Dieſe Promenade beſteht erſt ſeit ungefähr zwölf Jahren. Bis dahin verſammelte man ſich meiſt dem Guadalquivir entlang, rechts vom goldnen Hauſe ab, auf drei Spaziergängen, die recht ſchöne ſchattige Alleen haben. Indeſſen erſchienen ſie, und das mit vollem Recht, dem damaligen Gouverneur Aryona zu unbedeutend, und ſo beſchloß er, bei Gelegenheit der Vermählung Ferdinand's VII. mit der Königin Chri-

ſtine, eine neue Alameda, unter dem Namen Chriſtina anzulegen, welche in einem von Bäumen aller Art bepflanzten und mit Marmor gepflaſterten Platze beſteht, wo die ſchöne Welt, theils zu Fuß, theils ſitzend, ihren Abend zubringt. Hier hat man nun Gelegenheit, die lieblichen Bewohnerinnen von Sevilla mit ihren ſtechenden Augen, kleinen Füßen und Händen kennen zu lernen, aber auch die Menge der älteren kleinen dicken Spanierinnen zu ſehn, wie man ſie wohl in keinem Lande in ſolcher Menge antrifft.

Hier ſah ich aber auch zuerſt den andaluſiſchen Majo in allem ſeinen Glanze, neben ſeiner Schönen dahinſchreiten. Was iſt ein Majo? Werden manche meiner Leſer fragen. Ein Majo iſt ein Weſen, wie es in dieſer Art, wie ich glaube, keinen in irgend einem Lande giebt, denn er iſt der ländliche großſprecheriſche Dandy von Andaluſien, der auch durch einen äußerſt gewählten Anzug bei dem Mädchen ſeines Herzens ſich ein-

ſchmeicheln will. Die andaluſiſche an ſich ſchon ſo maleriſche Tracht wird durch die Sorgfalt, welche er auf ſie verwendet, noch verſchönert, die Jacke iſt von Sammet, gleich viel welcher Farbe, mit Silber auf der Schulter, Aufſchläge und Aermel reich beſetzt, die Hoſen von Tricot und kurz, ſilberner Schleife unten am Knie, die Näthe entlang ſchön ausgenäht, die Weſte iſt grün, mit ſilbernen Troddeln unten zuſammengehalten, und weit ausgeſchnitten. Das Hemd iſt ſichtbar, aber ein um den Hals geſchlagenes gelbes Tuch verbirgt die Mitte deſſelben, um den Leib hat er noch einen gelben Gurt. Die Stiefeletten ſind von gelbem Leder, geſtickt, und an der äußern Seite in der Gegend der Wade offen gelaſſen, die Schuhe ſind ebenfalls von gelbem Leder; auf dem Kopfe trägt er ein rothes Tuch, das hinten herunter hängt, und darüber den andaluſiſchen von allen Seiten aufgekrämpten Hut. Eine Cigarre im Munde, ein dünnes Rohr in der Hand,

das er zuweilen gegen die Erde beugt, und ein verwegener Blick vollendet das Gemälde.

So ſchreitet der Majo auf den öffentlichen Plätzen mit ſeiner Schönen einher, die ſtolz darauf iſt, ihn und keinen andern zu beſitzen, und dieſes durch ihre Mienen kundgiebt, weswegen auch ſie Maja oder die Prahlende genannt wird.

Indem ich nun dieſem Paare voll Aufmerkſamkeit gefolgt war, befand ich mich an einer andern Promenade Sevilla's, Delicias genannt, die immer den Guadalquivir entlang läuft, und dasjenige Gebüſch iſt, welches die Alleen enthält, die wir ſchon vom Dampfſchiffe aus geſehn hatten. In anderen Ländern wären dergleichen Alleen nichts Beſonderes, hier ſind ſie aber ſtets ein Wunder, und ſo kann man dem Gouverneur nicht genug Dank wiſſen, der die Sevillaner gelehrt, etwas weiter als dicht vor den Thoren ſpazieren zu gehn.

Die Nacht war angebrochen, noch gingen wir

in eine Eisboutique und dann trennten wir uns, um Kräfte für den andern Tag zu schöpfen.

Obwohl die Hitze noch nicht groß war, so empfand man doch schon zuweilen etwas Beängstigendes, wenn auch Sevilla im Sommer ein im Verhältniß zu mancher anderen Stadt Spaniens sehr mildes Klima hat, und gegen Abend in der Nähe des Guadalquivir eine sehr angenehme Brise weht.

Sevilla ist aber nicht allein eine merkwürdige Stadt, sondern gleicht keiner andern in der Welt, und mit jedem Tage ward ich mehr von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt.

Sevilla hat die schlechtesten, engsten Straßen, die man nur sehn kann, die Häuser haben so gut wie gar keine Architektur, denn die meisten rühren noch aus der Maurenzeit her. Selbst die Plätze sind weder groß noch schön zu nennen, die Bevölkerung ist schwach und Wagen sieht man fast gar nicht. Tritt man indessen in den Hof

der Häuſer, ſo wird man vom Patio — dem innern Hofe, über den bei der Sonnenhitze eine Leinwand gezogen wird und wo die ganze Familie ſich ſtets aufhält — angenehm überraſcht. Was ſoll man aber ſagen, wenn man trotz der engen, menſchenleeren Straßen ſolche koloſſale Gebäude, wie dieſen herrlichen Dom, werth einer Stadt von einer Million Seelen, dieſe prächtige Tabacksmanufaktur, dieſen merkwürdigen Alcaſſar, dieſe reizenden Spaziergänge, und, wohin ich noch nicht gekommen war, das Hoſpital, Caritas genannt, endlich aber noch die umfangsreiche, ſogenannte Börſe ſieht.

Die Caritas iſt ein Hoſpital, das der große Murillo für alte kranke Männer geſtiftet und für das er ſeine anerkannt ſchönſten Gemälde verfertigt hat. Dieſes zu beſehn, machte ich mich den nächſten Morgen früh auf den Weg. Als ich indeſſen der Kathedrale vorbeizugehn im Begriff war, fiel mir der Vers ein:

Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'ſt du ihn auf dem Wege,

und ſo betrat ich, wenn auch nur für kurze Zeit, von neuem die Kathedrale, in die ich übrigens jeden Tag bis zu meiner Abreiſe ging. Habe ich doch ſchon erwähnt, daß niemals eine Kirche dieſen Zauber auf mich ausgeübt, und wäre ich Katholik, ich verſäumte, glaube ich, des Morgens keine Meſſe. Aber die Zeit drängte, mein Beſuch war nur kurz, und bald waren wir in der Caritas angekommen.

Die ziemlich großen Räume, wo wir die Kranken meiſt im Bette fanden, waren bald beſichtigt, alles war ſehr ordentlich gehalten und dem Zweck entſprechend. Aber wenn die längſt Dahingeſchwundenen auf der Leinwand den Lebenden gleichen, ſo reizen ſie uns oft wohl mehr, als die Lebenden ſelbſt, wenn dieſe nur noch Bedauern einflößen, und ihre Seele bald nach höheren Regionen ihre Flucht richten ſoll.

Und ſo brachte denn Murillos Moſes, der

an den Felsen geschlagen, aus dem das heraus-strömende Wasser schon vertheilt werden, oder noch vertheilt wird, auf mich einen Eindruck her-vor, wie kein Bild es je gethan. Doch wer könnte die Verschiedenheit, den Ausdruck aller dieser Per-sonen, die theils schon getrunken, theils noch nach dem Wasser lechzen, würdevoll beschreiben? Ein Bild, das so großartig aufgefaßt ist, und wo je-der Person solch ein völlig unaffektirter bestimmter Ausdruck gegeben worden, kann nur in der Be-schreibung verlieren, denn gerade, was wir zu ver-meiden wünschen, geschieht leicht, und das Gefühl, das uns beim Anblick schöner Bilder ergreift, theilt sich erst als etwas scheinbar Gekünsteltes mit, wenn wir unsere Sprache noch so natürlich glauben. Ich begnüge mich daher bloß des Bildes zu erwähnen, und frei zu behaupten, daß, wenn der Künstler allein dieses einzigen Bildes wegen nach Sevilla reiste, und dann gerade zurück, so wäre dennoch die Reise bezahlt.

Ein anderes herrliches Bild von Murillo iſt der heilige Johannes, der einen Kranken, welchen er gefunden, ins Kloſter trägt. Die Kräfte fehlen ihm, er ſinkt unter der Laſt, als er plötzlich eine Hand fühlt, die ihn unterſtützt, er ſieht ſich um, es iſt die Hand eines Engels, die ihm ſeine Laſt erleichtert. Großer göttlicher Gedanke, herrlich komponirt, vortrefflich ausgeführt!

Die Zahl der Murillos ſowohl in dieſem Hoſpital als in dem aufgehobnen Kloſter de la Merced, jetzt dem neu zu errichtenden Muſeo, iſt zu groß, um ſie alle zu verzeichnen, ich erwähne nur noch der Schutzpatroninnen von Sevilla St. Juſte und St. Rufina, des St. Thomas de Villa Nueva, der Almoſen vertheilt, als der vorzüglichern; auch das geringſte derſelben iſt noch immer von großem Werth. An Murillo reihen ſich nun Zurbaran, Velasquez und die andern großen Maler der Zeit. Da die aufgehobenen Klöſter ſo viel geliefert haben, ſo wird das

Muſeum von Sevilla in ſpaniſchen Meiſtern immer demjenigen von Madrid die Wage halten können, denn ein Bild, gleich dem Moſes, findet ſich, nach meinem Bedünken, zu Madrid nicht. Es iſt das erſte Bild, das ich geſehn. Der Kupferſtich von Eſtèbe, woran er zehn Jahre gearbeitet, iſt gut, aber Toſchi hätte es beſſer gemacht. Zu bedauern iſt nur, daß die meiſten Gemälde auf den Seiten ſtark beſchnitten ſind, weil ſie noch den Tag vor dem Einrücken der Franzoſen in Sevilla im Freiheitskriege raſch aus dem Rahmen geſchnitten und ſo nach Cadir gebracht wurden.

Zum Diner an dieſem Tage hatte mich Herr Merry eingeladen. Ich fand dort eine Geſellſchaft von ungefähr ſechzehn Perſonen, blos Spanier. Mein Nachbar war ein Freund Zea's. Er ſchob alles Unglück, das jetzt Spanien betraf, auf Martinez de la Roſa, der die Königin gezwungen habe, die Conſtitution zu geben, was

Zea immer zu verhindern gesucht. Abends ward noch einmal die Christina besucht, nachher ging ich ins Theater. Man gab El Mulatto, nach dem Französischen, tanzte einen Volero und schloß wie immer mit einer Farce, deren Witz darin bestand, daß ein Mann, welcher Zwillinge hat, von denen er sich entledigen will, indem er sie dem Nachbar vor das Haus legt, nicht allein diese beiden wieder vor seinem Hause zurückgeschoben erhält, sondern noch ein drittes dazu.

Das spanische Theater ist gewiß in diesem Augenblicke mehr gesunken, als dasjenige irgend einer andern Nation, wenn man an die Blüthe denkt, in der es sich sonst befand, und ich möchte Martinez de la Rosa allein ausnehmen, dessen Verschwörung von Venedig außerordentlich gerühmt wird, und findet sich ab und zu noch ein besseres Stück, so werden oft Gegenstände gewählt, die Ekel und Grausen erregen, wie die Geschichte jenes Königs von Spanien, der sich behext glaubte,

und ähnliche Sujets. Man wird mir alſo verzeihen, wenn ich des Theaters im ganzen wenig erwähne. Daß Dekorationen und Koſtüme meiſt unter dem Mittelmäßigen auch in den beſſeren Theatern ſind, verdirbt dazu noch alles, und bei den gegenwärtigen Finanzverlegenheiten wird das Gouvernement ſchwerlich etwas dazu hergeben, da die großen Schauſpiele der Verirrungen und Verwirrungen, die jetzt Spanien giebt, ihm leider nur zu viel koſten.

In Sevilla ſah ich mich wiederum genöthigt, mich von meinen liebenswürdigen Reiſegefährten zu trennen, da ſie im Begriff waren, über Cordova nach Granada zu gehn. Da aber auf dieſer Route keine Diligence fährt, ſo ſahen ſie ſich gezwungen, die Reiſe, nach alter ſpaniſcher Art, zu Pferde zu machen. Hierzu brauchten ſie alſo einen Begleiter, der ſich bald fand und ihnen, der Sicherheit wegen, rieth, um nicht für Fremde gehalten zu werden, und um ſo leich-

ter einem Raubanfalle ausgeſetzt zu ſein, andaluſiſche Tracht anzuziehen. Man ſieht hieraus, was es mit der Sicherheit in Spanien, von der jetzt öfters geſprochen wird, zu ſagen hat. Die Diligence iſt und bleibt daher das Sicherſte. Große Banden giebt es in dieſem Augenblicke nicht, aber wer einzeln eine Stadt verläßt, muß immer Vorſicht gebrauchen.

Während wir noch zuſammen ſpeiſten, wurde geſattelt, und indem ich die Herren ganz andaluſiſch gekleidet abreiten ſah, glaubte ich mich ins ſechzehnte Jahrhundert verſetzt, was denn gewiß kein kleiner Kontraſt mit den conſtitutionellen Ideen iſt, die jetzt mit Gewalt den Spaniern eingepfropft werden ſollen.

Alles, was ſich auf den großen Murillo bezieht, hat für mich Intereſſe, daher war es mir ſehr willkommen, daß ich veranlaßt wurde, eines Morgens das Haus zu ſehn, worin er ſtarb und das ſich in dem Beſitz eines Canonici der Kathe-

drale, Cepero, befindet, welcher zugleich ſelbſt ein großer Bilderfreund iſt. Ich ſah bei ihm zugleich eine ſchätzbare Sammlung von Murillos und andern Meiſtern, aber auch zugleich den Kupferſtich des übelberathenen General Cordova, den wir lange zu Berlin gehabt, und deſſen Freund er verſicherte geweſen zu ſein.

Nicht weit davon liegt auch das ſogenannte Haus des Pilatus, das der Herzog von Alcudia, nach dem Grundriſſe desjenigen zu Jeruſalem, gebaut haben ſoll — es fragt ſich nur, wie er dazu gekommen iſt — und das ganz im mauriſchen Style verziert iſt. Das Haus iſt voll Säulen und Statuen, die in den Ruinen von Italica, in der Nähe von Sevilla, gefunden ſein ſollen, und gehört jetzt dem Herzoge von Medina Celi, einem jungen fünfundzwanzigjährigen Manne, der meiſt zu Madrid lebt, und es nur ſehr ſelten beſucht.

An der Ecke der einen Straße erblickten wir

im Vorbeigehn die Büſte Peters des Grauſamen, der bei ſeinen nächtlichen Umzügen in der Stadt in Streit mit einem vornehmen Mann gerieth, den er tödtete. Des andern Morgens iſt Empfang beim Könige. Peter ſpricht von dem Morde und frägt die erſte Magiſtratsperſon, ob man den Thäter kenne? Nein! iſt die Antwort. Einige Tage darauf fand der König da, wo der Mord begangen war, ſein Gemälde aufgehangen, welches ſpäter der Büſte des Königs hat Platz machen müſſen.

Noch blieb mir die Lonja, d. h. die Börſe, zu ſehn. Handelsgeſchäfte werden hier nicht getrieben, ſondern ſie enthält in ihren weiten Sälen die ganze amerikaniſche Korreſpondenz ſeit der Entdeckung von Amerika. Wie höchſt intereſſant, wenn man ſie ſehn dürfte! Aber die Indiskretion einer fremden Dame, die man darauf betraf, ein Blatt auszureißen, hat alle Fremden um dies Vergnügen gebracht.

Im Winter wird der große Hof in der Mitte mit Leinwand überzogen, und dann iſt dort Redoute, wo wohl ganz andere Wechſelgeſchäfte betrieben werden, als die man in einer Börſe erwarten ſollte.

Sämmtliche Treppen in dieſem Prachtgebäude ſind von Marmor, woran, gewiß höchſt ſonderbar, eine brennende Lunte hängt, woran ſich ein jeder, der Vornehme ſowohl wie der Geringe, ſeine Cigarre anſtecken kann. So iſt Spanien in jeder Beziehung das Land der Gleichheit mehr wie irgend ein anderes.

Der vorletzte Morgen in Sevilla brach an. Ich hatte mich Tages zuvor erkältet und verließ daher mein Zimmer nicht. Am ſechsten Mai um ſieben Uhr ſollte die Abfahrt ſtatt finden. Die Diligence war diesmal von der Art und Weiſe, wie diejenigen in Frankreich. Drei Plätze ſind vorn im Coupé. Alle meine Bekannten, die noch Abſchied von mir zu nehmen wünſchten, fand ich ſchon früh

verſammelt. Zu gleicher Zeit wiederfuhr mir das Glück, einen angeſehenen gebildeten Mann zum Nachbar zu haben, der früher im Miniſterio geweſen, und der mir bis Madrid die angenehmſte Geſellſchaft war. So gut geht es auf Reiſen nicht immer, und wenn nicht manche langweiligen Stunden durch die angenehmſten der Welt ſtets aufgewogen würden, ſo müßte man eigentlich eingeſtehn, daß man zu Hauſe ſich die Zeit in den täglichen Beſchäftigungen, welche unſer Beruf mit ſich führt, ſchneller zu verkürzen weiß, als in der Fremde. Hierzu gehören nun beſonders die eigentlichen Reiſetage. Vier Tage und eine Nacht ſollte ich auf der Reiſe zubringen; die Mancha und Caſtilien beſchrieb man mir als über die Maaßen langweilig, ſicher alſo keine angenehme Ausſicht. Und doch kam alles ganz anders, denn die angenehme Geſellſchaft verkürzte mir natürlich außerordentlich den großentheils ſehr einſamen Weg.

Das Wetter war ſchön und die Luft rein, als

ich Sevilla verließ. Der Weg läuft zuerſt durch eine wenig bebaute Fläche, man ſieht die Wurzeln einer Menge Palmbäume, die wieder ausſchlagen. Zu Carmona, deſſen Bewohner Cäſar die Carmonenſer nennt, und das auf einem fruchtbaren Plateau liegt, ward zu Mittag gegeſſen, dann ging es in die Tiefe, und ſogleich fanden wir uns in der fruchtbaren Vega von Ecija, das wir um ſieben Uhr erreichten, und wo das erſte Nachtlager gehalten werden ſollte.

Ecija, das Aſtigis der Alten, iſt ein lebhafter Ort, der etwa zwanzigtauſend Einwohner zählt. Am Xenil anmuthig gelegen gedeihen alle Arten von Feld- und Baumfrüchten in dieſem Thale. Der Name indeſſen, der dieſer Stadt, wegen der groſſen Hitze im Sommer, gegeben wird, nämlich des Ofens von Spanien, muß den Aufenthalt dort zu keinem angenehmen ſtempeln. In einer Stube, die ich mit meinem Reiſegefährten theilte, ſtanden drei Betten. Aber die Ruhe währte nicht

lange, denn ſchon um Mitternacht ſtand der Wagen wieder angeſpannt vor der Thür.

Wer ſich mitten in der Nacht in den Wagen ſetzt, wird wohl ſchwerlich daran denken, ſelbſt bei Mondenſchein, viel heraus zu ſehn, ſondern er ſchläft ruhig ein, und verſchläft auch gewöhnlich den von Poeten ſo oft beſungenen Aufgang der Sonne. Noch in der Nacht fuhren wir daher, ohne daß ich viel davon geſehn, durch Carlota, eine der von Olavides, Grafen von Pilos, vor ungefähr achtzig Jahren in der Sierra Morena begründeten deutſchen Kolonien, und langten früh um halb ſieben Uhr vor Cordova an.

So vortheilhaft in vieler Hinſicht das Reiſen mit der Diligence in Spanien iſt, da es Bequemlichkeit mit Schnelle und größtmöglicher Sicherheit verbindet, ſo iſt das Reiſen zu Pferde jedenfalls darin angenehmer, daß man ſich an allen Oertern ſo lange aufhalten kann, wie man will,

und Cordova verdient gewiß einen oder zwei Tage zur ruhigen Beſichtigung. Dies war nun unmöglich, und die kurze Stunde, welche uns zum Beſchauen der berühmten Kathedrale, übrigens noch immer Mezquita (Moſchee) genannt, geſchenkt war, mußte raſch benutzt werden, um wenigſtens einen Eindruck vom Ganzen mitzunehmen.

So ſehr ich nun die Kathedrale von Sevilla weit über meine Erwartung gefunden, ſo tief fiel diejenige von Cordova unter die meinige. Macht blos Größe und Marmor den Werth einer Sache aus, ſo iſt gewiß dieſe Kathedrale eine der merkwürdigſten Bauten der Welt, da ſie auf fünfhundertvierunddreißig Fuß Länge dreihundertſiebenundachtzig und einen halben Fuß Breite haben ſoll. In dieſer Kirche iſt alles muſelmänniſch. Der Hof am Anfang, bepflanzt mit Citronen, Orangenbäumen, Cypreſſen und Palmen, zwiſchen dieſen verſchiedene Fontainen, welche beſtändig ſpringen, nebſt einem marmornen Baſſin in der Mitte,

giebt den Charakter des Ganzen an. Dieſem Hofe folgt erſt die Kirche. Neunzehn Schiffe von dreihundertfunfzig Fuß auf vierzehn Fuß Breite, die ſämmtlich nach dem Hofe zu geöffnet ſind, bilden ihre Länge von Norden nach Süden, und neunzehn andere laufen von Oſten nach Weſten. Sämmtliche Gänge haben die Säulen mit einander verbunden in der mauriſchen Hufeiſenform. Die Säulen ſind meiſt von Marmorjaspis, oder von dem verſchiedenartigſten andern Marmor aus Granada. Die Höhe dieſer Säulen iſt nicht gleich, es ſollen welche ſelbſt an elf Fuß haben, der bei weitem größere Theil hat nur ſieben Fuß. Und eine ſo niedrige Bauart iſt es hauptſächlich, welche dieſem Tempel das Großartige raubt. Ich glaube, daß demjenigen, welcher von Madrid kommt und überdies nie im Orient geweſen, alles ſo neu iſt, daß er Schönheit mit Sonderbarkeit verwechſelt und leicht in Extaſe gerathen kann. Kommt man indeſſen aus Andaluſien, hat Granada und den

Alcaſſar zu Sevilla geſehn, ſo erſtaunt man hierüber nicht mehr, und iſt man von der Kathedrale von Sevilla begeiſtert, ſo kann man ſchwerlich für die Moſchee von Cordova ſchwärmen.

Während deſſen wir aber ſo raſch als möglich den Hochaltar mit ſeinen vortrefflichen Gemälden von Carduchо, Zembrano, Johann von Peñaloſa, Antonio Torrado und andern Meiſtern beſahen, und die Frescen von Cäſar Arboſia bewundert hatten, fiel es mir auf, nicht weit von mir zwei Andaluſier zu erblicken, welche alle dieſe Sachen mit der höchſten Aufmerkſamkeit beſchauten, aber wie angenehm ward ich nicht überraſcht, in ihnen meine früheren Reiſegefährten zu erkennen, die einen Tag zu Cordova verweilt und den nächſten ihre, wie es ſchien, nicht gefahrloſe Reiſe fortzuſetzen dachten.

Schon in Ecija war uns nämlich die Nachricht zugekommen, daß vierzehn der in dem einen der verſchiedenen Depots befindlichen Carliſten ent-

wichen wären und in der Sierra Morena, dem Vaterlande aller Räuber, in Wahrheit wie in den Romanen, die Wege unsicher machten. Dies war nun nichts weniger als tröstlich für uns in der Diligence, aber noch weniger konnte es diesen Herren gefallen, die so allein reisten; indessen hieß es einmal vorwärts, und so trennten wir uns bald wieder unter gegenseitigen Wünschen einer glücklichen räuberlosen Reise.

Der Majoral erwartete uns im Gasthofe mit großer Sehnsucht. Wir fuhren durch die ziemlich verödete Stadt — Cordova soll jetzt kaum dreißigtausend Einwohner haben — mit großer Schnelle, dachten an seinen Glanz unter den maurischen Königen, an Ali Xerabs Musikschule, an Alhakens Akademie, an Alcassemos religiöses Seminar und seine große Bibliothek, überhaupt an die frühere Prächt dieser Stadt, die zuletzt noch im sechzehnten Jahrhundert durch ein Erdbeben vernichtet ward. Der Weg geht nun meist in der

Fläche, man fährt auf einer majeſtätiſchen ſteinernen Brücke über den Guadalquivir und um vier Uhr Nachmittags waren wir zu Andujar angelangt, wo uns durch die von Madrid kommende Diligence nähere Nachricht über die Räuber in der Sierra Morena zukommen ſollte. Unſere Ungewißheit dauerte jedoch nicht lange, denn bald erſchien die Diligence von Madrid, ſämmtliche Reiſenden waren noch im Beſitz ihrer Börſen, die Straße war frei. Der Majoral verſicherte uns auf Befragen, daß er gehört, wie zwar einige Carliſten entwichen wären, aber nicht genug, um die Wege für eine wohl beſetzte und bewachte Diligence unſicher zu machen.

Bei dem klarſten Mondenſchein beſtiegen wir daher wiederum um zwölf Uhr unſern Wagen. Weniger ermüdet als die Nacht vorher, überblickte ich die Gegend noch einmal mit Freuden, denn ich wußte, daß noch an dieſem Tage ich das ſchöne Andaluſien verlaſſen und die Mancha betre-

ten würde, die traurigſte aller ſpaniſchen Provinzen, wenn auch Cervantes ſie theilweiſe zum Schauplatze ſeines Meiſterwerkes gemacht hat. Mailerie und die Seen von Schottland ſind auch durch Romane berühmt geworden, aber ſie ſind an ſich romantiſch und man kann nur ſagen, die Dichter haben uns auf ihre vielen bis dahin ſo unbekannten Schönheiten erſt aufmerkſam gemacht. Aber ein Anderes iſt es mit einem traurigen Lande. Sind wir dort, ſo können wir wohl die Bilder der Dichtung auch dahin verſetzen; da Don Quixote jedoch meiſt in ſchmutzigen Kreiſen und auf unbebauten Ebnen ſich umhertreibt, ſo werden dieſe deshalb nicht poetiſcher, aber das Talent des groſſen Dichters, der uns dafür zu intereſſiren weiß, erſcheint nur deſto bedeutender und erregt um ſo mehr Bewunderung.

Die ganze Gegend von Andujar über Bailen weg bis zur Sierra Morena iſt ſehr fruchtbar und gut beſtellt, überdieß mit Olivenbäumen

und grünen Eichen durchweg beſetzt. Aber wem, der zu jener Zeit ſchon gelebt, fiele nicht die in ihren Folgen ſo wichtige Kapitulation Duponts zu Bailen im Jahre 1808 ein, welche fürs erſte die ganze Räumung der Halbinſel durch die Franzoſen zur Folge hatte. Es war der erſte Hoffnungsſtrahl in der für Europa ſo gräßlichen Periode. Bei dem einſtimmigen Haſſe aller Spanier gegen die Franzoſen, mit ſehr geringen Ausnahmen, fehlte es den letzteren ſtets an Spionen. Dupont war von Cordova gegen Cadix aufgebrochen, er konnte es nehmen und der Krieg war zu Ende. Plötzlich hört er, Caſtaños ſei ihm im Rücken, die Macht deſſelben wird zu groß angegeben. Er kehrt um, will ihn ſchlagen, macht forcirte Märſche, die Hitze iſt zu groß, kein Waſſer in der Nähe. Da kommen von allen Seiten bewaffnete Landleute herbei und ſchneiden ihm den Weg ab, und ſo, völlig umzingelt, ſieht er ſich gezwungen die Kapitulation zu unterzeichnen.

So viel nur ganz im kurzen zur Erinnerung an jene merkwürdige Zeit.

Unter Geſprächen allerlei Art mit meinem wohlunterrichteten Begleiter war ich endlich, wie es wohl immer im Wagen zu geſchehn pflegt, etwas eingeſchlummert, als ich plötzlich beim Erwachen, ganz gegen die Gewohnheit dieſes Landes, mich in einer ſchönen Allee vor einer Stadt befinde. Die Straße in der Stadt iſt breit, wir kommen auf einen hübſchen großen Platz, alles iſt nach einem gewiſſen Plane gebaut, alles ſieht ſo ganz anders aus, als bisher, wir halten ſtill, es giebt einen Pferdewechſel, da erfahre ich erſt, daß wir uns zu La Carolina, dem Hauptorte der deutſchen Kolonie, befinden. Armer Olavides! wie biſt du für deine Aufopferungen während deines Lebens bezahlt worden. Sechs der blühendſten Oerter verdanken dir ihre Entſtehung, und doch hat dich die Inquiſition verdammt, ins Gefängniß geworfen und nur mit Mühe biſt du

demſelben entronnen, und haſt dein Leben meiſt in der Fremde verlebt, bis dir im hohen Alter die Rückkehr vergönnt war, wo der Tod dich bald überraſchte.

Wir brauchen wahrlich nur das Leben Don Pablo Olavides durchzugehn, um uns alle revolutionairen Bewegungen zu erklären, die mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihren Anfang genommen, und namentlich Spanien dahin gebracht, wohin es gekommen. Der thätige Olavides ſah ſich in ſeinen beſten, vernünftigſten Plänen ſtets durch die Geiſtlichkeit, namentlich durch die Mönche, gehindert. In ſeiner Leidenſchaftlichkeit und in ſeinen durch die Philoſophie der Zeit aufgeregten, ſelbſt antireligiöſen Ideen hörte er nicht auf, dagegen zu eifern. Hätte man damals die Macht des Clerus nur beſchränkt, und Aufklärung verbreitet, ſo wäre es nicht zu demjenigen gekommen, was wir ſpäterhin geſehn. Denn die Ignoranz tödtet die Regierungen und ſchafft Re-

volutionen, während der Unterricht, die Aufklärung den Staat erhält. Das ist nach meiner Ueberzeugung das einzige, das vernünftige konservative Princip.

Wenn wir eine erst achtzigjährige Kolonie, die blonden Haare, die ganz deutschen Gesichter sehn, so sollte man begreiflicher Weise glauben, daß diese Kolonie doch noch etwas von ihrer Muttersprache wissen werde. Aber, sonderbar genug, man findet Namen als Schulze, Schmidt und Müller, und nicht einer in der ganzen Kolonie versteht auch nur Ja und Nein auf Deutsch zu sagen, und doch sind die sechs deutschen Oerter nicht weit von einander gelegen. Hierüber eine ausreichende Erklärung zu geben, würde schwer sein, wenn nicht der Grund, wie ich zu bemerken geglaubt, einzig darin zu suchen wäre, daß die deutsche Sprache die schwerste aller Sprachen sein muß, was sich mir noch dadurch erklärt, daß ich Personen von allen andern Nationen in der Fremde stets im Be-

ſitze ihrer Sprache gekannt, Deutſche aber ſchon oft nach zehn Jahren, und das ohne die geringſte Manie — denn es giebt Sonderlinge, die ſchon nach einem Jahre vergeben, nicht mehr Deutſch zu kennen — ihre Sprache verlernt hatten.

Meine Bemühung, mit den Deutſchen deutſch zu ſprechen, war alſo vergeblich. Kurz nach der Carolina fängt die berüchtigte Sierra Morena an. Wir ſteigen immer höher und höher. Die Gegend wird ſtets rauher, aber entwickelt dennoch groſſe Naturſchönheiten, die Formen der Berge, wie der Felſen, ſind majeſtätiſch, auch ſieht man noch viel Grünes. Wir haben den Gipfel erreicht, eine Kapelle links bezeichnet das Ende Andaluſiens, und wie die Gegenſtände bei der Laterna magica wechſeln, ſo verändert ſich plötzlich das ganze Bild des Landes. Wir ſind in der Manchа.

Nie, zu keiner Zeit, habe ich eine ſolche Veränderung in der Natur erlebt. Noch ſind Berge

da, aber sie sehn nüchtern aus, ohne irgend eine Abwechselung an Farbe, ohne starke Vorsprünge. Es geht rasch herunter, bald sind die Berge völlig verschwunden, wir sind in einer todten Ebne, theils gar nicht, theils schlecht bebaut. Kein Baum ist zu sehen, es geht durch Ruinen von Oertern, die theils durch die Franzosen, theils in dem Bürgerkriege verbrannt sind, und so waren wir um vier Uhr zu Val de Peñas angelangt, wo uns guter Wein, aber wie immer ein Diner mit ranzigem Oel erwartete.

So wie die Landschaft, so traurig ist dieser Ort. Die Nichte meines Reisegefährten, an einen Grafen in der Umgegend erst kürzlich verheirathet, war hingekommen ihn zu besuchen. Es war eine sehr hübsche junge Frau, aber trotz dem, daß sie in Bordeaux erzogen ist, und bei ihrer Zurückkunft nach Spanien besser französisch als spanisch gesprochen hatte, war ihr während sieben Jahre das Französische wieder ganz aus dem Gedächtniß gekommen, und ich mußte leider des Vergnügens

entbehren, mit ihr eine andere Unterhaltung als à bâtons rompus zu haben, die denn nicht viel ſagen will.

Immer hatte ich mich mit der Hoffnung geſchmeichelt, einmal einige Heerden der berühmten Merinos zu ſehn, aber nie habe ich dazu gelangen können. In den Provinzen, welche ich durchreiſte, ſind keine derſelben vorhanden, die Meſta hat ſo gut wie aufgehört, und was ich an Schafen geſehn, war das traurigſte Vieh, das mir je vorgekommen, meiſt obenein mit brauner Wolle, was nicht einmal bei uns geduldet wird.

Der Majoral wünſchte Madrid den andern Abend zu erreichen, und auch uns war es ſehr angenehm, als es hieß: Wir fahren ſchon um ſieben Uhr Abends weiter. Ueberdies waren wir in der geſpannteſten Erwartung, Nachricht über die Regentſchaftsfrage zu erhalten, die eben jetzt zu Madrid discutirt ward, ob Trinitarier oder ein Einziger das Land regieren, und ob dieſer Ein-

zige Espartero sein würde; von den Meisten im Lande wurde wohl für den Augenblick das Letztere gewünscht.

Eine Stunde Tag, welche wir noch im Wagen hatten, zeigte uns indessen nichts Besseres, als was wir bis Val de Peñas erblickt. Bald trat Dunkelheit ein, alles entschlief, und so hatte ich, dem täglich sich wiederholenden Ausdrucke einer alten mir bekannten Gouvernante, so eben bien reposé dans les bras de Morphée, als ich mitten in der Nacht durch eine allerliebste Musik erweckt wurde, und, als der Wagen hielt, um Pferde zu wechseln, mir beim Aussteigen eine höchst angenehme Ueberraschung ward. Zwei Leute mit Guitarren, einer mit einer Flöte und ein vierter mit einer Violine brachten der Diligence um Mitternacht, beim schönsten Mondenschein, ein Ständchen, spielten die Jota Aragonesa und sangen dazu, umringt von Leuten aus dem Städtchen, während zwei Knaben von ungefähr neun

bis zehn Jahren in plundrigen braunen Jacken mit wahrhafter Grazie die Yeta tanzten, wie wir ſie in Deutſchland von den ſpaniſchen Tänzern öfters mit ſo vielem Vergnügen geſehn. Gewiß! der große Murillo hätte keinen hübſchern Stoff zu ſeinen höchſt genialen Bildern finden können. Eine Kleinigkeit befriedigte die armen Menſchen vollkommen, und ſo ſehr wie mich öffentliche Muſik öfters, beſonders an Tables d'Hôte in den Bädern, verdroſſen hat, wo ſie alle Unterhaltung ſtört, ſo vieles Vergnügen verſchaffte ſie mir in dieſem Augenblick.

Doch bald ging es weiter. Unterwegs tranken wir Chokolade in Don Quixote's bekannter Venta di Queſada, und nahmen das Diner in Ocaña ein, berühmt durch die Schlacht, welche die Franzoſen dort gewannen. Gleich dahinter liegt Aranjuez in einer grenzenloſen Fläche, mit ſeinem Parke, der nur durch die größte Mühe und Sorgfalt das geworden, was er

ist. Seine Spaziergänge sind wegen ihres weitverbreiteten Schattens die kühlsten in der Welt, aber leider soll in diesem heißen Lande die Feuchtigkeit, durch die sie erhalten werden, auch wiederum jetzt einen bösen Einfluß auf das Land haben und Fieber verbreiten. Das schöne Aranjuez ist daher mit seinem Schlosse und den vielen brillanten Dependenzien nicht immer bewohnbar, überdieß in diesem Augenblicke ganz verlassen, und man ist nicht betrübt, wenn man weiter reist, denn Verlassenheit ist furchtbarer als Zerstörung. Das Letztere ist ein bestimmtes Unglück, worüber man sich zu fassen weiß, während das Erstere es ahnen läßt, worüber man sich nicht faßt.

Aranjuez hat von allen Seiten sehr schöne Alleen. Bald hören diese aber auf und fangen erst einige Lieues von Madrid wieder an. Während dessen war ein Kabinetscourier vorbei geeilt. Es war entschieden, Espartero war zum einzigen Regenten ernannt.

Gegen ſechs Uhr hatten wir Madrid erreicht, das ſich von hier aus ſehr grandiös ankündigt. Den Hintergrund bildet die Sierra Guadarama, einzelne Spitzen derſelben mit Schnee bedeckt, in der Fläche liegt die Stadt, ein ehemaliges Franziskanerkloſter links auf der Höhe, die prächtige Toledobrücke, welche über den leider meiſt trockenen Manzanares führt, nebſt dem Thore gleichen Namens, vor uns. Es war ein Sonntag, man ſah viel Menſchen zu Pferde, zu Fuß und zu Wagen auf der Brücke. Mein Reiſebegleiter ward von ſeinen Freunden erwartet und in deren Wagen aufgenommen. Kurz vor der Brücke wendeten wir uns rechts in eine Allee, die Stadt blieb links, dann fuhren wir wiederum links durch das Thor von Atocha und befanden uns bald auf dem großartigen, vom Muſeo und dem botaniſchen Garten umgebenen Prado, der von Menſchen wimmelte, die in der Mitte gehen, während die Wagen, aber hier zu Madrid

nicht alt- ſondern neumodiſche, und die Reiter zu beiden Seiten bleiben.

Dann ging es bei ſchönen Hôtels vorbei in die breite Straße Alcala, und endlich auf den berüchtigten Platz, Puerta del Sol genannt, wo alle Volksbewegungen ihren Anfang nehmen. Hier iſt der Hof, wo die Diligence anhält. Nachdem alles mit den Zollbeamten beendet war, begab ich mich auf den Weg, und war in Kurzem in der Fonda Frances des Herrn Chenier angelangt.

Hier empfing mich nun ein großes Jauchzen, ein großer Lärm, der von einem Diner junger Leute herrührte, denen vielleicht ſelten dazu Gelegenheit gegeben ward. Von Politik war aber dabei gar nicht die Rede, ſondern man war, wie mir der Lohnbediente verſicherte, nur luſtig, um luſtig zu ſein.

Während deſſen hatte ich ein ſehr ſchmackhaftes Diner eingenommen, nach und nach verſtummte

auch die Freude und das Geräuſch im Hauſe, und ließ mir Zeit, Pläne für den nächſten Tag zu machen, und auf dem willigen Pfühle ſanft zu entſchlummern.

Der nächſte Morgen war angebrochen. Er war einer der wichtigſten für Spanien, denn an dieſem Tage ſollte Eſpartero ſeinen Eid vor den Cortes leiſten und den öffentlichen Aufzug nach dem Schloſſe, zur Königin, halten. Sobald als möglich verließ ich das Haus, und zum erſten Mal in meinem Leben befand ich mich in einer Art Incognito. Meine Ankunft in Madrid war längſt voraus verkündet, und auch hier war die Meinung vorherrſchend, ich komme als Geſandter. Dieſem nun, ſo viel es nur in meinen Kräften ſtand, entgegen zu arbeiten, entging mir manches Intereſſante, was ich zu ſehen gewünſcht, entging mir nähere Bekanntſchaft aller im Augenblicke hochgeſtellter Perſonen.

Bald hatte ich Gelegenheit, dieß zu erfahren.

Wie gern wäre ich nicht in die diplomatiſche Tribüne in den Cortes gegangen und hätte Eſpartero den Eid ablegen hören, wie gern nicht die Königin und die Infantin in der Nähe geſehn, wie gern nicht zugleich das Innere des prächtigen Schloſſes beſchaut, das die Königin bewohnt. Aber alles dieſes war unter meinen Verhältniſſen nicht ausführbar. Ich mußte mich daher begnügen, nur dasjenige zu ſehn, deſſen Anblick einem Jeden geſtattet war, und nicht mehr; jedoch war dieß bei einem öffentlichen Aufzuge ſchon etwas.

Madrid wird von vielen und auch noch von neuern Touriſten als ein todter, in der ſchlechteſten Gegend belegner großer Ort beſchrieben, der wohl mitunter breite Straßen, aber nicht ſchöne Häuſer habe, und der Prado ſeien Alleen, wo einige Wagen auf und nieder fahren, und in der Mitte die Leute, jedoch nie in großer Menge, zu Fuß gehen.

Alles dieſes habe ich ganz anders gefunden. Fürs erſte, rückſichtlich der Gegend, ſo kann, dünkt mich, eine Gegend nicht ſchlecht ſein, die hügelig iſt, einen Fluß hat, wenn auch zuweilen mit wenig Waſſer, und im Hintergrunde die höchſten Berge und eine Stadt zeigt, die ebenfalls auf Hügeln liegt, und wo das Schloß, eins der hervorſtechendſten Gebäude, ſich über die ganze Stadt erhebt. Aber der Landſchaft fehlt es an Bäumen, wie in ganz Caſtilien, an Landhäuſern, genug an allem, was ſonſt die Umgegend jeder großen Stadt und beſonders der Hauptſtadt eines ſo bedeutenden Reiches, wie Spanien, gewöhnlich iſt. Man laſſe die Induſtrie walten, wie ſie es bei den flachen Umgegenden von Berlin gethan, und Madrid wird von allen Dichtern um die Wette mit den Vögeln beſungen werden, die in nahen und dichtbelaubten Bäumen nicht unterlaſſen werden, ſich ihr Neſt zu bauen.

„Was nun aber das Innere von Madrid betrifft, so ist es mir nicht recht klar, mit welchen Augen so viele Reisende es angeschaut. Madrid hat mit Ausnahme der Straße Alcala eigentlich keine sehr breiten Straßen, aber hinlänglich breite, um in vielen ganz angenehm auf dem Bürgersteige zu gehn. Es hat wenige Paläste, aber meist große bequeme Häuser, und ist, mit Ausnahme der Straße Alcala, die gleichsam in der Gegend des Prado ein Platz wird, allenthalben in seinem Mittelpunkte mit Menschen ganz gut besetzt, und selbst in den entfernteren Straßen nicht menschenleer. Der Prado endlich ist des Abends die belebteste Promenade in irgend einer großen Stadt, und so oft ich dort gewesen, habe ich stets, der Menschenmasse wegen, nur sehr langsam gehn können; aber auch Wagen sieht man dort in dichter Menge, so daß es den Kutschern nur möglich ist, im Schritt zu fahren, und öfters der ganze Zug anzuhalten sich genöthigt sieht.

Dieß iſt der Anblick von Madrid an den gewöhnlichen Tagen, denn daß heute die Straßen, durch welche Eſpartero kam, auch in der menſchenleerſten Stadt würden überfüllt geweſen ſein, iſt begreiflich. Eben ſo wie in Italien waren die Balkone aller Häuſer mit großen Decken von allerlei Stoff und Farben belegt, was, ſo lange ſie bunt ſind, dem Ganzen einen feſtlichen Anſtrich giebt, wogegen die ganz weißen Wäſche gleichen, welche man zu trocknen beabſichtigt.

Mit Hülfe eines Herrn Weisweiler, für den ich Briefe gehabt, und der während meines ganzen Aufenthaltes zu Madrid ſich immer ſehr zuvorkommend gegen mich bezeigte, ging ich zuerſt nach dem Schloßplatze, auf dem das ſchöne Gebäude mit ſeinem majeſtätiſchen Corps de Logis gelegen iſt, von deſſen Flügeln aber nur der eine vollendet iſt. In dieſem befindet ſich die vielleicht jetzt leere Treſorerie, in welche wir ſehr zuvorkommend aufgenommen wurden, und man

uns erlaubte, von dort aus, wo wir den Balkon sehn konnten, auf welchem die Königin erscheinen würde, der ganzen Feierlichkeit beizuwohnen.

Indessen war es noch früh, und wir gingen daher wieder der Straße zu, wo ich Eingang in das Haus eines bedeutenden Mannes unter der letzten Regierung fand, und ein Zimmer ganz für mich bekam, weil dessen Besitzer mit der Königin Christine zugleich emigrirt war. Die Truppen, sowohl von der Linie als die Miliz von Madrid, waren auf beiden Seiten der Straße bis zum Schlosse aufgestellt. Endlich hörte und sah man große Unruhe. Es war Espartero zu Pferde, ganz Spanier mit schwarzem Haar, großen Augen, den Blick rechts und links wendend, in der vollen Glorie der bedeutenden Stellung, zu der er sich hinauf zu schwingen gewußt hatte, der dankbar lächelnd die Menge begrüßte, gefolgt von einem übergroßen Generalstabe, alles in den glän-

zendſten Uniformen mit Orden, mit Gold und Silber bedeckt.*)

Der Enthuſiasmus ſchien mir nicht übermäßig zu ſein. Einige Frauen ſchwenkten ihre Schnupftücher in die Luft, im ganzen wurde jedoch mehr geſchrien, als daß man Viva gerufen hätte. Denn genau genommen, war die ganze Sache niemand recht, nicht den Karliſten, nicht den Chriſtinos, nicht den Republikanern, und die beiden erſteren

*) Die Maſſe von Orden und Kreuzen, die man in Spanien ſieht, überſteigt, glaube ich, diejenige jeder andern Nation. Für jede Bataille, worin ſich einer ausgezeichnet, bekommt er auch eine ſichtbare Anerkennung, und ſo ſieht man oft junge Offiziere mit acht bis zehn verſchiedenen Kreuzen. Da nun aber bei den Truppen des Don Carlos auch viele Orden gegeben ſind, und von denjenigen, welche dort gedient haben, jetzt eine bedeutende Anzahl wiederum in Spanien ſich hat anwerben laſſen, ſo haben ſie ihre Orden behalten, und und ſo tragen ſpaniſche Soldaten öfters die im gegenſeitigen Kriege ihnen für ihre Tapferkeit zugetheilten Belohnungen.

Parteien ſahen Eſpartero's Erhebung nur als eine Nothwendigkeit an, damit man nicht den Republikanern in die Hände arbeite. Ich folgte dem Zuge, oder lief ihm vielmehr durch eine Menge Querſtraßen vor, ging in den Schloßhof hinein, und der Treſoretie zu. Dort unter Arkaden wurden mir und meinem Begleiter Stühle gegeben, auf welche wir ſtiegen, und ſo die ganze Feierlichkeit recht gut überſahen.

Eſpartero war bald angekommen, ſtieg vom Pferde, ging in das Schloß hinein und erſchien bald mit der Königin und der Infantin Marie auf dem Balkon, in der Abſicht, die Truppen vor der Königin vorbei defiliren zu laſſen.

Das Schloß von Madrid hat eine hohe Unteretage, dann kommen die Manſarden, und alsdann, was man die erſte Etage nennt, mit dem Balkon, der eine ſehr hohe Baluſtrade hat. Ich habe daher die Königin und Infantin durchaus nicht deutlich ſehen können. Die Zeitungen ſind

aber in der neuern Zeit auf eine ſo verletzende Art in ihre Krankheitsgeſchichte eingegangen, daß ich wohl nicht dasjenige, was allgemein geſagt wird, zu wiederholen brauche. Uebrigens ſcheint es, daß eben ſo wie mit der Frage der Legitimität ſich ihre Krankheit auch nach den politiſchen Grundſätzen der Perſonen richtet, welche darüber ſprechen, indem die Karliſten ſie für unheilbar ausgeben, und die Chriſtinos der Anſicht ſind, daß ſie ſchon abgenommen habe, und die Königin in fünf bis ſechs Jahren ganz würde hergeſtellt ſein.

Jetzt begannen die Truppen, welche vorher in den Straßen gehalten, vor dem Schloſſe vorbei zu defiliren. Man rechnete ungefähr 10,000 Mann Linientruppen und 8000 Mann Nationalgarden.

Sämmtliche Garde- und Linieninfanterie hat Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen. Die Uniform iſt blau, die Hoſen roth, die Torniſter und Mäntel wurden an dieſem Tage auf dem

Rücken getragen. Die Milizen hatten deren nicht und trugen Mützen, während die Linieninfanterie Tschakos trug. Ein Regiment zog meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich, es war das Regiment Luchana, wovon Eſpartero Chef iſt, denn es war noch in den grauen Ueberröcken gekleidet, worin es den Feldzug mitgemacht, mit Mützen, gleich der Miliz, trug aber, gleich der Linieninfanterie, den Torniſter und Mantel. Der Geſchwindſchritt dieſes Regiments mit weit vorgeſtreckten Beinen iſt berühmt.

Bald kam die Kavallerie. Es waren Truppen aller Art dabei, indeſſen war ſie nicht zahlreich. Am auffallendſten erſchienen mir die Huſaren, in hellblauem Dolman mit weißem Kragen, weißer Jacke mit ſchwarzem Pelz beſetzt, weißem Tſchako und weißen Beinkleidern mit gelbem Beſatz. Sämmtliche Kavallerie defilirte Eſpartero's Befehl zufolge im Galopp vorbei, wie ſie faſt immer thun muß.

Artillerie kam immer mitten durch zum Vorſchein.*)

Die Parade ging zu Ende. Die Königin zog ſich ins Innere des Schloſſes zurück. Eſpartero ſchwang ſich auf ſein Pferd, und da erſcholl erſt im Wegreiten ihm ein lautes und ziemlich allgemeines Viva, bis er, ſeiner Wohnung zueilend, uns aus dem Geſichte war.

Es war ſpät geworden, der Reſt des Morgens verging unter Beſuchen, die ich abzuſtatten hatte, dann begab ich mich nach Hauſe, nahm mein Mittagsmahl ein, und ging von dort nach dem Prado, wo alles zum Erdrücken voll war. Die Nacht wollte anbrechen, aber die Lampen, welche zu Ehren Eſpartero's allenthalben ange-

*) Wer über die Einrichtung der ſpaniſchen Armee eine genaue Kenntniß zu erlangen wünſcht, dem empfehle ich den Aufſatz, welcher hierüber in der preuß. Staatszeitung vom 11. Juli 1841 erſchienen iſt.

zündet wurden, verhinderten sie beinahe daran. Die ganze Stadt war erleuchtet.

Espartero hatte nun erreicht, was er gewünscht. Ob er nicht besser, selbst für sich gehandelt, wenn er der Königin Mutter angehangen, muß die Folge lehren. Die Armee ist sein, und das ist für jetzt auch seine einzige Stütze, dagegen war es fast unmöglich, ihn, verbunden mit der Partei der bisherigen Regentin, d. h. den Moderados, von seiner Höhe herab zu stürzen, und Spaniens Ruhe wahrscheinlich für lange Zeit gesichert, dagegen jetzt alles von neuem in Zweifel gestellt ist.

In der Tresorerie mit der größten Höflichkeit und selbst Verbindlichkeit empfangen, halte ich mich für verpflichtet, ehe ich weitergehe, die Formen im geselligen Umgange zu berühren, und ihnen alles nur mögliche Lob zu ertheilen.

Spanien ist das wahre Land der Gleichheit, das ist gewiß. Man achtet den höher Gestellten,

aber man wird nicht vor ihm kriechen, und ſelbſt der Geringſte duldet nicht Stolz, geſchweige eine Grobheit. Von allen jenen Ausbrüchen der üblen Laune, die ſich Höhere gegen ihre Untergebne, oft ohne alle Veranlaſſung, in andern Ländern erlauben, weiß man wenig oder nichts. Man wird ſtrafen, aber man wird nicht ſchimpfen. Dadurch entſteht nun die wahre Gleichheit, und der Gemeine hält ſich überdieß, ſobald er unabhängig leben kann, für eben ſo hoch wie ein Herzog. Geht letzterer auf der Straße und iſt dem Eſeltreiber ſeine Cigarre ausgegangen, ſo wird er ſie mit einigen höflichen Worten an derjenigen des Herzogs wieder anzünden. Aber in den gewöhnlichen Redensarten liegt die Etikette. „Ich küſſe Ihnen die Hände", ſagt man einem Manne, „ich küſſe Ihnen die Füße", einer Frau, aber dabei bleibt es auch. Kann ein Spanier einem wirklich dienen, ſo thut er es mit Freuden, falſche Verſprechungen macht er gewiß nicht. Treue und Glau-

ben galten gleichmäßig ſonſt im Handel und Wandel. Wo gab es rechtlichere Kaufleute als in Spanien? Wann hätte man dort eine Beſcheinigung über eine bezahlte Rechnung verlangt? Durch den traurigen Zuſtand aller öffentlichen Angelegenheiten hat ſich nun dieſes in den amtlichen Verhältniſſen ſehr geändert, denn keiner weiß, wie lange er ſeinen Platz behält, und ob er nicht morgen mit ſeiner Familie am Bettelſtabe iſt. Heute gelten Moderados, morgen Exaltados, vielleicht einmal wieder Karliſten, und ſo erzeugt das Ungewiſſe das Verbrechen, jeder ſucht von ſeiner Stelle Vortheil zu ziehn, um ſich vielleicht des andern Tages, wann er derſelben wieder entſetzt iſt, des Hungers erwehren zu können. Daher muß man nicht zu ſtrenge in ſeinem Ausſpruche ſein. Einen ſpaniſchen Beamten wie einen preußiſchen beurtheilen wollen, welcher weiß, daß er ſeines Poſtens nicht ohne eine grobe Fahrläſſigkeit entſetzt werden kann, wäre ein großes Unrecht gegen

den erſteren. Die Ungewißheit ſeines Zuſtandes verführt ihn zum Betruge und ſo lernen wir oft denſelben Menſchen als ſchlechten, betrügeriſchen Beamten kennen, dem wir als Gatten, Vater und Freund unſere Hochachtung nicht verſagen dürfen. Ob Eſpartero, nachdem er ſeinen großen Eid der Uneigennützigkeit und Treue geleiſtet hat, auch dieſes wird verbeſſern können, ſteht dahin.

Alles hängt in Spanien an den alten Sitten und Gebräuchen, in keinem Lande der Welt hält es ſo ſchwer, das Neuere einzuführen, oder etwas Aelteres abzuſchaffen. Jede Provinz hat ihre Eigenthümlichkeiten und dennoch will die Central-Regierung alles gleich machen. Welch eine Rieſenarbeit in einem Lande, wo, wie in Sevilla, noch Wagen gebaut werden, wie man ſie vor achtzig Jahren im übrigen Europa ſah, wo der Wein noch immer in ledernen Schläuchen bewahrt wird, wo das Oel erſt gut gefunden wird, wenn es völlig ranzig iſt, wo es zum Sprüchworte geworden,

um den Eigenſinn zu bezeichnen: der Baske und der Aragonier wollen beide, den Nagel gegen die Stirn gedrückt, ſo durch die Wand brechen, nur der Baske hat die Spitze gegen die Wand gerichtet, aber der Aragonier deſſen Kopf; und ſo Anderes.

Aber ſelbſt in den Vergnügungen bleibt Alles beim Alten. Oper und Schauſpiel ſind im ganzen wenig beſucht, aber das Stiergefecht wird mit der höchſten Leidenſchaftlichkeit, mit der höchſten Wonne angeſchaut, und in dieſer Beziehung gleichen ſich Männer und Frauen. Auch die ſanfteſte Frau iſt nicht eher glücklich, als bis ſie Blut ſieht. Und hierin ſtimmen alle Provinzen Spaniens ein, und Madrid nimmt daran eben ſo Theil, wie die kleinſte Provinzialſtadt.

Am elften Mai ſollte ich mich davon überzeugen.

Das Amphitheater von Madrid liegt vor dem Alcala-Thore und umfaßt einen Raum für zwölftauſend Menſchen, der an jedem Mon-

tage, wo das Stiergefecht ſtatt findet, gefüllt iſt. Montes, der große Montes iſt, was in Deutſchland Seydelmann, in Italien Rubini, in Frankreich Perrot in Spiel, Geſang und Tanz ſind. Ihm huldigt ganz Spanien. Er iſt in aller Munde, in ihn verlieben ſich die Frauen, ohne ihn giebt es kein Stiergefecht. Eine Menge edler Züge werden von ihm erzählt, wie er für ſeine Mutter Sorge trüge, wie er den Armen gäbe, genug, es iſt keine Tugend, die er nicht mit derjenigen eines vorzüglichen Matadors verbände. Ihn ſollte ich alſo an dieſem merkwürdigen elften Mai kennen lernen und dießmal nicht Gefahr laufen, daß mir, wie in Malaga, mein Stuhl beinahe unter dem Leibe weggezogen würde, ſondern daß ich ruhig dem Schauſpiele bis zum Ende zuſehn könne, weil es hier Logen giebt, und mich der engliſche Geſandte, Herr Aſton, den ich von langer Zeit her zu kennen das Vergnügen habe, in die ſeinige eingeladen hatte.

Das Stiergefecht hatte schon begonnen, als ich hinein trat, und was man nennt, brillant begonnen, denn ein Pferd lag schon todt zur Erden. Bald sah ich Montes; ein athletisch gebauter Mann, mit höchst ausdrucksvollem Gesichte, gebogner Nase, großen Augen und im reichsten Anzuge, den man sich nur denken kann. Die Jacke war dermaßen mit Silber besetzt, daß die Farbe nicht zu sehn war, die Beinkleider waren grün, ebenfalls mit Silber besetzt, und wenn die Spanierinnen gern die Stiergefechte besuchen, so habe ich ein leises Vorgefühl, daß sie weniger blutdürstig sind, als man glaubt, und die schönen Männer sie mehr anziehn, als das Blut, das vergossen wird. Wollen sie doch vielleicht sich nicht aussprechen, so wie in andern Ländern die jungen wißbegierigen Männer, welche stets die Maschinerien zum Vorwand nehmen, wenn sie die Bühne zu besuchen wünschen, und nicht eingestehen wollen, daß irgend eine hübsche Schauspiele-

rin oder Tänzerin sie hinzieht. Mit einem Wort! Montes, obgleich nicht mehr ganz jung, ist ein schöner Mann und von der höchsten Grazie und Geschicklichkeit. Ihn mit den Stieren gleichsam liebäugeln zu sehn, ist ein wahrer Genuß. Dem Stier gegenüber, entfaltet er eine Art Mantel, sieht bald rechts, bald links, dann, wenn der Stier gerade auf ihn zu eilt, weiß er ihm zu entschlüpfen, und hängt sich nachher wohl den Mantel plötzlich um. Mit ihm fühlen sich aber auch alle andern Torreadores in Sicherheit, denn sind sie unbedachtsam, und er bemerkt es, so weiß er sie durch seine Geschicklichkeit, indem er den Stier von ihnen ablenkt, von dessen Hörnern zu befreien. Aber Montes ergriff endlich die gefährliche Waffe, und so dauerte es nur kurze Zeit, der Stier hatte den tödtlichen Stoß im Genick erhalten und verschied. Der grenzenloseste Beifall erscholl und gewiß schien mir in diesem Augenblick Montes beim Volke in größerer Gunst zu

ſtehen, als Tages vorher der Herzog von Vittoria.

Warum ſollte ich den Tod aller ſechs Stiere beſchreiben, die an die Reihe kamen? Genug, daß ſie alle bald von Montes, bald von einem Andern erſtochen wurden. Ein Picador fiel mit dem Pferde, er ſchien von den feindlichen Hörnern ſchwer verletzt, und ward davon getragen. Auch Hunde wurden einmal hineingelaſſen und hielten das Thier ſo lange feſt, bis es getödtet ward. Hätten die Stiere übrigens Menſchenverſtand, ſo machten ſie es wie zu Malaga, und blieben ſtets ſanftmüthig, weil ſie in dieſem Falle, wie dort geſchah, wieder hinausgeführt werden, und am Leben bleiben. Wie dumm ſtellte ſich nicht nach Bürger Jupiter, als er unter dem Aeußern eines Stieres die Europa entführte, und ſo dumm ſollten ſie ſich auch ſtellen.

Die Vorſtellung ging zu Ende, Alles war entzückt. Meinen Abend brachte ich im Theater

de la Cruz zu, das nicht groß, aber bequem mit verschlossenen Logen eingerichtet ist. Man gab Il Juramento italienisch wie immer, aber nicht besonders, daher ich auch den Namen der Prima Donna mir nicht gemerkt habe. Um zwölf Uhr war ich wieder in meinem Gasthofe.

Unter den Gelehrten in Madrid, deren Zahl, wie ich glaube, nicht sehr groß ist, zeichnet sich besonders Don Martin Navarete, der Präsident der Akademie für die spanische Sprache als Geschichtsforscher aus, vorzüglich bekannt durch eine Sammlung von Reisen und durch die Herausgabe des Journals von Columbus. Auf meinen Wunsch mit ihm bekannt zu werden, ward ich des andern Morgens bei ihm eingeführt, und fand in ihm einen zwar bejahrten, aber noch an allem Neueren den größten Antheil nehmenden Mann. Nichts schien ihm in der Fremde unbekannt zu sein, unsern Humboldt verehrte er hoch und alles, was er über Amerika geschrieben. Zu-

gleich zeigte er mir bei dieſer Gelegenheit, was er ſelbſt über Columbus früheres Leben und namentlich über deſſen Aufenthalt im Kloſter Rabida bei Palos geſammelt habe, was Waſhington Irving höchſt intereſſant beſchrieben, und der Herzog von Rivas ſo ſchön in Verſe gebracht. Don Martin Navarete ſcheint ruhig und zufrieden zu leben, und gab mir wiederum ein Beiſpiel, wie ein Land unter allen politiſchen Stürmen doch immer Männer beſitzt, denen alles gleichgültig iſt, was außer ihrem Hauſe vorgeht, weil ihr Studierzimmer ihre Welt iſt, in der ſie leben und ſich einzig gefallen.

Von Don Martin begab ich mich nach der Rüſtkammer im Schloſſe, welche die Rüſtungen aller nur möglichen Könige und eine Sammlung der merkwürdigſten Waffen enthält. Bekanntlich waren im ſechzehnten Jahrhundert die Waffenſchmiede zu Toledo beſonders berühmt. Wer alte Waffen liebt, dem iſt ſicher der Name Lu-

pus Agnado nicht unbekannt. Aber Kaiser Karl V. nicht damit zufrieden, sie allein in Spanien zu wissen, schickte deren mehrere nach Deutschland, deren Arbeiten aber höchst selten geworden und nur durch einen Zufall in irgend einem Privathause entdeckt werden, womit aber auch, bei der gesteigerten Liebhaberei, die jetzt von neuem dafür herrscht, die größten Betrügereien getrieben werden, wofür sich der Käufer, besonders aber in Paris, nicht genug bewahren kann. Hier sah ich deren nun eine Menge, unter den Rüstungen aber keine merkwürdigere, der Person wegen, der sie angehörte, als diejenige der Königin Isabella, welche sie während der Belagerung von Granada trug.

Zwei Wagen aus alter und aus der allerneuesten Zeit ziehen aber noch besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Der eine gehörte der tollen Johanna, welchen sie sich nach dem Tode ihres Gatten bauen ließ und der mit vielen Zierrathen

verſehen, aber ganz ſchwarz iſt und nicht einmal Riemen hat, ſo daß man ſich nur wundern muß, wie Johanna auf einem ſolchen Wagen, durch die furchtbare Erſchütterung, nicht wieder zur Vernunft gekommen iſt. Der andere Wagen iſt von Eiſen mit Bronze beſchlagen und war derjenige, auf welchem Ferdinand VII. und die Königin, aus dem ſächſiſchen Hauſe, ihren Einzug in Bilbao hielten.

In Wahrheit! Ein eiſerner Wagen mit Bronze beſchlagen, ſo was kann man doch nur in Spanien ſehn!

Am Mittag aß ich bei Herrn Aſton, dem einzigen Geſandten in Madrid, der in dieſem Augenblicke eigentlich Haus hält, da drei der nordiſchen Höfe, gleich den italieniſchen und deutſchen, die Königin nicht anerkannt haben, der franzöſiſche Geſandte abweſend iſt, und die übrigen europäiſchen Höfe nur Miniſter-Reſidenten dort haben. Dagegen fand ich dort einen merikaniſchen

Gesandten. Welch eine Umwälzung! Halb Europa wird nicht in Spanien repräsentirt, und eine frühere Kolonie hält dort ihren Gesandten! Bei Tische war mitunter von den spanischen Räubern die Rede, wovon immer wenigstens Ein Mal in Gesellschaft gesprochen wird. Ein Engländer, der schon längere Zeit in Spanien ansässig ist, ward gefragt, wie oft er angegriffen sei. „Fünf Mal", war die Antwort. Meinen Abend beschloß ich wiederum im Theater de la Cruz. Man gab die nie ermüdende Norma, zwar nicht besonders, aber dennoch hörte ich sie mit Vergnügen. Es giebt Kunstwerke, die so schön sind, daß, selbst ungenügend dargestellt, sie immer ansprechen. Wem hat nicht selbst die mittelmäßigste Aufführung des Don Juan in seinem Leben Vergnügen gemacht, und so geht es mir auch mit der Norma.

Zum dreizehnten Mai früh sechs Uhr hatte ich meine Excursion nach dem Escurial beschlossen. Eine solche sogenannte Excursion, sechs Le-

guas weit, iſt aber in Spanien, dort, wo es keine öffentlichen Wagen giebt, nicht mehr eine Excurſion, ſondern eine Reiſe, mit manchen Koſten verbunden. Man muß natürlich einen eignen Wagen miethen, einen Tag zur Hin- und einen Tag zur Rückreiſe beſtimmen. In der That bedurfte es eines ſolchen Grundes und etwas ſo Bedeutendes zu ſehn, um ſich in alle Unbequemlichkeiten dieſer Ausflucht zu fügen. Ein ſchon längere Zeit in Madrid wohnender deutſcher Gelehrte hatte ſich höchſt freundlich erboten, mein Begleiter zu ſein, und ſo war die Hauptunannehmlichkeit, allein und ohne beſondere Kenntniß der Sprache zu reiſen, überwunden. Madrider Fuhrleute ſind die theuerſten Diener, welche man haben kann. Der eine verlangte vierzehn Piaſter. Aus der Noth macht man eine Tugend. Die Fahrt ward ihm zugeſagt. Ein anderer verlangte darauf nur zehn Piaſter, der erſtere wollte nicht zurücktreten, und erſt zuletzt, nach manchem Unterhandeln, da er wahr-

ſcheinlich eine andere Fuhre im Sinne hatte, ließ er ſich eine Entſchädigung gefallen, meinte aber, wie ſie alle gleichſam in einer Innung verbunden wären, und wie er es dem andern würde entgelten laſſen, daß er mich ſo wohlfeil habe fahren wollen.

Um ſechs Uhr früh erſchien alſo der mit drei Maulthieren beſpannte Wagen. Einige gebratene Hühner und Wachteln, Brod und Wein wurden verſichtigerweiſe zum großen Unternehmen eingepackt, und der Reiſeausflug, um mich richtig auszudrücken, ſollte eben beginnen, als ich die Nachricht erhielt, die von Bayonne kommende Malle wäre in der Nacht vor dem Tage, als Eſpartero ſeinen Eid geleiſtet, und die Verſicherung, die größte Sicherheit und Ruhe im Innern zu erhalten, feierlich gegeben hatte, angegriffen und ſämmtliche Paſſagiere rein ausgeplündert worden. Für jemanden, der eben allein eine Reiſe auf wenig beſuchten Straßen und über rauhe Felſenwege beginnen will, war dieſe Botſchaft eben nicht will-

kommen, wer ſchämte ſich aber nicht, furchtſam zurückzutreten, wenn es heißt, das ſogenannte achte Wunder der Welt zu ſehn, oder getraute ſich wohl je Schiller's Don Carlos zu beſuchen, aus Furcht, ſein Nachbar könne ihm bei dieſer Gelegenheit einige Fragen über das Escurial machen, wenn er wüßte, er wäre in Madrid geweſen. Ueberdies verkündete der ſchönſte blaue Himmel und die reinſte Luft den herrlichſten und nicht zu heißen Tag — wir waren ja noch im Monat Mai — und ſo ging es raſch in den Wagen, aber langſam von dannen, denn nun begann der träge Schritt der Mauleſel, gleich den Pferden eines italieniſchen Vetturinos, und ſo fuhren wir dem Thore St. Vincente zu. Draußen angekommen, fährt man noch für einige Zeit in einer recht ſchönen Allee, hat links den Manzanares, und rechts den von einer hohen Mauer umgebenen und der Königin Iſabella gehörigen Park nebſt Meierei, wo die einzig friſche Butter, ich

glaube in ganz Spanien, verfertigt wird. Bald hörte die Allee aber auf, Caſtiliens und der Mancha gewöhnliche baumloſe Felder traten wieder hervor und wir ſtiegen darauf faſt immer etwas bergan, bis wir nach ungefähr fünf Stunden an der eigentlichen Bergkette angekommen waren, die das Escurial von Madrid trennt. Schon früher, ganz in der Entfernung, hatte ich das Escurial erblickt, jetzt aber war es wieder verſchwunden. Allmälig verlor ſich auch der Gedanke an die feindſeligen Mitmenſchen, und wir begegneten nur Maulthiertreibern, unter dem Namen Maragatos bekannt, die Güter nach der Stadt brachten. Dieſe Maulthiertreiber ſind hauptſächlich aus dem Königreiche Leon an der Galliziſchen Grenze, und tragen einen eignen braunen Anzug nebſt großen Hüten; ſie ſollen von gothiſcher Abkunft ſein, und gelten für die rechtlichſten Leute in ganz Spanien.

Der Felſen war nach ungefähr einer Stunde

überschritten, und alsbald erblickten wir das Escurial, an den Abhängen der nächsten Berge gelegen, fuhren durch eine große steinerne Pforte in den zum Escurial gehörigen, sehr ausgedehnten Olivenwald hinein, kamen endlich bei den Gärten selbst an, deren Bäume sehr verwildert, Kindern gleichen, die von mütterlicher Sorgfalt verlassen sind. Große Gebäude, theils leer, theils unvollendet, standen in unserer Nähe, dann stiegen wir, links das Escurial lassend, bei einem mit Gras bewachsenen Platze vorbei, eine schlecht gepflasterte Straße hinan, bogen wiederum links und fanden uns bei einer kleinen unansehnlichen Fonda angekommen, die uns für die Nacht aufnehmen sollte. Es war halb drei Uhr Nachmittags, an Rast war nicht zu denken, sondern nur daran, die Zeit zu benutzen und den Zweck unserer Reise zu erfüllen.

Die Besichtigung des Escurials theilt sich in folgende Gegenstände:

1) den Theil des eigentlichen sonstigen Hieronymiten-Klosters, im Jahre 1836 aufgehoben;
2) die Kirche;
3) die Zimmer, welche die Königliche Familie bewohnte;
4) das Pantheon, wo die Särge der Könige, Königinnen und ihrer Familie seit Karl V. stehn.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, das Aeußere dieses ungeheuren Gebäudes zu beschreiben, das dem heiligen Laurentius, welcher den Märtyrertod auf dem Feuer starb, gewidmet ist, da Kupferstiche davon in Menge vorhanden sind. Obenhin möchte ich nur wieder in das Gedächtniß rufen, daß dessen Eintheilung, von oben gesehn, die Form eines Rostes darbietet, daß die verschiedenen Facaden durchaus nichts Hervorstechendes haben, vielmehr durch die theilweise eingemauerten Säulen und das Niedere der Fenster wohl kolossal, aber sehr ein-

fach erscheinen, daß ferner sämmtliches Mauerwerk durchaus vom festesten Steine ist, und daß die Gänge zu den Zellen, worin hundert Menschen wohnen können, sämmtlich gewölbt und mit steinernen Pfeilern versehen sind, aber nicht eigentlich durch ihre Höhe imponiren.

Die Kirche selbst würde als solche jedem großartig erscheinen, der sie, in einer Stadt für sich stehend, besähe, und das um so mehr hier, wo sie einen Theil des Schlosses bildet. Jedoch macht sie, nach den vielen prachtvollen Kirchen, die man in Spanien sieht, nicht den Eindruck, den man von einer Kirche erwartet, welche ein König, bekannt durch seinen übergroßen Fanatismus, gleichsam, man möchte sagen, zu seinem einzigen Lebenszwecke, zu seiner einzigen Freude sich geschaffen, und derentwegen, abgesondert von allen Menschen, die nicht zu den Mönchen gehörten, er eigentlich das Escurial erbaut hat. Ein Zufall eigner Art hatte mich indessen gerade an dem Tage hingeführt, als die

jährliche Todtenmesse für das Seelenwohl der Gemalin Ferdinand's VII., der früher erwähnten sächsischen Prinzessin und also meiner deutschen Landsmännin, gefeiert wurde. Doch die Orgeltöne gingen frei durch die ganze Kirche, nicht zehn Menschen waren gegenwärtig und von den sechzehn Hieronymiten, welche noch in dem Städtchen als Weltgeistliche leben, sah ich nur einen einzigen, der die Aufsicht über die Kapelle hatte, und den wir schon vorher erblickt, als er einsam auf der Terrasse des Schlosses die Gegend nach Madrid zu überschaute.

Die Feier war klein und dürftig, das Geld fehlt, und bei den jetzigen Machthabern ist der Sinn für dergleichen verloren. Was früher in übermäßigem Luxus erstarrte, so daß das eigentliche Gefühl des Heiligen dabei zu Grunde ging, erkrankt öfters nachher an Unanständigkeit, und das ist der jetzige trostlose Zustand alles Religiösen in Spanien. Der Glaube ward nur durch äußern Glanz

erhalten. Man verband Glauben mit Prunk, man dachte es ſich als eins; der Prunk iſt dahin und ſo iſt auch der Glauben gefallen. Als die Mönche ermordet wurden, erhob ſich kein Gott für ſie und ſo trat vielfältig der ſcheuslichſte Atheismus, eine völlige Gottesverläugnung, hinzu, und es frägt ſich, welch ein Ende ſoll dieſes nehmen, wo kein philoſophiſcher Gedanke, kein Gefühl für Moral, ja keine Idee davon, den Glauben erſetzt, und höchſtens noch jedem nicht ganz verdorbnen Manne das Gefühl für Frau und Kinder bleibt, das er aber auch mit dem Wilden zu theilen das Glück hat und das ſogar dem Thiere eigen iſt.

In dieſen und ähnlichen Betrachtungen verſunken, durchſchritt ich die Kirche, als wir unten nahe am Altare in eine dunkle Tribüne geführt wurden, von deren Fenſter aus man die Feier des Hochamtes ſehen kann. Es war die Tribüne der Infanten. Dann ging es hinter dem Altare vorbei, in eine ähnliche Tribüne, und wer vermag

meine Empfindungen zu ſchildern, wenn ich an dreihundert Jahre zurückdachte, indem ich plötzlich mich in derjenigen Tribüne befand, wo der blutig bizarreſte aller Monarchen, Philipp II., an der gräßlichſten Krankheit langſam ſtarb. Mit Furcht und Grauſen hatte Philipp ſein Königreich und die Welt erfüllt, und hier, drei Jahre lang im Bette liegend, wo er täglich von ſeinem Kopfkiſſen aus den Altar ſchauen konnte, wohnte er auf dieſe Art den Meſſen bei, die keine Milderung ſeinen körperlichen Leiden brachten, und ſeine erſchreckte Einbildungskraft nur an die Strafen erinnerten, die ſeiner in jenem Leben warteten, weil er zweifelte, ob er immer das Rechte gethan und überdies noch an das Leben hing, das jetzt ſo ſchmerzensreich für ihn geworden war.

Von hier aus gelangt man zum Pantheon unter der Erde. Wenn man in jener Tribüne nur an das Leben und Leiden eines Einzigen dachte, ſo rollen ſich hier mit einem Ueberblicke Jahrhun-

derte vor uns auf. Wir sehn hier seit Karl V. die Särge aller Könige, Königinnen und Infanten, welche Nachkommen hinterlassen haben. Noch drei bis vier Plätze sind offen, dann wird die Gruft keinem Todten mehr geöffnet. Wer weiß, wie prophetisch sie angelegt ist, und wer nach funfzig Jahren den Zepter in Spanien führen wird; vielleicht ist es das souveraine Volk und dann bedarf es keines Pantheons der Könige, ganz Spanien ist ein solches.

Täglich dringen jetzt die Geschichtsforscher mehr und mehr in die frühere Geschichte der Halbinsel ein, und das Gouvernement gewährt auch dazu alle nur mögliche Erleichterung, und so mag ein Brief Karl's V. an seinen Sohn, welcher jetzt aufgefunden und aus dem Kloster S. Just in Estremadura datirt ist, in etwas Erläuterung über Philipp's Fanatismus geben.

Von diesem Kloster aus, wo Karl seine letzten Lebensjahre zubrachte, schreibt er an Philipp,

wie er, der ſein ganzes Leben darauf verwandt, die Ketzer zu vertilgen, die ſchreckliche Entdeckung gemacht, daß er ſo lange in ſeinem eignen Beichtvater einen Ketzer gehabt habe, und ihn daher ermahne, ſeinen ganzen Lebenszweck auf dieſen Punkt zu richten und die Ketzer zu vernichten. Wenn ein geliebter, geachteter Vater ſolche Vorſchrift hinterläßt, iſt der Sohn nicht der Entſchuldigung werth, der, im ſechzehnten Jahrhundert geboren, und fern von jeder humanen, moraliſchen Erziehung, den gegebnen Befehlen blindlings folgt, beſonders wenn er die Verwickelungen erlebte, die durch Religionsſpaltung entſtanden?

War ich durch alles, was ich bisher geſehn, gewiß ernſt und nachdenkend geſtimmt worden, ſo konnte dieſes Gefühl nicht ganz gehoben werden, wenn ich in die eigentlichen Zimmer kam, die bis auf die neueſten Zeiten von der Königlichen Familie bewohnt geweſen waren, wiewohl hier die älteſte Erinnerung kaum ſiebenzig bis achtzig

Jahre zurückgeht. Denn dieſe unglückliche, jetzt ſo zerſtreut lebende Familie bietet ebenfalls genug Stoff zum Nachdenken dar. Wir ſehn hier neuere Meubeln, theils prächtig, theils ſehr gewöhnlich, bald Rococo, bald griechiſche Formen, bald Renaiſſance; als Beiſpiele neuerer ſpaniſcher Induſtrie ſind indeſſen nur bemerkenswerth die vielen ſchönen Gobelins, welche meiſt die Koſtüme der verſchiedenen Provinzen Spaniens darſtellen, aber wer kann ſich des Bedauerns erwehren, wenn er erfährt, daß dieſer augenblickliche Aufſchwung der Induſtrie auch wiederum ſeinem Falle nahe iſt, und die Fabrik dieſer Gobelins zu Madrid nicht geradezu eingegangen iſt, gleich der prächtigen Spiegel-Manufaktur zu St. Ildefonſo, ſich indeſſen faſt gänzlich im Verfalle befindet.

Der Abend war herangebrochen. Wir beſuchten noch die große Bibliothek, reich an arabiſchen Handſchriften und ſonderbar aufgeſtellt, den muhamedaniſchen Büchern gleich, welche den Ti-

tel auf dem Schnitte haben und dieſen ſtatt des Rückens dem Beſchauenden zeigen, ſahen den Alkoran, welcher in der Schlacht von Lepanto genommen worden, und das Gebetbuch Karl's V., verſäumten keine Gemälde zu ſehn, denn ſämmtliche beſſeren ſind nach Madrid in das Muſeum geſchafft, überliefen mit unſern Augen noch einmal die weite Ausſicht nach Madrid über die Gärten weg, und begaben uns dann langſam nach unſerm Gaſthofe, wo ein mäßiges Mahl und ein ganz gutes Lager unſer für den Abend und die Nacht warteten.

Des andern Morgens ſechs Uhr befanden wir uns wieder in unſerm Wagen, und näherten uns eben ſo langſam, wie wir gekommen waren, und den Kopf gefüllt mit allem, was wir geſehn, wiederum der Hauptſtadt, die wir ſchon in großer freudiger Aufregung, mit Bezug auf das Feſt des heiligen Iſidros, des Schutzpatrons von Madrid, fanden, das des andern Tages, am fünf-

zehnten Mai, mit gewohnten Feierlichkeiten begangen werden ſollte.

Bekanntlich wird nur in wenigen Städten Spaniens vor den Thoren ſpazieren gegangen oder gefahren, und beſonders in Madrid, wo alles im Prado bleibt. Aber am funfzehnten Mai muß ein Jeder vor das Thor hinaus, und ſo kam es denn auch, daß ein Fremder, der ſchon viele Jahre ſeine Geſchäfte in Madrid betrieb, und mich im Gig abholte, nicht einmal genau das Thor anzugeben wußte, wo er hinauszufahren hätte.

Auf dieſen Tag freut ſich nun ganz Madrid, man giebt aus, was man hat, und hat man nichts, ſo verſetzt man, was man kann, um nur anſtändig gekleidet ſein zu können, und um im Wagen zu ſitzen, der überaus theuer bezahlt wird.

Das Feſt findet zwiſchen dem Thore von Toledo und dem von Segovia ſtatt. Eine Allee von armſeligen Bäumen, in einem unfruchtbaren Boden, läuft am Abhange eines Hügels, den man

dann hinanfährt. Boutiquen mit Eßwaaren und andern Dingen, Schaukeln und dergleichen Vergnügungen machen das Ganze zu einer Art Jahrmarkt. Alles iſt heiter und froh, aber einen großen Jubel habe ich nicht bemerkt. Oben auf dem Hügel befindet ſich die Kapelle, wo das Bild des Heiligen des Tages zu ſehn iſt. Früh wird hier eine Meſſe geleſen und eine Predigt gehalten. Hinter der Kapelle iſt ein Kirchhof, der gleich manchen italieniſchen, namentlich dem merkwürdigen Campo Santo zu Bologna, von hohen Mauern mit Niſchen umſchloſſen iſt, in denen die Särge der Verſtorbnen ſtehn. Das Feſt dauert bis gegen Abend, und das Volk von Madrid, nachdem es einen ganzen Tag dort zugebracht, verläßt die Gegend, um ein ganzes Jahr lang nicht wieder den Fuß außerhalb der Stadt zu ſetzen.

Nach einigen Stunden Aufenthaltes war ich wieder zu Hauſe angelangt, hatte den Mittag einen Bekannten bei mir zu Tiſche und ging Abends

mit ihm nach dem Theater del Principe, das ich noch kleiner als dasjenige de la Cruz fand.

Wenn man dieſe kleinen Theater in der Hauptſtadt ſieht und an das ungeheure Amphitheater für Stiergefechte denkt, ſo wird man unwillkürlich wieder darauf zurückgeführt, daß das Volk letztere mehr als das erſtere liebt. Mußte doch ſogar Ferdinand VI., der größte Beſchützer des Geſanges, den es vielleicht je gegeben, deſſen Miniſter und Freund der Caſtrat Farinelli war, die Leute gleichſam mit Gewalt in die Oper in ſeinem Palaſte von Buen Retiro treiben. Ein neues großes Opernhaus, unter dem Namen El Oriente, iſt zu bauen angefangen und könnte längſt beendigt ſein. Aber bis jetzt iſt man blos im Stande geweſen einen Saal darin zu Redouten zu öffnen, und wenn es gegründet iſt, wie die öffentlichen Blätter berichten, daß die Kortes die Abſicht haben, dorthin ihre Sitzungen zu verlegen, ſo wird man in dieſem Gebäude eine andere Art

theatraliſcher Vorſtellungen erleben, als die Abſicht bei Aufrichtung deſſelben war.

An dieſem Abend ſah ich nun ein ganz neues, nach einem engliſchen Romane gearbeitetes Stück, das den Titel führt: Calderon, oder der Fall eines Miniſters. Faſt alle neuern Stücke Spaniens ſind ganz revolutienair. Entweder kommt darin ein ſchwacher König vor, wobei ſie ihre eignen Könige nicht ſchonen, — obwohl ſie der Dynaſtie treu ergeben ſcheinen — oder ein ſchlechter Miniſter. Dieſes Mal gab nun den Hauptſtoff zum Stücke ein Miniſter, welcher deshalb hingerichtet wird, weil er dem Thronfolger zu gefällig ſein will. Ein guter Dichter hätte hieraus ein ganz intereſſantes Stück machen können, aber dem ſpaniſchen Dichter war das Meiſte mißlungen, und es erregt in mir immer ein unangenehmes Gefühl, wenn ich bei einer Vorſtellung mir einbilde, wie ſich die angeſponnene Intrigue gut verwickeln und wieder entwickeln könnte,

und ich mich dann so bitter getäuscht sehe, was mir an diesem Abende wiederfuhr. Gespielt ward übrigens ganz gut, besonders war die Schauspielerin, welche die Frau des Ministers darstellte, ausgezeichnet.

Hier fiel mir zum ersten Mal ein Gebrauch auf, der auch wiederum Spanien ganz eigenthümlich ist, und in keinem andern Lande angetroffen wird. Im Parterre sitzen nämlich blos Männer und eben so in den untern Seitenlogen, mit Ausnahme derjenigen dicht am Theater, wo auch Damen zu sehn sind. Der erste Rang enthält auf beiden Seiten verschlossene Logen, mit Herren und Damen gefüllt. Im Hintergrunde indessen, und das ist das Auffallende, befindet sich eine große, breite und tiefe Loge, in welcher man nichts als Frauen in ihren Mantillen erblickt, in den Händen Fächer haltend, welche in beständiger Bewegung sind. Diese Frauen finden sich dort aus allen Ständen, vom höchsten bis

zum niedrigſten, ja man behauptet ſogar, bis zum allerverworfenſten, zuſammen, und keinem Manne iſt es verſtattet in dieſe Lege zu dringen, welche la cazuela heißt; gewiß ein höchſt ſonderbarer Name, wenn man das Wort im Wörterbuche aufſucht und findet, daß es zu gleicher Zeit eine irdene Pfanne bedeutet, worin Fleiſch gekocht wird. In dieſer Cazuela iſt nun bei jedem Zwiſchenakte ein unaufhörliches Plaudern und Lachen. Hier wird das Urtheil über das Stück gefällt, und die Damen vertreten völlig die Stelle der Männer im Parterre in andern Ländern.

Am Ende der Vorſtellung war das gewöhnliche Bayle Nacional, was ohne allen Eifer getanzt und ohne alle Theilnahme mit angeſehn wird, da es täglich und täglich daſſelbe iſt.

Ein groſſer Genuß ſtand mir am nächſten Morgen bevor, ich ſage ein groſſer, aber ich ſollte ihn vielleicht einen übergroſſen nennen. Täglich hatte ich nämlich die Abſicht gehabt, das Mu-

seum zu besuchen, das die schönsten Gemälde enthalten sollte und von denen ich einige, die berühmten Raphaels, früher bei Herrn Bonne Maison zu Paris gesehn. Der dänische Gesandte, Herr d'Alborgo di Primo, selbst Liebhaber und Kenner von Gemälden, war so gefällig, mich zum Direktor, Herrn Madrazo, zu führen, bei dem schon allein ein Museum der köstlichsten Bilder zu sehn war, das mich gewissermaßen auf dasjenige vorbereitete, was ich nachher bewundern sollte. Herr Madrazo ist selbst einer der besten neueren Maler Spaniens und hat das Glück erlebt, daß auch sein Sohn den Preis vor einigen Jahren zu Paris, wegen eines sehr gelungenen Bildes, davon getragen hat.

Das Museum, nicht weit vom Prado gelegen, ist eins der schönsten neueren Gebäude Madrids und hatte früher eine andere Bestimmung. Erst Ferdinand VII. hat es errichtet, indem er alles, was seine Vorgänger angekauft, aus

den verſchiedenen Schlöſſern, hat zuſammenholen und dort aufſtellen laſſen. Wenn man nun bedenkt, daß alle Könige von Spanien von Karl V. ab Sammler von Gemälden geweſen ſind, daß namentlich aber Philipp IV. keine Koſten geſcheut, um ſich irgend ein ſchönes Bild zu verſchaffen, ſo daß er eines der vorzüglichſten Bilder Raphaels mit dem Ausrufe Esta la mia Perla, zur Perle geſtempelt, daß endlich ſeit einigen Jahren aus den aufgehobenen Klöſtern die vortrefflichſten Kunſtwerke ſämmtlich nach Madrid geſchafft worden ſind, ſo kann man ſich einen ungefähren Begriff von den Schätzen machen, welche dieſes Muſeum enthält und dennoch wird es nicht die Wahrheit erreichen, denn ich glaube, nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte: Eine Gallerie wie diejenige zu Madrid, exiſtirt in der ganzen Welt nicht und ſie allein iſt eine Reiſe werth. Aber freilich müßte man ſich, um ſie zu ſtudieren, Monate lang dort aufhalten und ſie

täglich besuchen. Man denke sich, daß an zweitausend Gemälde — und nach allem, was ich gehört, sämmtlich Originale der größten Meister, nicht bloß spanische oder italienische, sondern ebenfalls niederländischer und deutscher Meister jetzt schon dort aufgestellt sind, und daß Herr Madraze mir versichert hat, er könnte noch tausend mehr aufstellen, wenn er den Raum dazu hätte.

Aufmerksam diese Gemälde zu besehn, war unmöglich. Ich sah nur die vorzüglichsten von Raphael, Murillo, Zurbaran und durchflog die schönen Räume dieser bedeutendsten aller Gallerien. Aber auch dieß ward mir nicht so möglich, als ich es gehofft, denn seit meinem Eintritt in Spanien quälte mich ein Schmerz in der Seite, an dem ich nie vorher gelitten, und der immer erst anfing, wenn ich viel gestanden oder gegangen war. Diesen Morgen hatte er eine besondere Stärke erlangt. Jeden Augenblick war ich genö-

thigt mich zu ſetzen, worauf der Schmerz mich verließ, aber wieder kehrte, ſobald ich mich bewegte, und hat man einmal körperliche Leiden, ſo genießt man alles doch nur halb.

Indeſſen wollte ich bei der Kürze meines Aufenthaltes doch noch ſehen, was nur zu ſehn war. Und ſo begleitete mich Herr d'Albergo nach dem ſogenannten Lyceum, wo ich alles im Sitzen abmachen konnte.

Man denkt ſich öfters Spanien, nach all den Kämpfen, die dort ſtatt gefunden, völlig verwildert, gleichſam wie Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege. Und doch iſt nichts weniger als dieß der Fall, obgleich auch wiederum auf eine völlig andere Art als in jedem andern Lande. So iſt das Lyceum eine Verbindung von Herren und Damen, meiſt noch in jugendlichem Alter, die ſich von Zeit zu Zeit im Palaſte des Herzogs von Villa Hermoſa verſammeln, und für die Koſten der Einrichtung und Erhaltung

der Gesellschaft freiwillige Beiträge leisten. Nachdem ich durch mehrere Säle geführt worden, wo sich Gemälde auf Staffeleien befanden, welche von den Mitgliedern der Gesellschaft verfertigt waren, und wo viele Herren und Damen auf- und niedergingen, gelangte ich in einen größern Saal, an dessen Ende sich ein Theater befindet, auf dem die Gesellschaft zuweilen Vorstellungen giebt. In der Mitte des Saales stand ein grosser runder Tisch, an welchem Herren und Damen saßen und zeichneten. Von einem Katheder las ein junger Mann während dessen ein Gedicht ab, dessen Verfasser er war, und wurde nachher durch einen Andern abgelöst. Zuhörer und Zuhörerinnen saßen in einiger Entfernung herum, und so ward in einem und demselben Zimmer gelesen, gezeichnet und zugehört. Alles geschah ohne irgend eine literarische Ostentation, sondern, wie man sichtlich sah, mit Liebe und Wärme für die Sache. Und das ist das Land, von dem man

oft glaubt, alles ſei verwüſtet, kein Tiſch, kein Stuhl ſtände mehr, wo er geſtanden hat, alle Menſchen ſtürben Hungers.

Den Mittag aß ich bei Herrn von Grovestien, dem Niederländiſchen Miniſter-Reſidenten. Er hatte die Güte gehabt, mehrere meiner alten Bekannten, die Herren d'Onis, Concha und d'Allion, einzuladen, in deren Geſellſchaft ich einige ſehr angenehme Stunden verlebte.

Die Sonne brannte ſchon ſtark, Madrid liegt ſehr hoch, denn es fängt auf dem Punkte an, wo der Veſuv aufhört. Aber dennoch, ſo kalt es im Winter iſt, ſo heiß iſt es im Sommer. Ich kann nun einmal große Hitze nicht vertragen, hatte deshalb beſonders die Monate April und Mai zu meiner Reiſe gewählt, fing an mich unwohl zu befinden, und beſchloß, den achtzehnten Mai Madrid zu verlaſſen und den Weg nach Bayonne einzuſchlagen.

Am ſiebzehnten früh machte ich daher meine

Abſchiedsbeſuche, die bald beendigt waren, kaufte noch allerlei Kleinigkeiten ein, und ging gegen fünf Uhr zum letzten Male nach dem Amphitheater, wo an dieſem Nachmittage ein ganz beſonders intereſſantes Stiergefecht erwartet wurde. Der Zufluß an Menſchen war unglaublich, die Erwartung äußerſt geſpannt. Zum erſten Male ſah ich den Anfang des Stiergefechtes, aber leider doch nicht dasjenige, was demſelben ſtets vorausgeht. Dieß iſt nämlich das Hineinſchreiten der Stiere in den Zwinger. Die Thiere haben einen Inſtinkt, ſie fürchten, daß ihrer etwas Böſes warte, und, ſonderbar genug bedient man ſich in Spanien, wie in Rußland derſelben Mittel ſie zu täuſchen; denn gleich den großen Schlächtereien in Rußland, wo andere Stiere, die man nicht tödtet, ihnen voranziehn, und ſie ſo in den Behälter hineinzubringen wiſſen, wo ihrer der gewiſſe Tod wartet, ſchreitet auch hier ein ſolcher Stier voran, von dem man behaupten will, daß er zuwei-

len mit einer gewiſſen Malice hinter ſich blicke, und darauf acht gäbe, ob ſie auch wirklich ſo gefällig wären nachzukommen.*)

In dieſem Behältniß findet ſich nun der Alguazil ein, in ſchwarzer Kleidung mit großem Hute von der Form eines Schiffes, der einige Kavallerie hinter ſich hat, die den innern Theil des Amphitheaters von Leuten reinigt. Nicht zu leugnen iſt es, daß das Ganze immer an unſere Aufführung ſpaniſcher Ballets erinnert und man ſich für Jahrhundert zurückverſetzt glaubt. Don Quirote, die Hochzeit des Figaro ſtehn vor uns; dann erſt beginnt der Kampf. Was ſoll ich dieſes Mal von ihm ſagen? Er war großartig

*) Man leſe die höchſt anziehende Beſchreibung eines Stiergefechtes im Jahre 1679, in dem Magazine für die Literatur des Auslandes Jahrg. 1837 Pag. 99, wo man, um die Stiere zu verführen, kokette Kühe von der Weide nähm und dieſe ihnen voranſchritten.

und für den Liebhaber das entzückendste Schauspiel. Sämmtliche Stiere ließen sich tödten, Montes erfocht neue Triumphe, drei Pferden wurde der Bauch aufgeschlitzt, die Eingeweide hingen heraus, die Pferde liefen, bis sie fielen, noch immer einige Male so herum, und dergestalt hieß der Tag ein glücklicher und alles ging froh und begeistert nach Hause.

Auf dem Rückwege besuchte ich noch den Garten des Buen Retiro, des vorerwähnten Schlosses Ferdinand's VI.; aber weder Gebäude noch Garten sind ausgezeichnet. Meinen Tag beschloß ich bei Herrn Aston, in dessen gastfreiem Hause ich mein letztes Diner in Madrid einnahm.

Am achtzehnten Mai früh zehn Uhr reiste ich von Madrid mit der Diligence ab. Ein Spanier mit seiner jungen Frau waren mit mir im Coupé. Ich hatte dieses Mal keinen Eckplatz, vermuthete aber, daß der Mann sich ungern von

seiner Frau trennen würde, und hoffte noch aus diesem Grunde ihn zu erhalten. Dieß war aber nicht der Fall, auch meinte die junge Frau ganz spaßhaft, als man ihr davon sprach, daß sie lange genug neben ihrem Manne gesessen, und auch einmal wünsche einen anderen Nachbar zu haben. So wurde mir also die Mitte zu Theil, und ich trennete, für mehrere Tage, den Mann von der Frau.

Was soll ich von der Landschaft sagen, die ich von Madrid bis an den Fuß der Sierra di Guadarama, beim Passe von Somo Sierra erblickte, als daß sie auch nicht zu der kleinsten Bemerkung Anlaß gab. Erst eine weite umfangsreiche Pläne, dann kommen große Steine, zum Theil von höchst sonderbaren Formen. In dem kleinen Buytrage ward zu Abend gegessen. Die Finsterniß war eingetreten und zwar im Augenblicke, wo ich mir Helle gewünscht, um die romantische Lage des Passes von Somo Sierra näher zu be-

ſchauen. Des andern Morgens hatte das eigentliche Gebirge aufgehört, doch wechſelten immer noch Berge mit Flächen ab. Endlich erblickten wir wieder einmal Bäume und fuhren auch in Alleen. Gegen ſechs Uhr Abends waren wir in **Burgos**.

Burgos ſieht großartig aus; der Fluß **Arlanzon** trennt die Stadt von einer Vorſtadt, in welcher ſtattliche Häuſer ſind, und ein ſehr ſchöner Spaziergang mit Fontainen neben Gärten gelegen. Alles iſt hier ſehr belebt. Ueber den Fluß führt eine prächtige ſteinerne Brücke. In den nicht beſonders breiten Straßen ſieht man ſchöne Gebäude. Die **Kathedrale** iſt eine der merkwürdigſten Kirchen in Spanien, gebaut im Uebergangsſtyle vom gothiſchen zum Renaiſſance im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch Ferdinand III. und erſt viel ſpäter ganz vollendet. Eine großartige Treppe führt zum Eingang. Ihre Größe iſt von der Beſchaffenheit, daß in acht Ka-

pellen zugleich Meſſe geleſen werden kann. Ein prächtiges Gemälde, Marie Magdalena, das Raphael zugeſchrieben wird, ziert die Sakriſtei der Kapelle, genannt des Konnetable, worin ſich auch zwei ſchöne Mauſoleen, dasjenige des Konnetable Hernando de Velasco und ſeiner Gattin Menzia Lopez de Mendoza befinden. Ein anderes berühmtes Bild, das Michel Angelo Buonarotti zugeſchrieben wird und eine heilige Jungfrau vorſtellt, befindet ſich in der Kapelle der Preſentacion.

Von der Kathedrale aus ging ich noch ein Mal nach der Promenade, wo man uns in groſſen Maſſen entgegen kam. Zwar ſind die Kaſtilianer nicht lärmend und ſingend wie die Andaluſier, jedoch ſchienen mir die Frauen das Anſehn zu haben, als wenn ſie einen recht fröhlichen Tag verlebt hätten, und zufrieden nach Hauſe kehrten.

Während deſſen war die Nacht angebrochen,

ich eilte nach Hause, nahm mein Abendessen ein und war des andern Morgens drei Uhr wieder im Wagen.

Von Burgos ab bis zur Grenze Frankreichs durch die baskischen Provinzen, ändert sich der ganze Charakter der Gegend. Die südlichen Bäume und Gesträuche haben völlig aufgehört, und Orangen sieht man auf dem Markte nicht mehr und nicht minder als bei uns. Dagegen erblickt man Felder mit den schönsten Getreidearten bedeckt, Roggen, der damals in Blüthe stand, die herrlichsten nordischen Früchte und wilden Bäume, mitunter schon die grasreichsten Wiesen, mit einem Worte, die Landschaft erinnert an Deutschland. Es wird kühler, aber dagegen sieht man unser dem Auge so wohlthuendes Grün wieder. Nur die Flecken, durch die man kommt, sehen noch spanisch aus, aber die Gesichtszüge der Menschen fangen schon an, den Typus des Südens zu verlieren. Bald ist man in der Pro-

vinz Alava angelangt und man verläßt ſie nur für eine kurze Strecke, um dann wieder hineinzufallen. Hinter dem Städtchen Puebla wird die Gegend wild. Felſen ragen von beiden Seiten empor, ein Fluß läuft neben der Chauſſee, die ſtets gut bleibt, und wo ſie es nicht iſt, eben reparirt wird, dann öffnet ſich die Gegend, wir ſehen Vitteria, die Hauptſtadt der Provinz Alava, in einer ausgedehnten Pläne gelegen, als ſolche wie ausgeſucht zur berühmten Schlacht, die dort gefochten worden, voll Dörfer und einzelner Häuſer, dreihundert, wie man ſagt, an der Zahl.

Je näher wir Vitteria kamen, deſto belebter wurde alles, bald fuhren wir einem großen grünen Platze vorbei, dann durch ein den Wall durchbrechendes Thor in die Stadt hinein, und kamen wiederum bei einem mit Raſen bedeckten Platz vorbei. Nicht weit von dort iſt der Markt, auf ihm der Gaſthof, ein Gebäude von bedeutendem Um-

fange, das uns aufnahm. Eine Art Palais Royal, d. h. ein Hof von Gebäuden mit Arkaden umgeben, den aber kein Wagen berühren darf, liegt dem Gasthofe gegenüber. Dieß ist des Abends der Versammlungsort der schönen Welt von Vitoria. Alles wimmelte hier von Menschen, die Frauen saßen, die Männer standen vor ihnen oder gingen. Man machte die Cour und alles schien sehr fröhlich.

Der nächste Tag war einer der bemerkenswerthesten auf meiner ganzen Reise, es waren die baskischen Provinzen; die ich zu sehen bekommen sollte, wo die Kriegsfackel seit Jahren gewüthet, und natürlich erwartete ich hier, nach einem solchen mörderischen Kriege, fast alles zerstört zu finden.

Hier fangen die Pyrenäen an, die ganze Gegend bis zur französischen Grenze hat den Charakter der Schweiz, oder, wenn man will, des Tyrols. Von demjenigen, was ich bis jetzt

Spanien genannt, ſieht man dort eigentlich nichts.

Bald nach der Abreiſe von Vittoria nahm uns eine enge Schlucht auf, und nicht lange nachher ſahen wir bewachſene Berge vor und neben uns. Den einen mußten wir überſchreiten, die Landſchaft ward jetzt bunter, lebendige Hecken faßten die Felder bei Salinas ein, die Einwohner ſahen reinlich und gut gekleidet aus, die Frauen und Mädchen geſund und blühend, die Oerter wohlhabend; wo ein Haus abgebrannt war, wurde es wieder gebaut. Bei Mondragone wird die Gegend wilder, der allerliebſte Fluß Zadorra kokettirt zwiſchen grünen Feldern und läßt ſich bald ſehen, bald verſchwindet er wieder. Vollblättrige Nußbäume bilden die Allee auf der Chauſſee, aber dann bringen wieder Felſen mit Bäumen und Sträuchern in den Zwiſchenritzen dicht bewachſen eine angenehme Veränderung hervor.

So kommen wir nach Bergara, gewöhnlich Bergara genannt, ein Name, den der größte Theil in Spanien segnet, aber auch viele verwünschen. Hier erwarteten uns acht Ochsen und zwei Maulthiere. Ein hoher Berg ward überstiegen, er endete bei dem sehr saubern, einladenden Flecken Villa Real, inmitten des üppigsten Feldbaues und des schönsten Baumwuchses gelegen.

Bald waren wir über Biazarat und Villa franca weg, das hochgelegen ist und über das im Thale befindliche Alegria nach Tolosa, der Hauptstadt von Guipuzcoa, gekommen, eine nicht große, aber höchst romantisch gelegene Fabrikstadt in eisernen Waaren, wo es auch manche schöne Häuser gab. Viel schien hier verwüstet worden zu sein, denn es ward stark gebaut. Jetzt aber mehrten sich die Spuren des letzten Krieges. Andoain hatte schon viel zerstörte Häuser und Urnieta lag beinahe ganz darnieder.

Während dessen hatte es stark zu regnen ange-

fangen, als uns zwei Frauen auf einem Esel reitend entgegen kamen, aber nicht etwa hinter einander, oder daß sie den Rücken des Esels berührt hätten, nein: auf jeder Seite desselben saß eine der Frauen ganz bequem auf einer Art Stuhl, der mit demjenigen auf der andern Seite des Esels über dessen Rücken weg, verbunden war; gewiß eine der angenehmsten Art zu reiten, wenn man einmal nicht fahren kann, indem man in steter geselliger Verbindung bleibt, ohne daß es dem Thiere besonders zur Last fiele.

Die Nacht wurde in einem kleinen Orte Astigarraga, aber in einem großen Gasthofe zugebracht, wo auch bald die Diligence von Bayonne mit uns zusammentraf. Die Kost war schon um vieles besser als durch ganz Spanien bis hier, das Oel hörte auf, aber dagegen — wann wäre wohl alles gut — war der Wein schlecht und mein guter Xeres, den ich stets bei mir führte, war ausgegangen. Der Regen war ziemlich stark

gefallen, und ich mußte leider, des schmutzigen Bodens wegen, dem Vergnügen entsagen, noch etwas herum zu schlendern.

Am zweiundzwanzigsten Mai sollte ich also die letzte Nacht in Spanien geschlafen haben, und so gut es mir auch ergangen war, so will ich dennoch nicht läugnen, daß ich mich freute, bald wieder die französische Grenze zu sehn, die einem, wenn man von Spanien kommt, als sein Vaterland erscheint. Um vier Uhr früh ward abgefahren, und sogleich hatten wir eine bedeutende Höhe zu ersteigen, von der man eine sehr reiche Landschaft sieht, als bei einer plötzlichen Wendung des Wagens das Meer, der trügerische Ocean, der mich so oft gequält hatte, in heuchlerischer Ruhe lieblich vor mir lag und von da ab mir stets zur Linken blieb. An einer grossen Bucht erblickten wir Fuenterabia mit seinem Fort, und gleich darauf befanden wir uns in Irun, der letzten spanischen Stadt. Die Bi-

daſſoa trennt hier beide Reiche. Eine der ſonderbarſten Anordnungen zeigte uns aber, daß wir noch in Spanien wären, denn nachdem wir unſere Päſſe vorgezeigt, frug man jeden, wie viel Geld er bei ſich habe, da die Geldausfuhr verboten iſt. Viſitirt wird nicht, jeder ſagt, was er will, zwanzig oder dreißig Realen, immer ſo wenig als möglich. Die Gegenantwort iſt alsdann: „Sie bezahlen zwei Piecetten", und ſo wird man entlaſſen, und wenn man Hunderttauſende bei ſich führte. Alſo zwei Piecetten beim Hineinreiſen in Spanien, zwei beim Hinausreiſen, das iſt der Anfang und das Ende eines Aufenthaltes in Spanien.

Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß ich etwas bewegt war, als ich die ſcheidende Brücke vor mir ſah; denn noch war ich nicht in Frankreich, noch konnte ja, nach allem, was man mir prophezeit hatte, die ſcheidende Brücke brechen. Indeſſen ſie brach nicht, ich erreichte das andere Ufer, ward

nicht übermäßig visitirt, fuhr weiter, kam an sehr hübschen Landhäusern vorbei, die für einen, der aus Spanien kommt, einmal wieder etwas ganz Neues sind, und war bald zu Bayonne in dem, an einer mit Lindenbäumen besetzten Straße sehr hübsch gelegenen, Hôtel du Commerce angelangt, wo ich eine Menge kleiner Comforts wieder fand, deren ich so lange entbehrt hatte. Es giebt Leute, die erst das Angenehme zu schätzen wissen, wenn sie es entbehren, mir geht es anders, ich entbehre und setze mich darüber weg, und ich genieße, sobald mir etwas Gutes zu Theil wird, wie es jetzt der Fall war.

Man hat Bayonne bald gesehn, das in der Fremde eigentlich nur wegen seiner berühmten Schinken für den Gourmand von Bedeutung ist. Indessen ist die Stadt sehr lebendig, hat einen großen Platz, wo ein neues Theater gebaut wird, viel Schiffe im Hafen und eine treffliche eiserne Hängebrücke über den Adour, von der man ei-

ner sehr reichen und angenehmen Aussicht genießt. In der Stadt waren fast alle Inschriften noch französisch und spanisch. Bayonne ist jetzt der einstweilige Aufenthaltsort eines Theiles der karlistischen Officiere, die voll guter Hoffnung für ihre Partei sind, und ein Recht dazu haben, wenn man fortfährt zu regieren, wie man angefangen.*) Ihre Wuth auf Maroto lernt man übrigens an den Fenstern jedes Buchhändlers kennen, welche voll Pamphlets gegen ihn behangen sind. An der Table d'Hôte saßen wieder viel Commis Voyageurs, die jetzt wirklich eine solche Masse in Europa bilden, daß sie vereinigt mehrere Regimenter ausmachen würde, und die ihre eigne Unterhaltung, ihre eigne Sprache hat.

Des nächsten Morgens fuhr ich mit der Di-

*) Bekanntlich hat diese zu laut und zu oft ausgesprochene Hoffnung ihre Verlegung in das Innere von Frankreich zur Folge gehabt.

ligence nach Bordeaux. Wir passirten Dax. Die Gegend ist sehr angenehm und abwechselnd, bebaute mit Hecken eingefaßte Aecker, Wälder, in denen der Korkbaum wächst und ebenfalls die Tanne, die uns das Harz giebt, das an den Einschnitten, welche man darin macht, zu erkennen ist, ab und zu noch ein hübscher Landsitz, alles dieses erfreuet den Reisenden.

In Dax ward gefrühstückt, dann setzte sich ein junger französischer Offizier zu mir in den Wagen, der die dortigen heißen Quellen gegen ein Fußübel gebraucht hatte und den noch einige spanische Officiere bis dahin begleiteten. Auch er sprach mir von den Hoffnungen, die sie für den endlichen Sieg ihrer Partei hegten, übrigens meinte er, wären sie, wie fast alle Spanier, leidenschaftliche Spieler und was sie einnähmen, ginge bald auf diese Art verloren. Die Gegend blieb bis zur Nacht immer freundlich. In Mont

de Marsan ward gespeist. Das Hôtel hatte eine eigene Inschrift.

HÔTEL DES AMBASSADEURS

ET DE SA MAJESTÉ
LE ROI DE NAPLES.

Sonst setzen sich die Botschafter über die Prinzen des Hauses, aber noch nie habe ich gehört, daß sie den Pas über die Könige sich anmaßten. Der Wirth in Mont de Marsan hatte diese neue Etiquette bestimmt.

Die eigentlichen Landes, das Land, wo die Hirten auf Stelzen gehn, und bequem in den ersten Stock hinein sehn, werden auf dieser Tour umfahren. Bei Tagesanbruch waren wir in Ca-

stres. Jetzt nehmen die Landsitze zu, ganz in der Entfernung ahneten wir an der Luft-Perspektive der Berge die Ufer der Garonne. Gegen sechs Uhr waren wir an den Barrieren von Bordeaux angelangt. Durch schöne Strassen, namentlich durch die Allee d'Albret, von wo aus man das Königliche Schloß und dessen Garten sieht, gelangten wir bald zum Hofe der Messagerien, und von dort aus zum Hôtel de France, vortrefflich gelegen, nicht weit von der Garonne, das mir besonders empfohlen war, wie ich es auch in den Tagen, die ich zu Bordeaux verlebte, bestätigt fand.

Diese Tage wurden nun in jeder Hinsicht gut benutzt; übrigens ist das Merkwürdige dort bald gesehn, wie fast in jeder Stadt, die Handelsstadt allein ist, sobald man nicht wahrhaft Neigung hat, als Statistiker sich in alle Details der Geschäfte derselben genau einzulassen. Mit gütiger Hülfe des Vaters unseres zeitigen Vice-Consuls,

Herrn Klipsch, besah ich zuerst eine der merkwürdigsten Brücken der Welt, diejenige über die Garonne, deren Bau schon zu Zeiten des Marechal de Richelieu, Gouverneur von der Guienne, projektirt ward und er gebeten wurde, wann es so weit käme, den ersten Stein zu legen. Es würde mir lieber sein, antwortete der Marschall, den letzten Stein legen zu können. So weit aussehend war alles. Auch geschah damals nichts. Die Revolution brach überdieß aus, und unterbrach selbst den Gedankenflug für dergleichen Bauten. Nur Napoleon griff die Idee von neuem auf und der Grundstein ward 1811 gelegt. Indessen ward die ganze Brücke nur eine Zusammensetzung aus Holz und Stein. Erst unter der Restauration im Jahre 1819 wurde die Erlaubniß gegeben, sie auf Actien in Stein zu bauen, und den neunundzwanzigsten September 1821 ist die Passage eröffnet worden.

Die Vergleichung mit andern ähnlichen Ge-

genständen zeigt mehr die Größe einer Sache als Zahlen:

	Länge	Breite
Brücke v. Bordeaux	468 $\frac{68}{100}$ Metres	14 $\frac{93}{100}$ M.
Brücke v. Dresden	441 Metres	10 $\frac{41}{100}$ M.

Siebzehn Bogen tragen noch eine Masse Querbogen, ehe das oberste Pflaster kommt. Innerhalb dieser Bogen kann man sich aufhalten und aufrecht die ganze Brücke entlang gehn. Auch sieht man dort einen Wagen, in welchem noch die Herzogin von Angoulème diesen untern Theil bis zu Ende befahren hat. Von beiden Seiten sind Fenster, von denen man, vor Unwetter geschützt, derselben Aussicht als auf der Brücke selbst genießt.

Es fiel ein starker Regen, als ich wieder oben angekommen war, er hielt uns indessen nicht ab, nach der Kathedrale zu gehn, welche an achthundert Jahre zählt und Bewunderung verdienen würde, wenn man nicht aus Spanien käme, übri-

gens auch in Frankreich ſich nicht mit Notre-Dame oder dem Straßburger Münſter meſſen kann.

Als Gegenſtück zur Kathedrale dient die alte gothiſche Kirche St. Michel nebſt ihren unterirdiſchen Gewölben, wo man eine Sammlung verſteinerter Leichen antrifft, für mich ſtets ein widerwärtiger Anblick. Wie kann, frage ich, der aufrecht ſtehende vertrocknete Körper mit meiſt verzerrten Geſichtszügen auch nur den geringſten wohlthuenden Eindruck machen. Denn aus Erde iſt der Menſch geformt und ſo gehe er wieder zur Erde. Iſt doch die Seele unſterblich, wo indeſſen und wie, das weiß nur der Allmächtige.

Der Regen hatte aufgehört. Ich ging noch in den ſchönen Straßen von Bordeaux und an den Quai's ſpazieren, aß dann an der Table d'Hôte und beſchloß meinen Abend im Theater, wo ich in die Loge des Maire geführt ward, welche, in der Mitte gelegen, den ſchönſten Ueberblick des ganzen Hauſes giebt.

Das Theater von Bordeaux ist noch immer eins der schönsten, vielleicht das allerschönste in Frankreich und verdient um so mehr seinen Ruf, wenn man an die Verhältnisse denkt, unter welchen es gebaut ward, und an die Zeit, wo es überhaupt noch sehr wenige anständige Theater in Frankreich gab.

Bordeaux war bis-zur Revolution der bedeutendste Handelsplatz von Frankreich, denn der ganze Handel von St. Domingo ward von dort aus betrieben. Der Reichthum nahm zu und mit ihm auch der Luxus. Damals war der oben bezeichnete Herzog von Richelieu, dieser Mann des Lebens und des Vergnügens, Gouverneur der Stadt. Kein Wunder, wenn er Alles anwandte, den Einwohnern diejenigen Freuden zu verschaffen, an denen sie Mangel litten. So entstand eins der prächtigsten Theater der Welt. Drei Jahre dauerte sein Bau, drei Millionen kostete er. Im Jahre 1780 fand die Einweihung desselben mit Racine's Athalie statt, die drei

Abende hinter einander gegeben ward. Alles iſt großartig in dieſem ſchönen Hauſe; die vier Façaden mit Pilaſtern verſehn, von gleicher Größe und Ordnung wie die Säulen des Periſtyls; der Vorſaal getragen von Säulen der doriſchen Ordnung, und ſein großer und leicht gehaltener, ebenfalls mit Säulen und Pilaſtern gezierter, innerer Aufgang.

Aber nichts in Frankreich gleicht der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Eintheilung des Zuſchauerraums, die Logen in großer Entfernung durch Säulen getrennt, das Ganze aber groß genug, um nahe an viertauſend Menſchen zu faſſen. Außerdem gehören noch zu dieſem Theater ein ſehr geräumiger Concertſaal, der Foyer und zwei Kaffeehäuſer, alles prächtig und zugleich der Beſtimmung entſprechend. Eine gleiche vortreffliche Einrichtung hat die Bühne, die Maſchinerien, die Ankleidezimmer. Ich ſah an dieſem Abend la famille de l'Apoticaire, ein äuſſerſt unterhaltendes Stück, und vortrefflich ausge-

führt. Ihm folgte ein Concert auf dem Piano, gespielt von unserm geschickten Landsmann Döhler, das sehr beifällig aufgenommen ward. Den Beschluß machte ein Divertissement, bloß von Tänzerinnen dargestellt, das sehr anzog, und worin eine Mademoiselle Bellon ausgezeichnet tanzte. Das Ballet von Bordeaux entspricht noch immer seinem alten Rufe, es ist dort eine vorzügliche Tanzschule und die Einwohner von Bordeaux würden eher, glaube ich, allen andern Vorstellungen als dem Ballet entsagen, das einmal eines ausgebreiteten Rufes genießt.

Sonst ist diese Stadt jetzt sehr gefallen und in so fern mit Cadix zu vergleichen. Domingo ist dahin und der Speditionshandel hat sich nach dem Havre gezogen. Nur die Weine sind es, womit noch große Geschäfte gemacht werden, und die wahrhaft bedeutend sein müssen, wenn man bedenkt, daß ein Zehntheil des ganzen Departements mit Reben bepflanzt ist.

Am andern Morgen besah ich zuerst das Kö-

nigliche Schloß, im Jahre 1778 gebaut, anfänglich zum erzbischöflichen Palaste eingerichtet und jetzt, nach manchen verschiedenen Bestimmungen, die es gehabt, Königliches Schloß genannt, was aber nicht hindert, daß nicht allein die Mairie dort ihre Sitzungen hält, sondern daß auch dessen weite Räume zum Museum dienen. Ganz im großartigen Style der Hôtels im Faubourg St. Germain zu Paris erbaut, mit einem schönen Garten, ist es gewiß das ausgezeichnetste Gebäude in Bordeaux.

Bordeaux hat auch ein großes Findelhaus, das unter den barmherzigen Schwestern der Regel des Franciscus von Paula steht. Ich besah es noch an demselben Morgen, freuete mich der Ordnung und Reinlichkeit, die ich dort antraf, war aber zugleich auch froh, daß Nichts der Art in meinem Vaterlande besteht, sondern jeder Vater und jede Mutter selbst für ihre Kinder sorgen müssen, und die Mutterliebe nicht durch solches Uebergehn in fremde Hände erstickt wird. Mit

der Beſichtigung eines vortrefflich gehaltenen Hoſpitals und der neuangelegten Fayencefabrik des Herrn Johnſton ward der Morgen beſchloſſen.

Den Mittag aß ich bei Herrn Klipſch und hatte hier Gelegenheit, alle möglichen Sorten des köſtlichen und geſunden Weines zu koſten, den die Gegend erzeugt, will mich aber nicht weiter in Details darüber einlaſſen, damit mänchen meiner Leſer nicht zu ſehr der Mund wäſſere, und ich ihnen Tantalus Qualen verſchaffe, die ſie zu ſtillen im Augenblick vielleicht nicht im Stande ſind.

Am ſechsundzwanzigſten Mai, Nachmittags zwei Uhr verließ ich in der Malle Bordeaux. Der Weg bis Paris beträgt einhundertundfunfzig Lieues. Bis zur erſten Station ſieht man noch viel Weinberge, dann kommen nach einer kurzen Strecke unkultivirten Landes wiederum bebaute Felder. So geht es bis Angoulême, wo wir etwas Bouillon nahmen. In dem hübſchen Poitiers ward des andern Morgens gefrühſtückt.

Hier und im nächsten Orte sind Messerfabriken und kaum hielten wir an, als auch eine Menge Frauen sich dem Wagen näherten und, Dank ihrer großen Ueberredungskraft, denn was vermag darin nicht das schöne Geschlecht! mich bewogen, einiges zu kaufen. Diese Frauen müssen nun wirklich die Durchreisenden gewisser Maßen für verpflichtet halten, ihnen etwas abzunehmen, denn ihr Aerger, sobald einer widersteht, soll so weit gehn, daß sie dem Wagen im Abfahren Steine nachwerfen, oder sonst etwas daran verderben.

Die Gegend wird jetzt flach. Alleen sieht man durchweg. So kamen wir nach Tours. Von hier aus bleibt der breite Strom der Loire stets zur Rechten. Landhäuser und Gärten sieht man in Menge, auch einzelne Schlösser, unter andern dasjenige des Prinzen von Chimay, bei dem ich mich doch nicht der schon öfters gemachten Bemerkung enthalten konnte, daß die meisten Schlösser, welche ich in Frankreich gesehn, und

eben so die meisten Landhäuser fast immer in demselben höchst einfachen Style gebaut sind, und durchaus nicht mit derjenigen Abwechselung und dem Geschmack in der Bauart, welche Schlösser in Italien, Deutschland, namentlich im Mecklenburgischen, oder gar in England zeigen. Doch der Franzose hat lange Zeit mehr die Stadt, als das Land bewohnt, und wer dieß thut, denkt gewöhnlich bloß daran, ein festes tüchtiges Gebäude, aber nicht ein zierliches zu haben. Der jetzt neu erwachte Geschmack am Landleben wird auch hierin manches ändern.

In Orleans ward zu Nacht gegessen und des andern Morgens um drei Viertel auf sechs Uhr, also in noch nicht vollen vierzig Stunden, war ich zu Paris angelangt. Nur leicht ward visitirt, für eine volle Bouteille Bordeaux aber sechs Sous bezahlt, und bald war ich im Hôtel Wagram wieder in meinem alten Stübchen angelangt.

Nur zehn Tage blieb ich zu Paris, besuchte

alle Freunde und Bekannte, und verbrachte die Zeit in dem geſelligſten Orte der Welt ſo angenehm wie möglich.

Die Aufnahme Victor Hugo's in der Akademie war das einzige Merkwürdige, was ich noch dort erlebte. Hierzu ein Billet zu erhalten iſt das Schwierigſte, was es giebt, denn alles nimmt daran Theil, und die Frauen noch mehr als die Männer. Selbſt für Geld durch die dritte Hand ſind dieſe Billets oft nicht zu haben. Der ſtets für ſeine Landsleute ſo vorſorgende Alexander von Humboldt hatte aber, ohne mir etwas davon zu ſagen, an mich gedacht und mir ein Billet verſchafft, auf welches ich einen ſehr guten Platz bekam. Um zwölf Uhr Mittags war ich erſchienen, aber erſt um zwei Uhr fing die Sitzung an. Da man nun in Frankreich, rückſichtlich der Etiquette, thut, was man will, ſo war ein Theil der Akademiker in Uniform, der andere nicht. Victor Hugo ſaß unter denſelben rechts vom Sitze, wo ſich Herr von

Salvandy, der Antwortende, zwischen zwei andern Mitgliedern befand. Victor Hugo's Lobrede auf den verstorbnen Lemercier hat in allen Zeitungen gestanden, und enthielt gewiß die merkwürdigsten Euphemismen mit Bezug auf die Schreckenszeit, mir noch von meiner Kindheit her in furchtbarem Andenken, wenn ich an die Gräßlichkeiten denke, die man davon in den öffentlichen Blättern zu lesen bekam. Denn fast alle, Groß und Klein, hatten die ersten Anfänge der Revolution mit Liebe begrüßt, aber bald gingen uns die Augen auf, und jeder Gutgesinnte mußte späterhin erschrecken, daß er einer Sache seinen Beifall geschenkt, die sich so fürchterlich gestaltet hatte. Victor Hugo erwähnte aber auch Deutschland, und nun wagte er eine Behauptung, die kein Deutscher glauben würde, wenn er es nicht selbst gehört, daß nämlich Deutschland nur französisch läse, gleichsam als wenn es alle Bildung von Frankreich bekäme, und dies in einem Augenblicke, wie es seit hundertfunfzig Jahren kei-

nen gegeben, wo, gerade umgekehrt, franzöſiſche Sprache und Literatur mehr als billig ſo ſehr in den Hintergrund geſtellt werden. Vor ſechzig Jahren wäre ſeine Behauptung wahr geweſen, aber jetzt beruht ſie auf dem unbegreiflichſten aller Irrthümer.

Seine Antwort begann nun Herr von Salvandy gleich mit der Erklärung, daß er die Zeit, welche Victor Hugo gelobt und von der er mit Wärme geſprochen habe, als die traurigſte, betrübendſte bezeichnen müſſe, die es je in Frankreich gegeben. Hier wollten mehrere junge Leute Victor Hugo in Schutz nehmen und ziſchen, aber ſie drangen nicht durch. Franzoſen bleiben indeſſen Franzoſen. Salvandy ſprach einmal die Wörter Art scènique ſo aus, daß man es für Arsenic nahm, und ſogleich erſcholl ein allgemeines Gelächter, man bezog den Arſenik auf das Gift, das aus Victor Hugo's Schriften käme und der Aerger war vergeſſen. Salvandy hielt an, ſagte die Phraſe noch einmal und bediente

ſich jetzt, zur vollen Beruhigung aller, des Wortes Art théatral.

Erſt nach vier Uhr war die Sitzung geſchloſſen. Abends fand ich Herrn von Salvandy in Geſellſchaft, wo ihm die größten Lobſprüche über ſeine Rede gemacht wurden, und er verſicherte Herrn Victor Hugo Tages vorher (die Reden werden ſtets abgeleſen), als er dieſelbe geſehn, auf dieſe Stelle aufmerkſam gemacht zu haben und daß er ihm mitgetheilt, wie er ſie beantworten würde, Victor Hugo aber nichts darin habe ſtreichen wollen.

Am Sonntage ging ich in das Oratoire. Für mehrere Monate hatte ich nicht Gelegenheit gehabt einem proteſtantiſchen Gottesdienſte beizuwohnen. Es war der Tag einer Einſegnung, die Kirche war gepfropft voll. Die jungen Mädchen erſchienen mit weißen Schleiern über dem Geſichte, mir ein völlig neuer Anblick. Die Rede des Geiſtlichen war meiſterhaft zu nennen.

Am fünften Juni verließ ich wiederum in der

Malle Paris. In Forbach wechselte die französische mit einer Thurn und Taxischen. Man versicherte mir, dieses wäre der letzte unter den alten abzuschaffenden Wagen. Möge es überhaupt dessen letzte Reise gewesen sein, das will ich wünschen, denn mehr bin ich in meinem Leben nicht auf Reisen zusammengestoßen worden. Von Maynz aus benutzte ich die Eisenbahn, auf der man nicht allzu schnell fährt, und um halb Ein Uhr Mittags, also nach ein bis zweiundvierzig Stunden war ich in Frankfurt im englischen Hofe angekommen. Drei Tage weilte ich dort unter mehreren guten Bekannten und fuhr dann die gerade Straße nach Leipzig. Hier nahm mich wieder die Eisenbahn auf und brachte mich äußerst schnell, im Gegensatze zu derjenigen von Maynz, nach Dessau.

Das Fürstenthum Dessau ist in Rücksicht seiner Gartenanlagen mir immer eins der merkwürdigsten Länder gewesen, und so konnte ich mich nicht enthalten, meinen Rückweg über Wör-

ſitz zu nehmen und dieſen lieben Ort, beſonders die Straße dorthin wieder einmal zu beſuchen. Wer nie in England geweſen, und zu dieſer Reiſe weder Zeit noch Gelegenheit hat, es aber dennoch kennen zu lernen wünſcht, der gehe nach Deſſau und fahre von dort nach Wörlitz. Denn das iſt engliſche Landſchaft im vollen Sinne des Wortes. Geprieſen ſei daher noch im Grabe der herrliche Fürſt, der alles dieß angelegt, denn er war mit der erſte, der einen reinen ſchönen Gartengeſchmack in Deutſchland einführte, und es, wie wenige, verſtand, die Natur zu benutzen und ſein kleines Fürſtenthum in eine engliſche Landſchaft umzuwandeln; die noch jetzt als Muſter für ſpätere Anlagen dienen kann.

Noch an demſelben Nachmittage war ich beim ſchönſten Sonnenſchein in meiner Wohnung zu Berlin wieder angelangt.

Anmerkungen.

1. Die sehr bekannten Mémoires d'une femme de Qualité enthalten unter anderen die Beschreibung eines Empfanges bei Madame Benaparte, im Jahre 1803, wo der erste Konsul dem brittischen Botschafter Vorwürfe über die Rüstungen in den englischen Häfen machte. Ich war bei diesem Empfange gegenwärtig und kann versichern, daß von allen dem, was darin erzählt wird, nur sehr wenig treu wiedergegeben ist.

So behauptet die Verfasserin, sie sei bei der Unterredung gegenwärtig gewesen, Napoleon sei sehr heftig geworden und habe nachher noch mit ihr gesprochen, und ihr Vorwürfe über die Ge-

ſellſchaft gemacht, welche ſie ſähe, unter andern, daß ſie Frau von Stael beſuche.

Die Wahrheit iſt, daß außer den beim neuen Hofe angeſtellten Damen keine einzige Franzöſin, ſondern nur das diplomatiſche Corps und die dazu gehörigen Fremden, Männer und Frauen, anweſend waren, daß Napoleon, den ich ſehr gut zu beobachten Gelegenheit hatte, weil ich ihm gegenüber, dicht hinter Lord Withworth, ſtand, durchaus nicht heftig wurde, ſondern ſehr gemeſſen ſprach und, wie immer, viel Taback nahm, daß aber, als die Stimme ſich zu heben anfing, und er vielleicht merkte, es möge bald mit der Ruhe vorbei ſein, er ſo raſch wie möglich das Zimmer verließ, ſo daß die Kammerdiener kaum die Zeit hatten, die Thüren zu öffnen, daß Napoleon alſo nicht nachher noch mit der femme de qualité kann geſprochen haben, am allerwenigſten aber im Stande geweſen iſt, der Frau von Stael Erwähnung zu thun, welche ſie nicht beſuchen ſolle,

weil Frau von Stael, in Folge des Erſcheinens des Romans Delphine, im Monat December 1802, von Paris verwieſen war. Und das heißt Geſchichte der Gegenwart ſchreiben!

2. Da dieſes Urtheil ohne nähere Erklärung befremden wird, ſo ſehe ich mich verbunden, mich darüber ſo kurz wie möglich auszuſprechen.

Eine ſceniſche Darſtellung hat, wie mir wohl ein Jeder einräumen wird, zum Zweck, eine Handlung darzuſtellen, in welcher der Menſch die Hauptrolle ſpielt, und alles Andere Acceſſorien ſind. Er ſoll Natur ſein, alles Andere ſoll dazu dienen ihn beſonders hervorzuheben. Der Menſch, ſo vollkommen er iſt, ſteht winzig da, wenn man ihn unter natürlichen Bäumen, an Flüſſen und ſelbſt in einer Straße ſieht. Man hat verſucht, Stücke im Freien zu geben, grüne Hecken ſind die Couliſſen geweſen, der ſchöne Himmel, die prächtige Sonne über ihm, alles dieſes hat den Menſchen verdunkelt, und man hat gefunden, daß er

nur dann wahrhaft groß da ſteht, wenn alles um ihn herum Täuſchung iſt, wenn das Licht gekünſtelt, die Leinwand mit Laubwerk bemalt und die Häuſer von Pappe ſtatt von Steinen ſind. Wirkliche Zweige, wirkliches Grün, wirkliches Waſſer, alles verfehlte ſeinen Zweck, und gewöhnlich verbreitete es Finſterniß. Das Licht der Lampe konnte nicht ſo darauf wirken, als auf die Leinwand. Aber man wollte doch der Natur ſo nahe wie möglich kommen, und das war löblich. So hatte ſich die Dekorationsmalerei nach und nach unglaublich gehoben, man freute ſich der ſchön nachgebildeten Bäume und Häuſer, aber man wußte, ſie waren falſch und es ſchadete nichts, daß man dieſes ſah.

Da ging in Frankreich mit einem Male die Dekorationsmalerei einen Schritt weiter, und die nachgeahmte Natur ſollte wirkliche Natur werden, man wollte gewiſſermaßen dem Schöpfer vorgreifen. Zuerſt fing dieſes mit den Setzſtücken an.

Einzelne Setzſtücke ſind von groſſem Nutzen, denn man kann auf dem Rücken Lampen anbringen, und ſo den Hintergrund beſſer erleuchten. Dann ging man zu den geſchloſſenen Dekorationen über. Ganz gut für ein kleines Zimmer, man bringt Lampen oben an, und ſo wird es hell. Bald ſchloß man aber auch die Straßen, ſetzte noch Setzſtücke vielleicht in die Mitte, und nun erſchienen die Theater verkleinert. Alle Aufzüge hatten nicht mehr Platz ſich ordentlich zu wenden. Endlich hat man gar die Bäume ſo groß gemalt, und öfters in die Mitte geſtellt, daß ſie den Raum völlig beengen und die Menſchen ſich darunter verlieren. So ſteht, in der groſſen Oper zu Paris, im Ballet die Sylphide, im zweiten Akte ein wahrhaft ſchöner, aber auch ſo groſſer Baum mitten auf dem Theater, daß die hübſcheſten Scenen der Sylphiden zum Theil auf der Seite aufgeführt werden und ihren ganzen Effekt verlieren. In der That, die Theater gleichen jetzt oft einem

Gemälde des Albano, wir ſehen Wald, Waſſer, alles ſehr ſchön, ja oft meiſterhaft gemalt, aber ſo wie auf jenen, ſo theilt ſich die Aufmerkſamkeit zwiſchen den Menſchen und der Landſchaft. Genug, der ganze Zweck der Dekoration, die Handlung blos zu unterſtützen, aber nicht gleichen Schritt mit ihr zu gehn, iſt verfehlt.

3. In Waſhingtons Irvings Leben von Columbus wird erzählt, daß Columbus in ſeinem Wappen ein Schloß und den Löwen erhielt, welche in dem königlich ſpaniſchen Wappen ſich befinden, und dazu eine Gruppe von Inſeln, nebſt dem eben erwähnten, jedoch etwas veränderten Motto.

Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.

Gedruckt bei L. W. Schade.

CAPECE LATRE

Erzbischof von Tarent.

geb. den 23. September 1744,
gest. den 2. November 1830.

Flüchtige Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Herausgegeben

von

E. O. L. von Arnim.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung

1845.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Reiſe

nach

Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien,

zu Anfange des Jahres 1844.

Von

E. O. L. von Arnim.

Erſter Theil.

Mit Titelbild.

Leipzig.

Verlag der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung.

1845.

Vorrede.

Ich übergebe der Oeffentlichkeit die Früchte meiner letzten Reise in Deutschland und Italien, wobei ich wiederum, wie ich schon früher gethan, versucht habe, durch Erinnerungen an vergangene Zustände, dem Ganzen dasjenige Leben zu geben, was der Beschreibung viel bereister Gegenden gewöhnlich abgeht, und habe mich, so viel wie möglich, gehütet, allbe-

kannter Dinge zu erwähnen. Der Vesuv, Päſtum, Sorrent und andere Merkwürdigkeiten in der Umgegend von Neapel ſind daher unberührt geblieben, und wenn ich bei Sicilien und Malta ausführlicher geweſen, und auch dort manches Bekannte wiederholt habe, ſo erwarte ich Nachſicht, denn ich ſah beide Länder zum erſten Male, und da macht es zu viel Freude, die erſten Eindrücke wieder zu geben, ſo daß man ungezwungen erzählt, während die Schilderung eines Landes beim Wiederſehen oft das Gegentheil erzeugt.

Nur allein Sardinien möchte dem bei weitem größten Theile meiner Leſer etwas ganz Neues ſeyn, da nur wenige Perſonen es in den ſpäteren Zeiten bereiſt haben, und die Nachrichten darüber nur ſpärlich ausfallen. Denn während ein großer Theil der älteren römiſchen Schriftſteller

von Herodot ob, darüber Bericht erſtatten, und ſelbſt noch ſpäterhin italieniſche Autoren der Inſel öfters erwähnen, giebt es vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des neunzehnten, nur höchſtens zwanzig Autoren, deren Schriften, und auch das nur theilweiſe, Sardinien berühren. Anders verhält es ſich jedoch in der allerneueſten Zeit, wo der Beſuch der Inſel zugenommen und die Beſchreibungen derſelben, wiewohl, ſo viel ich weiß, niemals im Deutſchen, ſich vervielfältigt haben. Ich rechne hierzu beſonders Münter, dissertation sur des Idoles, Raoul Rochette, Histoire des Colonies grecques, Michaud, Sardaigne ancienne et moderne, und Valery, Voyage en Corse et en Sardaigne.

Alles dieſes iſt jedoch nur Stückwerk und nur ein einziges großes Werk, wel-

ches unter dem Titel: Voyage en Sardaigne ou Description Statistique, Physique et Politique de cette Ile erſchienen iſt, und das den Grafen de la Marmora, königlich ſardiniſchen General-Major, zum Verfaſſer hat, läßt Nichts auf der Inſel unberührt, und giebt in einem angenehmen Gewande, verſehen mit einem höchſt genauen Atlas, und Abbildungen alles nur möglich Merkwürdigen auf der Inſel, die deutlichſten, klarſten und umfaſſendſten Nachrichten.

Der Graf de la Marmora, hat, wie man mich verſichert, acht und zwanzig verſchiedene Reiſen in wiſſenſchaftlicher Beziehung nach Sardinien gemacht, und wenn man ſo den größten Theil ſeiner Zeit und ſeines Lebens einem Lande faſt einzig widmet, ſo iſt es begreiflich, daß ein Werk, der Feder eines Man-

nes entſproßen, der die Gelegenheit gehabt, frühere von ihm ſelbſt vielleicht gehegte Irrthümer in einer ſpäteren Reiſe zu berichtigen, gewiß des Zutrauens werth iſt, und die Notizen, welche er giebt, wohl ſchwerlich der Widerlegung bedürfen.

Aber den letzteren Beherrſchern von Sardinien gebührt auch das Lob, ſich wahrhaft väterlich der ſo lange ſtiefmütterlich behandelten Inſel anzunehmen, und keine Koſten zu ſcheuen, ja ſelbſt Anleihen zu machen, um Sardinien wiederum in Flor zu bringen. So nur kann ſich ein Land von neuem heben, das den reichſten Boden der Welt beſitzt, und deſſen Bevölkerung ebenfalls mehr als irgend wo zunehmen würde, ſobald zweckmäßige Inſtitutionen die ſtets große Sterblichkeit zu verhindern verſtänden, welche nicht allein durch die climatiſchen Fieber, ſondern auch

durch Nachläſſigkeit bei der erſten Erziehung und auch durch ſpäteres unordentliches Leben veranlaßt wird.

Inhalt.

Erſter Theil.

Erſte Abtheilung.

Seite
Reiſe über Leipzig, München, Mailand und Genua, nach Neapel. 1

Zweite Abtheilung.

Aufenthalt in Neapel. 163

Zweiter Theil.

Erſte Abtheilung.

Reiſe über Palermo, Meſſina, Catania, Syracus nach Malta. Rückkehr nach Meſſina. . . 1

Zweite Abtheilung.

Reiſe längs der calabreſiſchen Küſte über Genua nach Sardinien. Aufenthalt daſelbſt. Rückkehr nach Berlin. 167

Des Wanderers Glück.

Schwelge in der Erinnerung Freude,
Doch der Gegenwart laß ihren Werth,
Und glaubst du, sie thue dir etwas zu Leide,
Sieh! wie Natur dich immer noch ehrt!
Sieh die Gesträuche, die Blumen, die Bäume,
Siehe der Felsen mächtigen Bau.
Denk, es ist Wahrheit, es sind keine Träume,
Feuchtet den Fuß nicht der nächtliche Thau?
Wärmt dich die Sonne nicht mit ihren Strahlen?
Bietet der Wald dir die Kühlung nicht an?
Und so erzeuge nicht selbst dir die Qualen,
Wandernd, schau dankbar zum Himmel
hinan.

Erste Abtheilung.

Reiſe

über

Leipzig, München, Mailand und Genua,

nach

Neapel.

Vergangenheit und Gegenwart.

Wir hatten den ſechſten Januar 1844, es ſchlug ſieben Uhr, der Tag brach an, und ſo eben hatte ich zum letzten Male für längere Zeit mit meinem ſchönen, blau und gelb gefiederten Arra das Frühſtück eingenommen, als der Wagen erſchien, der mich der Eiſenbahn zuführen ſollte.

Wenn ich, bei früheren größeren Reiſen, ſie aus mancherlei Gründen unternahm, ſo war es jetzt nur der eine, theils bekannte Länder wieder zu ſehen, theils noch ungeſehene kennen zu lernen. Wohin? das war bis jetzt noch nicht klar bei mir geworden; nur das ſtand feſt, daß

mein erſter Ausflug Italien, das ſchon fünf Mal von mir bereiſete Italien wieder berühren ſollte.

Italia! Italia! ſüßer, zauberiſcher Name, der jede Hoffnung belebt, der uns ſchon erwärmt, noch ehe wir den Fuß hinein ſetzen; ich ſollte dich alſo nach acht Jahren einmal wieder ſehen, und die letzten Monate des Winters in dir verleben! Doch ich war nicht der Einzige, der dieß fühlte. Die beiden Worte: Sie Glücklicher! hatte ich die Tage vorher ſo oft vernommen, daß ich wirklich zu glauben anfing: ich ſey der glücklichſte Menſch in Berlin, darum, weil ich es verließ.

Doch der Himmel ſchien mir noch jene Freude zu verbittern, denn der Horizont war bezogen, der noch leiſe fallende Regen drohete bald ſtärker zu werden, und mit getheiltem Gefühl, denn wer iſt nicht zugleich bewegt im Augenblicke einer Abreiſe, beſtieg ich den Waggon, der

mit Dampfesſchnelle mich von allen Freunden entfernen ſollte, und deſſen gellende Pfeife mich zu benachrichtigen ſchien, daß ich von nun an für den Genuß höherer Art ſo manchen durch die Gewohnheit uns werth gewordenen Bequemlichkeiten zu entſagen habe.

Solch ein Gefühl ändert nun der Weg von Berlin nach Leipzig, durch Abwechſelung der Gegenſtände, keineswegs, wenn man nicht zu Luckenwalde den Anblick des ſogenannten Caffé des Belle Vue dazu rechnen wollte, von deſſen Höhe vom Tannenberge aus, die empor ſtrebenden Schornſteine der Luckenwalder Tuchmanufacturen uns als Obelisken erſcheinen mögen. Oder ſollten den Fremden ſpäterhin die mächtigen Gebäude des Bahnhofes von Köthen anziehen, welche, Paläſten gleich, den Ort ſelbſt wie eine Decoration verſtecken, ſo hüte er ſich wenigſtens, in den oberen Sälen durch rollende Kugeln die Bekanntſchaft einer Dame zu machen, deren Ungunſt

ihn vielleicht von ſeiner ganzen Reiſe abhält, und ihm auf ſchmerzensvolle Art begreiflich macht: er hätte beſſer daran gethan, ſeine ruhige Heimath nicht zu verlaſſen.

So hatte ich denn ohne auf irgend ein Abentheuer zu ſtoßen, bald Leipzig erreicht, wo mich das Hôtel de Bavière mit gewohnter Höflichkeit und guter Bewirthung aufnahm. Leipzig, dieſe, durch Schlachten, frühe Civiliſation, Gelehrſamkeit, Belletriſtik und europäiſchen Handel ſeit Jahrhunderten, trotz ihres unbedeutenden Umfanges, ausgezeichnete weltberühmte Stadt, iſt noch immer im Steigen begriffen, und wenn ſie jetzt dem vielreiſenden Beobachter nicht mehr ſo bedeutend als ſonſt erſcheint, ſo kann der Grund nur einzig darin geſucht werden, daß ganz Deutſchland ſich verſchönert hat, und Bildung auch in die kleinſten Städte, ja in die Dörfer des nördlichen und auch des ſüdlichen Deutſchlands gedrungen iſt. Der ſtarke Meßcatalog der jährlich

erſcheinenden Bücher allein iſt davon ein Zeuge, und wer kann ſich dann über die Anzahl von 132, zu Leipzig allein, reſidirenden Buchhändlern wundern, während es deren in den ſiebziger Jahren nur zwiſchen ſechszehn und zwanzig gab*).

So erfuhr Leipzig ſchon von langen Jahren her, daß Handel und Gelehrſamkeit im Verein der ſtärkſte Hebel der Cultur ſind. Daher war auch eine Reiſe dorthin, wenn auch nur zwanzig Meilen weit, vor funfzig Jahren ſchon eine Begebenheit, und nie werde ich die Freude vergeſſen, die ich noch als Kind empfand, als ich das geſchäftige, geſchäftsloſe Leipzig zur

*) Der verſtorbene Buchhändler Kummer hat öfter erzählt, daß, als er ſeinem Principal, dem Buchhändler Heinſius ſeine Abſicht mitgetheilt, ſich zu Leipzig etabliren zu wollen, dieſer voller Verwunderung ausgerufen habe: „Aber mein lieber Kummer! Iſt Er bei Troſte, ſich hier etabliren zu wollen! Wir ſind ja ſchon unſer ſechszehn.“

Oſtermeſſe zu beſuchen die Gelegenheit hatte. Das Wort geſchäftig bedarf keiner Erklärung, wohl aber dasjenige der Geſchäftsloſigkeit, denn jetzt reiſen wohl nur Wenige blos zu ihrem Vergnügen zur Meſſe, ſondern was ſich dort einfindet, will kaufen oder verkaufen, oder ſonſt ſeine Geſchäfte betreiben. Damals aber reiſte man zum Vergnügen, theils den Bädern, theils den Meſſen zu. Im Theater zu Leipzig ſpielte die Dresdner Seconda'ſche Geſellſchaft, weit berühmt durch Opitz, Thering, Chriſt und andere Künſtler. Die uns jetzt ſehr mittelmäßig vorkommenden Tables d'Hôte ſchienen üppige Diners zu ſein, die Boutiquen auf dem Roßplatze enthielten des Zaubers ſo mancherlei, von dem man jetzt allenthalben geſättigt wird; das Richter'ſche Caffehaus war ein europäiſches zu nennen, wo man Leute aus allen Ständen, aus jedem Lande fand, die man jetzt aller Orten antrifft, und der engliſchen Partieen um Leipzig

genoß man mit Entzücken, denn ihre Natur entſchädigte uns für den Zwang, den man in den altfranzöſiſchen Gärten den Bäumen und Sträuchern angethan, und in dem man ſich ſelbſt beängſtigt fühlte. Und ſo war Alles auf dieſe Weiſe für den Fremden Entzücken und Rauſch.

Aber für den Halliſchen Muſenſohn, welches ich einige Jahre darauf wurde, war eine Fahrt, oder auch nur eine Fußreiſe nach Leipzig immer, von allen Ausflügen in die Umgegend, der angenehmſte, und das um ſo mehr, wenn er, wie man jetzt öfters lieſt, den ſogenannten höheren Ständen angehörte, und in der Reſidenz erzogen war. Unſere Erziehung war eigentlich bis zu dem Zeitpunkte, in welchem man entweder in die Armee trat, oder ſich dem Studiren widmete, zwar nicht eine verweichlichte zu nennen, denn Baſedow zu Deſſau und Salzmann zu Schnepfenthal hatten ſchon, rückſichtlich der Abhärtung des Körpers und der Uebung der phyſiſchen Kräfte,

einem anderen Weg vorgezeichnet, und was das übrige materielle Leben betrifft, ſo aßen und tranken wir ſchlechter und bekamen trotz dem, daß man vom Hofmeiſter mit Junker und mit Sie beehrt wurde, mehr Schläge als jetzt nur irgend einem Kinde zu Theil werden, aber vor den Leuten genoſſen wir in der Reſidenz einer Erziehung, wie ſie, ſo drückte man ſich aus, für einen jungen Cavalier paßte. In den Vorurtheilen unſeres Standes herangewachſen, die, ſobald man Soldat ward, eher zu- als abnahmen, ward den gelehrten Studien wohl Zeit gewidmet, aber den größern Theil des Tages nahmen die Erforderniſſe des vornehmen und eleganten Auftretens in der Welt weg. Tanz-, Zeichen- und Muſiklehrer, Stall- und Fechtmeiſter, letztere, die, wohl verſtanden, hauptſächlich auf den Stich und nicht auf den Hieb Unterricht gaben, Lehrer der franzöſiſchen und auch der engliſchen und italieniſchen Sprache, beſchäftigten vorzugsweiſe den Jüng-

ling, man ſpielte außerdem Comödie, ja man lernte ſich in Whiſt und l'Hombre auszeichnen, auch mitunter ein kleines Onze et demi mitmachen, und auf den Kinderbällen, die, bei zunehmenden Jahren, ſich ſchon der Art geſtalteten, daß man nicht mehr ganz kindiſch fühlte, ſondern einer gewiſſen Zärtlichkeit Raum zu geben anfing, machte man den jungen heranwachſenden Fräulein ganz artig den Hof, und wußte ſich kleine Andenken zu verſchaffen, die man ſorgfältig aufbewahrte und, in der Abweſenheit des theuren kindlichen Gegenſtandes, mit Entzücken betrachtete. Genug; die Erziehung war ſo, daß man durch alle Lehrer, die man bekam, ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre vollkommen ausgerüſtet daſtand, um in der großen Welt, welche damals bei weitem mehr als jetzt auf das Aeußere hielt, mit gehörigem Anſtande aufzutreten, und ſo gleich von Anfang ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erwecken.

Aber auf dieſe Weiſe hatte man nur eine, und zwar die kleinſte Seite der Welt kennen gelernt. Jetzt hieß es mit einem Male: Du beziehſt die Univerſität! und mit dieſem Worte bezeichnete man nichts Anderes, als: „Du mußt jetzt wahrhaft ernſte Studien treiben, und keinen Raum dem Gedanken geben, als Cavalier glänzen zu wollen, ſondern für eine Zeitlang allen und jeden Vorurtheilen deines Standes entſagen.“

Man hat ſehr Viel gegen das Rüde, das Martialiſche im Anzuge, ja, das oft unſittliche Benehmen der damaligen Muſenſöhne geeifert, und gewiß geſchahen manchmal Dinge, vor denen man jetzt mit Recht einen Widerwillen empfinden würde. Seyen wir aber billig und bedenken wir, wie dieſes Herumtreiben unter Jünglingen aus allen Ständen, dieſes ſich fügen müſſen in ſo manches Fremdartige, uns einen Blick in das Leben verlieh, der für unſere ganze übrige Zeit

von den wohlthätigſten Folgen war. Denn, waren die drei Jahre verfloſſen, und traten wir wieder in die höhere Sphäre ein, ſo konnten wir da praktiſch zum Beſſeren wirken, und was den äußeren Anſtand betrifft, ſo ging wohl ſelten in drei Jahren Dasjenige unter, was ſiebzehn Jahre lang mit Sorgſamkeit gepflegt worden war.

Aber in dieſem wüſten Treiben war eine kurze Unterbrechung im Jahre, ſey es durch Ferien oder Reiſen, gewiß etwas unglaublich Erfreuendes, und wenn eine ſolche Reiſe durch die Lebensgefahr, in der man bei den oft grundloſen Wegen ſchwebte, auch oft etwas Unbequemes hatte, ſo vergaß man, am Ziele angelangt, alles Uebrige, wobei nur leider zu bedauern war, daß ſehr Viele ſich nicht mit rechtlichen Freuden begnügten, ſondern andere aufſuchten, die ihnen in Maſſe geboten wurden. Hierzu gehörte nun, namentlich in Leipzig, das Spiel, das, wiewohl dem Scheine nach verboten, doch ganz öffentlich ge-

trieben ward, und auch eine Menge der vorher mit dem Namen Geſchäftsloſen Bezeichneten hinzog; denn ihr Geſchäft war nur, an den großen Banken im Hôtel de Saxe, de Bavière, im Helme und im Joachimsthale und Gott weiß, wo ſonſt noch, zu gewinnen und zu verlieren. Hier ſah ich alſo zum erſten Male große Haufen Goldes vor mir liegen; ich ſah Glück, Ruhe, Verzweiflung um den grünen Tiſch abwechſelnd der Geſichter der Spieler ſich bemeiſtern, und öfters den Vers zur Wahrheit werden:

Il y trois portes à cet antre;
L'espoir, la honte et la mort;
La première, par laquelle on entre
Et les deux autres, par lesquelles on sort.

War dem Geſchäftsloſen nun ſo ein Tag in Liebe, Spiel und Wein verfloſſen und hatte der wahrhaft Geſchäftige wohl nur Muße gehabt, an den zeitlichen Gewinn zu denken, ſo ſchien es wirk-

lich eine Satyre auf das ganze Treiben und Weben dieſer Zeit zu ſein, oder eine von oben donnernde Stimme der Belehrung, daß Alles fällt und Nichts beſteht, wenn in der endlich ſtille gewordenen Stadt, zu einer Drehorgel, eine Stimme Klopſtocks herrliche zum Gewiſſen ſprechende Ode ertönen ließ, die mit den Worten beginnt:

Wie ſie ſo ſanft ruhn Alle die Seligen.

Doch der Leichtſinn kennt nur Aufregung, aber nicht Eindrücke, und den nächſten Morgen, vielleicht ſchon früher, war Klopſtock und ſeine Ode vergeſſen.

Was den Fonds der Geſellſchaft in Leipzig betrifft, ſo beſtand er damals, wie jetzt, hauptſächlich zuerſt aus Kaufleuten und Profeſſoren. Außerdem bildeten ihn aber noch die mancherlei Fremden, welche die Revolutionen in ſo vielen Ländern nach dem in Frieden lebenden Norden Deutſchlands verſprengt hatten. Ob viel Geſellig-

keit in Leipzig im Ganzen herrſchte, iſt mir unbekannt; für die Fremden war eigentlich nur ein einziges Haus wahrhaft, was man im größeren Style nennt, geöffnet, und ward von ihnen auch reichlich benutzt. Dieſes war das Haus des Kammerrath Crayen, das ſeinen hauptſächlichſten Anziehungspunkt der ſchönen geiſtreichen Frau deſſelben zu verdanken hatte, welche erſt vor zwölf Jahren, in hohem Alter, aber bis zuletzt voller Geiſt und Leben und mit dem Talente der brillanteſten Repartien begabt, zu Berlin das Zeitliche geſegnet hat.

Der König Friedrich Wilhelm der Zweite war ſchon als Prinz von Preußen einer ihrer erſten Verehrer; der verſtorbene Großherzog von Weimar, der Prince de Ligne, welcher ſie in ſeinen Schriften verewigt hat, der Graf Ignaz Potocki, Alexander Lameth, der Graf Roſtopchine, und ſo viele, viele Andere der vornehmſten und berühmteſten

Männer brachten derſelben ihre Huldigungen dar, und blieben mit ihr in lange dauerndem Briefwechſel, eine Correſpondenz, die leider beinahe ganz vernichtet iſt, und von der ſich nur einzelne Ueberreſte in Dorow's Denkſchriften und Briefen befinden *).

Frau von Crayen war gewiß eine Frau des Salons, wie es wohl wenige gegeben, ſo daß, nachdem alle Reize der Jugend und Schönheit ſie längſt geflohen hatten, und unverſchuldetes Unglück allerlei Art ihr nicht mehr erlaubte wie früher, der Liebe zur Gaſtfreiheit Raum zu geben, ſie dennoch immer die jüngſten Leute um ſich zu verſammeln wußte, und durch ihre angenehme Unterhaltung, durch ihre manchmal wohl ſcharfen, aber ſelten verletzenden Scherze ſich ein

*) Man leſe ſonſt noch, was Varnhagen von Enſe in ſeinem klaren, gewählten aber dennoch natürlichen Style, über dieſe geiſtreiche Frau in dem zweiten Hefte der Facſimiles von Handſchriften berichtet.

junges Deutschland schuf, das sie hoch verehrte.

So war Leipzig vor vierzig bis funfzig Jahren, und so war eine seiner berühmtesten Bewohnerinnen damaliger Zeit. Jetzt kann ich nur, da mir die Gesellschaft dort völlig unbekannt ist, das öffentliche Leben beschreiben, welches ich am Abend meiner Ankunft fand, und das uns verstattet, einen Blick in die jetzigen commerciellen Verhältnisse zu werfen, und wie die Geschäfte dieses Ortes an Ausdehnung gewonnen haben müssen.

Es war die Zeit der Neujahrsmesse, die sonst nur ein Jahrmarkt war. Aber zu meinem Erstaunen hatte dieser Jahrmarkt sich, gleich Ostern und Michaelis, zur Messe umgewandelt, und hiervon gab hauptsächlich die mit Berlin und dann mit Dresden und Magdeburg bestehende Verbindung durch Eisenbahnen die Veranlassung, denn aus diesen Oertern erschienen bei leichter

Communication, ſelbſt im Winter eine Menge Verkäufer, die wiederum die Käufer aus dem Süden anlockten, welche letztere, nach ihrer eignen Ausſage, um dieſe Jahreszeit ihre Einkäufe wohlfeiler als im Frühjahre und Herbſt beſchaffen konnten.

Genug, daß die Gaſthäuſer gedrängt voll waren, und der dem Munde der meiſt ſehr ehrwürdigbärtigen Jugend*) entſtrömende Rauch der jetzt ſo allgemein beliebten Cigarren Abends an der Tafel, die Speiſen beinahe einräucherte, und man kaum wußte, was man genoß. In der That, wozu da noch ein franzöſiſcher Koch, wenn Alles ſo einfach ſeinen verdirten Geſchmack erhält!

*) Und warum denn die großen Bärte, warum nicht wie ſonſt der damals bei den Frauen ſo beliebte Henri IV., deſſen Lob eine nicht mehr in den Jahren ſtehende Dame ſang, indem ſie einem jungen Manne ſchrieb: Allgewaltiger Herrmann! Mit deinem unwiderſtehlichen Henri IV.

Mein Weg ſollte auf Bayreuth und München gehen, und ſo nahm mich denn die nach Altenburg führende Eiſenbahn unter dem heftigſten Regen auf, der auch bis zu dieſer Stadt mein treueſter Begleiter blieb, wo ich um 6 Uhr Abends eintraf. Von dieſem Augenblicke an hörten aber für manchen Monat die bequemen Annehmlichkeiten des Reiſens auf; denn es giebt bis jetzt in Deutſchland, und vollends nun im Vergleiche zu Italien nur eine Stadt, und das iſt Berlin, von wo ich, mit Ausnahme der Straße nach Hamburg, die noch unvollendet iſt, nach allen Hauptrichtungen auf Eiſenbahnen zehn und zwanzig bis dreißig deutſche Meilen machen kann.

Noch in der nächſten Nacht traf ich zu Bayreuth ein; alle Straßen waren beinahe unter Waſſer, das Wetter ſcheuslich, als plötzlich der Wind eine andere Richtung nahm, der eben noch als halber Regen gefallene Schnee zu gefrie-

ren anfing, und es der größten Einhüllungen bedurfte, um von dieſem plötzlichen Uebergange nicht ernſthaft zu erkranken. In Zeit von einer Stunde waren daher die Wagenfenſter gefroren und ſo langte ich gegen zwei Uhr Nachmittags auf der großen Donaubrücke an, welche Stadt am Hof vom alten geſchichtlich ehrwürdigen Regensburg trennt, wo ich in meiner Jugend, zur Zeit des Reichstages, ſo ruhig fröhliche Tage verlebte, welche die Annehmlichkeiten des Familienkreiſes mit den allgemeinen geſellſchaftlichen Freuden in ſich vereinigten.

Gleich am Ende der Brücke, ſobald man durch das Thor in die Stadt hineinfährt, erblickt man an einem Hauſe ein, faſt die ganze Fläche der Mauer bedeckendes Gemälde, das den Kampf des Goliath mit David vorſtellt. Schon hatte ich gefürchtet, daß Neuerungsſucht, moderner Anſtrich das Bild, nicht allein als das herrlichſte Symbol der Kraft des Glaubens bemerk-

bar, ſondern auch nichts weniger als ſchlecht gemalt, verwiſcht haben würde, als ich es nicht allein ganz ſo wie früher, ſondern, wie es ſchien, in erneuertem Glanze wieder erblickte. Und wie hätte ich ſeine Zerſtörung nicht zu beſorgen Urſache gehabt! Hat nicht die Barbarei in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und ſelbſt noch am Anfange des neunzehnten, manches Monument des Alterthums zerſtört! Glücklich dasjenige, was die Zeiten überlebt hat, denn jetzt wird es wieder geſchätzt, und kommt von Neuem zur Würdigung. Und ſo mein gläubiger David und mein Bramarbas Goliath. David hält die Schleuder geſchwungen, Goliath erwartet ihn prahlend, aber, kam es mir doch vor, als wenn in dem Augenblicke, da ich den Kopf zum Fenſter hinausbog, beide in ihrem Kampfe anhielten, und mich zu fragen ſchienen: „Aber was willſt du denn in dieſer verwaiſeten Stadt anfangen? Willſt du die Todten heraufbeſchwö-

ren, oder willſt du die Kinder und Kindeskinder derſelben beſuchen? aber von dieſen findeſt du nur noch einige, denn die ganze damalige Generation iſt ja ausgewandert.“

In der That muß Jedem, der Regensburg früher gekannt, dieſer Ort gleich Mantua, oder beſſer noch, gleich Ferrara vorkommen, von denen man hört, lieſt und ſpricht, und wenn man hineintritt, das Bild nur noch in ſeinen Umriſſen findet, denn Gebäude, und ſelbſt die ſchönſten, ſind und bleiben für mich Umriſſe, ſobald das belebende Princip ihnen abgeht.

Und dieſes belebende Princip waren in Regensburg die Mitglieder des Reichstages mit ihren Familien und ihrer höheren oder niederen Dienerſchaft.

Gewiß war der Aufenthalt zu Regensburg am Anfange dieſes Jahrhunderts, kurz vor dem Erlöſchen des Reichstages, einer der anziehendſten für den Beobachter, der ihm nur immer wer-

den konnte, denn nirgends vermiſchten ſich die älteſten Gebräuche, die älteſten Sitten mit den neueren wie dort. Nirgends ſah man eine ſolche heterogene Maſſe von Menſchen zuſammen, von denen Jeder ſeine Zeit und deren Meinungen repräſentirte. Trotz meiner Jugend und trotz meines Hanges zum Vergnügen, der mir damals keine Zeit zum ernſteren Forſchen ließ, waren doch alle Erſcheinungen zu auffallend, um nicht unwillkürlich, wenn auch für kurze Zeit meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und Eindrücke zu hinterlaſſen, welche nicht erloſchen ſind.

Der Reichstag und die ganze Reichsverfaſſung hatten ſich längſt überlebt. Was beim weſtphäliſchen Frieden weiſe und klug ausgedacht war, paßte nicht mehr für die neuere Zeit. Syſteme können wohl ausgeſonnen, ſie können den Bedürfniſſen des Jahrhunderts angemeſſen ſeyn, aber dieſe Bedürfniſſe ändern ſich. Die einzelnen Mitglieder des deutſchen Reiches

waren, zuerſt dem Kaiſer über den Kopf gewachſen und zuletzt wieder der deutſche Kaiſer dem ganzen Reiche, denn, den Kaiſer von Oeſterreich vorausſehend, that er, was er wollte; fing Kriege an und ſchloß Frieden, ganz nach Willkür, und das Reich ward kaum davon benachrichtigt. Genug, die Einigkeit unter den Fürſten zur Erhaltung des deutſchen Reiches war längſt dahin.

In dieſem Zuſtande war das deutſche Reich im Jahre 1801, als ich nach Regensburg kam. Im Jahre 1802 dachte man noch einmal an Erhaltung, das Gasflämmchen brannte auch noch einmal auf, dann veränderte man die Strahlen des Lichtes, und glaubte es ſo zu conſerviren, aber bald erloſch es gänzlich.

Unter dieſen Umſtänden kann man ſich nun wohl denken, daß das ganze Leben und Treiben in Formen verſank. An allgemeines deutſches Intereſſe ward nicht mehr gedacht, und von den

beiden Garants der deutschen Verfassung, Frankreich, das selbst einen großen Theil von Deutschland für sich genommen, und Schweden, dessen Stimme gar nicht beachtet ward, sprach der Eine: „Ich könnte wohl, aber ich will nicht," und der Andere: „Ich wollte wohl, aber ich kann nicht."

Einzig die Minister der geistlichen Fürsten sahen voraus, was ihrer wartete, und suchten den Sturm zu beschwören. Aber es war zu spät. Im folgenden Jahre fielen auch sämmtliche geistliche Herren.

Was nun die Persönlichkeit der Gesandten betrifft, so war ein Theil derselben beim Reichskammergericht angestellt gewesen, kannte die Reichsverfassung von deren Beginn an, auswendig, und hatte auch Schriftsteller darüber geliefert, und ein anderer Theil hatte einen Platz bei irgend einem Gerichte seines oft sehr kleinen Landes bekleidet. Viele dieser Herren hatten nun nebst ihren Fa-

milien eine durchaus klein höfiſch bürgerliche Tournure, und bei dem wenigen Vermögen und den kleinen Gehalten konnten ſie auch nur ein eingeſchränktes Leben führen. Die übrigen Repräſentanten der weltlichen Mächte hatten dagegen meiſt früher längere Zeit als Geſandte an den europäiſchen Höfen gelebt, und beſaßen daher die äußere Bildung der großen Welt, aber in die neueren Ideen der Zeit fingen nur erſt wenige an, einzugehen. Und wer trennt ſich wohl gern in einem gewiſſen Alter von den Grundſätzen, die er als Kind, als Jüngling eingeſogen, und mit denen er alt geworden! Der einzige franzöſiſche Geſandte, Bürger Bacher, war natürlich ein Repräſentant des Neuen Jahrhunderts, indeſſen war er ſelbſt ein ſchlichter ſtiller Mann, dem es mehr darum zu thun ſchien, mit ſeinen Collegen gut zu leben, als ſich in lange unnütze Discuſſionen einzulaſſen, und England ward durch einen jungen ſchönen Chargé d'Affaires vertreten,

der, wie es mir vorkam, in Verbindung mit einem Freunde und Landsmanne mehr heiteren Angelegenheiten, als denen des Reichstages seine Aufmerksamkeit schenkte, und außerdem ein berühmter Borer war, wovon er mit großem Ernste und mit vieler Emphase uns öfters unterhielt. Eine jüngere diplomatische Welt war wenig vorhanden, denn erst jetzt fing man allmählig an, von der früheren Sitte abzuweichen, der zufolge kein Legationssecretair, selbst, wenn er adelig war, in der Gesellschaft erscheinen konnte; Aspiranten waren daher blos die Attachés, aus denen nachher gewöhnlich die Gesandten entnommen wurden, und solche junge meist reiche Leute, bestimmten sich eher für Paris oder London, als im engen Regensburg einen Theil ihrer Jugend zu verleben.

Ueber dieses ganze diplomatische Corps dominirte nun gewissermaßen der Principal-Commissarius Fürst von Thurn und Taxis, dem, außer dem großen Gebäude, das er als

General-Poſtmeiſter des Reiches hatte, das aufgehobene Kloſter St. Emmeran zum Wohnſitze angewieſen war.

Die Geſellſchaft beſtand ſonſt noch aus einer Menge theils ſehr würdiger, theils ſehr frivoler Geiſtlichen, von den höheren Clericalwürden an, bis zu den geringeren herab. Einer der geſcheiteſten, der liſtigſten, aber auch der frivolſten unter ihnen, war der Pater Maurus vom dortigen Schottenkloſter, das noch beſteht, und auf den Napoleon beſonders wüthend war, weil er ſich unglaublich in die Politik miſchte.

Den Reſt der Geſellſchaft bildeten endlich, einmal, die Verwandten der Geſandten, welche, durch dieſe veranlaßt, dort hingekommen waren, dann einige Emigranten, denn deren größter Theil war ſchon nach Frankreich zurückgekehrt, und zuletzt einige ältere Herren, welche von der Welt zurückgezogen, dort ihre Tage zu beſchließen gedachten.

So ungefähr war das männliche Perſonal der Geſellſchaft beſchaffen; das alte ſtand oben an, das neuere machte nur zuweilen Breche, erhielt ſich indeſſen gegen allen Widerſtand, denn es hilft einmal kein Sträuben, die Jugend trägt immer das Alter zu Grabe.

Etwas Anderes iſt es ſtets mit den Frauen, denn, wenn auch die Männer alt werden, ſo wollen die Frauen immer jung bleiben, und nicht blos im Aeußeren, ſondern auch in dem Ideengange, und ſo hat ihre Unterhaltung ſtets etwas Friſches, was den älteren Männern fehlt.

Und ſo erheiterten bei der Pedanterie ſo mancher Männer die Frauen in Regensburg mehr als irgendwo die ganze Geſellſchaft.

An der Spitze derſelben ſtand nun zuerſt die Gemahlin des Principal-Commiſſarius Fürſtin von Thurn und Taxis, geborne Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz,

die durch Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit ſich viele Herzen zu gewinnen wußte und eine groſse Freundin der Geſelligkeit war. Obgleich dem Fürſten von Thurn und Taris damals, durch den Verluſt des linken Rheinufers, vielleicht ein Drittheil ſeiner Einkünfte genommen war, was ſpäterhin ihm auf andere Art reichlich wiedergegeben worden, ſo waren die Einnahmen dennoch ſo bedeutend, daß der Hof von St. Emmeran nicht allein an Glanz es mit vielen deutſchen Höfen aufnehmen konnte, ſondern auch noch ſehr viele darin übertraf. Jeden Sonntag war ein groſses Diner und Abends Empfang und Spiel, das auſser dem Whiſt und l'Hombre, am Anfange des Winters, auch mit einer kleinen Nichtsſagenden Macedoine begann, und im Frühjahr manchen Beutel zerriſſen hatte, denn auch hier, wie damals an ſo vielen Höfen, fanden ſich Leute, qui savaient corriger la fortune. Man kannte ſie, man wußte, daß ſie

betrogen, und dennoch spielte man weiter mit ihnen. Glücklicherweise hatte man mir, da man meinen Hang zum Spiele kannte, kurz vor meiner Abreise das Ehrenwort abgenommen, binnen zwei Jahren keine Karte anzurühren, und so entging ich der Versuchung und dem Verluste. An jedem Donnerstage war Concert, wo, nach damaliger Hofsitte, eben so wie bei den größeren Diners, keinem anständig Gekleideten der Eintritt als Zuhörer verweigert wurde, er aber immer sich in einer gewissen Entfernung von den wirklich Eingeladenen zu halten hatte. Daß die Fürstin als Freundin des Tanzes auch genug Bälle gab, versteht sich von selbst, und da der Winter dieses Mal lange anhielt, so blieben auch Schlittenfahrten nach den benachbarten Schlössern nicht aus, wo denn Jeder seine Dienerschaft so gut wie möglich ausstaffirte*).

*) So kam unter anderen der Läufer aus einem gesandtschaftlichen Hause zu mir und bot sich an, mei-

Wenn die liebenswürdige, hochgebildete Fürſtin dergeſtalt den Ton angab, ſo iſt es begreiflich, daß Alle mehr oder minder, je nachdem es die pecuniären Verhältniſſe geſtatteten, ihr nacheiferten, und ſo der Winter, unter Vergnügungen allerlei Art höchſt angenehm verbracht wurde. Zwar gab es immer einige Rangſtreitigkeiten, denn die Geſandten wollten die Fürſtin nicht als Prinzeſſin von Mecklenburg, ſondern nur als Gemahlin des Principal-Commiſſarius anerkennen und ihr unter anderen nicht das Recht zugeſtehen, zum Tanze aufzufordern. Wir Fremden indeſſen, namentlich ich als Preuße, achteten in ihr nicht allein die Prinzeſſin aus einem altfürſtlichen Hauſe, ſondern noch die Schweſter unſerer

---

nem Schlitten voraus zu laufen, was ich auch ohne Bedenken annahm. Er nannte es, wenn ich nicht irre, craſſaten laufen. Daß er dieß indeſſen blos in der Stadt that, wo man langſam fuhr, bedarf wohl keiner Verſicherung. Vor dem Thore angekommen, hing er ſich am Schlitten an.

angebeteten Monarchin, und ſo hatten wir manchmal ein böſes Geſicht irgend eines Fräuleins zu ertragen, wenn wir uns genöthigt ſahen, aus dieſem Grunde ein feſtgeſtelltes Engagement wieder aufzukündigen. Dergleichen Dinge indeſſen waren nur vorübergehende Wolken an dem ſonſt immer hellen Horizonte des geſellſchaftlichen Lebens in Regensburg, und ließen weiter keinen Eindruck zurück.

Eine andere höchſt intereſſante Erſcheinung in der Geſellſchaft, jedoch bei vorgerückten Jahren, war Frau von Diede, geb. Gräfin Kallenberg und Gemahlin des däniſchen Geſandten. Da der Typus der Frauen dieſer Art gänzlich verſchwunden iſt, ſo verdient ſie eine ganz beſondere Beachtung, denn alle Epitheta von vornehm, geiſtreich, liebenswürdig, unterrichtet, preciös und auch gemüthlich, würden ſämmtlich auf Frau von Diede anzuwenden ſein, ſo ſehr ſie auch mitunter einander zu

widerſprechen ſcheinen. Aus Allem erhellt nämlich, daß Frau von Diede eine höchſt ſorgfältige Erziehung erhalten hatte, daß ihr aber ſtets die Würde ihres Standes vorgehalten war, daß ſie in jungen Jahren ſchön, und in den vorgerückten ſich noch immer habe ſo erhalten wollen, und daß jedes Gemeine und Unedle ihr fremd geweſen ſei. Dadurch verfiel nun aber Frau von Diede öfters in den entgegengeſetzten Fehler des Preciöſen, womit ſie zugleich das, gegen das letzte Viertel des verfloſſenen Jahrhunderts durch die neuere Literatur ſich bildende Sentimentale vereinigte.

Schon ihr Auftreten in der Geſellſchaft in einem fremden Hauſe hatte etwas Impoſantes. Man denke ſich eine Frau von mittlerer Größe, mit edlen Zügen, ſauber und rein in reichen Stoffen, nicht altfränkiſch gekleidet, aber auch nicht zu jugendlich, dieſe Frau denke man ſich, wie ſie, in den Salon tretend, zuvörderſt der gan-

zen Verſammlung, nach alter Art, die Verbeugung machte, und dann erſt eine zweite der Frau vom Hauſe, indem ſie dieſelbe zur Unterhaltung aufzufordern ſchien.

Alles dieſes aber war Nichts im Vergleiche mit der Art und Weiſe, wie ſie in ihrem Hauſe empfing, was gewöhnlich durch Einladung geſchah, da ihr Salon nicht täglich geöffnet war. Aber dann gab es auch drei Arten des Empfanges.

War Frau von Diede vollkommen geſund, was nicht immer der Fall war, ſo empfing ſie, wie andere Wirthinnen, ſtehend, oder auf dem Sofa ſitzend. War ſie aber unwohl, jedoch ſo, daß es nicht von Bedeutung war, ſo geſchah der Empfang auf der Chaise longue. Fand man aber die Thüren, welche vom Salon aus nach den anderen Zimmern führten, geſchloſſen, ſo konnte man davon überzeugt ſein, Frau von Diede wäre kränker, und werde die Geſellſchaft im Bette

liegend, empfangen. Dieſe Art des Empfanges hatte nun zu jener Zeit, beſonders am Morgen, durchaus nichts Auffallendes, und man machte ſich ſehr über die Engländerinnen luſtig, welche es als etwas Unſchickliches bezeichneten. Am Abend indeſſen fiel es auch auf*). Genug! daß ſich, nachdem ihre Tochter, Fräulein von Diede, nachherige Frau v. Löw, einige Worte der Entſchuldigung der Geſellſchaft geſagt hatte, beide Flügelthüren öffneten, und man, bei ſtarker Erleuchtung, rechts vom Eingange, Frau von

*) Es gab zu dieſer Zeit gewiß manche eigne Sitten, die man jetzt höchſt anſtößig finden würde. So ſah ich noch in demſelben Jahre in einer deutſchen Reichsſtadt eine ſehr ſchöne und elegante Dame, welche in Gegenwart der Fremden ihrer zärtlichſten Mutterpflichten an Zwillingen ſich entledigte, und beide zu gleicher Zeit ernährte. Die Unterhaltung ging dabei ſtets ihren Gang, und ward nur durch das unwillkürliche Schreien des einen oder des andern jungen Weſens aufgehalten, das durch eine zufällige Bewegung der Frau Mutter in ſeinen ſchlürfenden Beſchäftigungen geſtört ward.

Diede im schönsten Negligé, in einem breiten, mit großen Vorhängen versehenen Bette, erblickte, welche ihre Gäste höchst freundlich begrüßte, und, so Viele ihrer Platz nehmen konnten, sie bat, sich auf beiden Seiten des Bettes nieder zu lassen. Jetzt holten die Damen, und auch selbst ein Theil der Herren ihre Handarbeit hervor. Da sah man den Grafen Sternberg, den berühmten, zu Prag verstorbenen Botaniker, den Baron Steigentesch, als Diplomat, vorzüglich aber als einer der besten neueren Lustspieldichter bekannt, den Baron von Gleichen als Literat ausgezeichnet, mehr aber noch durch seinen unglaublichen Hang zu guter Küche berühmt. Da sah man ferner den damaligen baier'schen Gesandten und nachherigen Staatsminister, Grafen von Rechberg, ein Muster von diplomatischer Würde, Geradheit und wahrhaft edler Gesinnung, den früheren französischen Botschafter zu St. Petersburg, Marquis de Verac, der

gern von verfloſſenem Glanze ſprach und oft der Sayi, Mayi, et d'autres grandes familles du Poitou Erwähnung that, und ſo viele viele Andere, theils zu zahlreich, ſie alle herzunennen, theils von geringerer Bedeutung.

Dieſe Geſellſchaft ward nun durch Frau von Diede belebt. Sie vergaß alsdann ihre Krankheit, oder ſchien ſie zu vergeſſen und zeigte ſich wahrhaft liebenswürdig und unterhaltend, denn da ſie viel geſehen, und viel gereiſt war, was zu dieſer Zeit nur wenige thaten, ſo überraſchte ſie oft durch die Neuheit des Stoffes und durch die geiſtreichen Bemerkungen, die ſie damit verband. Frau von Diede ſtarb wenige Jahre nachher auf einer Reiſe nach Italien, in der Villa eines alten Freundes, in den Armen ihrer früher erwähnten, einer ſolchen vortrefflichen Mutter würdigen Tochter, der Frau von Löw. Ihr Andenken wird und muß Allen, die ſie gekannt, ſtets unvergeßlich ſein.

Dieſes waren durch ihre Perſönlichkeit, verbunden mit einer großen Empfänglichkeit für geſellſchaftliches Beiſammenſein, und den Mitteln, in ihren eigenen Häuſern ſie zu befriedigen, die beiden bedeutendſten Frauen in Regensburg. Die Gräfin Hohenthal, Gemahlin des früheren ſächſiſchen Geſandten war ſchon ſeit längerer Zeit nach Dresden zurückgekehrt, aber Alles ſprach noch von der großen Bewegung, welche ſie in die Geſellſchaft gebracht, trotz dem, daß ihre Füße ihr allen Dienſt verſagten, und ſie ſtets getragen ward. Da ich dieſe Dame ſelbſt zu Dresden gekannt, ihren regen Geiſt bewundert hatte und wußte, daß ſie in Geſellſchaft mit dem Grafen Otto von Stackelberg, welcher ebenfalls des Gebrauches ſeiner Füße beraubt war, einſt Komödie geſpielt, ſo war mir ein ſolcher Einfluß auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe einer nicht großen Stadt leicht begreiflich.

Das Haus des preußiſchen Geſandten,

Grafen v. Görtz war, wegen Abweſenheit deſſelben, damals für größere Geſellſchaften geſchloſſen. Die Gräfin empfing indeſſen täglich. Ich und mein Bruder, durch verwandtſchaftliche Verhältniſſe dort eingeführt, waren dagegen als Kinder vom Hauſe aufgenommen, und ſo kommt es mir nicht zu, da beſonders lobend aufzutreten, wo man als Kind ſchon verehrt. Wer dieſe vortreffliche Familie überdieß gekannt, wird meine Zurückhaltung begreifen, denn ſelten wird man da verſtanden, wo das Herz übergeht. Nur ſo viel ſei mir daher vergönnt, zu erwähnen, daß der Einfluß dieſer, durch ihre Stellung und Perſönlichkeit hoch geachteten Familie, nicht allein auf die übrige Geſellſchaft einer der ſegensreichſten war, ſondern ſich auch auf die Bürger der Stadt ausdehnte. Auch haben letztere nicht ermangelt, dem zu Regensburg, nach Auflöſung des Reichstages, bis zu ſeinem Tode verbliebenen Grafen v. Görtz dadurch ihre Verehrung zu

beweiſen, daß ihm auf einem der öffentlichen Spaziergänge ein Monument geſetzt worden, das ſeinen Namen und ſeine Verdienſte um die Stadt, den ſpäteren Generationen unvergeßlich macht.

An jungen ſchönen Fräulein, die meine Aufmerkſamkeit damals natürlich mehr als Kirchen und Kunſtwerke in Anſpruch nahmen, fehlte es auch nicht. Zwei derſelben zogen beſonders die Augen der Reiſenden auf ſich. Die eine war Fräulein von Reinach, Stiftsdame zu Niedermünſter, einem der beiden zu Regensburg befindlichen Fräuleinſtifter, von denen das andere Obermünſter hieß, deren Aebtiſſinnen den Titel Fürſtin hatten. Ich nenne mich ſelbſt einen Flüchtig-Reiſenden, indeſſen fürchte ich doch nicht einen ſolchen flüchtigen Fehler jemals zu begehen, als in einer, damals vielgeleſenen Reiſebeſchreibung zu finden war, deren Verfaſſer das Stift Niedermünſter mit einem Kloſter verwechſelt, und in deſſen Kirche, in den kummervollen Zü-

gen der einen ſchönen Nonne ihr Unglück geleſen zu haben glaubte, für ewig eingekerkert zu ſeyn. Da dieſe ſchöne Nonne nun Niemand anders als Fräulein von Reinach ſeyn konnte, ſo hatte ſie von unſeren Scherzen Manches zu erleiden, was indeſſen, ſobald es Anerkennung der Schönheit betrifft, wohl von jedem jungen Mädchen gern geduldet wird. Sie verheirathete ſich ſpäter mit dem franzöſiſchen Geſandten zu Darmſtadt, Herrn Salignac de Fenelon, und iſt vor einigen Jahren geſtorben.

Die andere war Fräulein von Werneck, Tochter des öſterreichiſchen Generals gleiches Namens, jetzt verwittwete Freiin von Uechtritz. Beide Damen waren eben ſo anmuthig wie ſchön, ſie waren dabei Freundinnen, und ſo befand ſich ſtets in ihrer Nähe ein Kreis junger Männer, von welchen die einen dem Fräulein von Werneck, und die anderen dem Fräulein von Reinach ihre Huldigungen darbrachten.

Fräulein v. Reinach hatte aber noch eine Freundin, die von Zeit zu Zeit sich in Regensburg aufhielt, und dieses war Frau v. Specht, geborne Gräfin Bochholz. Frau von Specht war gewiß eine der brillantesten Frauen ihrer Zeit. Mit Herrn von Specht, der meist zu Paris lebte, nicht immer einverstanden, hatte sie sich eigentlich Wien zum beständigen Aufenthalte gewählt, von wo sie, von Zeit zu Zeit, theils nach Bädern, theils nach anderen Hauptstädten ihre Ausflüchte machte, auf einer deren ich sie das Jahr vorher zu Pyrmont angetroffen hatte, wo sie die Rouge et Noir Bank um 600 Friedrichsd'or betrübte, und klug genug war, des andern Morgens Pyrmont zu verlassen.

Frau von Specht war eine schöne geistreiche Frau, aber von einer solchen Natur, daß sie durchaus keiner Verstellung fähig war. Wem sie gewogen war, wen sie liebte, dem war sie ganz Freundin. So hatte sie sich in Regensburg an

Fräulein von Reinach angeſchloſſen, und dieſe hatte Gelegenheit, einmal davon Nutzen zu ziehen, was zu einer höchſt komiſchen Entwickelung den Anlaß gab. Fräulein von Reinach war nämlich mit der Fürſtin Aebtiſſin in einen Conflict, wegen des Zutrittes zu irgend einem Zimmer im Stifte gerathen, wozu ihr die Fürſtin das Recht abſprach, und ihr den Schlüſſel dazu nicht übergeben wollte. Sie klagt ihre Leiden der Frau von Specht, und dieſe verſpricht ihr Abhülfe. Nun traf es ſich, daß der Geſandte einer großen Macht, die im Verhältniſſe eben ſo alt iſt, als er es damals ſchon an Jahren war, ſeine tägliche Partie mit der Fürſtin machte, und alſo am erſten dazu geeignet ſchien, den verhängnißvollen Schlüſſel dem Fräulein von Reinach zu verſchaffen. Frau von Specht ſpricht ihn daher um ſeine Verwendung an, und ſchließt ihre Rede damit, daß ſie ihm, im Falle des Gelingens ihres Auftrages einen Kuß verſpricht. Der Geſandte,

durch ſolche Belohnung angeſpornt, ſetzt Alles bei der Fürſtin in Bewegung, erhält den Schlüſſel, und im Triumphe erſcheint er, mit dem Siegeszeichen in der Hand, bei Frau von Specht. Dieſe dankt, und drückt den einmal verſprochenen Kuß auf die gerunzelten Lippen. Aber kaum iſt die Belohnung gewährt, als der Geſandte zu bemerken glaubt, Frau von Specht fürchte ſeinen Ungeſtüm, und er werde, im Taumel des Glücks, ſich vielleicht gewaltſam einen zweiten rauben. „Nein" ruft er aus, „fürchten Sie Nichts, F. iſt ein feuriger, aber ein beſcheidener Mann," und verläßt mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

Es vergingen nicht zehn Jahre nach dieſer Scene, ſo lag Frau von Specht im Grabe. Eine unheilbare Krankheit veranlaßte ihr frühes Ende, und ſie, die damals durch ganz Deutſchland gekannte und bewunderte Frau iſt nun vergeſſen, oder beſſer geſagt, ſchon unbekannt, denn wer ſie gekannt, konnte ſie wohl ſchwerlich vergeſſen.

Wenn ich vorher den Baron von Gleichen genannt, ſo iſt es nöthig, noch etwas Näheres über ihn zu ſagen. Garat in ſeinen Mémoiren über Suard citirt ihn als einen der bedeutendſten Fremden zu Paris vor der Revolution, und erzählt von ihm folgende Anecdote.

Baron Gleichen war däniſcher Geſandte zu Paris, als Chriſtian VII. ſich dort aufhielt. „Votre roi," ſagte eine Dame zu G., „est une tête, — Couronnée, Madame," war die Antwort. Ein anderes Mal fragte ihn einer der neueren ſich Philoſophen nennenden Gelehrten: Warum das däniſche Volk ſeinem Könige unumſchränkte Macht verliehen habe? „Damit," erwiederte Gleichen, „ſich die Könige ſtets erinnern, daß ihre Macht vom Volke kommt."

Ich habe den Baron Gleichen eigentlich niemals als einen geſprächigen Mann gekannt, und wage es daher nicht, ſeinen Verſtand zu beurtheilen, denn einige treffende Antworten begrün-

den noch kein Urtheil. — Sein Aeußeres hatte durchaus nicht mit der Zeit Schritt gehalten, und da er blos auf Frankreich vor der Revolution ſchwor, ſo hatte er auch den früheren, damals ſchon völlig veralteten Schnitt der Kleidung und die Friſur beibehalten, und erinnerte mich der Art an einen Anglomanen, der alle Reden mit „vor fünf und zwanzig Jahren in England“ begann, und dabei ſehr in der Mode zu ſein glaubte, indem er ſich immer Röcke von gleichem Schnitte, wie „vor fünf und zwanzig Jahren in England“ anfertigen ließ.

Wenn Gleichen daher im Ganzen nicht viel ſprach, ſo war er dagegen als decidirter Gourmand der beredteſte Mann in der Welt, denn ſeine Zunge war, als ſolche, von der größten Schärfe, von der größten Bedeutung. Sie war europäiſch. Faſt unglaublich ſcheinen die Anecdoten, die darüber im Gange ſind, ja manche wer-

den widrig und laſſen ſich nicht nacherzählen. Andere ſind unſchuldigerer Art. Gleichen ſtand mit allen Conſuln in der Levante in Verbindung, die ihm die verſchiedenen griechiſchen Weine verſchaffen mußten. Wann Gleichens Koch auf dem Markte erſchien, ſo trug man ihm gleich das Beſte vor, denn er zahlte auch am beſten. Gleichen ſuchte ſich bei Tiſche immer die Nachbarn aus, von denen er wußte, daß ſie ſchweigſam wären. Einſt, als er immer antworten ſollte, erwiederte er ſeinem ihm diesmal fremden Nachbar: „Monsieur! Vous parlez toujours et non content, vous voulez, que j'en fasse autant. Sachez, Monsieur, que lorsqu'on mange, on ne parle pas.“

Aber Gleichen erkannte auch die Verdienſte eines anderen Kochs, als des ſeinigen an, ja! er ging ſo weit, daß er die Ecke eines reinen Schnupftuches, welches er immer bei ſich trug, in die Sauce tauchte, die ihm behagte, einen

Knoten machte, und bald nach Tiſche zu Hauſe eilte, um ſeinen Koch durch den noch friſchen Geruch anzufeuern, etwas Aehnliches ihm zu liefern.

Ein zweiter, aber in ganz anderer Art ausgezeichneter Mann war der ebenfalls ſchon genannte damalige öſterreichiſche Lieutenant von Steigentesch.

Der Lieutenant, nachherige Generalmajor von Steigentesch, war der Sohn des kurmainziſchen Geſandten am Reichstage, eines dicken Herren, (wie Jemand einſt Napoleon bezeichnete, als er ihn zum erſten Male ſah,) und der ein ganz guter Geſchäftsmann ſein ſollte, ſonſt aber in der Unterhaltung ſchwerfällig, wie in ſeinem Aeußeren war.

Ganz anders war dagegen der Sohn, der Verſtand, Witz und Laune, und dabei Ehrgeiz hatte, aber, wie es mir ſchien, nur außer ſeinem Gehalte, von dem Wenigen lebte, was ihm viel-

leicht ſein Vater gab. Selbſt eine ſchwere Wunde, welche er in den letzten Feldzügen davon getragen, beſchränkte keineswegs ſeinen Humor, und ſo verſtand er es, jede Geſellſchaft, die er beſuchte, durch die natürlichſte geiſtreichſte Unterhaltung, ſtets froh zu ſtimmen.

Gewöhnlich fallen die Menſchen, in Betreff der Geſelligkeit, in einen entgegengeſetzten Fehler, denn die Einen wiſſen vor Dankbarkeit nicht, was ſie Alles dem Amphitryon, wo ſie ſpeiſen, ſchönes ſagen ſollen, während ſie bedenken ſollten, daß es dieſem auch Freude macht, ſein Haus gefüllt zu ſehen, und die Anderen bilden ſich ein, daß es hinreicht, den Wirth und die Wirthin vom Hauſe begrüßt zu haben, Nichts zu ſprechen, und nur ſtets auf den Augenblick zu warten, wo das Eis oder andere Erfriſchungen in ihrer Nähe vorbei ziehen, und ſie es zum Munde führen können, dem kein einziges Wort entfährt. Keinen dieſer beiden Fehler kann man v. Stei-

genteſch zur Laſt legen, denn er war unbefangen in der Geſellſchaft, er ſprach und ließ ſprechen.

So vergingen mehrere Monate und Steigenteſch war die Seele jeder Geſellſchaft, als ihn eine immer ſteigende Traurigkeit befiel, und er zuletzt ſo einſylbig ward, daß man einſah, irgend eine wichtige Veranlaſſung müſſe dieß herbeiführen und daß ſeine vorgeſchützte baldige Abreiſe nicht den einzigen Grund dazu abgeben könne.

Steigenteſch reiſte endlich ab, und hinterließ in unſerem Kreiſe eine groſe Lücke, als wir eines Tages erfuhren, er ſei, mit einer älteren reichen Dame verheirathet, veranlaßt, einige Zeit bei ihr zu verbleiben und die Ehe ſei nicht die glücklichſte zu nennen.

Steigenteſch ſpielte alſo das Stück des jungen Ehemannes; übrigens lebte er nachher meiſt entfernt von ſeiner Gattin, und ſo kann man nicht ſagen, daß ſie ihn bei ſeinen ſo allgemein

beliebten Dichtungen inſpirirt habe, wozu beſonders ſeine Luſtſpiele zu rechnen ſind. Wäre Steigenteſch der Dichtkunſt treu geblieben, er wäre gewiß der erſte Luſtſpieldichter der neueren Zeit geworden, ſo wahr, ſo natürlich ſind die Charaktere gezeichnet, und wenn Mozart dem Kaiſer Joſeph II., welcher ihm die Menge der Noten in ſeinen Compoſitionen vorwarf, erwiederte: Es ſind nicht mehr darin als nöthig, ſo kann man dieß gewiß auf Steigenteſch anwenden, denn in ſeinen „Mißverſtändniſſen," in ſeinen „Kleinigkeiten" iſt nicht ein Wort zu viel anzutreffen. Steigenteſch vertauſchte leider den Degen mit der Feder und zwar mit der diplomatiſchen. Von dieſem Augenblicke an hörte er auf zu dichten, und war als Diplomat eher unglücklich als glücklich zu nennen. Ich traf ihn ſpäter als öſterreichiſchen Geſandten zu Copenhagen, und ſah ihn beim Congreß von Verona wieder, wo ich aber bald zu bemerken Urſache hatte,

daß er nicht zum Diplomaten gemacht war, denn er ſprach zu laut und offen, ohne die geringſte Vorſicht. So war der Dichter Steigentesch mit ſeinen Fehlern, mit ſeinen Vorzügen. Daß die letzteren die erſteren bei weitem überwogen, läßt ſich nicht läugnen. Mir zum wenigſten wird die Erinnerung an ihn in geſelliger Hinſicht ſtets äußerſt werth ſein, und da ſeine literariſche Thätigkeit überdieß das mir ſo theure Theater berührt, ſo werde ich ſeiner ſtets mit gerechtem Wohlwollen eingedenk ſein.

Dies iſt die ungefähre Charakteriſtik einzelner bedeutender Mitglieder der Geſellſchaft zu Regensburg. Es herrſchte dort viel Herkömmliches, aber auch viel Munterkeit, ja oft Ungebundenheit. Es gab manche galante Damen, manche verliebte Abentheuer, man ſprach darüber, aber das war auch Alles, denn geſehen wurden die leichtſinnigen eben ſo gut wie die tugendhaften

Frauen, genug, man lebte und ließ leben. An öffentlichen Vergnügungen war ſonſt auch kein Mangel, Alles indeſſen mit weniger Erleuchtung, mit weniger Glanz, mit geſchmackloſeren Toiletten als jetzt. Beſonders war das Theater von der traurigſten Beſchaffenheit, eine einzige Sängerin hatte eine ſchöne ſtarke Stimme, aber auch eine ſtarke Circumferenz, die einen jungen Schottländer jedoch nicht abhielt, ihr den Hof zu machen, welches den Vater derſelben in ſolch ein Entzücken verſetzte, daß er einmal über das andere einem meiner Bekannten ſeine Freude mittheilte, indem er ausrief: „Denken Sie ſich „mein Glück! Meine Tochter! Ein engliſcher Lord! u. ſ. w.“

Ich eile zum Schluſſe dieſes vielleicht ſchon zu weit ausgeſponnenen Artikels, indem ich von einem Diner berichte, welches den ſo eben ausgeſprochenen Satz beſtätigen wird, daß, wenn auch der Charakter des Reichstages ſteif und for-

mewoll war, er doch bei manchen Gelegenheiten ganz verändert erschien.

Das Diner fand in der Karthause, eine Meile von Regensburg statt, und es sollten blos Fastenspeisen genossen, und guter Wein getrunken werden; wer aber die fast unglaubliche Abwechselung der Fastenspeisen in diesen Gegenden kennt und die Vortrefflichkeit derselben, der durfte im voraus überzeugt seyn, daß bei gutem Weine, welchen die Herren Gesandten mitbrachten, das Diner einen höchst weltlichen und nicht klösterlichen Anstrich bekommen würde.

Und dieß war auch der Fall. Die guten Brüder empfingen uns mit wahrer Herzlichkeit, und Einige derselben machten die Honneurs bei der Tafel. Es war im Monat Januar, und viel Schnee auf den Feldern. Nachdem wir uns also sehr gütlich beim reichlichen Mahle gethan, und der vortreffliche Wein uns auch wahrhaft belebt hatte, so fiel es Einem aus der Gesell-

ſchaft ein, einem Andern einen Schneeball ins Geſicht zu werfen, und dieß war das Signal zu einer förmlichen Canonade von zwei Seiten, worin ſich die Geſellſchaft theilte. Hierbei fehlte es jedoch nicht, daß es Einige gab, denen von beiden Seiten gleich übel mitgeſpielt ward, ſo daß unter Anderen ein Herr von Bernhauſen, der nachher im Würtembergiſchen, dort wohl nur zu bekannt, geſtorben iſt, völlig durchnäßt nach Regensburg zurückkehren mußte, und wir zuletzt einem der älteren Diplomaten einen Schneeball in die Taſche zu practiciren wußten, der noch denſelben Abend, indem er das Schnupftuch heraus zog, ſich zu den Füßen einer Dame lagerte, und einen Zeugen unſerer, den Mittag ſtattgefundenen Munterkeit abgab.

In dieſer Art bewegte ſich das geſellige Leben in den letzteren Jahren an dem Sitze der Regierung des immer mehr und mehr dahin ſchwindenden deutſchen Reiches. Jetzt waren zwei

und vierzig Jahre verflossen und so zog ich, indem sich mir Alles wieder vergegenwärtigte, unter ganz veränderten Umständen, in Regensburg ein.

Wo das Alte zerfallen ist, was hilft da das viele Klagen, man sucht alsdann das Neugeschaffene auf, und dieß war und ist jetzt die Walhalla, eins der größten Monumente neuerer Zeit.

Ich verließ am Tage meiner Ankunft zu Regensburg nicht mehr das Haus. Die Kälte war sehr groß, das Zimmer bekam erst nach und nach eine bessere Temperatur, ich speiste im wärmeren Gastzimmer erst spät zu Mittag und ging nachher früh zu Bette. Aber dagegen war ich auch des anderen Morgens früh auf, nahm einen Wagen, und so ging es von neuem durch Stadt am Hof, worauf man sich rechts dem linken Ufer der Donau zuwendet. Auf ziemlich bösem, schmalen Landwege, der durch den starken Frost

ohne Schnee nur noch ſchlechter geworden war, fährt man nun eine Stunde weit in der Pläne, worauf man in der Entfernung, auf ſchräg abhängigem Berge, in weißem Glanze den ſinnreich großartig erdachten Tempel erblickt, der, alles Andere überragend, mit der Fronte gegen die mächtige Donau und die jenſeits liegende, weite fruchtbare Fläche gerichtet iſt. Bald war ich am Fuße des Berges angelangt, nachdem ich das Städtchen Donauſtauf, wo der regierende Fürſt von Thurn und Taxis ſich ein hübſches Landhaus hart am Fluſſe erbaut hat, berührt hatte. Der mächtige Bau lag jetzt über mir; aber ſo wie einmal Betrug und Liebe zur Bequemlichkeit überall zu finden ſind, ſo hatte mir der Fuhrmann, zum Beſten ſeiner Pferde, klüglich verſchwiegen, daß man auf der anderen Seite bis oben hinan fahren könne, und es auch gewöhnlich thue. Da er dieſes aber mir zu ſagen unterlaſſen, mußte ich den Berg zu Fuße hinan ſteigen. So lange

man nun die bloße Anhöhe hinanklettert, ist dieß nicht mit größeren Schwierigkeiten als die Ersteigung manches anderen Berges verbunden. Der, sonst prächtige marmorne Treppenbau hingegen, welcher alsdann beginnt, bietet beim Hinauf-, und noch vielmehr beim Hinuntersteigen, manche Schwierigkeiten dar, denn er ist offenbar zu steil angelegt, und ein einziger Fehltritt, da die Schönheit des Ganzen kein Geländer erlaubt, kann den Beschauer leicht dahin bringen, Etwas in der Tiefe näher betrachten zu können, worauf er vorher wohl nicht gerechnet hatte. Der Treppenbau ist in drei Theile getheilt, von denen der erstere und der letztere gerade hinauf gehen, und der mittlere beide durch zwei Seitentreppen verbindet. Oben angekommen ist indessen, wie es so oft im Leben der Fall ist, die Mühe vergessen, und jetzt erkennt man erst recht die Wahl des Platzes, wegen des ungeheuren Umfanges der Aussicht,

als die vorzüglichſte, die nur getroffen werden konnte.

Was ſoll ich aber zum Tempel ſelbſt ſagen, als daß er dem Deutſchen, der nicht die Mittel dazu beſitzt, die Reiſen in fernere Länder erſpart, denn etwas Prächtigeres, Großartigeres wird er nirgends antreffen, und denkt er als ein Deutſcher, ſo wird er noch mehr Stolz als in Italien und Griechenland empfinden, wenn er die deutſchen Gauen überſieht, und bald darauf durch Anſchauung der Männer und Frauen Deutſchlands, die deſſen Ruhm begründeten, nicht allein ſich des Weltbekannten erfreuet, ſondern ſo manche große, ihm entfallene That wieder ins Gedächtniß zurück gerufen wird.

Ich unterlaſſe die ausführliche Beſchreibung des Tempels, und empfehle die zu Regensburg unter dem Titel: Walhalla und Stauf an der Donau, geſchildert von Joſ. Anſ. Pangkofer heraus gekommene, leider nur zu

sehr mit griechischen Worten durchspickte, sonst sehr klare Brochure, und habe es daher nur mit Andeutungen der verschiedenen Schönheiten des herrlichen Gebäudes zu thun.

Ich berühre deshalb blos die Außenseite, die ganz wie alle Tempel altdorischen Styles in seinen 48 Säulen gebaut ist, und hebe nur Schwanthalers bewundernswerthe Friesen in den beiden Giebelfeldern hervor, von denen der eine die Befreiung Deutschlands durch Hermann, und der andere dieselbe Idee nach dem jüngsten Befreiungskriege enthält, und schicke mich an, das Innere des Tempels zu betreten.

Kaum hatte nun der Pförtner die großen bronzenen Thore geöffnet, als Filzschuhe sorgsam bereit standen, um die prächtige Mosaik des Fußbodens aus buntem Marmor gebildet, durch schmutzige Sohlen nicht zu verunehren, oder durch scharfe Eindrücke wohl gar zu verletzen, und der Tritt ins Heiligthum war daher sanft und ge-

räuſchlos. Es iſt der Totaleindruck, welcher bei allem Schönen, was ich erblicke, mein Urtheil beſtimmt. Zeigt man mir nachher mancherlei einzelne Fehler, und will daraus den Schluß ziehen, das Ganze könne nicht ſchön ſeyn, ſo finde ich dieſen Schluß falſch, grundfalſch, denn indem das Ganze mich anſpricht, ſo enthält es auch gewiß, neben den Fehlern, ſo viel große Schönheiten, daß jene daneben verſchwinden, ja öfters ein Fehler, in Verbindung mit den übrigen, aufhört, ein ſolcher zu ſeyn. Eine geniale Sängerin kann auf der Bühne, im Sturme der Leidenſchaft, hier und da einen falſchen oder zu hohen Ton anſchlagen, was thut es? ſie reißt uns dennoch hin, während die kunſtgerechteſte, aber kalte Sängerin, im bel canto wohl bewundert wird, aber nie Enthuſiasmus hervorzurufen im Stande iſt. Und gewiß iſt der Geſammteindruck, den das Innere dieſes Tempels auf den Hineintretenden macht, von der größten, erhabenſten Art.

Zuerſt betritt alſo mein Fuß den marmornen Moſaikfußboden mit ſeinen monumentalen Inſchriften, den Bau der Walhalla betreffend, und über mir erblicke ich in einer Höhe von nahe an hundert Fuß den künſtlichſten eiſernen Dachſtuhl, der je geſchaffen worden, und zu beiden Seiten in rothem, weiß geaderten Marmor, die, durch vier ioniſche Pfeiler-Maſſen, der Länge nach in drei und durch den Fries und zwei übereinander ſtehende Wandſäulen-Reihen, der Höhe nach, in zwei große Abſchnitte getheilten Wände, in denen ſämmtliche Büſten großer Deutſchen aufgeſtellt ſind, die in oberer Reihe von weiß marmornen Conſolen, und in unterer von fortlaufenden Piedeſtalen getragen werden. Rauchs meiſterhafte ſechs Ruhmesgenien wechſeln von Zeit zu Zeit auf den Piedeſtalen ab. Der dem Hauptthore gegenüber liegende Hinterbau von einem hohen Fenſter erhellt, Opiſthodomos genannt, deſſen Dach von ſechs Säulen aus rothem Marmor

und von weißen ioniſchen Capitälern getragen wird, macht den Schluß.

Nachdem ich ſämmtliche Büſten beſchaut, unter denen ich leider des großen Deutſchen, Luthers, Büſte vermißte, wurde ich eine marmorne Treppe hinauf geführt und befand mich zuerſt, der Eingangsthüre gegenüber, auf dem Hauptbalcon, von dem die Nebengänge in die Seiten des Gebäudes ausgehen. Dieſe Nebengänge haben nun Oeffnungen, von denen man den Saal, aus Logen, von allen Seiten überſehen kann. Zwiſchen ihnen reihen ſich Schwanthalers vierzehn Karyatiden, über denen im Geſimſe vergoldete Lorbeerkränze von Erz glänzen, und man die Namen derjenigen berühmten Deutſchen lieſt, von denen keine Bilder auf die Nachwelt gekommen ſind.

Ohne geradezu andere Beſchreibungen zu copiren, wäre es mir nun unmöglich, den vorher erwähnten künſtlichen Dachſtuhl genauer zu erklären,

ich bemerke deshalb blos, daß die sichtbaren Dachbalken mit vergoldetem Messing verkleidet, und die Rosetten plattinirt sind.

Die Sparren, oder wie sie auch jetzt zuweilen genannt werden, Dachschrägen, sind mit metallenen Cassetten verkleidet, mit Sternen in deren Tiefe, von Weißgold auf blaßblauem Grunde. Durchbrochen sind die Sparren durch Spiegelfenster, die das Licht dem Gebäude geben. Genug! Alles sieht mächtig, luftig, heiter und edel aus. Marmor, Gold, Silber, Farben, wechseln auf das Schönste und Geschmackvollste ab, und man verläßt den Tempel, im Danke gegen dessen Begründer, und mit Anerkennung des Fleißes und des Genies des Architekten, Herrn von Klenze, und aller anderen Künstler, sowohl derer, die bei dessen Bau noch besonders hülfreiche Hand geboten, als auch derer, welche die darin befindlichen Kunstwerke geliefert haben, denn sie selbst verdienten, daß ihnen ein Tempel

gewidmet würde, der ihren Ruhm ehrend auf die Nachwelt brächte.

Mein Wagen erwartete mich in Stauf und brachte mich wieder nach Regensburg zurück. Ich kleidete mich etwas um, aß zu Mittag bei einem sehr alten guten Bekannten, dem Grafen Willibald Rechberg, welcher sich, zurückgezogen von seiner diplomatischen Laufbahn, Regensburg zum Aufenthalte gewählt, ging noch einen Augenblick in das, vom Fürsten Primas, während seines kurzen Besitzes von Regensburg, erbaute Theater, und verließ noch denselben Abend die Stadt, um München zuzueilen, wo ich des anderen Mittags bei Herrn Havard im goldnen Hirsche eintraf, und mich das vorher bestellte Zimmer, auch gut geheizt, aufnahm.

München ist wohl kein Ort, den man mit einem kurzen Aufenthalte abfertigt. Zu vier verschiedenen Zeiten hatte ich ihn besucht, drei Mal auf vierzehn Tage bis drei Wochen, und das

letzte Mal hatte ich ihm sogar über drei Monate gewidmet.

Da es aber für diesen Winter meine Absicht war, so schnell wie nur immer möglich Neapel, das erste Ziel meiner Reise, zu erreichen, so hatte der Besuch von München eigentlich nicht in meinem Plane gelegen. Aber die Walhalla änderte zuerst mein Vorhaben, ich ließ Nürnberg rechts liegen, und einmal in Regensburg angekommen, wen zöge wohl, wenn auch nur für wenige Tage, nicht ebenfalls München an, da es überdieß von Regensburg aus die gerade Straße ist, um den Brenner zu erreichen.

Wenn ich nun sage, daß ich vier Mal zu München war, und daß mein erster Aufenthalt dort in das Jahr 1802 fiel, so begreift Jeder, der die Verhältnisse kennt, daß in diesem Zeitraume von zwei und vierzig Jahren eine größere Umwandlung sowohl des Aeußeren der Stadt als des Ideenganges seiner Bewohner, seiner

Sitten und Gebräuche liegt, als irgend eine andere Stadt der Welt aufzuweiſen hat. Friedrich der Große überſprang auch eine große Kluft, aber ſie war doch ſchon durch ſeine Vorfahren mehr und mehr vorbereitet. Maximilian Joſeph hingegen fand noch Alles ſehr im Argen, und er ward, im Grabe ſey es ihm noch gedankt, der Erzeuger aller der ſegensreichen Einrichtungen, deren Entwickelung wir erlebt haben, denn das geiſtige Princip entfaltete ſich, und das ſinnliche trat nach und nach in den Hintergrund. In dieſem Gährungsproceſſe begriffen, fand ich daher München im Jahre 1802. Da ward gebaut, geordnet, Mißbräuche wurden abgeſchafft, man ſchimpfte dagegen, man lärmte, man ſetzte ſich in Oppoſition, es gab Straßenaufläufe, alte, treue, aber der neuen Zeit unkundige Diener glaubten, es wäre eine Revolution gleich der franzöſiſchen, vor der Thüre, ſie zitterten wohl vor dem Untergange, der dem Kur-

fürſten und ſeiner Familie drohe, und Nichts von alle dem ging in Erfüllung. Maximilian Joſeph trat aus Allem ſiegreich hervor und hinterließ dem königlichen Erben ein großes blühendes Königreich, das einen bedeutenden Rang unter den übrigen Großmächten einnimmt.

Indeſſen herrſchte mit allen Fehlern der damaligen Zeit zu München noch, wie faſt an allen deutſchen Höfen, auch wiederum manche alte gute Sitte, die man jetzt nur ſelten antrifft. Hierzu rechne ich nun beſonders die dem Reiſenden höchſt wohlthuende Gewohnheit der Gaſtfreiheit, welche, ſobald er nicht als Philoſoph reiſte, und das Wohl des Staates abzuwägen kam, ihn manches Gebrechen deſſelben überſehen ließ, weil er ſelbſt, gnädig und artig behandelt, gewiſſermaßen gezwungen ward, nur lobend aufzutreten. Denn faſt an allen deutſchen Höfen, und die geiſtlichen thaten es den weltlichen darin beinahe noch zuvor, ward der Reiſende ſogleich

nach ſeiner Ankunft, zur Tafel geladen, und es gab Hauptſtädte, wo dieſes täglich ſo lange dauerte, als der Fremde unter dieſem Namen ſich dort aufhielt. Daß eine ſolche Sitte nun manchmal auf das Unverſchämteſte gemißbraucht ward, iſt begreiflich. So erinnere ich mich eines Herren, der, wenn alle Quellen des Geldes erſchöpft waren, fürs Erſte der benachbarten kleinen Reſidenz zuflog, und wenigſtens dort auf dieſe Weiſe geſichert war, nicht vor Hunger zu ſterben, und noch eines zweiten, der fünf und zwanzig Jahre an einem anderen Hofe als Fremder lebte, und zu dem alle Morgen der Hoffourier ſich verfügte, um den hohen Reiſenden bei Seiner Durchlaucht zur Mittagstafel einzuladen.

Eine ſolche herrliche alte Sitte herrſchte nun alſo auch im Jahre 1802 zu München, denn, kaum angelangt, ward ich auch zur Tafel nach der für den anderen Tag angeſagten Cour eingeladen. Mein Platz war mir neben der Schwe-

ſter des Kurfürſten, der Prinzeſſin Maria Anna, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Zweibrücken angewieſen, und mir gegenüber ſaß als Bräutigam neben ſeiner ſchönen reizenden Braut, der Gräfin Arco, der eben nicht ſchöne, aber ſehr verliebt lächelnde Graf von Montgelas. Wenn indeſſen im Beſitze der ſchönen Braut dem Grafen der Himmel aufzugehen ſchien, ſo konnte der geiſtvolle Blick des Mannes es dennoch jedem Beobachter einleuchtend machen, daß er nie bloßer Frauendiener ſein werde, ſondern daß, im Beſitze der Gnade ſeines Herren, er dieſen Blick zur Verfolgung der für das Land ihm nützlich ſcheinenden Verbeſſerungen auch anwenden, und dieſes ſeine Hauptbeſchäftigung im Leben, während der langen Dauer ſeiner Gunſt, ſeyn werde.

Der Kurfürſt und namentlich die Kurfürſtin waren damals noch in ihren beſten Jahren, und ein wahrhaft ſchönes Paar zu

nennen. Der Hof war Hof, die Formen diejenigen eines jeden Hofes der damaligen Zeit, aber beide Höchste Herrschaften, und besonders der Kurfürst, durch seine ihm stets inne wohnende Heiterkeit, wußten den Kreis in solche behagliche Stimmung zu versetzen, daß man sich bald heimisch fühlte, ohne daß es nur einem Einzigen im Geringsten eingefallen wäre, die Ihnen schuldige Achtung zu vergessen und in seiner Haltung und Form sich gehen zu lassen, wie wir leider in späteren Zeiten öfters erlebt haben.

Bald indessen ward der Familienkreis durch zwei, in den ersten Monaten ihres Daseins befindliche Prinzessinnen vergrößert, die von ihren Wärterinnen in das Zimmer getragen wurden, wo ich in einer derselben, wohl völlig ahnungslos, diejenige Fürstin begrüßte, welche einst das Loos meines erhabenen Herrschers zu theilen bestimmt war, und uns Preußen eine allverehrte Landesmutter werden sollte.

Höchſt angenehm verlebte ich meine Zeit zu München. Mein faſt täglicher Begleiter war der damalige Domherr, Freiherr von Frauenberg, zuletzt Biſchof von Bamberg, wo er vor einigen Jahren geſtorben; ein intimer Freund des Görtziſchen Hauſes, durch welches ich demſelben empfohlen war, und einer der ausgezeichnetſten, geſcheiteſten, rechtſchaffenſten, religiöſeſten Geiſtlichen ſeiner Zeit, deſſen Umgang dem Geiſte Nahrung, dem Herzen Wärme, und der Seele Kraft verlieh, in deſſen Gegenwart man nie auf unedle Gedanken fiel und der, mit ſtets heiterer Laune, durch ſeine Erzählungen der angenehmſte lehrreichſte Begleiter war. Frauenberg erkannte die Gebrechen des Landes, er ſah den väterlichen Willen des Kurfürſten, ihnen abzuhelfen, manches mochte ihm zu raſch, zu plötzlich erſcheinen, aber es heißt öfters: Nur ſo kann es gehen, und anders gar nicht. Da giebt man nach. Wenn wir ſo manches Mal um die

damals hohen Wälle der Stadt gingen, und er mir von den älteren Vorgängen zu München erzählte, so ward ich öfters über Dinge belehrt, von denen ich Nichts gewußt, Nichts geahnet hatte. Einst kamen wir vor einem Thurme auf dem Walle vorbei: „Hier ſitzt“ ſagte er, „mit geſchornem Haupte der famoſe Betſchard, der unter der vorigen Regierung ſo viel Unglück anrichtete, ſo viel Betrügereien verübt hat,“ und nun folgte die Lebensgeſchichte dieſes Verbrechers, ungefähr ſo, wie ſpätere Memoiren ſie erzählt haben.

So ward der Umgang mit Frauenberg mir der angenehmſte und nützlichſte; ich ſah ihn nachher noch zwei Mal wieder, ein Mal als Biſchof von Augsburg, zu Augsburg ſelbſt, wo er noch ganz rüſtig und kräftig war, und zuletzt als Biſchof von Bamberg, aber leider ſchon ſehr gebrochen. Indeſſen machten wir noch zuſammen in Geſellſchaft ſeiner Nichte der Baronin Ruffin,

welche ſich damals bei ihm aufhielt, einen Spaziergang vor dem Thore. Wenige Jahre darauf ging er in das ewige Leben ein. Friede ſey ſeiner Aſche.

Aber noch war München nicht der Ort, wo die Künſte ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten. Die Bildergallerie beſaß eine große Sammlung ſchöner Bilder, Schleisheim eben ſo ſeine Gallerie, aber das hatten andere Reſidenzen auch. Das Theater war im Schloſſe, nicht geräumig, hatte einige gute Schauſpieler und als erſte Sängerin die damals ſehr geprieſene Madame Kannabich, aber Alles kam nicht aus dem gewöhnlichen Gleiſe. Der vom Grafen Rumford auf einem ſumpfigen Terrain neu angelegte engliſche Garten war das Einzige, was wirklich der Fremde bewundern mußte.

Der Graf Rumford, ein Amerikaner, früher Benjamin Thompſon genannt, iſt wohl den meiſten nur durch ſeine Erfindung der wohlfeilen und dennoch nahrhaften Suppen be-

kannt, aber ſo gut wie hierin, eben ſo viel hat er in anderen Zweigen des Wiſſens geleiſtet. Rumford war es, der durch einen beſonderen Schnitt des Kleides die ganze baieriſche Armee wohlfeiler zu kleiden verſtand, Rumford, der neue Sparöfen erfand, Rumford, der der ganzen baieriſchen Artillerie andere Kanonen gab; immer war Rumford grübelnd, rechnend, und perſönlich, wie man erzählt, einer der gutmüthigſten Menſchen. Er heirathete die Wittwe des unglücklichen Lavoiſier, und ſtarb, wenn ich nicht irre, von ihr getrennt, zu Auteuil im Jahre 1814. Aber der engliſche Garten war den Bürgern Münchens, wie man mich verſichert hat, etwas ſo Neues, ſo Unerwartetes, daß man ſich zuerſt gar nicht an die Idee des eigentlichen Spazierengehens in einiger Entfernung von der Stadt gewöhnen konnte, ungefähr wie es jetzt noch zu Madrid der Fall ſeyn würde, wenn man einen großen, ſchönen Garten vor deſſen Thoren

anlegte, denn man ging nur unter den wenigen Bäumen im sogenannten Schloßgarten, auf und nieder, wo die größte Entfernung kaum zehn Minuten beträgt. Genug, Rumford hatte ihn zuerst angelegt, und dieser englische Garten war schon im Jahre 1802 ein schöner großer Park, aber mit noch jungen Bäumen, und ist jetzt, nach so vielen Jahren, eine der schattenreichsten, angenehmsten öffentlichen Promenaden geworden, deren sich nur irgend eine große Stadt rühmen kann.

Seit dieser Zeit sah ich München vor dem Jahre 1822 nicht wieder. Schon hatte sich Alles sehr geändert. Die Regierungsgrundsätze des nunmehrigen Königs hatten ihre Früchte getragen, überdieß herrschte schon seit sieben Jahren ein allgemeiner europäischer Frieden, nur durch einzelne Unruhen in Italien unterbrochen, die Finanzen hatten sich daher gebessert, der Wohlstand leuchtete aus Allem hervor, Künste und Wissenschaften verbreiteten ihr segensreiches Licht,

und für den Fremden ließen die öffentlichen Vergnügungen Nichts zu wünſchen übrig. Ein prächtiges neues Theater faßte ein vortreffliches recitirendes Schauſpiel, deutſche und italieniſche Oper und ein ausgezeichnetes Ballet in ſich, das in Deutſchland nur vom Berliner übertroffen ward. Die Decorationen waren neu und friſch, die Garderobe brillant, die Erleuchtung zweckmäßig. Außerdem war am Iſar-Thore ein zweites Theater, meiſt für Poſſen und Wiener Casperle-Stücke eingerichtet, wo der bekannte Carl, mit einer unglaublichen Natur in ſeinen Leiſtungen, ſich zeigte, und die Zuſchauer in beſtändigem Lachen erhielt.

Am Hofe des Königs herrſchte noch immer die alte Gaſtfreiheit, und das herrliche königliche Paar war wohl älter im Aeußeren aber nicht im Inneren geworden. Sie waren beide ſo wohlwollend wie früher, und geſegnet von Stadt und Land. Von den beiden Prinzeſſinnen, die ich

im zarteſten Alter gekannt, war die eine ſchon verheirathet, und für die andere Fürſtin hatte ich damals ſchon eine, wenn auch nicht laut zu verkündigende Hoffnung, ihr bald in anderer Geſtalt meine tiefe Ehrerbietung zu beweiſen, als ich es dort zu thun Gelegenheit fand.

Seitdem iſt der wohlwollende Monarch dahin gegangen, ſeitdem iſt München eine Weltſtadt geworden, ſeitdem hat die Zahl der Reiſenden dahin, und die Menge der Beſchreibungen dieſer an neuen Prachtgebäuden und Kunſtſchätzen einzigen Reſidenz ſo zugenommen, daß es mir unmöglich wäre, auch nur eine Wendung zu finden, um einem Bilde ein neues Leben zu geben, das ſo allgemein bekannt iſt. Walhalla ließ ſich noch beſchreiben, denn es iſt die neueſte der Schöpfungen des genialen Königs; wer wollte ſich aber an Pinakothek, Glyptothek und alle die neuen Gebäude wagen? wer wollte die Fresken in der Burg beſchreiben? Ich zum

wenigſten nicht. Nur aufmerkſam indeſſen will ich auf das Neueſte machen, was ich in der letzten Zeit meines kurzen Aufenthaltes zu München ſah, und das ſind die vortrefflichen Glasmalereien des Herrn Boiſſerée, welche er in ſeiner Behauſung die Gefälligkeit hatte, mir zu zeigen. Denn dieſe ausgezeichneten Gemälde, Copien nach Rafael und anderen Meiſtern, im verjüngten Maßſtabe, laſſen fürs erſte an Farbenglanz Nichts zu wünſchen übrig, und haben das große, neue Verdienſt, daß ſie auf ganzen Flächen von ungefähr 1½ Fuß Höhe und 1 Fuß Breite aufgetragen und ſo gebrannt worden, ohne irgend einer Löthung zu bedürfen, welche die Schönheit anderer Glasmalereien ſo höchſt ſtörend unterbricht.

Sonſt iſt München, rückſichtlich ſeiner anderen Vergnügungen, noch das alte, an Bällen und Freuden, jedoch mit einiger klöſterlichen Einfaſſung reiche München und auch ſein vortreff-

liches Bier hat keine Verſchlechterung erlitten. Aber die Theater ſind verringert, das italieniſche ſo wie das Theater am Iſarthore haben aufgehört, und den wenigen Vorſtellungen nach zu ſchließen, die ich im großen Theater ſah, ſcheint auch der frühere Glanz deſſelben bedeutend gemindert zu ſein. Man muß indeſſen nicht verzweifeln. Vielleicht bewegen ſich einmal die Statuen der Glyptothek, und führen ein griechiſches Trauerſpiel auf, und dann eröffnet ſich eine neue Periode der Cultur für die Münchner Bevölkerung.

Die Kälte war bedeutend geſtiegen, man zählte des anderen Morgens 11 Grad und da ich noch, bis ich in wärmere Regionen kam, manche Berge zu überſteigen hatte, ſo war eine warme Toilette ſehr nothwendig. Gut eingewickelt ſetzte ich mich daher am funfzehnten Januar Nachmittags in den Wagen, und obgleich es noch eine Weile Tag blieb, ſo war es doch

für mich im Wagen Nacht, denn die Fenſterſcheiben waren mit einem ſo ſtarken Diamantfroſte belegt, daß nur der Hauch des Mundes bei fortgeſetztem Gegenblaſen eine kleine Ausſicht ins Freie gewährte. Mir gegenüber ſaß eine wie ich hörte, vornehme und reiche Dame, die um ihren Sohn, der ſich im anderen Wagen befand, ſehr beſorgt ſchien, und die immer von einem großen Berge ſprach, den wir vor Weilheim zu überſteigen hätten. „Ach! mei Bäbly! Wenn ihm nur Nichts widerfährt!“ Sich ſelbſt ſchien ſie ganz zu vergeſſen. Natürlich dachte ein Jeder, das Bäbly wäre ein kleines, wenige Jahre altes Kind. „Und wie alt iſt der Knabe?“ fragte ich. „„Siebzehn Jahre, war die Antwort.““ Das nenne ich mütterliche Sorgfalt!

Alle Berge bis Inſpruck, namentlich der ſehr ſteile und bei Schnee mit großer Vorſicht zu befahrende Zirlberg, wurden glücklich überſtiegen,

und am anderen Nachmittage des nächsten Tages war ich im schönen Thale von Inſpruck mit ſeinen großartigen bergigten Umgebungen im Gaſthofe zur goldenen Sonne eingetroffen, wo manche alte Erinnerungen mich wieder freudig begrüßten.

Ich lernte nämlich Inſpruck zur Zeit des Congreſſes von Verona kennen, zu dem ich mich im Herbſte von 1822 als einfacher Reiſender, wie immer, begab.

Es war der lieblichſte Abend, beim Scheiden des Sommers, der einer verblühenden Schönheit gleich, ſeine, ſchon ſchwindenden Reize noch einmal in vollem Glanze zu entfalten wünſcht, an dem ich damals zu Inſpruck, ebenfalls in der goldnen Sonne anlangte, ein ſehr freundliches Zimmer bekam, und, allein von der Pracht der Gegend angezogen, dort mehrere Tage zu bleiben beſchloß. Dieſe Tage waren nun hauptſächlich und faſt beſtändig dem wollüſtigen Herumſchlen-

dern in der freien ſonnenhellen Luft gewidmet. Welch eine Sehnſucht erfüllt doch unſere Bruſt in ſchöner reicher Natur, bei klarem ruhigen Himmel! Wie erfreut uns jeder Baum, jede Staude! Mit welcher Luſt erblicken wir beim Niedergehen der Sonne die Farbenpracht der Felſen, wie ſprechen uns die Schilderungen der Natur durch große Dichter erſt dann wahrhaft an, und wie oft habe ich nicht bei der Heimkehr von ſolchen Wanderungen, mir Grays Ode, die mit den Worten beginnt: The curfew tolls the knell of parting day beim Abendgeläute vergegenwärtigt, und bin zufrieden und glücklich wieder bei mir angelangt.

Solcher ſchönen Tage verlebte ich nun damals mehrere in Inſpruck, ohne indeſſen, in die Stadt zurückgekehrt, ganz allein zu ſeyn. Denn an der Wirthstafel war ſtets eine recht heitere Geſellſchaft meiſt von Officieren der Garniſon und öſterreichiſchen Beamten, und der bevor-

ſtehende Congreß brachte auch ſo viele meiner näheren Bekannten durch, daß ich immer Jemand fand, gegen den ich mich ausſprechen und meine fröhliche Stimmung auslaſſen konnte.

Aber auch was in der Stadt zu ſehen war, ſchob ich nicht von der Seite. In Inſpruck giebt es eigentlich nur zwei Sehenswürdigkeiten. Dieſe ſind das bronzene Monument Kaiſer Marimilians I. und die Burg.

Das erſtere Monument ſteht in der nach dem letzten Willen Marimilians neu erbauten Hofkirche zum heiligen Kreuze, der beſonders Inſpruck wohlwollte, und viel und oft dort reſidirte.

In der That giebt es an Größe der Auffaſſung und der Anlage nirgends etwas Aehnliches. Umgeben von einem eiſernen künſtlich gearbeiteten Gitter, an dem die Wappen des Hauſes angebracht ſind, erhebt ſich auf verſchiedenen Stufen, geziert mit kriegeriſchen Emblemen und

an den Ecken mit den vier Haupttugenden und mit vier und zwanzig Tafeln verſehen, welche die wichtigſten Momente aus Maximilians Leben enthalten, das Monument ſelbſt, das über ſechs Fuß Höhe, dreizehn Fuß Länge und über ſieben Fuß Breite hat. Den Kaiſer erblickt man in betender Stellung. Acht und zwanzig in Bronze gegoſſene Statuen der merkwürdigſten Fürſten, Helden und fürſtlicher Frauen, meiſt dem Hauſe Oeſterreich angehörig, nehmen auf beiden Seiten die Länge der Kirche ein, und hinter dem Grabmale, in der Höhe vor dem Chore, erfreuen uns noch in kleinerem Maaßſtabe, von zwei Fuß Höhe, drei und zwanzig Heilige, männlichen und weiblichen Geſchlechtes, faſt ſämmtlich dem Hauſe Habsburg entſproſſen.

Dieſes Prachtwerk, zu bekannt durch vielfältige Beſchreibungen und Kupferſtiche, bedarf wohl keiner, in alle Einzelheiten ſich erſtreckenden Erklärung, indeſſen kann ich nicht umhin, Herr-

mann Friedländers Urtheil darüber in seinen Ansichten von Italien Erwähnung zu thun, wenn er ausruft: „Hierher, ihr Verächter „vaterländischer Arbeit, und bekennet, „daß jenseits der Alpen nie etwas Größe„res gedacht und nie ein großer Gedanke „so herrlich und bis in die kleinsten „Theile vollendet ausgeführt worden „sey, wie hier!“

So weit Friedländer. Ja! denn fast Alles ist deutsch, fast Alles von deutschen Künstlern verfertigt, mit Ausnahme der Statue des Kaisers selbst, die von Ludwig del Duca aus Cefalu in Sicilien, in Erz gegossen ist.

Die Burg hatte ich bei meinem ersten Aufenthalte in Inspruck, nicht besucht; da man mir aber viel vom dortigen Riesensaale gesprochen, so begab ich mich dieses Mal alsbald hin. Kaiser Marimilian hat die Burg gebaut und Maria Theresia sie 1766 umgeändert. Von

irgend einer Pracht iſt in dieſem, durch große Zimmer und durch den, wegen ſeiner bedeutenden Höhe ſogenannten Rieſenſaal, Nichts zu bemerken, im Gegentheile ſind die ſeidenen Tapeten, ſeit den Kriegsjahren von 1809 verſchwunden, und papierne an deren Stelle getreten. Aber ſtets bleibt der Rieſenſaal anziehend durch die Bildniſſe der Familie der Kaiſerin. Da ſehen wir die Kaiſer Joſeph, Leopold und Franz, die Erzherzoginnen, Marie Caroline, nachherige Königin beider Sicilien, und Marie Antoinette von Frankreich und Andere mehr in großen Reifröcken, ſonſt noch verſchiedene Erzherzöge als Kinder, die als alte Leute nun ſchon verſtorben ſind, und überall thront die vortreffliche, würdevolle Maria Thereſia, deren einziger Fehler, möchte man ſagen, Fanatismus in Religionsſachen war, ſonſt aber die Frau, in deren Herzen kein Falſch ſteckte, die Kaiſerin, welche jeden Lug und Trug, ſelbſt

politiſcher Art, haßte, die liebevolle, ſorgſame, rathende Mutter, endlich die zärtlichſte aller Gattinnen.

Daß ſie nun das Letzte wirklich war, davon giebt die Burg den ſprechendſten Beweis. Nicht weit vom Rieſenſaale war das Schlafgemach des Kaiſers, und als derſelbe, nach Beendigung einer Vorſtellung im Schloßtheater, in dieſes Gemach zurückzukehren im Begriffe ſtand, ereilte ihn ein Schlagfluß und er fiel, noch in der Thüre, todt zur Erde nieder. Sogleich ward dieſes Zimmer, auf Befehl der Kaiſerin, in eine Capelle umgeſchaffen, wo jeden Morgen zweimal Meſſe geleſen wird. Aber der Kaiſerin war dieß nicht hinreichend, und ſo verband ſie noch damit die Gründung eines Fräuleinſtiftes, deſſen Damen über die Capelle als Aufſeherinnen geſetzt ſind, und welchen, ſobald ſie ſich zu verheirathen Gelegenheit haben, eine nicht unbedeutende Ausſteuer bewilligt wird.

Ich blieb dieſes Mal nur eine Nacht in Inſpruck, die Kälte war immer noch bedeutend, wenig Schnee indeſſen auf den Feldern, und ſo konnte ich mit einem Führer die Stadt und Umgegend leicht durchwandern, wo ich Jeſuiten, Ligorianern und anderen Mönchen in größerer Anzahl als früher, begegnete. Auch Hofers Monument beſah ich noch, das aber nur als ſolches bemerkenswerth iſt. Deſto auffallender war mir aber der Theaterzettel an einer Ecke, auf dem ich für den Abend Goethes Fauſt angezeigt fand. Alſo hatte ſich doch ſelbſt im Tyrol die Philoſophie Bahn gebrochen. Leider konnte ich nicht mehr dem Schauſpiele beiwohnen, und das Tyroler Gretchen kennen lernen, zu deren Benefice die Vorſtellung beſtimmt war. Einige Eigenheiten des Zettels kann ich nicht unberührt laſſen. Tieck wird zuerſt als derjenige genannt, der das Gedicht, als Dramaturg der königl. Schauſpiele zu Berlin, dort auf die Bühne

gebracht habe, und das Ganze wird in ſechs Abtheilungen gegeben, jede mit einem beſonderen Titel. So heißt unter Anderen die zweite Abtheilung: Des Pudels Kern oder: Der fahrende Scholaſticus und die vierte Abtheilung, Fauſt um 30 Jahre verjüngt, oder die Bewerbung.

Um vier Uhr Nachmittags ſaß ich wiederum zur Seite eines ſehr ſchweigſamen Italieners, im Wagen. Von Inſpruck aus, wird jetzt an einer neuen Straße gearbeitet, welche die Berge ſo viel wie möglich umgehen ſoll; ſie war erſt zum Theil fertig, indeſſen konnten wir ſie doch ſchon für drei Stunden befahren. Dann aber ging es, bei anbrechender Finſterniß, einen faſt endloſen Berg hinan; in Steinbach ward zu Abend gegeſſen, und während der Nacht ſo leicht über den Brenner gewiſſermaßen geſchliffen, daß ich kaum deſſen gewahr ward. Wie ſollte doch der Menſch, wenn er Wahrheit ſucht, ſich alles

Blickes in die Zukunft enthalten, denn was hatte ich nicht Alles, vor meiner Abreiſe von Berlin, über die gefährliche Paſſage der Alpen, und ſelbſt des Brenners, im Winter, hören müſſen, und wie ſelten trifft das Gefürchtete ein, wiewohl noch ſeltener das Gehoffte,

doch zu fürchten, zu hoffen, zu ſorgen,
habe der Menſch für den anderen Morgen,

und ſo will ich denn fortfahren, zu fürchten und zu hoffen, denn das blos theilnahmloſe Erwarten der Zukunft wäre mir ein Gräuel.

Genug! Der Brenner war ſehr leicht überſchritten, überdieß erfuhr ich, daß, beim geringſten Schneefalle, viele Hände zu deſſen Oeffnung bereit ſind, und ſo iſt und bleibt dieß im Winter der bequemſte Weg nach Italien. In Briren ward das Frühſtück eingenommen, aber hier traf ich auf einen ſäuerlichen Kaffee, dem man faſt in ganz Oberitalien, in den kleineren Gaſthöfen, und ſelbſt in einigen größeren begegnet. Erſt

ſpäterhin erhielt ich die Aufklärung, welche darin beſtand, daß es zu Inſpruck eine Fabrik giebt, wo getrocknete Feigen gebrannt werden, welchen etwas Kaffee zugethan wird, und dieſe Miſchung dergeſtalt das ſcheusliche Getränk bildet, deſſen üble Folgen ich noch denſelben Abend durch Unwohlſein erfahren ſollte. Ich rathe daher einem jeden Reiſenden, Chocolade oder Thee zu trinken, und dem Kaffee, ſobald er in Italien reiſt, ganz zu entſagen, es ſey denn, daß er ſich in einem Orte längere Zeit aufhalte, wo er reinen Kaffee erhalten, und ihn ſich ſelbſt bereiten kann.

Die Paſſage der Alpen hatte in der Kälte keine Aenderung hervorgebracht, überdieß hören auch die Gebirge erſt kurz vor Verona auf, und das Thal der Etſch, worin man zuletzt neben derſelben fährt, iſt von ſo hohen Bergen eingeſchloſſen, daß die Sonne im Winter es nicht für lange Zeit erwärmen kann. Nur das ſchöne weite Thal, worin Botzen liegt, hat auch im

Winter eine etwas wärmere Temperatur, und im Sommer iſt es außerordentlich ſchön. Ich kam auf meiner erſten Reiſe dort gegen Abend an, und die Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten dieſes an Wein und anderen Früchten ſo reich ausgeſtattete und mit vielen Häuſern bedeckte Thal, in welchem eine höchſt thätige Bevölkerung ſich befindet, auf eine wahrhaft magiſche Art.

Botzen iſt ſchon halb italieniſch, denn die Leute, und ihre Sprache, und ihr Charakter ſind noch deutſch, die Sonne nimmt aber ſchon die Hitze der italieniſchen an, und die Weinrebe erſcheint hier, wie in den meiſten Gegenden Italiens, von Baum zu Baum hängend.

Aber mein ſchönes Bild von Botzen, von damals, war freilich im Winterſchnee nicht mehr daſſelbe; eine Stunde blieb ich dort, aß zu Mittag, und war gegen Abend in Trient eingetroffen, wo ich einen Tag mich aufzuhalten gedachte.

Mein Zimmer war voraus beſtellt, ich fand es wohl gewärmt, ein vortreffliches breites Bett dazu, wie faſt überall in Italien, mit Ausnahme von Neapel, und verfügte mich nach dem Abendeſſen bald zur Ruhe.

Inſpruck, Botzen und Trient haben in Rückſicht ihres geſellſchaftlichen Lebens und derjenigen Perſonen, welche darin den Ton angeben, eine große Verſchiedenheit. In Inſpruck ſpielen die kaiſerlich Angeſtellten die erſte Rolle, es giebt dort keinen reichen Adel, keine reiche Kaufmannſchaft; in Botzen iſt es der Kaufmann, der höchſt bedeutende Geſchäfte macht; in Trient der ſehr wohlhabende und zum Theil reiche Adel, und da letzterer in der Regel, ſobald er in der Stadt lebt, auch der Geſchäfte weniger als der Kaufmann, und des Geldes mehr als der Angeſtellte hat, ſo denkt er auch häufiger an ſein Vergnügen und ſo iſt Trient wohl der angenehmſte Ort in ganz Tyrol. Die Sprache des

Volkes iſt ſchon italieniſch, und eben ſo meiſt in der Geſellſchaft. Deutſch wird auch verſtanden, aber wohl nur mit Fremden geſprochen. Das Italieniſche der niederen Claſſen iſt ein patois, das auf Verona und Mailand vorbereitet. So rief der Aufwärter eines Tages meinem Diener zu: Padrone scham, was heißen ſoll: Il Padrone ha chiamato, „der Herr hat gerufen;" und an ſonderbaren Namen muß auch kein Mangel ſeyn, denn der Diener eines öſterreichiſchen Officiers hieß Pater Noster.

Trient hat einige ſchöne Paläſte, namentlich in der Contrada Larga. In einem derſelben beſuchte ich den Grafen Giovannelli, einen kenntnißreichen Mann, welchem, als Münzſammler, ich einige beſonders merkwürdige Münzen mitzubringen, erſucht war, und der mir, ſehr freundlich, ſein höchſt reichhaltiges Münzkabinet wies. Der Graf beſitzt ſehr ſeltne Sachen, beſonders auffallend war mir aber eine der vene-

tianiſchen Münzen dadurch, daß ein Doge, welche ſtets vor Chriſto knieend dargeſtellt werden, es gewagt hatte, ſein eignes Bild, gleich einem Souverain, darauf prägen zu laſſen, was, ſpäterhin verboten ward.

Auf der Straße begegnete ich einigen recht ſchönen, vornehmen Damen aus der Geſellſchaft, und wenn die anderen ihnen gleichen, ſo können die Bälle, deren es im Carneval dort viele giebt, ſehr angenehm ſeyn.

Da ich nun aber Bälle oder andere Geſellſchaften zu beſuchen weder Zeit noch Gelegenheit hatte, ſo hielt ich mich an das Lebloſe, und dieß war zuerſt der ſchöne große Dom im gemiſchten byzantiniſch gothiſchen Style, viel Marmor in ſich ſchließend, der aber, ſonderbarer Weiſe, eine ſehr ſchlechte hölzerne Kanzel enthält, was nicht anders zu erklären iſt, als daß die ältere einmal im Kriege zerſchlagen worden, und man für den Augenblick eine Nothkanzel gebaut, die, wie man

bei ſolchen Interimiſticis öfters antrifft, zu einem lange dauernden fortwährenden Interimiſtico geführt hat.

Aber das Merkwürdigſte zu Trient iſt der ſonſtige biſchöfliche Palaſt, welchen wiederum zu bewohnen, der jetzige Biſchof ausgeſchlagen hat, weil, wie er geſagt, ſeine Einnahmen nicht im Verhältniſſe zu den Koſten der anſtändigen Einrichtung eines ſo großen Gebäudes ſtänden, da das Bisthum, ſonſt unter Kaiſer und Reich ſtehend, natürlich der Einkünfte bedeutend mehr hatte, als jetzt.

In dieſem Augenblicke dient der biſchöfliche Palaſt zur Caſerne für zwei Compagnien vom Regimente Kaiſer-Jäger. Ich ging dieſen weitläuftigen prächtigen Palaſt durch, deſſen Schöpfer der große Palladio war; Alles ſtrotzt von Stein, und die Einfaſſungen aller Thüren und Fenſter ſind von Marmor. Eine Menge Fresken, die theils geiſtliche, theils mythologiſche,

mitunter höchſt weltliche Gegenſtände behandeln, zieren die Wände auf den Treppen und in Tafeln die Plafonds in den Sälen, wo die Soldaten ſchlafen. Selbſt die Küche enthält deren, und ein Ober-Lieutenant, welcher im Palaſte die Oberaufſicht hat, ſchläft in einem großen, ovalen Zimmer mit koſtbarer Ausſicht, deſſen Decke die ſchönſten Gemälde von Giulio Romano zeigt, wie man ſie nicht vortrefflicher im Palaſte Te zu Mantua ſieht. Glücklich immer, wenn nach wechſelnden Verhältniſſen, dieſe Fresken von Giulio Romano noch immer ſo gut und friſch, wie im Palaſte von Trient erhalten ſind, und alle Hoffnung nicht verloren iſt, daß dieſes ſchöne Gebäude als Palaſt wiederum einer ähnlichen Beſtimmung als der früheren, zurückgegeben werde *).

*) Auch den ſchönen, kaum vor dem Einfalle der Franzoſen in Deutſchland 1792 fertig gewordenen Palaſt zu Coblenz, ſah ich zehn Jahre ſpäter als fran-

Des andern Abends 9 Uhr, war ich in einem der zwei Thürme der Due Torri von Verona angelangt.

Verona! Schönes großes Verona! Vaterſtadt der größten Männer, faſt in allen Jahrhunderten berühmt durch wichtige Begebenheiten, durch den Frieden von Campo Formio einſt in zwei Theile getheilt, weil Jedes dich beſitzen wollte, in deinen Denkmälern aus längſt verfloſſenen Jahrhunderten ſtets ſorgſam gepflegt und erhalten bis auf die neueſten Zeiten, Sitz der letzten großen Verſammlung, wo Ein Sinn die Fürſten zu beleben ſchien, nie habe ich dich ohne große Bewegung betreten können. Der Ernſt, das Ueberlegte der Bewohner dieſer wichtigen

---

zöſiſche Caſerne wieder, und jetzt, dem Zwecke ſeiner Gründung, durch unſeren kunſtliebenden Monarchen wieder gegeben, erfreut die ſchöne Architektur, und das Wohnliche der inneren Räume in Verbindung mit der Sorgfalt, die der Erhaltung des Ganzen gewidmet wird, von Neuem den Reiſenden auf die wohlthuendſte Art.

Stadt in allen ihren Handlungen, die Ruhe, in welcher der Veroneſer jeden Entſchluß faßt, nachdem er die Sache vorher erſt gründlich geprüft hat, alles dieſes, ſo ganz verſchieden vom übrigen Italien, und eben ſo verſchieden von Deutſchland, hat mir öfters Verona als etwas ganz Beſonderes erſcheinen laſſen, und deſſen Bewohner als eine beſondere Gattung von Menſchen, die als abgeſchloſſener Staat daſtehen, und durchaus keine Verbindung mit dem übrigen Italien haben.

Aber die große Anhänglichkeit der Veroneſer an das Haus Oeſterreich, namentlich ihres reichen Adels, iſt ebenfalls ein hervorſtechender Zug derſelben, denn während Mailand immer murrt, und Venedig ſeufzt, erfreut ſich der Veroneſer ſeiner Ruhe, ſeines Wohlſtandes, und keine Klage entſchlüpft ſeinem Munde.

Ich hatte Verona, während des Congreſſes, der ihm, wegen ſeiner Anhänglichkeit an

das Kaiſerhaus, bewilligt ward, zum erſten Male beſucht, und fand freilich das Bild deſſelben lebendiger, bunter als ſpäterhin. Die Häuſer waren von innen und von außen neu geputzt und geziert, die entfernteſten Straßen neu gepflaſtert, die Gaſthöfe voller Bewegung, und der Corſo von Kaiſern, Königen, Fürſten und Herren bevölkert, die im langſamen Wagenzuge auf- und niederfuhren. Freilich blitzte noch manches Eigenthümliche, manches Altfränkiſche durch, das man weder in dem ganz europäiſchen Mailand, noch in Venedig fand, ja man ſah unter Anderen Wagen in den ſeltſamſten Formen, zuweilen mit Göttergeſchichten bemalt, wie ich mich als Kind eines ähnlichen von meinen Großältern her auf dem Lande erinnere. Doch dieſes ſtellte ſich als Ausnahme dar, ſonſt war, wie ſchon geſagt, Alles friſch, neu und lebendig.

Der Congreß war für mich eine neue

Epoche meines Lebens, ich erwartete viel Freude, viel Vergnügen, aber mit Ausnahme der hochgeſtellten und merkwürdigen Perſonen, die ich ſah, fand dieſes ſo gut wie gar nicht ſtatt. In den drei Wochen, daß ich mich dort aufhielt, gab es auch nicht ein einziges Feſt, man ging in die Oper, die in anderen großen Städten Italiens beſſer war, und lebte eigentlich nur unter Männern. Die einzige Frau, welche alle Abende empfing, und auch, mit Ausnahme von Lady Londonderry, die einzige anweſende Gemahlin eines Diplomaten, war die Fürſtin Lieven. Hier vereinigte ſich der größte Theil des diplomatiſchen Corps, und ich hatte Gelegenheit, die große Gewandtheit des Fürſten Metternich zu bewundern, der von den heiterſten Erzählungen abzuſpringen verſtand, in irgend einem Winkel für einige Zeit, mit einem andern Diplomaten von Geſchäften leiſe ſprach und ſogleich wieder in den früheren munteren erzählenden Ton einfiel.

Kein Menſch der Welt hat es wohl je beſſer verſtanden, die wichtigſten Geſchäfte mit der höchſten Leichtigkeit im Umgange zu verbinden, und wären, was nicht zu verlangen, alle Diplomaten zu Verona ihm gleich geweſen, ſo hätte dieß gewiß auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe dort auch für den nicht Geſchäftigen einen großen Einfluß gehabt. Dieß war aber nicht der Fall, denn Alle, die man früher als angenehme geſellige Leute gekannt, oder als ſolche nachher wieder ſah, waren dort meiſt ungenießbar. Jeder dachte nur daran, was er, bei der Kürze des Congreſſes, zu thun, zu ſagen, zu wirken habe, allenthalben ſah man kleine Apartés und wollte man mit einem Diplomaten von anderen Dingen ſprechen, ſo merkte man ihm bald die Zerſtreutheit an, und erhielt eine halbe Antwort.

Fern ſey es indeſſen von mir, darüber einen Tadel auszuſprechen, denn wenn ich meinen Kopf voll habe, bin ich auch, was man mauſſade

nennt, und ich will nur meine Behauptung rechtfertigen, daß ein Congreß für die Geschäftslosen von keinem Genusse ist, und seyn kann, sobald nicht, wie früher zu Wien, er in einer großen Stadt gehalten wird, wo es auch große Feste giebt.

Nur mit der militairischen Begleitung der Fürsten und mit den jungen Attachés, von denen Manche sich blos aus Neugier einer Gesandtschaft angeschlossen hatten, war der Umgang angenehm und mit diesen besah ich am Tage alles Sehenswerthe der Stadt, und ging Abends in die Oper, wo man in dem dazu gehörigen Café mit Nina Vapore, einer schönen Venetianerin, der Besitzerin desselben, sich unterhalten konnte, obgleich die eifersüchtigen Blicke eines ihr sehr ergebenen jungen Veroneser Grafen, dieses Vergnügen manchmal erschwerten.

Des Mittags aß man gewöhnlich an öffentlichen Orten, denn von Diners war nicht wei-

ter die Rede, da jeder fürſtliche Herr bei ſich zu Hauſe Tafel hielt, wozu er wohl ſeine zufällig anweſenden Unterthanen befahl, und die Geſandten an ihrem Tiſche auch nur die durch Verhältniſſe ihnen näher ſtehenden Perſonen ſahen. Indeſſen hatte der allgemeine Frieden auch hier manche alte Gegner verſöhnt. So fand ich eines Tages an der Tafel des Fürſten Hardenberg den alten Miniſter, Grafen von Haugwitz wieder, und erinnerte mich, daß ich funfzehn Jahre früher ebenfalls bei erſterem zu Berlin mit dem Grafen Haugwitz ein Verſöhnungsdiner angenommen hatte. Beide waren damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und hatten ſchon vorübergehende Kämpfe gehabt, bald aber brach nach der Schlacht von Auſterlitz der große Kampf wegen der Beſetzung von Hannover ein, und Hardenberg reſignirte. Jetzt waren beide noch am Leben, aber der vortreffliche Staatskanzler in den letzten Monaten

ſeiner thatenreichen Laufbahn und Graf Haugwitz wohnte in der Gegend von Venedig, wo er ſich angekauft hatte, in völliger Zurückgezogenheit. Beide alte Herren ſangen nun das bekannte Lied aus Porſtens Geſangbuche, deſſen erſter Vers mit den Worten ſchließt: „All Fehd hat nun ein Ende," und Meinungen, die die Welt erſchüttert hatten, waren vergeſſen, verſchwunden, und verfloſſen, wie der Schaum des Glaſes Champagners, das ſie Einer auf des Andern Geſundheit tranken.

So war das äußerliche Leben des Congreſſes zu Verona, in der damaligen Zeit. Was das Innere deſſelben betrifft, ſo iſt Alles durch Chateaubriand, wenn auch mit manchem Selbſtruhme, doch auch mit ſo vielem Geſchick und in ſo blühender ſchöner Sprache dargeſtellt, daß es ſich höchſt angenehm lieſt und dem Laien gewiß einen Blick in diplomatiſche Verwickelungen und deren Löſung giebt, wie es wohl ſelten

beſſer und getreuer angetroffen wird. Das Leben und Treiben dieſer ſo wichtigen Verſammlung ſteht klar und deutlich vor unſeren Augen.

Mein dießmaliger Aufenthalt in Verona dauerte keinen halben Tag. Natürlich war der Gang zur Arena, der wohlerhaltenen, jetzt von allem Schutt und allem Mauerwerk befreiten Arena, mein erſter Gedanke. Während des Congreſſes war in derſelben unten ein hölzernes Sommertheater aufgeſchlagen, von dem aus ich mich oft nicht enthalten konnte, die ſteinernen Stufen hinauf zu klettern, bei ſinkender Sonne die ſchöne Landſchaft auf der einen Seite mit den Tyroler Bergen im Hintergrunde, zu bewundern, das mächtige Steinwerk, das allen Jahrhunderten getrotzt, anzuſtaunen, und dann das kleine dürftige hölzerne Theater tief unten anzuſchauen, wo ſich die geſchminkten Künſtler abarbeiteten, um einen vorübergehenden Effekt für den Abend hervorzubringen, während mich

die leblos ſprechende Natur und die baulichen Wunder der alten Welt ſo unbeſchreiblich ergriffen.

Beim Wiedererblicken der Arena fielen mir jene Abende wieder lebhaft ein, aber außerdem konnte ich nicht umhin, mich eines Vergleiches zu erinnern, den mir die Arena und das Coloſſeum zu Rom, die ich früher kurz hintereinander ſah, damals entriſſen.

Das Coloſſeum verfiel zu jener Zeit von Jahr zu Jahr. Man wollte es in ſeiner ganzen alten Würde laſſen, die Arena hingegen bekam einen Stein eingeſetzt, ſo wie nur einer zerbrach. So ſtand das letztere ſtets ganz und unverſehrt da, und ſo ſchienen ſie mir zweien Verfaſſungen gleich, von denen die eine bleiben ſoll, wie ſie iſt, und allmählig zerbröckelt, und die andere ſich erhält, weil man bei ihr Veränderungen anbringt, die das alte Werk ſtützen.

Nachmittag 4 Uhr verließ ich Verona für

Mailand. Die Kälte hatte ſich nur um Weniges gemildert, und die Luft erinnerte mich nicht daran, daß ich in Italien ſey. Ueberhaupt iſt der Winter, wenn er auch kurz iſt, doch im ganzen Norden von Italien, namentlich zu Mailand und Turin, wegen der Nähe der Gebirge und ihrer hohen Lage, ſehr ſtrenge, und die Heizanſtalten haben ſich erſt in der neueren Zeit etwas gebeſſert. Die meiſten, namentlich die alten Italiener haſſen aber auch warme Zimmer. Ich kenne zu Mailand eine Dame, welcher zu Ehren, ſobald ſie ihre Mutter im Winter beſuchte, zwei Stücken Holz in den Kamin gelegt wurden, während ſie ſelbſt ſich in den entgegengeſetzten Winkel des Zimmers nieder ließ, und einen Schirm davor, damit ſie nur nicht den widrigen Anblick des, wie ſie meinte, ungeſunden Feuers habe, das überdieß dem Teint ſo durchaus ſchädlich ſey. Wenn nun dieſes auch übertrieben ſeyn mag, ſo iſt es wohl keinem Zweifel

unterworfen, daß unſere meiſten Erkältungen im Winter den ſtark geheizten Zimmern zuzuſchreiben ſind, aus denen wir oft, ohne alle und jede Vorſicht, ins Freie treten.

Um 10 Uhr des andern Morgens, an einem Sonntage fuhr ich durch die Porta Orientale über den reinlichen Corſo, auf den prächtigen Dom zu, bog links in die Contrada Visconti, und fand mich ſogleich in dem ſchon manchmal bewohnten Hôtel de la Pension Suisse française angelangt und auch wieder eingebürgert.

Denn zum vierten Male war ich jetzt in Mailand, und zwar das erſte Mal noch in dem Jünglingsalter, und feierte dort meinen 23jährigen Geburtstag. Jener Aufenthalt war eigentlich ein Impromptu zu nennen. Auf einer Alpenreiſe in der Schweiz, mit meinem verſtorbenen Bruder Achim und dem noch zu Hannover lebenden Oberſchenken Freiherrn von dem

Buſche München begriffen, waren wir nach Chur in Graubünden gekommen, als plötzlich der Gedanke in uns rege ward, die Alpen für einige Tage zu überſchreiten und den Comer See und Mailand zu beſuchen. Geſagt, gethan; das Schöne der Jugend, daß ſie ſich nicht lange beſinnt! Und des anderen Morgens waren wir ſchon unterwegs. Die furchtbare aber grandioſe Via Mala ward überſchritten, eine Nacht ruheten wir uns aus, und beim Aufgange der Sonne, ſetzten wir ſchon wieder unſere Wanderung fort. Die ſchönen Gegenden hörten auf, ungeheure Felsmaſſen hatten wir zu überſteigen; faſt ermüdete der Fuß, aber die Abſicht ſollte erreicht werden, noch Abends uns unter italieniſchem Himmel zur Ruhe zu begeben. Fernow iſt es, wenn ich nicht irre, der, auf der Höhe von Optſchina angekommen, an deren Fuße tief unten Trieſt, mit ſeinen ſcheinbaren Kartenhäuſern liegt, die Gefühle, die ſich alsdann des

Deutſchen bemächtigen, mit denen einer Braut vergleicht, die ſich den Armen liebender und geliebter Eltern entreißen ſoll, um ſich denjenigen ihres Bräutigams anzuvertrauen, und wenn man in älteren Jahren zum erſten Male den italieniſchen Boden betritt, ſo mag der Vergleich richtig ſeyn. In der Jugend indeſſen ſind Gefühle der Art nicht überwiegend; man blickt nur vorwärts, man denkt nicht zurück, und ſo kann ich nicht gehörig das Wonnegefühl beſchreiben, das ſich meiner bemeiſterte, als plötzlich die Felſen nur noch zu den Seiten lagen, und ich tief unten das blühende Thal von Chiavenna erblickte, wo das Nachtlager gehalten ward. Ich übergehe die Reiſe auf dem lieblichen Comer See. Genug, daß wir des anderen Morgens, beim Vorüberſchiffen an der Villa Pliniana Goethes berühmtes Lied nach Reichards Melodie anſtimmten, zu Como Nichts als Neues, Fremdes ſahen, und noch denſelben Abend in die,

im Vergleich zu ſämmtlichen deutſchen Theatern, damals uns ungeheuer erſcheinende Scala, mit einem unwillkürlichen Rufe des Erſtaunens traten, und italieniſche Oper und großes hiſtoriſches Ballet zu ſchauen erhielten.

Der Dom und die Scala, ſo fremd ſie einander in ihren Zwecken ſind, bilden dennoch den Hauptpunkt des Lebens in Mailand. Die Lombardei iſt reich, überreich, ihre Felder bieten durch die zweckmäßigen Berieſelungen einen unglaublichen Ertrag dar, die ländliche Induſtrie giebt die herrlichſten Erzeugniſſe, die nur irgend ein Landſtrich bieten kann, der Handwerker iſt reich, der Geldmann verſteht ſein Geld auch geltend zu machen, der Adel iſt überreich, Alles lebt in Fülle, Alles iſt beſchäftigt, und dennoch bildet die Scala, ein Operntheater mit ſchönem Ballet, den Mittelpunkt des ganzen Lebens, und das Gouvernement giebt dieſem Etabliſſement und dem anderen Theater der Canno-

biana jährlich zweimalhundert fünf und siebenzig Tausend Zwanzigerstücken, d. h. über ein undneunzig Tausend sechs Hundert sechs und sechzig Gulden Conventionsgeld, damit Alles großartig sey, und die Vorstellungen den beiden schönen Gebäuden entsprechen.

Der Grund ist einfach der: Die Scala ist, bei ihrer Begründung durch reiche Privatleute, so gebaut worden, daß jeder Theilnehmer eine Loge als Eigenthum erhalten hat, welche, gleich einem Hause, von einer Hand in die andere geht. Ein solches Haus wird nun, je nach dem Geschmack seiner Besitzer, mit schönen Meubeln und Tapeten versehen, auch ganze Gesellschaften nehmen wohl drei oder vier Logen zusammen, und haben dort Vereinigungen, wo gespielt, aber auch Allerlei besprochen wird; die Preise sind im Abonnement wohlfeil, und auch das Militair nimmt auf solche Art daran Theil,

daß, je nach dem Grade und der Beſoldung, der Preis niedriger oder höher ſteht. So iſt die Scala ein Staat im Staate, wie in keinem anderen Orte Italiens, ſie iſt nicht allein der Kunſt, ſondern der Eitelkeit, dem Putze und den Geſchäften gewidmet. Was Wunder alſo, wenn ich ſage: ſie bildet den Mittelpunkt der Geſelligkeit und der Unterhaltung zu Mailand, und wenn man ſich des Morgens im prächtigen Dome geſehen, ſo ſieht man ſich des Abends in der Scala wieder, denn, mit Ausnahme der Cannobiana, treten alle anderen Theater Mailands gegen ſie in den Hintergrund. Als ich das erſte Mal dort war, hatte ſie aber noch einen anderen, wiewohl ſehr gefährlichen Anziehungspunkt, und zwar das Spiel. Es war die Zeit der transalpiniſchen Republik, und eben ſo wie das franzöſiſche Gouvernement durch die Spielhäuſer zu Paris eine große Einnahme bezog, ſo war es auch zu Mai-

land der Fall, denn ſechzehn Spieltiſche waren in den verſchiedenen Sälen der Scala anzutreffen, wo das aufgeſchüttete Gold den Zuſchauer nur zu ſehr reizte, und er, indem er eine ſchöne Arie verlor, doch etwas Anderes dafür zu gewinnen hoffte, was leider gewöhnlich nicht der Fall war. Alles dieſes iſt geändert, und der einzige Saal mit ſeinen vortrefflichen Erfriſchungen, zieht nur noch als Ruhepunkt den Beſucher der Scala an.

Für dieſes Mal hatte ich beſchloſſen, acht Tage in Mailand, wo ich manche alte Bekannte wieder antraf, zu verleben. Sie gingen nur zu ſchnell vorüber. Noch immer war der Corſo mit den glänzendſten Equipagen gefüllt, die Boutiquen boten die ſchönſten Gegenſtände aller Art, zweckmäßig aufgeſtellt, dar, aber die Verkäufer von Süßigkeiten, beſonders jedoch diejenigen der vortrefflichen Salamis, Schinken und Käſe, waren an Erfindung neuer Arten der Anziehungskraft

nicht hinter den Franzoſen und Engländern zurück geblieben.

So bot der Corſo dei Servi einen Laden dar, an welchen unwillkürlich das Auge gefeſſelt ward, weil ſich hinter ſeinen Fenſtern ein gelbes Gebäude von etwa 1½ Fuß Höhe und in eben ſolcher Breite erhob, das ein Speiſehaus darſtellt, wo die Leute Maccaroni verzehren, welche eben gekocht werden. Die Ueberſchrift iſt: Cucina stupenda. Qui si mangia bene, si spendo poco: Erſtaunenswürdige Küche, wo man gut iſſet und wenig zahlt." Alle Figuren waren etwa drei Zoll hoch, ſehr zierlich gearbeitet und verrichteten die dahin gehörigen Beſchäftigungen; die Einen kochten, die Anderen aßen, der Eine erfuhr ſchon die Folgen des übermäßigen Genuſſes, die Geſichter waren ausdrucksvoll; und woraus beſtand die Maſſe, aus welcher die Cucina stupenda verfertigt war? nicht aus Stein, oder Holz, oder

irgend etwas Feſtem, ſondern aus Butter, ich ſage reiner gelber Butter. Wenn man nun dieſes Werk ſieht, ſo erklärt es ſich, wie der groſse Canova, in der Küche des Nobile Falieri zuerſt dadurch deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich zog, daß er auch aus Butter die künſtlichſten Sachen, unter Anderen einen Löwen ſchuf, und nachher die Hoffnungen ſeines Gönners nicht täuſchte, der ſich der ferneren Entwickelung ſeines Talentes mit ſo vieler Sorgfalt annahm.

Wenn ich ſo eben von den ſchönen Equipagen, von den eleganten Boutiquen zu Mailand geſprochen, was ſoll ich erſt von den vielen Paläſten, von den groſsen Mittelwohnungen, von der, im Verhältniſſe zu anderen groſsen Städten Italiens, gewiß bemerkenswerthen Reinlichkeit der Bewohner ſagen, was ferner von der inneren Einrichtung der Wohnungen? Ich ſchweige vom Palaſte des Gouverneurs, den Paläſten Litta, Serbelloni und anderen, wo Alles von

Seide und Gold ſtrotzt, ich ſpreche von der Mittelclaſſe, vom Kaufmannsſtande, wo, in verſchiedenen Nuancen, man es keinen Augenblick vergißt, daß man ſich in der wahrhaft reichen Hauptſtadt eines wohlangebauten und väterlich adminiſtrirten Landes befindet. Und doch hört man öfters Klagen über die Regierung, ja, die Ergebniſſe von früheren Jahren haben bewieſen, daß aus den Klagen ſich leider etwas Anderes noch entwickelt hat. Doch, Alles iſt verziehen, Niemand wird beunruhigt, alſo will auch ich mich dabei beruhigen. Genießt doch überhaupt der Fremde immer des Glücks, daß, unbekümmert um das Treiben der Parteien er in jedem Lande, auch ſelbſt in demjenigen, wo es noch ſo arg hergeht, gewöhnlich gut aufgenommen iſt, weil er Niemandem im Wege ſteht, und Niemand verlangt, daß er ſich ihm und ſeinen politiſchen Freunden beſonders anſchließen ſolle. Thöricht daher die Fremden, wie ich deren leider Manche

gekannt, welche dieſem entgegen gehandelt, und ſich laut für dieſe oder jene Partei ausgeſprochen haben, denn die beiden großen Zwecke des Reiſens, **Vergnügen und Belehrung, werden beide verfehlt.**

Privat- und öffentliche Vergnügungen giebt es zu Mailand, wie in jeder großen Stadt, aber dennoch bleibt immer die Scala, auf die ich wieder zurück kommen muß, die große Hauptvereinigung, wo ſich Alles trifft, und wo man ſich in den reich verzierten und gut erleuchteten Logen, in Geſellſchaft liebenswürdiger und hübſcher Frauen, wahrhaft gemächlich befindet.

Die Vorſtellung ſelbſt bot dieſen Winter, durch das erſte Auftreten einer Spanierin, Signora Montenegro einen großen Anziehungspunkt dar. Ich hatte ſie zu Berlin nur in zwei Concerten gehört, und ihr ſeelenvoller Geſang bei kleinen Mängeln, zog uns da-

mals ſehr an. Indeſſen fürchteten wir, daß ihre uns nicht gerade ſtark ſcheinende Stimme, nicht hinreichend für die Scala ſeyn würde, mit deren Direction ſie ſchon damals für den Winter den Contrakt abgeſchloſſen hatte.

Man war indeſſen im Irrthume geweſen, denn als ich in den erſten vierzehn Tagen ihres Auftretens zu Mailand erſchien, fand ich Alles im Entzücken über die vortreffliche Künſtlerin.

Das Publicum von Mailand iſt das ſtrengſte von ganz Italien. Der Geſang iſt ihnen das Erſte, dann kommt das Spiel, dann die äußere Erſcheinung. Auf den deutſchen Theatern, und namentlich in Berlin, urtheilt man gewöhnlich anders; erſt will man Schönheit, zum wenigſten ein paſſendes Aeußere für die darzuſtellende Rolle, dann ein gutes Spiel, und zuletzt auch einen ſchönen Geſang. Signora Montenegro wußte nun bei einem ſchönen Geſange, dem je-

doch von den Kennern noch manche Schwächen vorgeworfen wurden, durch ihre äußere Erscheinung, und durch ihr großartiges Spiel in der Norma, so die Versammlung in Bewegung zu setzen, daß bei ihrem jedesmaligem Auftreten die leidenschaftlichsten Aeußerungen des Beifalls sich kund gaben, und man es ihr sogar, mirabile dictu für Mailand, verzieh, wenn, bei ihrer großen Leidenschaftlichkeit sie der Kunst vergaß, und eine oder die andere Note etwa zu hoch anschlug.

Der Montenegro zur Seite in anderer Sphäre, jedoch schon europäisch geworden, stand die unvergleichliche Fanny Elsler, aber höchst sonderbar mußte ich hier, zur Ehre Berlins, Mailand in den Schatten stellen, insofern, was auch alle Gebildeten Italiens sehr zu ärgern schien, die vortrefflichsten graziösesten Stellungen der großen Künstlerin nur wenig beachtet wurden, und erst der rauschende Beifall mit dem Augen-

blicke begann, wann der eigentliche Tanz seinen Anfang nahm, alsdann jedoch nicht zu enden schien. Eine zweite sehr brave Tänzerin war Mademoiselle Grahn, welche auch eine große, ihr leidenschaftlich anhängende Partei hatte, aber doch wohl, meiner Ueberzeugung gemäß, sich keineswegs mit Fanny messen kann.

Die zweite Sängerin, nächst der Montenegro hieß Maulvan, ein schönes junges Mädchen, und die auch viel verspricht. Für den Augenblick war sie nach London engagirt, und wahrscheinlich wird man später noch von ihr hören. So weit die Frauen; unter den Männern hörte und sah ich, weder in Gesang noch Tanz etwas Ausgezeichnetes, daher ich den Artikel des Theaters in Mailand hiermit schließe, weil es zu weit führen würde, der verschiedenen Schulen im Gesang, Tanz und Pantomime anders zu erwähnen, als daß sie wie früher, mit vieler Sorgfalt in Ordnung gehalten werden, und für alle

Theater Italiens und anderer Länder von dem größten Nutzen ſind.

Mailand iſt einer derjenigen Orte, wo man am Tage in beſtändiger Bewegung bleibt; man ſieht ſo viel, man hört ſo viel, Alles lebt im Sinnenrauſch, und ſucht das Vergnügen auf alle mögliche Art auf. Ich erwähne nicht der vielen anderen Theater in der Stadt, und der Bälle auf dem Caſino dei Nobili und demjenigen dei Mercanti, denn Adel und Bürger ſcheinen zu Mailand nicht als Geſellſchaft ſich viel zu ſehen, wohl aber eines Clubs, den die vornehme italieniſche Welt, jedoch dieſes Mal ohne Standesunterſchied, begründet hat, wo Küche und Keller im vortrefflichſten Zuſtande ſind, und wo in einem beſonderen Zimmer ſich alles Mögliche befindet, was zu einer Mannestoilette nur irgend nöthig iſt, um in der nahe gelegenen Scala, wo man doch einmal ſeinen Abend zubringt, ſtets reinlich und elegant zu erſcheinen,

da die Sitte verlangt, daß man eine Loge, worin ſich Damen befinden, nie anders als im vollen Geſellſchaftsanzuge betritt.

Der Vicekönig und ſeine Gemahlin, wo ich früher großen Geſellſchaften beigewohnt, waren noch in Wien, und die Nachricht eines großen häuslichen Unglücks, die am vorletzten Tage meines Aufenthaltes zu Mailand eintraf, beſchränkte für einige Zeit die Vergnügungen in den höheren Kreiſen, und der auf den nächſten Tag feſtgeſetzte Ball des ſonſt höchſt gaſtfreien Civil-Gouverneurs, Grafen von Spaur, unterblieb.

Auch den allbekannten verehrten Grafen Wallmoden, den Feldherrn par excellence in der Armee genannt, fand ich noch als Gouverneur der Stadt, in voller Kraft, und wie einen Jüngling, voller altgewohnter Theilnahme an demjenigen, was das Leben Angenehmes biet, denn ſind die Zeitgenoſſen nicht ſchon dahin,

ſo findet man ſie leider gewöhnlich als alte moroſe Leute wieder, und darum fühlt man ſich ſo wohl, wenn man Jemand nach Jahren von Neuem erblickt, der hierin eine ſo ſeltene Ausnahme macht, und die Welt noch immer ſo anſieht, wie wir es ſelbſt thun.

Ich habe Mailand und das Leben dort zu ſchildern geglaubt, wie es mir ſtets geſchienen. Mailand hat gewiß Alles, was den Lebensgenuß bedingt, und es wäre gewiß die erſte Reſidenz der Welt. Da dieſes aber nicht der Fall iſt, und ihm das Angenehme des Aufenthaltes fremder Geſandten abgeht, da überdieß das Klima nicht das beſte iſt, und es auch nur wenige Kunſtſchätze enthält, ſo ziehen alle Fremden nur durch und verleben ihren Winter in Florenz, Rom oder Neapel.

Ich ſchließe dieſe Schilderung mit den treffenden Worten der Contemporaine in deren Memoiren.

A Milan tout est donné à l'esprit au plaisir, aux aises surtout, et cet apparent égoisme de la mollesse, étant géneral, cesse presque d'être un vice, parceque personne ne donne plus qu'il ne reçoit et que là ou il n'y a point de dupes, il n'y a non plus de fripons.

Am neun und zwanzigſten Januar verließ ich, nach Bezahlung einer höchſt billigen Rechnung, die Pension Suisse, und beſtieg für Genua den Wagen. Der Weg läuft in der Fläche faſt immer längs dem nach Pavia führenden Kanale hin, auf dem mehrere Poſtſchiffe uns entgegen kamen. Die prächtige Certoſa, mit ihrem koſtbaren Moſaik-Schmuck, von allen möglichen Arten ächter Steine, welche jetzt den Karthäuſern zurückgegeben iſt, ließ ich dieſes Mal unbeſucht, weil ich ſie ſchon kannte. Nach Pavia empfing mich bald die ſardiniſche Mauth, wo nicht flüchtig, aber auch nicht ſtrenge viſitirt ward, und Abends waren wir in Tortona

angelangt. Bald darauf fällt der Weg in die von Turin und Aleſſandria kommende Straße, da die Bocchetta, das Gebirge, über welches ſonſt die Straße von Turin nach Genua führte, jetzt ganz verlaſſen iſt.

Indeſſen kommt man auch von der neuen Straße in das Gebirge, und da ich jetzt ſo, mit voller Sicherheit, gegen Raubanfälle, die Nacht hindurch, dieſen Weg fuhr, konnte ich nicht umhin, an frühere Zeiten zurück zu denken, wo ich die Straße über die Bocchetta mit Lebensgefahr zurück gelegt hatte, und wenn auch nicht immer das Leben verloren ging, doch wenigſtens was man um und an ſich hatte, eine Beute der Räuber ward.

Wenn man überhaupt ſo in die Vergangenheit zurückblickt, und wie jeder Schritt in die Ferne mit der faſt ſichern Erwartung irgend eines Abentheuers, und wäre es auch nur ein zerbrochener Wagen geweſen, erkauft ward, ſo begreift

man oft nicht, wie man überhaupt am Reiſen ein Vergnügen gefunden habe. Aber zuweilen ſind Schwierigkeiten, und deren zu hoffende Ueberwindung gerade dasjenige, was den Menſchen zu Unternehmungen allerlei Art antreibt, und ſo war es auch damals mit den Reiſen der Fall.

Meine Reiſe über die Vocchetta fand am Ende des Jahres 1802 ſtatt. Nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten zu Genf, beſchloſſen nämlich mein Bruder und ich, ſtatt gerade nach Paris zu gehen, wo wir den Winter zuzubringen gedachten, unſeren Wagen und Diener zurück zu laſſen, (denn welcher nur irgend wohlhabende Mann hätte wohl damals einen deutſchen Poſtwagen erklettert?) eine öffentliche Diligence zu beſteigen, Turin und Genua zu beſuchen, und dann durch das ſüdliche Frankreich unſere Tour mit Lyon zu beſchlieſſen, wohin der Wagen wiederum beſtellt ward.

Eine franzöſiſche Diligence war nun

wohl kein deutſcher Poſtwagen, aber immer ſchwerfällig genug gebaut, während in England ſchon lange die leicht conſtruirten Wagen, mit ſchönen Pferden beſpannt, die Reiſenden auf ebenem Wege raſch beförderten, und ſo kann man älteren Leuten wohl die Anglomanie verzeihen, die wir im Norden ſchon mit der Muttermilch einſogen, wenn man bedenkt, daß faſt alle Fabrikate, die aus der glücklichen Inſel kamen, ſo unglaublich viel beſſer verfertigt waren, als man ſie bei uns bereitet fand. In der That war mir England, und beſonders, nachdem ich längere Zeit dort gelebt, wie eine Geliebte geworden, an der man auch die Fehler ſchön findet, und ſie zu entſchuldigen ſucht.

So viel ſey hiermit beiläufig geſagt; genug, daß der ſchwerfällige Kaſten ſechs Perſonen aufnahm, von denen unter Anderen einer der mehrere Jahre als ſächſiſcher Geſandter zu Berlin lebende General von Thiollaz, ein geborner

Savoyarde, war. Thiollaz war ſehr wohlbeleibt, und ſo würde er im engen Wagen ſeinen Nachbarn ſehr unbequem gefallen ſeyn, wenn eine feindliche Kugel in Aegypten dem Einen derſelben nicht den Gefallen erzeigt hätte, ihn des rechten Armes zu berauben, ſo daß dadurch Alles wieder ins Gleiche kam.

Glücklich wurden die ſavoyiſchen Berge, jedoch höchſt langſam, überſchritten, in Annecy ward der arme Thiollaz ſchwermüthig, dort war ihm ſein Bruder in der Revolution ermordet worden, am dritten Tage waren wir Mittags in Chambery, wo der General uns verließ, dagegen ſich ein junger Franzoſe zu ſeinem Platze meldete. Da er indeß bei der Abfahrt nicht erſchien, ſo ward ohne ihn weiter gefahren. Kaum hatten wir aber eine Viertelmeile zurückgelegt, als in vollem Schreien, über und über mit Schmutzflecken bedeckt, (wir hatten einen naſſen Wintertag,) der Franzoſe zu Pferde hinter uns

her kam, den Wagen anhielt, und in vollem Schimpfen über die zu frühe Abreiſe, ſich im ſchmutzig geblümten Gewande zu uns ſetzte. Die Fenſter blieben für einige Zeit geöffnet, ein günſtiger Wind ward der Näſſe verderblich, das Kleid trocknete, und bald war aller Unfall vergeſſen. Indeſſen ward uns nun des jungen Menſchen Geſchwätzigkeit unerträglich, denn über Alles ſchimpfte er, und beſonders ließ er ſeinen Zorn gegen einen jungen unſchuldigen Iſraeliten aus, welcher in ſeine Heimath, nach Turin zurück ging. Auch den Conducteur, einen Schweizer, mit einem erſchrecklichen franzöſiſchen Accente, ließ er keinen Augenblick zufrieden. So waren wir, in dieſer nicht anziehenden Geſellſchaft, in der Nacht, am Fuße des Mont Cenis angekommen. Noch ward dieſer Berg, gleich dem St. Gotthard und dem Splügen, nicht zu Wagen paſſirt, ſondern, wer einen beſaß, mußte ihn völlig aus einander nehmen, und die verſchiede-

nen Theile auf eine Menge Maulthiere ſetzen laſſen, worauf der Wagen dann, nach überſtandener Reiſe, auf der anderen Seite des Berges, wieder zuſammengeſetzt ward. In der That, als ich des anderen Morgens eine ſolche Caravane ankommen ſah, hätte ich nie glauben ſollen, daß aus allen dieſem wieder ein Ganzes hervorgehen könne; und doch war dem ſo. Die Geſchicklichkeit und Sorgſamkeit der damit Betheiligten war ſo groß, daß auch nicht ein Nagel abhanden kam, und man Nichts verlor, als die bedeutende Summe, die ein ſolcher Transport koſtete. Was unſeren Wagen betrifft, ſo blieb derſelbe am Fuße des Berges zurück, und wir alle beſtiegen Maulesel, worauf die Reiſe begann, nachdem der junge Franzoſe ſich noch mit einem Neger in Händel eingelaſſen, der ihn aber bald ſehr ernſt zu beruhigen wußte.

Die Kolonne brach ſtillſchweigend auf, als wenn ein Ueberfall beabſichtigt würde, ich war

zufällig der allerletzte, und bald begann die Schneeregion. Plötzlich wurde Halt gerufen, ein Maulesel war mit allen Sachen den Berg hinab gefallen, und mußte erst wieder herauf geholt werden, und zugleich erhob sich von der Seite ein starker scharfer Wind. Ohne Ueberlegung, wie die Jugend thut, war ich gereist, und hatte auch nicht das mindeste von Pelzwerk, oder sonstiger, wahrhaft wärmender Bekleidung bei mir, so daß ich wirklich halb erfroren war, als nach einer guten Viertel- wo nicht halben Stunde, sich die Kolonne wieder in Bewegung setzte. Doch bald gerieth ich in eine andere Verlegenheit, die noch übler hätte ablaufen können, denn man hat wohl von der Nachahmungssucht der Affen gehört, aber wohl schwerlich von derjenigen der Maulesel. Es schien nämlich, als wenn das Thier, welches ich bestiegen hatte, auch einige Erfahrungen in der Tiefe zu machen wünschte und sich anschickte, mit mir absichtlich einen gleichen Sprung

machen zu wollen, als ſeinem Gefährten durch Zufall begegnet war. Vergebens ſuchte ich nun, durch alle möglichen Mittel, ihn dahin zu bringen, der Kolonne zu folgen; indeſſen wollte er ſtets der Tiefe zueilen, ſo daß ich mich endlich genöthigt ſah, laut zu rufen; und abermals hielt die Kolonne an, der Conducteur erſchien, und das Thier ſah ſich gezwungen, bon gré mal gré den anderen ſich anzuſchließen. So verlebten wir den Reſt der Nacht ſchweigend, immer den tiefen Schnee durchwandernd; es fing an Tag zu werden, wir erblickten auf der höchſten Fläche ein Dach, und der Conducteur rief freudenvoll aus: Che fois la Poste. Ich ſehe die Poſt! ein ſo wohlklingender Ton, wie mir ſchlechtes Franzöſiſch nie vorgekommen iſt.

Um neun Uhr waren wir auch wirklich in der Poſt angelangt, und hatten hier Gelegenheit zu frühſtücken, und uns auszuruhen. Nach einer Stunde Aufenthalt ſollte es aber nun den

Weg himmter gehen, und zwar auf diejenige Art, die man se faire ramasser nennt, d. h. eine oder zwei Personen nehmen ihre Plätze auf einem Schlitten, ein Mensch mit spitzen Stangen vorne sitzend, dirigirt denselben, und so geht es im Fluge hinunter. Mit einem Worte: was die Montagnes Russes im Kleinen sind, geschieht hier im Großen, und man behauptet: ein Engländer, denen immer alles Sonderbare zugeschrieben wird, habe einmal eine geraume Zeit am Fuße des Berges auf der savoyischen Seite gewohnt, und sey täglich auf die Spitze geklettert, um sich auf diese Art hinabzulassen.

So leicht, wie auf der Seite von Savoyen, wo man nur gerade hinunter zu fahren braucht, war die Sache indessen nicht auf der italienischen, denn hier geht der Weg im Zickzack, an Abgründen vorbei, und es gehörte eine gewisse Geschicklichkeit dazu, um uns ohne Unglück hinab zu bringen. Ich kam, ich weiß nicht durch

welchen Zufall, mit dem jungen Franzoſen auf einen Schlitten, und der junge Iſraelit auf einen anderen mit meinem Bruder, zwiſchen denen beiden aber noch ſich eine große Forelle befand, die erſterer auf dem Mont Cenis, wo ſie in dem dortigen See in vorzüglichſter Güte vorhanden ſind, gekauft, und ſeinen Verwandten in Turin mitzubringen, die Abſicht hatte.

Glücklich erreichten wir den Fuß des Berges, wo unſerer die Diligence wartete, die wir auch ſogleich beſtiegen. Der Weg war ſcheuslich, die Unſicherheit dabei groß und zwei franzöſiſche Cavalleriſten, (Piemont war damals Frankreich einverleibt,) dienten uns als Escorte. Nicht lange, ſo brach der Wagen, und von nun ab ging die Reiſe, während eines Tages und zweier Nächte, ſtets auf offenen Bauernwagen, welche von Station zu Station gewechſelt wurden, während der Franzoſe immer auf den, zuletzt auch auffahrenden Iſraeliten, ſchimpfte, weil deſſen Forelle

ihm zuweilen in den Weg kam. Ich ſaß gewöhnlich am Ende und, nach damaliger Sitte, was man jetzt kaum mehr ſagen darf, ohne ausgelacht zu werden, mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe und den Hut darüber, einen Stock in der Hand. Ermüdet von der beſchwerlichen Reiſe, ſchlief ich nun öfters ein, und dergeſtalt verlor ich Stock und Hut, und behielt zur Bedeckung nur die Nachtmütze. So kam ich gegen Mittag vor Turin an, und zog es vor, ſtatt mit der weißen baumwollenen Mütze, lieber cheveux flottants, in die Reſidenz einzuziehen, als ich plötzlich in einer von einem Bedienten gefolgten Dame, die Marquiſe von Parella erkannte, welche ich, als Frau des ſardiniſchen Geſandten, in meiner Kindheit in derſelben Begleitung faſt täglich zu Berlin hatte ſpazieren gehen ſehen. Ich glaubte mich im Augenblicke um wenigſtens zehn Jahre verjüngt.

Ich übergehe unſeren Aufenthalt zu Turin,

um auf dasjenige zurück zu kommen, was eigentlich den Zweck meiner Abſchweifung von meiner jetzigen Reiſe ausmacht, denn nur drei Tage blieben wir dort, wanderten viel in den ſchönen Straßen und in der reizenden Umgebung, beſuchten die Oper in dem glänzenden, wiewohl nicht großen Opernhauſe und fuhren eines Abends von Turin nach Aleſſandria, unter ſteter ſehr aufmerkſamer Escorte, weiter.

In der Nacht berührten wir das Schlachtfeld von Marengo, wo Schädel, Arme und Beine noch in Menge lagen, und unaufgefordert legte mir der Conducteur einen Schädel zum Andenken in den Wagen, der mir aber ſpäter zu Avignon abhanden gekommen iſt. Gegen Abend des anderen Tages ward Aleſſandria paſſirt, und nun begann der Weg in das Gebirge und namentlich die Bocchetta hinan. Genua war noch zu dieſer Zeit, unter dem Namen liguriſche Republik ein ſogenannter

freier Staat, denn viel Freiheit ließ ihm ſchon damals Frankreich nicht, und ſo hatte es auch natürlich ſein eignes Militair. Aber, großer Gott! welch ein Militair erwartete uns zur Bedeckung, als wir an der Grenze ankamen! Infanteriſten, denen es meiſt an Schuhen und Strümpfen fehlte. Es war ein kläglicher Anblick, auch verſicherten ſie, daß der Poſtillon recht langſam fahren müſſe, weil ſie, wie auch begreiflich, nicht mit Pferden und deren ſtarkem Schritte, denn von Trab war nicht die Rede, laufen könnten. Erſt vor acht Tagen war die Diligence angegriffen und ausgeplündert worden, mein Bruder uud ich waren die beiden einzigen Reiſenden, der Conducteur begab ſich zu uns in den Wagen, ſteckte ein Licht an, und ſetzte ſich in Bereitſchaft, bei der erſten Attaque, nur gleich ganz ruhig Alles zu öffnen und die Räuber nehmen zu laſſen, was ſie wollten. In der angeſtrengteſten Erwartung, denn Schlaf kam wohl nur

auf kurze Zeit in unſere Augen, verging die Nacht, als wir, bei einer Wendung des Wagens, einen Trupp Menſchen vor einem Muttergottesbilde knieend und betend antrafen. „Da ſind ſie!“ rief der Conducteur, „hätten ſie uns des Nachts getroffen, ſie würden nicht gebetet haben.“

Doch bald erblickten wir das Meer, wir jauchzten vor Freuden laut auf, die miſerable Escorte hatte uns wohl ſchon längſt verlaſſen, wenigſtens hatten wir von ihr lange Nichts weder geſehen, noch gehört, und nachdem wir im Trabe den Berg hinunter gefahren, und es links um eine Ecke ging, ſahen wir Genova a superba und waren auch bald im Gaſthofe alle quattro Nazione angelangt.

So reiſte man am Ende des Jahres **1802** von Genf nach Genua. Jetzt macht man alles dieſes entweder im eigenen Wagen, oder in einer vortrefflichen Diligence, und wenn ich ſage, daß der Weg nach Genua in die

Straße von Aleſſandria kommend, einſchlug und ich in das genueſiſche Gebirge kam, ſo will es ſo viel heißen, als: ich ſchlief die Nacht ſehr ruhig im Wagen, war von Neuem entzückt, als ich am Morgen das ſo ſchön gelegene prächtige Genua erblickte, und bald waren alle meine Sachen in einem bequemen Zimmer abgepackt, und einige Tage für meinen Aufenthalt bis zur Abfahrt eines der nach Neapel gehenden größeren Dampfſchiffe feſtgeſetzt.

Ich hatte Genua alſo noch als liguriſche Republik gekannt, in aller Glorie der Indepenenz, mit allen Tugenden, mit allen Fehlern der italieniſchen Republiken, mit ſeinem auf kriegeriſche Thaten, aber auch auf Handel, (der einzige Fall in ſeiner Art,) begründeten, reichen Adel, aber ſchon durch die Umſtände völlig vom Nachbarſtaate abhängig, und beim erſten Stoße, der auch ſehr bald erfolgte, gewiß, aufgelöſt zu werden. Ich wollte zu jener Zeit mich nach

Nizza einſchiffen, denn zu Lande längs der Corniche lief kein fahrbarer Weg, der überdieß gleich unſicher wie die Bocchetta war. Eben ſo war die Kraft des Dampfes damals noch unbekannt, und daher geſchah eine Seereiſe, die Küſte entlang, gewöhnlich auf ſogenannten Felouquen, kleinen Küſtenfahrzeugen mit einem Segel und leinenem Ueberzuge gegen Hitze und Näſſe, auf denen man alle nur mögliche Unbequemlichkeiten einer Seereiſe hatte, an vier bis fünf Tage, wie mir nachher geſchah, unterwegs ſeyn konnte, und außerdem noch Gefahr lief, als Sclave nach der Barbarei gebracht, oder wenigſtens rein ausgeplündert zu werden, und genöthigt zu ſeyn, ſich, wie Gott den Menſchen erſchaffen, das italieniſche Ufer wieder zu erſegeln oder zu errudern.

Der Wind blieb indeſſen lange ungünſtig, und täglich, wenn ich den Capitain des kleinen Fahrzeuges, mit welchem ich den Kontrakt geſchloſſen, auf der Straße erblickte, und ihn frug,

ob wir bald reiſen würden, ſo war die Antwort: Put etr che si, put etr che no. Vielleicht ja, vielleicht nein.

Genua beſitzt ſeine himmliſche Lage, ſeine Paläſte, unter Anderen den Palaſt Serra, mit ſeinem berühmten goldnen Saale, wo der Aufwärter den Preis jedes Prachtſtückes nennt, das er zeigt, ſeine ſehenswerthen Kirchen, und in ihnen einzelne ſchöne Bildwerke, namentlich den St. Sebaſtian von Puget, der Dupaty ſo in Entzücken ſetzte, hatte aber damals nur eine einzige Straße, die fahrbar war.

Wir kannten Niemand zu Genua, unſere Briefe und Empfehlungen betrafen nur Geldangelegenheiten, indeſſen verſicherte man uns, daß ſelbſt mit Briefen anderer Art wir auch nicht viel mehr als bloße Bekanntſchaft gemacht haben würden, und ſo brachten wir, im ſteten Warten auf die Abfahrt der Felouque beinahe vierzehn ſehr einförmige Tage zu. Ein ſchlechtes Schau-

ſpiel in einem unanſehnlichen Hauſe, war zuweilen des Abends unſere einzige Abwechſelung.

Seit jener Zeit hatte ich Genua bis vor acht Jahren nicht wieder geſehen, und da der damalige und der neueſte Aufenthalt, in welchem ſich die ſeit der ſardiniſchen Beſitznahme eingeführten Veränderungen nur noch vervollkommnet hatten, ſo ſehr gleichen, ſo will und kann ich, um nicht weitläuftig zu werden, beide Perioden leicht zuſammenfaſſen.

Der Reiſende, welcher auf kurze Zeit eine Stadt beſucht, kann nur obenhin Bemerkungen anſtellen; er kann ſagen, was er ſieht, und das iſt Alles, denn es iſt ihm unmöglich, bei der Kürze der Zeit, und der wenigen genaueren Bekanntſchaft mit den einſichtsvolleren Einwohnern der Stadt, richtige und beſtimmte Nachrichten zu erhalten.

So viel ſteht nun feſt, daß Genua jetzt das Aeußere einer wahrhaft gut regierten und

ſorgſam bewahrten Stadt beſitzt. Der fahrbaren Straßen werden täglich mehr, die Façaden der Häuſer in den, früher blos für Fußgänger zu paſſirenden Straßen, werden von beiden Seiten abgehauen und ſo die Straße breiter gemacht, von denen die eine unter Anderen zu dem prächtigen neu aufgeführten Theater Carlo Felice führt, und vor dem Hafen ſind ſämmtliche ſonſt weit reichende Balcone verſchwunden, ein großer Platz geſchaffen und eine verdeckte Colonnade mit Boutiquen beinahe vollendet. Die größte Sauberkeit, die größte Ordnung, die größte Sicherheit herrſcht zu Genua bei Tage und bei Nacht. Im Hafen iſt reges Leben. Die Bergamasken, die ehrlichſten Leute von ganz Italien, ſind hier die Laſtträger, welche die Stadt nie verlaſſen, wohl aber deren Frauen, ſobald die Stunde der Niederkunft nahet, indem ſie ſich alsdann nach Bergamo begeben, damit ihr Kind auch wiederum als Bergamaske gebo-

ren werde. Eine neue Börſe iſt für den Kaufmannsſtand eröffnet, und in dieſem Augenblicke iſt man mit der Gründung einer Bank beſchäftigt. Ein großartig eingerichteter Club bietet für die arbeitsfreien Stunden außerdem noch alle gewöhnlichen Mittel der Unterhaltung dar, und des Abends geht man in die Oper, die im ſchönen Hauſe mit großem Glanze eingerichtet, jedoch, wie allenthalben, bald gut bald mittelmäßig iſt. In dieſem Jahre ward, mit reicher Ausſtattung, Verdis, eines der ausgezeichnetſten neueſten italieniſchen Componiſten, I Lombardi alla Prima Crociata gegeben, die mir, ſo viel man von einer erſten Vorſtellung, und bei der in italieniſchen Logen, durch ſtete Beſuche herbei geführten Zerſtreuung, urtheilen kann, ein ſchönes Werk zu ſeyn ſchien. Eine Sängerin, Boccabadati, Tochter der früheren ausgezeichneten Sängerin dieſes Namens, ſpielte die Hauptrolle, und dem Ballet fehlte es nicht an man-

chem Guten. Die Königin, Wittwe von Carl Felix, war in der Seitenloge, und es ward nur geklatſcht, ſobald ſie ſelbſt ihren Beifall zollte.

Ganz Genua ſteht unter dem Befehle des Marquis von Paulucci, früher in ruſſiſchen Dienſten, von dem einſtimmig geſagt wird: Er iſt ſtrenge, aber er iſt gerecht, in meinen Augen immer das höchſte Lob, deſſen ein Chef ſich erfreuen kann.

In dieſer Art ungefähr hat ſich das Aeußere von Genua verſchönert, und da überdieß der Marquis von Paulucci mich ſehr gaſtfrei aufgenommen, ſo hätte ich es mir dort noch länger können gefallen laſſen, wenn nicht der Wunſch nach endlicher Ruhe in Neapel, mich zum baldigen Aufbruche beſtimmt hätte.

Genua iſt jetzt, ſeit Errichtung der Dampfſchifffahrt, der eigentliche Sammelplatz einer Menge von Reiſenden nach Italien über Livorno,

Civita Vecchia und Neapel, geworden, und wenn ich noch vor acht Jahren wenigſtens eben ſo viel Tage auf das Dampfſchiff warten mußte, das, von Marſeille kommend, mich weiter führen ſollte, ſo war dieß jetzt ganz unnöthig, da faſt täglich ein ſolches abgeht. Ich bin kein Freund der kleinen Dampfböte, denn, abgerechnet, daß ihnen gewöhnlich manche Bequemlichkeiten abgehen, ſo haben wir ſchon von dem Unglück des Zuſammenſtoßens derſelben mit den größeren ſo Manches vernommen, und ich ſelbſt bin einmal darüber in einer ſehr gefährlichen Lage geweſen, daß, ehe nicht, was jetzt Sardinien und Neapel gethan, alle Nationen ſich darüber einigen, ob rechts oder links ausgewichen werden ſoll, und ſie es blos nach dem Winde beſtimmen, der ſich im Augenblicke ändern kann, ich natürlich jedenfalls einem großen Fahrzeuge den Vorzug gebe.

Ein ſolches war nun das im Hafen lie-

gende neapolitaniſche Dampfſchiff, der Mongibello, von zwei Hundert und vierzig Pferden Kraft, deſſen Capitain auch eines beſonders guten Rufes als geſchickter Seemann genießt, weshalb ich keinen Augenblick zauderte, Platz darauf zu nehmen.

Zwar iſt das mittelländiſche Meer nicht ſo voller Capricen als das adriatiſche, aber dennoch kann man es in einer Stunde belle Mer, und in einer anderen Marâtre nennen, was ich ſchon zweimal zu erproben, Gelegenheit gehabt, und beſonders das letzte Mal, wo ein Stoß in der Nacht plötzlich drei feſt eingewurzelte Tiſche aus dem Boden ſprengte, uns von den Betten in die Mitte des Schiffes warf, einen Theil der Maſchine zerbrach und uns den nächſten ganzen Tag nöthigte, außerhalb Livorno, die Beruhigung der See abzuwarten.

Die Abreiſe zur See von Genua unterliegt nun manchen Förmlichkeiten und Koſten, die

man auf dem Lande nicht kennt, und deren Zweckmäßigkeit ich nur theilweiſe anzuerkennen vermag.

Es kann nämlich ein Paß noch ſo richtig ſeyn, wie zum Beiſpiel der meinige, welcher vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin ausgeſtellt, und von ſämmtlichen Geſandten der Länder, welche ich zu bereiſen gedachte, contraſignirt war, ſo muß er dennoch, ſobald man ſich zu Genua einſchifft, nicht allein vom Conſul des eignen Landes, ſondern von der oberſten Behörde zu Genua zuerſt unterzeichnet ſeyn. Hiergegen ließe ſich nun Nichts einwenden, wenn es nur nicht Geld koſtete; wogegen ſich aber ſehr viel einwenden läßt, iſt, daß auch der ſicilianiſche Conſul ihn, trotz der Unterſchrift des Geſandten ſeines Fürſten zu Berlin, wie es hier der Fall war, noch einmal unterzeichnet, und dafür ſechs Franken erhält, ſo daß jeder Paß, und wenn er auch noch ſo

richtig wäre, inclusive der drei Signaturen, auf zwölf Franken zu stehen kommt.

Ein anderer unangenehmer Umstand bei der Abreise, gegen den sich aber, nach den Verhältnissen, Nichts sagen läßt und der nur, namentlich im Winter, den Reisenden unangenehm berührt, ist der Befehl, daß das Schiff, zur Verhütung von Unregelmäßigkeiten, noch vor Sonnenuntergang den Hafen muß verlassen haben, in Livorno dagegen bei den Angestellten, besonders der Gesundheits-Commission, es nicht vor acht bis neun Uhr Tag wird. Nun kann bei gutem Wetter, der ganze Weg füglich in neun bis zehn Stunden zurückgelegt werden; man kommt also des Morgens um drei oder vier Uhr an, muß vier bis fünf Stunden außerhalb des Hafens warten, die See steigt während dem, und nun ist vielleicht in den nächsten vier und zwanzig Stunden vom Einlaufen nicht die Rede.

Um ſechs Uhr Abends alſo wurden die Anker gelichtet, es war eine ſchöne mondhelle Nacht, die Luft kalt, der Wind ſehr ſcharf, aber ein Landwind. In der Nacht ging ich ein Mal aufs Verdeck, und da ſagte mir der Capitain, daß er die Maſchine anhalten müſſe, und nur ſechs bis ſieben Knoten die Stunde machen könne*) (das Schiff macht deren zehn bis eilf) weil wir ſonſt zu früh ankämen, und dieß zu Nichts helfen würde. Das Wetter blieb indeſſen gut bis zum Augenblicke der Ausſchiffung, obgleich ſchon alle Anzeigen einer Aenderung deſſelben am Himmel nur zu ſichtbar wurden.

Welch ein Anblick wartete unſer aber dort. Der Pharamond, ein franzöſiſches Dampfboot, das Tages vorher Genua verlaſſen hatte, war, wie es ſchien, durch falſche Lei-

*) Ein Knoten iſt ſo viel, wie eine italieniſche Meile. Sechzig gehen auf den Grad, daher vier Knoten eine deutſche Meile machen.

tung, beim Einfahren in den Hafen, was (zur Entſchuldigung des Capitains ſey es geſagt) nicht leicht iſt, oder auch, wie Andere behaupteten, durch Colliſion mit einem anderen Schiffe, im Hafen ſelbſt geſcheitert, und es ward uns nun die Ehre, die ganze Geſellſchaft, wovon der größte Theil indeſſen blos bis Civita Vecchia zu gehen gedachte, um des Carnevals zu Rom zu genießen, auf dem Mongibello zu begrüßen, der, er wußte nicht wie, zu einer ganz anſehnlichen Einnahme kam.

In Livorno hält jedes Dampfſchiff ſechs bis ſieben Stunden an, ladet ein und ladet aus und die Fremden gehen ans Land. Ich hatte dieſen, nur durch ſeinen Handel für den Reiſenden anziehenden Ort ſchon mehrere Male beſucht, der, als eine Schöpfung neuerer Zeit, durchaus keine Rudera früherer Jahrhunderte enthält, und wo die Statue des Großherzogs, Ferdinands III. mit den vier coloſſalen gefange-

nen Seeräubern zu ſeinen Füßen, und ein brillanter Judentempel wohl die einzigen Sehenswürdigkeiten ſind, und ging daher gerades Weges nach dem Gaſthofe, wo der preußiſche Conſul, Herr Appelius, die Gefälligkeit hatte, mich zu beſuchen, da ich mich zu unwohl fühlte, mich zu ihm zu begeben.

Durch ihn erfuhr ich nun zu meiner Freude, daß drei preußiſche Schiffe im Hafen wären, die ſich vor Zeiten, wegen der Piraten, nie über Liſſabon hinaus getraueten, und daß der Austauſch der norddeutſchen Fabrikate, namentlich an Woll- und Quincailleriewaaren, gegen rohitalieniſche Producte als Oel, Orangen ꝛc., von der höchſten Bedeutung ſey, wobei er ſich gegen mich ebenfalls in ein großes Lob der Bildung und des ehrenwerthen Benehmens der pommerſchen Schiffscapitaine ausließ.

Um vier Uhr war ich wieder auf meinem Schiffe angelangt, die Sturm verkündenden Schäf-

chen am Himmel hatten ſich vermehrt, die bekannten Unglücksvögel, Mother Careys chicken, flogen flach auf dem Waſſer hin, der Wind fing an, ſich zu wenden, kurz: wir gingen einer böſen Fahrt entgegen. Und dieſes ward ſie auch, denn kaum hatte das Schiff den Hafen verlaſſen, als das Meer immer höher und höher ſtieg. Man wollte ſich zu Tiſche ſetzen, und ſchon ſtanden die mit Wein gefüllten Bouteillen da, als ſie ſämmtlich wieder weggenommen werden mußten. Alles erkrankte mehr oder minder und ich blieb nicht zurück, und zwar beinahe bis zum Einlaufen in den Hafen von Neapel, denn das Wetter änderte ſich nicht. Nur für wenige Stunden des anderen Tages im Hafen von Civita Vecchia war einige Erholung, wo ich jedoch das Schiff nicht verließ, denn der einzigen Merkwürdigkeit von Civita Vecchia, dem Raubmörder Gasparone, der über hundert Menſchen mit eigner Hand ermordet hat, darf

man ſich nicht mehr nähern. Gaſparone ſoll nämlich, wahrſcheinlich mit vollem Unrecht, gegen Fremde ſich geäußert haben, daß der heilige Vater ihm Verzeihung habe verkünden laſſen, wenn er ſich mit ſeiner Bande ausliefern wolle, was er auch befolgt, jedoch der Pabſt ihm nicht das Wort gehalten habe.

Zu Civita Vecchia verließen uns nun, wie ſchon geſagt, die meiſten Reiſenden. Als aber deren Sachen auf die verſchiedenen Kähne geladen wurden, ſo fand es ſich, ich weiß nicht warum, daß man einem jungen Manne nicht ſogleich erlauben wollte, ſich ebenfalls mit ſeinen Sachen auszuſchiffen. Darüber gerieth derſelbe nun in eine unglaubliche Wuth, aber auf die allerlächerlichſte Art, indem er den Mauthbeamten immer zurief: C'est vôtre infame Aristocratie, vôtre détestable Philantropie u. ſ. w., während wahrſcheinlich auch nicht der leiſeſte Grund vorhanden war, um bei den

Mauthbeamten nur eins dieſer beiden Epitheta, oder wohl gar beide, anzubringen.

Auf eine kleine Geſellſchaft beſchränkt, ſetzten wir nun bei der unruhigſten See, die Reiſe fort, und als man des andern Morgens ſich auf das Verdeck quälte, ſo fühlten wir uns doch geſtärkt, indem wir Iſchia und Procida, bei grauem Himmel, in der Ferne erblickten, ihnen bei unaufhörlich hoher See, immer näher kamen, und, wenn auch zuletzt unter Regen, in den weiten Golf einliefen, doch dieſer Golf und der von Zeit zu Zeit hinter Wolken hervorragende Veſuv uns verkündete: wir wären nahe an Neapel, deſſen Chiaja, St. Lucia, Caſtel Nuovo und Uovo, und über ihnen das graue Caſtel St. Elmo, nebſt allen Villen daneben, ich bald als alte Bekannte begrüßte, und um zwölf Uhr Mittags der Anker im Hafen geworfen wurde. Hier dauerten die üblichen Formalitäten vielleicht noch eine Stunde, dann ward ſo raſch wie mög-

lich viſitirt, Münze rechts und links ausgetheilt, ein Fiacre genommen, und umkreiſt von einer Menge Geſindel, wovon Jeder etwas getragen haben wollte, und Jeder etwas verlangte, unter Schelten und Schimpfen davon gefahren. Und ſo war ich denn bald in dem Gaſthofe die Vittoria angelangt, wo aller Noth, aller Sorge ein Ende war. Das erſte groſſe Ziel meiner Reiſe, Neapel — war erreicht.

Zweite Abtheilung.

Aufenthalt in Neapel.

Wenn es von ſo vielen Städten und Ländern heißt, daß ſie ſich ins graue Alterthum verlieren, ſo hat wohl keine einzige eine ſo angenehme und wahrſcheinliche Mythe, als Neapel, denn Parthenope, eine berühmte Sirene ſoll dort Schiffbruch erlitten und eine Stadt gegründet haben, der ſie ihren Namen gegeben. Da man nun nicht wohl begreifen kann, wie eine Sirene Schiffbruch leiden kann, indem ſie ja mit dem Waſſer äußerſt vertraut iſt, ſo muß man annehmen: ſie hat auch einmal das feſte Land begrüßen wollen, wie dieſes eine engliſche Familie im letzten Winter that, welche, von ihrer im Hafen liegenden Jacht aus, täglich ans

Land ſtieg, an den Vergnügungen der Stadt Theil nahm, und Abends wieder dahin zurück kehrte. Wir nehmen alſo an, daß Parthenope ungefähr eben ſo gehandelt, und daß es ihr am Lande gefallen, und ſie dergeſtalt die Begründerin von Neapel geworden iſt. Wir nehmen ferner an, daß griechiſche Kolonien die Nachkommen der Parthenope verdrängt haben, und ſo iſt das Land in die Hände der Römer, und von ihnen in diejenigen der Vandalen, Lombarden, Sarazenen, Normannen gefallen und zuletzt an das Haus Bourbon gekommen, das, nach kurzer Unterbrechung, noch darin regiert.

Neapels Lage iſt entzückend: das weiß ſchon jedes Kind auf der Schule, aber auch das Großartige ihrer Umgebung iſt es gerade, was der Stadt ſelbſt ſchadet, und zwar ſo, daß man weniger auf die Veränderungen, welche dort vorgekommen, Acht giebt, woran uns noch überdieß die ungeheure Bevölkerung hindert, welche Bienen

gleich, jedoch nicht mit Summen, ſondern mit krächzendem Schreien die Straßen erfüllt, daß man ſich wahrlich nicht im Lande der ſchönſten, ſo kunſtreich ausgebildeten Stimmen, zu befinden glaubt, ſondern in einer durch Erſchütterungen aller Art bewegten Region, wo jeden Augenblick die fürchterlichſte Exploſion erfolgen ſoll.

So feſſelt die Umgegend, ſo feſſelt das innere Leben unſere Aufmerkſamkeit, die materiellen Umwandlungen blieben zuerſt unbeachtet, und ſo kam es denn, daß gleich beim Landen mir wohl Einiges verändert vorgekommen war, ich aber noch nicht recht inne werden konnte, worin es beſtand. Da indeſſen die Vittoria dicht am Meerbuſen, dem reizenden Spaziergange der Villa Reale gegenüber, gelegen iſt, und die Ecke bildet, um welche man links nach St. Lucia zu, immer das Meer entlang geht, ſo wurde mir bald die Veränderung klar, welche dort ſchon anfängt und, mit Unterbrechung desjenigen Thei-

les, wo das königliche Schloß liegt, ſich dann wieder längs dem Hafen bis an die Brücke della Maddalena erſtreckt.

Dieß iſt nämlich die bedeutende Erweiterung des Kais, der in der Gegend des Hafens durch ein hohes eiſernes Gitter von demſelben getrennt wird, und bei der Maſſe des öffentlichen Verkehrs der unzählbaren Wagen, Reiter und Fußgänger, und der immer zwiſchen durchlaufenden Eſel, Schweine und beſonders Ziegen, von denen man oft abſichtslos getreten wird, ohne daß ſie um Verzeihung bäten, als eine wahre, nicht genug zu achtende Verbeſſerung zu bezeichnen iſt.

Die zweite große Veränderung bemerkte ich indeſſen bald an mir ſelbſt, und dieſes war, nach dreitägigen körperlichen Leiden das gute Diner, was ich bald darauf beim Baron von Brockhauſen, zeitigem preußiſchen Geſandten zu Neapel, am kleinen aber wohlbeſetzten Tiſche einnahm, und was Jeder mit mir empfinden wird,

der ſelbſt einmal ſeekrank geweſen. On mangerait Monsieur son Oncle avec une telle sauce, ſagte mir einſt auf einem Diner mein Nachbar in vollem Entzücken über eine Sauce, und gewiß iſt das Wiederaufleben der Kräfte nach der Seekrankheit bei einem guten Diner etwas Großartiges und könnte zu ähnlichen Aeußerungen an der Tafel des Herrn von Brockhauſen verleiten.

Betrifft nun aber eine ſolche ſo eben erwähnte Veränderung nicht Neapel ſelbſt, ſo verdient ſie doch im Zuſammenhange mit den übrigen großen Veränderungen mit aufgeführt zu werden, denn wenn ich ſonſt nach einem guten Diner, bei der höchſt ſchlechten Erleuchtung Neapels, meine Wohnung mit Mühe hätte ſuchen müſſen, ſo war ſeit meinem letzten Hierſein, die Gaserleuchtung eingeführt, und ich konnte mit leichter Mühe wiederum die Namensſchweſter der Siegesgöttin erreichen, die gewiß mit ihrem

Schilde Neapel gedeckt, und ihr geholfen hat, den Anfang zu machen, durch breite Kais und durch verbeſſerte Erleuchtung einen Sieg über Unreinlichkeit und Finſterniß zu erkämpfen.

Aber auch die Polizei dieſer großen Stadt war verbeſſert, und die Sicherheit während der Nacht, unter des Marcheſe Delcarretto weiſen Anordnungen, vergrößert worden und eine Menge Geſindel, das ſonſt zu dieſer Zeit die Stadt höchſt unheimlich durchſchlich, war verſchwunden.

So verging der erſte Tag meines Aufenthaltes zu Neapel. Es war die Zeit des Carnevals, und deſſen Beluſtigungen ſtanden bevor.

Aber Neapel hatte in den letzteren Jahren, durch die wenige Theilnahme, welche der Hof an den öffentlichen Freuden nahm, der Fremden noch weniger als früher angezogen. In Rom iſt zwar auch kein Hof, denn der Pabſt und die Cardinäle pflegen nicht mit Confettis um ſich zu

werfen, aber man iſt einmal daran gewöhnt, ohne ſie zu leben. Wenn indeſſen in jeder anderen Hauptſtadt ſich die höchſten Herrſchaften ganz den Feſten des Volkes entziehen, ſo folgen ihrem Beiſpiele gewöhnlich die erſten Claſſen des Landes, und ihnen wiederum die Anderen, und bald ertönt die zum Ekel wiederholte Redensart: Es iſt nicht ſchicklich, dieß und das zu thun, nicht ſchicklich, da und da hinzugehen oder zu ſitzen, oder zu ſtehen, oder: Man ſpricht darüber, Sie da und da geſehn zu haben, und dahin iſt alle und jede Freude.

So hatte es in den letzten Jahren auch mit dem Carneval zu Neapel geſtanden, der Fremden waren daher immer weniger und weniger gekommen, die Kaufleute und die Gaſthofbeſitzer klagten über ſchlechten Verdienſt, und wo die erſten Bürger Nichts verdienen, da entgeht den Anderen auch die Frucht ihres Nahrungszweiges, und dergeſtalt war der Mißmuth allgemein geworden.

Da erſcholl mit einem Male die frohe Kunde: Der Hof werde nicht allein Feſte im Schloſſe für die höhere Geſellſchaft geben, ſondern auch das Volk ſolle ſeinen Theil an der Freude haben. Jetzt erheiterten ſich alle Geſichter, da auch der Aermſte gewiß war, in dieſen Tagen nicht hungrig zu Bette zu gehen, denn die Confetti, die der Höchſte des Landes ausſtreuet, fallen einem Jeden zu, und figürlich und in Wahrheit fallen ſie auch Jedem in den Mund.

Unter dieſen Umſtänden langte ich zu Neapel an. Noch hatte der Carneval im Freien nicht begonnen, aber in den Häuſern war ſchon alles Leben. Gleich am zweiten Tage war Ball in der ſogenannten Academia, ein aus den vornehmſten Perſonen beſtehender Club, den der König beſonders beſchützt.

Da das gewöhnliche Local für Bälle in dieſem Augenblicke, wegen einer darin vorzunehmen-

den Reparatur nicht zu benutzen war, so hatte die Gesellschaft vom Könige die Erlaubniß erhalten, ein ihm persönlich gehörendes Local den Bällen zu widmen, das jedoch minder groß und prächtig ausgestattet war, als das andere, was ich bei meinem früheren Aufenthalt zu Neapel kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Die Einladungen zu diesen Bällen gingen von dem Grafen Monte St. Angelo, einem der Kammerherren des Königs, im Namen der Direction aus. Auf diesen Bällen erscheint nun gewöhnlich der König mit der ganzen königlichen Familie, und zwar in Uniform, gleich ihm alle Herren des Hofes, und das Militair, das man in den anderen Gesellschaften allein im Civilkleidesieht. Die Fremden erscheinen im Frack.

Einer vorübergehenden Hoftrauer wegen indessen hatte sich dieses Mal Niemand von der königlichen Familie eingefunden, und da überdieß ein großer Theil der Damen aus Fremden be-

ſtand, ſo konnte man den Kern der eigentlichen neapolitaniſchen Geſellſchaft hier weniger als ſpäterhin auf Bällen in Privathäuſern kennen lernen. Man tanzte wie allenthalben Walzer, und ging, wie es jetzt Sitte iſt, eine ſogenannte Françaiſe durch; außerdem gab es noch den Cotillon und die ſo berühmt gewordene Polka, die mir nichts Anderes als die böhmiſche Radowacka zu ſeyn ſchien*); einige Herren ſpielten ihr Whiſt, und Jeder der letzteren, wie allenthalben, beklagte ſein Unglück und wie viel er ſchon im Winter verlöre, ſo daß, bei dem allgemein ausgeſprochenen Unglück, wenn es gegründet wäre, das Geld wahrhaft verſchwinden müßte. Von den Toiletten der Damen waren einige

*) Erſt bei meiner Rückkehr nach Berlin ſah ich die Polka von Madmoiſelle Polin und dem Herrn Gaſperrini tanzen, und da war es freilich ein ganz anderer Tanz, in dem außerordentliche Grazie mit Kraft verbunden, entwickelt ward.

ſchön, andere ſo ſo; die Herren waren ſämmtlich befohlenermaßen in Schuh und Strümpfen, und der große Kampf der weißen und ſchwarzen Binden war auch hier ſichtbar, jedoch dominirte, wie gewöhnlich, die letztere. So weit war in allem dieſem nichts ſo Auffallendes; aber was einen Fremden wirklich in Erſtaunen ſetzen mußte, war der außerordentliche Ueberfluß an Eis, gefrorner Limonade und anderen Erfriſchungen. Hier hatten die Kammerdiener nicht, wie in anderen Orten nöthig, die Cabarets hoch zu halten, um ſie von denen an der Thüre Wartenden nicht gleich geleert zu ſehen, ſondern die Menge der flüſſigen Süßigkeiten, bei einer ſehr thätigen Arbeit in ihrer Vernichtung, war ſo groß, daß auch Niemand ſich beklagen konnte, daß er leer ausgegangen wäre.

In der Art war der erſte Ball, dem ich zu Neapel beiwohnte, und da ich einmal dieſe Materie berührt habe, ſo will ich ſie auch

hüpfend beendigen, um nachher, in meiner Erzählung, bedächtig fortſchreiten zu können.

Die fremden Geſandten ſind auch hier, mit Ausnahme des Nuntius, wie in manchen anderen Hauptſtädten, diejenigen, welche die meiſten Bälle geben. Von den Inländern war es der einzige Fürſt von St. Antimo, in deſſen geräumigem Hôtel ich mich eines Balles erinnere, auf dem der größte Theil der Geſellſchaft ſich befunden hätte. Ein Ball iſt immer eine ſchwierige Sache. Ich erinnere mich eines alten Engländers, welcher mir erzählte, von ſeinem Vater die Weiſung bekommen zu haben, nie einen Ball zu geben, weil er ſich einige hundert Freunde und noch mehr Feinde mache, und das mag wohl der Grund ſeyn, warum ſo manche, ſelbſt reiche Perſonen lieber Diners geben, wo, bei der kleinen Anzahl, die man nur bewirthen kann, Niemand über Zurückſetzung ſich zu beklagen hat.

Indeſſen hatte der König drei Bälle zu

geben beſchloſſen, und Alles freuete ſich darüber, weil dieſe Bälle ſich durch großen Glanz im Raume und in der Erleuchtung beſonders auszeichnen ſollen. Auch waren für den erſten ſchon gedruckte Einladungen vom Herzog von Ascoli als Sommeliere del Corpo, einer, der ſpaniſchen Etiquette nachgebildeten großen Hofcharge, in beſonders verbindlicher Form ergangen, als der Tod der Infantin Louiſe Charlotte, Halbſchweſter des Königs, deren Ausführung verhinderte.

Der König wollte aber nicht dem öffentlichen Vergnügen Einhalt thun; der Carneval im Freien ging alſo ſeinen Gang, und er ſelbſt erſchien masquirt, auf einem jener großen Wagen, von wo aus man, durchweg ſehr aufgeputzt, die Confetti zu werfen pflegt. Nun wäre im Werfen der Confetti zwiſchen Rom und Neapel kein Unterſchied, wenn deren Beſtandtheile auch in beiden Städten dieſelben wären, aber, wäh-

rend Rom auf die Unverletzlichkeit der Menschen sieht, und kleine von Stärke bereitete unschuldige Kügelchen geworfen werden, bekümmert sich Neapel durchaus nicht um den Schmerz der Einheimischen und Fremden, denn hier sind die Kugeln meist bittere Mandeln, denen von Zucker und anderm Stoffe noch eine Hülle gegeben ist, manchmal aber auch ganz rund von irgend einem weißen aber eßbaren Stoffe, und bringen oft einen starken Eindruck hervor, der durch Beulen an der Stirn oder ein geschwollenes Auge ein langes Andenken an den Carneval hinterläßt. Drätherne Masken, welche man sich mit der einen Hand vor das Gesicht hält, während die andere die Confetti wirft, sind daher unumgänglich nöthig. Gegen eilf Uhr füllt sich nun dreimal, während des Carnevals, die lange Straße Toledo mit einer doppelten Reihe von Wagen und mit Fußgängern. Alle Fenster, alle Balcons sind besetzt, und werden mit schwerem

Gelde bezahlt. Eigentliche Masken im Wagen ſieht man wenige, die Balcons ſind im Kriege mit den Wagen. Tröſte Gott die Kutſchen, deren Fenſter aufgezogen wären, denn ſie werden, wie es einer meiner hübſchen Landsmäminnen erging, gewiß zerſchlagen. Unter dieſem Gewühle erſcheinen nun ungeheure Kaſten in Geſtalt von Holzwagen, grob gezimmert, mit verſchiedenen Farben bemalt und mit Gold und Silber verſehen, auf denen Masken allerlei Art, oder wilde Thiere, oder auch nur Dominos ſich befinden, welche in ſtetem Kampfe mit den Balcons ſind, aber da, beſonders wo ſie Bekannte erblicken, und da ich meinen Platz immer auf demſelben Balcon mit zwei der eleganteſten Damen von Neapel genommen hatte, ſo war die Bataille hier beſonders lebhaft; bei den höchſten Perſonen im Domino war auf dieſe Art Vorſtellung, und verwundet kam ich jedes Mal nach Hauſe.

Von der Art ſind die Hauptſcherze des Car-

newals beſchaffen. Von Mocholetti, wie zu Rom, d. h. den brennenden Lichtern des Abends, die Jeder in ſeiner Hand hält, und Einer dem Anderen auszublaſen ſucht, iſt nicht die Rede; man ſchreit, man lärmt viel, aber von Empfindlichkeit über einen ſcharfen Wurf oder ſonſtigem Streit weiß man Nichts, und Alles geht fröhlich zu Hauſe. Die Höflichkeit, die Verbindlichkeit der Italiener, welche diejenige aller anderen Nationen übertrifft, verleugnet ſich auch an dieſen Tagen nicht, und der gemeinſte Neapolitaner iſt, meiner Ueberzeugung nach, in dieſer Hinſicht, ein Gentleman.

Die theatraliſchen Freuden minderten ſich am Anfange der Faſten nicht, nur St. Carlo ward geſchloſſen.

St. Carlo, von dem zweiten Schöpfer Neapels, Carl III., im Jahre 1737 erbaut, im Jahre 1815 durch die Flammen verzehrt, und eben ſo prachtvoll als früher wieder aufgerichtet,

wird gewöhnlich der Scala an die Seite geſetzt, die es auch nur um eine Kleinigkeit im Umfange übertrifft. Alles iſt großartig in dieſem majeſtätiſchen Gebäude, und dieſem ähnlich waren auch noch vor acht Jahren die Vorſtellungen. Leider kann ich dieß jetzt nicht mehr ſagen. Auch war das Ganze an Erleuchtung ſo trübſelig, die Logen lange nicht tapezirt, und die Vergoldungen faſt ſilbern geworden, ſo daß die elegante Welt ſich wenig hin begab, beſonders da die Vorſtellungen ſelbſt keinen einzigen berühmten Künſtler in Geſang oder Tanz darboten, den man zu bewundern gehabt hätte, wenn man ſie, bei der großen Finſterniß, ausgenommen an Galla-Tagen, wo reichbeſteckte Kronenleuchter die Brüſtung der Logen zieren, auch hätte erkennen können. Hierzu kommt der mir unanſtändig erſcheinende eigene Anzug der Tänzerinnen mit dunkelgrünen engen Beinkleidern unter dem Rock, die bis aufs halbe Oberbein reichen, und ſo nimmt

Alles eine dem Fremden ſo auffallende Richtung, daß er bald den Freuden der Oper entſagt und ſein Vergnügen in geſelligen Kreiſen ſucht. Ueberdieß ſind ſowohl Geſang- als Tanzſchulen für junge Mädchen aufgehoben, und wo ſollen alsdann die Künſtlerinnen hergenommen werden *)?

Auch die Redouten, welche dort gegeben werden, waren, mit Ausnahme der letzten, nicht ſehr beſucht, und ich hatte oft Gelegenheit, den jährlich in allen Hauptſtädten ſo oft vernommenen witzigen Einfall wiederholen zu hören, daß

*) Wenn die Abſchaffung der Sing- und Tanzſchulen für junge Mädchen, der Kunſt ſchadet, ſo iſt ſie der Sittlichkeit noch viel ſchädlicher. Jedes Corps hält als ſolches auf eine gewiſſe Ehre, und jedes Individuum beobachtet das andere, und ſo wird Jeder, der mit dem Theaterleben vertraut iſt, und namentlich die italieniſchen Theater kennt, mir darin beiſtimmen, daß öffentlicher Anſtand und Ehrgefühl nur da anzutreffen ſind, wo angehende Künſtlerinnen zuſammen ihre Stunden erhalten und nach denſelben in das Haus ihrer Eltern zurückkehren.

man mit der zweiten Redoute hätte anfangen ſollen.

Für dieſe letzte Redoute war nun Alles in Bewegung geſetzt, und auch der König mit dem ganzen Hofe, beehrte ſie mit ſeiner Gegenwart, und ſpeiſte zu Abend in verſchiedenen, in eins vereinten Logen, was ihm von mehreren der erſten und reicheren Familien des Landes, höchſt löblich, wie wir Eingeladene ſagten, nachgeahmt wurde.

So weit, was das Theater St. Carlo betrifft.

Die übrigen Theater der Hauptſtadt ſind del Fondo, ebenfalls Oper, dei Fiorentini, Schauſpiel und Luſtſpiel, St. Carlino, Volkstheater, wo die Schauſpieler meiſt im neapolitaniſchen Dialekte ſprechen, Nuovo komiſche Oper, St. Fernando, St. Sebeto, Parthenope, alle drei untergeordneter Art. Reiterbuden, Marionetten und was dahin gehört, fehlen natürlich auch nicht.

Unter allen dieſen Theatern iſt es eigentlich nur das Theater dei Fiorentini, das einer Erwähnung verdient. Von je an bin ich ein Freund des italieniſchen recitirenden Schauſpiels geweſen. Jedem, der noch nicht lange in Italien iſt, wird und muß die lebendige Darſtellungsweiſe der Italiener auffallen, aber dieſes iſt ihre Natur beim Ausdrucke jeder Leidenſchaft, die ihre Seele bewegt, und als ich eines Tages, nachdem ich das Schauſpiel verlaſſen, einigen leidenſchaftlichen Aeußerungen mein Gehör nicht verſagen konnte, ſo ſah ich mich genöthigt, unwillkürlich der Ueberzeugung Raum zu geben, daß, was ich ſo eben auf der Bühne gehört, Natur geweſen und die Vorſtellung eine gute zu nennen ſey.

Und ſo gehört das Theater dei Fiorentini zu den beſſeren in Italien. Freilich ſind auch hier Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen an der Tagesordnung; theils giebt es nicht übermäßig viel neuere gute Dichter, theils auch

tritt die Cenſur hemmend ein, ſo daß es, ich möchte ſagen, allein ein ganzes Lexicon von Wörtern giebt, wie Gott, Hölle, Teufel ꝛc., die nicht auf der Bühne dürfen angebracht werden, und ſo iſt der Dichter im Schaffen beſchränkt. Einige der neueren Dichter werde ich in der Beilage zu erwähnen, mir angelegen ſeyn laſſen.

Aber im Teatro Nuovo, ſonſt höchſt unbedeutend, ſah ich etwas mir Fremdes, nämlich den Barbier von Seviglia, nicht mit Recitativen, ſondern mit geſprochenen Worten, wie bei uns, aber in der Handlung manches verändert. Dieſes Theater ſollte mir übrigens noch eine Genugthuung gewähren.

Nichts iſt mir nämlich immer angenehmer geweſen, als wenn bei der Beurtheilung einer mir völlig unbekannten Perſon, und namentlich in künſtleriſcher Hinſicht, mein Urtheil dem allgemein anerkannten Rufe entſprochen hat. So ſah

ich einſt die mir damals völlig unbekannte berühmte Sängerin Peſaroni als Mann in der Donna del Lago zu Bologna auftreten, deren äußere Geſtalt wohl mehr denn unvortheilhaft war; aber die ſeelenvolle Art, mit der ſie die ſchöne Arie O quante lagrime vortrug, riß mich dermaßen hin, daß ich ſelbſt beinahe Thränen vergoß, und gleich darauf erfuhr ich, daß alle Welt dieſes Entzücken mit mir theile. Und etwas Aehnliches ſollte mir im Teatro Nuovo begegnen. Denn Doctor Bartholo erſchien mir als ein Buffo erſter Art, der aber Alles im neapolitaniſchen Dialekte ſprach. Was er ſagte, konnte ich begreiflicherweiſe nicht verſtehen, aber die Mimik war vortrefflich, und ſo mangelhaft wie auch Orcheſter, Geſang und alles Uebrige war, ſo entſchädigte mich der tüchtige Komiker völlig für den im Uebrigen ſchlecht vollbrachten Abend. Als ich nun des andern Tages darüber in einer Geſellſchaft mich äußerte, und von dem Vergnü-

gen, was ich genoſſen, erzählte, riefen Mehrere aus, daß ſie dieſes ſehr begreiflich fänden, weil er, Caſaccio des Namens, auch der berühmteſte Komiker Neapels ſey, und in dieſer Familie ſchon vier Generationen herzuzählen wären, welche ſämmtlich als Komiker ſich ausgezeichnet hätten. Gewiß, höchſt merkwürdig. Nur ſelten gleichen die Kinder großer Geiſter ihren Eltern, und hier geht die komiſche Kraft auf Enkel und Urenkel über.

Der letzte Tag des Carnevals war unter allerlei Scherzen, worunter manche ganz eigner Art, herangerückt, und dieſer ſollte von einer gewählten Geſellſchaft in der Wohnung des Baron v. Brockhauſen gefeiert werden. Aber zwölf Uhr Mitternacht iſt in Neapel an dieſem Tage eine ſchreckliche Stunde. Da darf Niemand mehr eſſen, Niemand mehr trinken, Niemand mehr tanzen. Daher waren auch die Einladungen ſchon für ſieben Uhr ergangen, und

als nun das Ende des Balles immer näher und näher rückte, da theilte ſich die Geſellſchaft in ſolche, für die das Buffet und in andere, in deren Augen der Tanz mehr Werth hatte.

Und als die zwölfte Stunde ſchlug, da eilte raſch Alles von dannen, und keiner der Tanzenden getrauete ſich, aus Furcht vor Verführung, noch einmal das noch immer reichlich beſetzte Buffet anzuſchauen.

Die Faſten hatten begonnen.

Sie hatten alſo begonnen, und mit ihnen eine andere Lebensweiſe, als bisher. Die Ausflüge in die Umgegend konnten ſtatt finden, ſobald es der höchſt journalière Himmel zuließ. Gleicht er doch zu Neapel im Februar und März wahrhaft einer Coquette, die nie vollkommen beglückt, und wann man ihrer Gunſt gewiß zu ſeyn glaubt, entſchlüpft, und uns mit Hohngelächter über unſere Leichtgläubigkeit entläßt. Darum benutze man den Augenblick, mache keine Pläne im

Voraus, und ſo ließ ich eines Tages das ſchöne Wetter nicht vorüber gehen, und machte in angenehmer Geſellſchaft die nur zu oft beſchriebene Tour nach Bajä, Puzzuoli, Cuma, Fuſaro und den anderen Oertern.

Wenn wir hier die unglaubliche Menge der Ueberbleibſel aus der letzten Periode der Römer ſehen, wenn wir die Schriftſteller leſen, die über dieſe Zeit geſchrieben, ſo liegt der herannahende Verfall des römiſchen Reiches einem klar vor Augen. Eine Religion, die ſich überlebt hatte, und die dem Drange der Leidenſchaften und der ungeordnetſten Begierden, keinen Gegenhalt zu verleihen verſtand, mußte dem Reiche ſein Grab bereiten. Wir können vielleicht ſagen, wenn wir den See erblicken, wo Agrippine den Verfolgungen ihres Sohnes entfloh, und doch noch in derſelben Nacht auf deſſen Befehl ermordet wurde: „Nero allein war grauſam;“ wir könnten ſagen, wenn wir die verfallene Brücke ſehen,

die Caligula aus Eitelkeit über das Meer bauete: „er war ein Narr, und die ſpäteren „Kaiſer, Marc Aurel und Andere waren wie„der gut;“ wenn wir aber die Reſte von Bajä ſehen und Ciceros Rede pro Coelio leſen, worin er Bajä den Ort aller möglichen Lüſte und Verbrechen nennt, und wo Nichts weiter als die Liebesſeufzer der leichten Nymphen und die erotiſchen Geſänge der Anbeter gehört wurden, ſo iſt es unbezweifelt, daß ein ſolches, in Lüſte aller Art verſunkenes Volk entweder die Beute irgend eines kühnen kräftigen Eroberers wird, oder in ſich ſelbſt zerfallen muß.

Und alle dieſe, in der köſtlichſten Gegend der Welt gelegenen Landhäuſer der Reichſten und Vornehmſten des größten Volkes der Welt ſind dahin, kaum erkennt man durch die wenigen Ueberbleibſel die Plätze, wo ſie geſtanden, und das auf der Höhe gelegene Schloß von Bajä iſt das alleinige noch bewohnbare Haus.

So erinnert uns Alles, was man nur ſieht, an früheres Wohlleben, aber auch an frühere Laſter und Gebrechen, nur die ſogenannte Piscina admirabilis, welche, wie es heißt, Auguſt erbauen ließ, um die Bewohner der Umgegend und beſonders ſeine Flotte im Hafen von Miſene mit Waſſer zu verſehen, das man in ſeinen ungeheuren Eintheilungen (das ganze Gebäude hat zwei hundert fünf und zwanzig Fuß Länge, fünf und ſiebenzig Fuß Breite und zwanzig Fuß Höhe) noch ſehr wohl erkennen kann, erinnert uns wieder an die noch nicht ganz verſchwundene Kraft und Größe der Römer.

Aber lange Jahrhunderte der Barbarei haben die ganze Gegend an dieſer Meeresküſte verödet und in der Nähe des Meeres rächt ſich in Italien die vernachläſſigte Natur ſehr bald für das Vergeſſen, in welches ſie gefallen, denn jetzt iſt Alles, was an dieſer Küſte, dem Meere nahe liegt, ungeſund und erzeugt Fieber. Nur ganze

Colonien, dort hingeworfen, könnten es wieder blühend machen.

So ſieht der Reiſende Alles, was er auf dieſer Fahrt erblickt, mit Erſtaunen und Neugier an, aber nirgends wünſcht er zu bleiben. Und daſſelbe Gefühl begleitete mich, als ich jetzt dieſe Gegend wieder beſuchte.

Nicht allein durch die Geſchichte iſt dieſer Erdſtrich indeſſen berühmt, ſondern er iſt es eben ſo durch die Fabel. So haben die Dichter an eine Stelle in der Nähe desjenigen Sees, der heute Mare Morto heißt, die elyſäiſchen Felder verlegt, und der Acheron, den alle Todten paſſiren mußten, um nach den elyſäiſchen Feldern zu gelangen, und wo die Böſen zurückblieben, iſt der jetzige Lago Fuſaro, deſſen Umgegend gewiß höchſt unbedeutend iſt, und der nur durch ſeine Auſtern, die jeder Fremde dort verſpeiſt, einer gewiſſen Auszeichnung genießt.

Aber auch dieſe ſollten ihm, für das laufende Jahr zum wenigſten, fehlen. Ziemlich ausgehungert kamen wir nämlich an. Die Proviſionen an Wein, Fleiſch und Brod wurden aus den Wägen hervor geholt und Rieſenauſtern aus dem See herbei geſchafft. Doch bald wurden wir enttäuſcht, denn wohl waren die Auſtern friſch, aber alles Schmackhafte entging ihnen, während man in Neapel immer ſehr gute zu eſſen bekam. Erſt ſpäter klärte ſich mir das Räthſel auf. Eine anſteckende Krankheit, wahrſcheinlich die Cholera, hatte in dieſem Jahre faſt alle Familien der Auſtergemeinde betroffen, und ganze Geſchlechter waren ausgeſtorben. Nur einzelne, und wie ich glaube, vornehme Familien waren geblieben. Eine griechiſche Fürſtin, deren ganze Familie zu Konſtantinopel hingerichtet war, ſagte einſt einem meiner Bekannten, im ſtolzeſten Bewußtſein ihrer Würde: „Wir waren zu vornehm, um ruhig im Bette zu ſterben,“

und vielleicht erging es eben ſo den übrig gebliebenen Auſterfamilien. Sie waren zu vornehm, um gewöhnlichen Todes zu ſterben, ſie mußten von vornehmen Reiſenden geſpeiſt werden, und daher erwarten ſie ruhig ihr Schickſal zu Fuſaro, wo nur begüterte Leute ſie verſpeiſen, und was man zu Neapel iſſet, kommt anders wo her. Aber der zu lange Aufenthalt in wahrſcheinlich ungeſunder Wohnung hatte ihren Geſchmack verdorben, und nicht mehr jung und friſch, waren ſie, wie manche alte Frau, ungenießbar geworden.

Bei völlig eingebrochener Nacht waren wir Abends zu Neapel um ſieben Uhr, trotz der ſchlechten Auſtern, wieder geſund eingetroffen.

Sämmtliche königliche Schlöſſer in der Umgegend von Neapel hatte ich früher geſehen, doch niemals Portici, weil man mir immer geſagt: „es ſey dort Nichts zu ſehen.“ Der Reiſende traue doch nie ſolchen Phraſen, die mir immer

gleich der Antwort erſcheinen, die man ſo oft von Jemandem erhält, der die neueſte Zeitung geleſen: „Es ſey Nichts darin.“ Es findet ſich doch immer etwas darin. Und ſo erging es mir auch mit Portici, das ich vermittelſt der Eiſenbahn eines Mittags allein beſuchte. Kaum angekommen, drang ſich mir nun ein Facchino als Führer zu der kaum zwanzig Schritte entfernt liegenden Gartenthüre auf. Hier zeigte ich meine gedruckte Erlaubnißkarte vor, aber der Facchino ward mit großer Heftigkeit zurückgewieſen. Ich befand mich in einem ſchönen, großen Garten, halb engliſch, halb altfranzöſiſch. Ich wollte nach dem Schloſſe; ein kleiner Junge ging mit mir, und bald darauf erſchien noch ein blinder Burſche von ungefähr ſechzehn Jahren, der, wie es ſchien, den Cicerone abgeben ſollte, und vom kleinen geführt ward. Vergebens verbitte ich mir die Begleitung, da ich das Schloß ganz deutlich erblickte. Aber Nein! Immer wird mir

im ganz unverſtändlichen Neapolitaniſchen geantwortet, und ſo geht es bis zur eiſernen Hofthüre. Hier erſchien der Portier, es kam zu einem heftigen Zank zwiſchen ihm und dem Blinden, in Folge deſſen letzterer das Feld zu räumen ſich genöthigt ſah.

Endlich war ich alſo in dem von Carl III. erbauten Palaſte angekommen. Der Caſtellan erſchien bald, und wir betraten die Gemächer. Wenn es nun für Andere vielleicht nicht von Bedeutung iſt, Zimmer und Säle im neueren Style zu ſehen, ſo hatten dieſe in ſofern etwas geſchichtlich Wichtiges für mich, indem ſie mich in die ganze Zeit der Murat'ſchen Periode zurück verſetzten, und in den Styl des Ameublements, was man zu Paris jetzt de l'Empire nennt, mit ſeinen griechiſch oft nur ſeyn ſollenden Formen, und ſeinen meiſt hängenden ſeidenen Gewändern, ſtatt der jetzt wieder an der Wand befeſtigten Tapeten. Einzelne Zimmer hatten

überdieß Fußböden von Moſaik, die aus Herculanum, man kann ſagen, herauf gekommen waren, weil Portici über Herculanum gebaut iſt. In einem Zimmer indeſſen glaubte man noch wirklich es mit den vorüber gegangenen Herrſchern von Neapel zu thun zu haben, denn Murats und ſeiner Familie Bilder waren in Lebensgröße dort zu ſchauen.

In der Art waren die Zimmer des Schloſſes verziert und wohl wenige oder gar keine Veränderungen waren ſeit der Reſtauration der Bourbons damit vorgenommen worden, ſo daß Fremde, denen es nicht wie mir, bei der Beſichtigung von Schlöſſern, um das Geſchichtliche derſelben zu thun iſt, ein Recht hatten, zu ſagen: „Es iſt Nichts dort zu ſehen.“

Aber plötzlich betrat ich ein Zimmer, wie ich nie eins dem ähnlich angetroffen und es wohl nicht wieder antreffen werde, denn das ganze Zimmer war auf allen Seiten und auch ſeine

Decke Porcellan, mit erhabenen chineſiſchen Figuren und Verzierungen aller nur möglichen Gattung, in den ſchönſten Farben. Ein prachtvoller porcellaneuer Kronenleuchter hing in der Mitte.

Von wem dieſes Zimmer ſich herſchreibt, iſt mir entfallen und es bleibt nur gewiß, daß, wenn ein Reiſender auch noch ſo ſehr vom Sehen einer Menge Sachen ermüdet iſt, von denen ſo viele ſich gleichen, dieſes Zimmer ihm gewiß etwas Neues ſeyn und auch dem Allerabgeſtumpfteſten für einige Zeit Vergnügen machen wird.

Auch Capo di Monte, göttlich gelegen, beſuchte ich bald darauf. Eine angenehme Geſellſchaft von Damen, in der ich war, und die das Innere des Schloſſes ſchon kannten, verhinderte mich indeſſen hineinzugehen. Dabei waren die Gärten, — es hatte ſoeben geregnet, — naß und feucht, und gerade der Schutz, den die ſchönen, faſt gewölbten Hecken gegen die Sonne verleihen,

war im kühlen Märzmonat von keinem Nutzen, und ſo verließen wir bald das ſonſt ſo reizende Capo di Monte. Uebrigens iſt kein einziger königlicher Garten dem Publikum geöffnet, und nur auf gedruckte Karten, von einem der höchſten Hofbeamten unterzeichnet, erhält man den Eintritt.

Noch blieb mir Caſerta, das größte, das merkwürdigſte aller königlichen Schlöſſer, wieder zu ſehn übrig, denn der Eindruck, den es vor acht Jahren auf mich hervorgebracht, war zu mächtig geweſen, und zu nachhaltend, um ihm nicht wiederum einen Tag zu widmen, was jetzt durch die Eiſenbahn ſo äußerſt erleichtert wird. Auch war der Morgen, an dem ich es mit einem vieljährigen Freunde wiederſah, ſo ſchön, und das Wetter blieb auch den ganzen Tag über ſo vortrefflich, daß ich in jeder Hinſicht für den, Tages vorher noch zweifelhaften Entſchluß reichlich entſchädigt ward. Denn ſehen iſt angenehm,

aber wiederſehen noch angenehmer. Auch hier war es wiederum Carl III., der im Jahre 1752 durch den berühmten Architekten Vanvitelli dieſes majeſtätiſche Gebäude, ſicher eins der prächtigſten, größten der Welt, anlegen ließ, denn was den letzten Punkt betrifft, ſo wüßte ich kein einziges Schloß außerhalb der Stadt, das bei 746 Fuß Länge und 576 Fuß Breite, auch 113 Fuß Höhe hätte, es ſey denn das Escurial, deſſen Größe mir entfallen iſt.

Was ſoll man aber erſt ſagen, wenn man in den von acht und neunzig ſteinernen Säulen gehaltenen Porticus hineintritt, der das ungeheure Gebäude in den Achtecken durchſchneidet, von denen das mittlere nach vier Höfen führt, und außerdem die großartigſte marmorne Treppe enthält, die in der ganzen Welt an Größe, Solidität und Leichtigkeit ihres Gleichen nicht hat. Wir bewundern noch in ihren Ruinen die Wunder der Baukunſt Aegyptens, Roms und Grie-

chenlands. Was die Größe betrifft, ſo kann ſich natürlich Nichts mit Aegypten meſſen, wohl aber rückſichtlich des Geſchmacks. Denken wir uns aber einmal Caſerta verſchüttet, das man nach tauſenden von Jahren wieder entdeckte, wie würde nicht ein Schrei der Bewunderung, wenn vielleicht ganz andere Bauverhältniſſe eingebürgert ſind, die Welt erfüllen!

Ich übergehe das Innere der Zimmer des ſchönen Palaſtes, da ſie mit Anſtand, aber durchaus nicht mit Pracht meublirt ſind, nur die Kapelle iſt wiederum der Beachtung werth; Alles iſt mit Marmor belegt, und von den Tribunen an, tragen ſechzehn Säulen von ſicilianiſchem Marmor die Kuppel, während vier Säulen von gelbem Marmor den Hauptaltar zieren.

Aber Nichts gleicht an Schönheit, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der inneren Einrichtung dem im untern Stockwerke befindlichen Schloßtheater, welches, wenn auch viel klei-

ner als die Scala und St. Carlo, doch außerdem noch an Pracht, durch Verſchwendung von Marmor an Täfelung und Säulen, jene beiden Theater weit übertrifft. Leider iſt nun ſchon ſeit vierzehn Jahren dieſes ſo prachtvolle Theater ganz geſchloſſen, und nur durch Erzählungen der früher dort verlebten frohen Stunden, kann ſich der Reiſende in eine Zeit, und in ein Leben verſetzen, das mit demjenigen der jetzigen Periode wohl wenig Aehnlichkeit hat.

Wir traten nun in den Garten, in welchem angekommen, man hinter großen Gras- und Waſſerflächen, neben denen man einher geht, eine unförmliche, nicht recht zu erklärende Säule zu erblicken glaubt, aber, je näher man kommt, zeigt ſich die geglaubte Säule als einen ſehr hohen Waſſerfall, welcher mit dem in der Nähe ebenfalls von Carl III. angelegten Rieſenaquäduct in Verbindung ſteht, der von den Bergen das klarſte und ſchönſte Waſſer nach Caſerta

führt. Ein Gärtner ſchloß uns darauf die Thüre eines andern Gartens auf, allein erotiſchen Pflanzen gewidmet, und wer rieſe hier nicht aus: „Glückliches Neapel, das alle dieſe Pflanzen, dieſe Sträucher, dieſe Bäume im Freien beſitzen kann, und glücklich ich, dem die Verhältniſſe es geſtatten, dieſe Schätze der Natur zu ſehen.“

So weit Caſertas Gärten, deſſen ſteinerne, nicht ausgezeichnet gearbeitete Götter und Nymphen ich gern überſah, während Ein Gott und Schöpfer mir aus jener reichen Pflanzenwelt ſprach.

Noch ein nützliches Etabliſſement zu St. Leucio, in der Nähe Caſertas, kann ich nicht unberührt laſſen, und dieſes iſt eine von Ferdinand I. angelegte Seidenmanufactur, eine der wenigen im Königreiche Neapel, die wahrhaft ſchöne Stoffe liefert. Auch gab Ferdinand

dieſer Kolonie eine Art republicaniſcher Municipal-Verfaſſung, und nahm überhaupt großen Antheil an ihrem Wohl, ſo daß die Kolonie hundert Gründe hatte, ihn ihren Vater zu nennen,

Ses sujets avaient cent raisons
Pour le nommer leur Père*),

und die ganze, wohl ausſehende Kolonie ſich noch ſeiner mit vieler kindlichen Liebe und Hochachtung erinnert.

Aber auch dieſes Mal ſah ich Freude auf allen Geſichtern, und Lampen, zur bevorſtehenden Illumination, an den Thoren des Vorhofes, nebſt Eſtraden an beiden Seiten. Denn man lebte zu Caſerta, wo der Hof jetzt ſeinen Sitz hat, in der Erwartung der, ſeitdem glücklich erfolgten Niederkunft der Königin. Dem katholiſchen Gebrauche zufolge, findet die Taufe

*) Siehe Beranger's Gedicht le roi d'Yvetot.

innerhalb vier und zwanzig Stunden ſtatt, und der ganze Hof, ſowie das ganze Corps diplomatique, welches überhaupt zu Neapel mit großer Auszeichnung behandelt wird, haben das Recht, ſich ſogleich hinaus zu begeben, um dem Könige ihre Glückwünſche darzubringen, und nehmen dann an einem großen Banquet Antheil, zu dem ich ſchon die Tiſche vorläufig in verſchiedenen Sälen aufgeſtellt fand.

Um fünf Uhr Nachmittags war ich wieder glücklich in Neapel angelangt.

Dieß iſt Caſerta, das letzte zu beſchreibende königliche Sommerſchloß; ich komme jetzt zu den Villen, und hier nenne ich als eine der bemerkenswertheſten diejenige der ſehr verehrten Königin Mutter, eine Villa, die ſonſt dem verſtorbenen, in politiſcher Hinſicht ſehr bekannten Herzoge von Gallo gehörig, über Capo di Monte gelegen, ſchon aus dieſem Grunde, der weiten Ausſicht wegen, werth iſt, beſichtigt zu werden.

Dieſe Ausſicht beherrſcht jedoch nur einen Theil des Golfes, wogegen man ſchon links die am Fuße des Veſuvs liegende große Fläche erblickt, die Stadt liegt tief unten, ihre Hügel bedecken indeſſen Capri, und ſomit, wie ſchon erwähnt, einen Theil des Golfes, was indeſſen, da man ſonſt den ganzen Golf von Neapel aus ſtets vor Augen hat, durch lachende bebaute Hügel eine angenehme Veränderung in der gewöhnlichen Ausſicht bewirkt.

Das Innere der Villa iſt im neueren Style, ohne Pracht, aber ſehr hübſch eingerichtet. Eine kleine Hauskapelle bietet eine Eigenthümlichkeit dar, denn unter dem Altare liegt ein Kind von Wachs, mit einem Schnitt im Halſe. Dieſes Kind, ein Mädchen, hatte ſchon im ſiebenten Jahre den Beruf gefühlt, ins Kloſter zu gehen. Ihr Vater, nicht damit einverſtanden, hatte es ihr unterſagt, und in der Wuth über ihre feſte Weigerung, zu gehorchen, ihr den Hals

abgeſchnitten. Das Kind ward canoniſirt.

Welcher Reiſende, der nach Neapel kommt, will übrigens nicht die Stadt auch von oben aus ſehen! Und dazu wird gewöhnlich die Fahrt über den Vomero, zu deutſch Pflugſchaar gewählt, weil der Boden dort beſonders fruchtbar ſeyn ſoll. Auf dieſer Tour indeſſen, welche meiſt zwiſchen hohen Mauern führt, und zuletzt in die Strada Nuova am Meere fällt, muß man mit Erlaubnißſcheinen zu den verſchiedenen Villen verſehen ſeyn, um der köſtlichen Ausſicht aus den Gärten, ganz zu genießen. Gewöhnlich iſt die Floridiana, der zweiten Gemahlin des Königs Ferdinand und deren Nachkommen gehörig, die am meiſten beſuchte, weil ſie, durch die Sorgfalt, mit welcher der Graf von Monte St. Angelo, Witwer der Tochter der verſtorbenen Herzogin, ſie für ſeinen Sohn verwaltet, beſonders anzieht; ein Vorzug, den ſie vor vielen an-

deren Landſitzen um Neapel herum bietet, wo Vieles, nach unſeren Begriffen von Nettigkeit und Ordnung, oft ſehr verwildert erſcheint. Auch ich beſuchte eines Morgens in ziemlich großer Geſellſchaft dieſe Villa, und wir erfreueten uns ſämmtlich über dieſe ſchöne Verbindung von Pracht des Südens mit nördlicher Sorgſamkeit und Pflege.

Wer hätte aber wohl die Luſt, mir in dem Beſuche aller der ſchönen Villen zu folgen, welche ſich längs der Strada Nuova am Meere hinziehen: die Villa des damaligen jetzt nach Liſſabon verſetzten Nuncius mit ihren verſchiedenen Sammlungen, die Villen Craven, Strachan, Bechi oder Rocca Romana mit der Maſſe lebender und ausgeſtopfter Thiere, den fliegenden Fiſchen, ihren Höhlen, ihren Gängen u. ſ. w. Von allen iſt die Ausſicht eine und dieſelbe, und nur in deren Anlagen und Umgebungen findet diejenige Verſchiedenheit ſtatt, die der Charakter und die Liebhaberei ihrer Beſitzer

begründete, deren Herzählung aber eben ſo viel heißen würde, als in das Privatleben jedes Einzelnen eingehen, ſobald daſſelbe nicht mit der Geſchichte der Sitten und Gebräuche eines Landes in Verbindung ſteht. Ich erwähne ihrer daher blos, und wenn ich bis jetzt nur die fröhlichen Ausflüge berührt habe, ſo ſey es mir auch einmal vergönnt, einen anderen mitzutheilen, welcher Jeden, der ihn unternimmt, ſobald nicht der Leichtſinn ſein ſteter Begleiter iſt, jedenfalls ernſt ſtimmen muß, wenn auch ein gutes Gewiſſen, that inward sunshine of the soul, der innere Sonnenſchein der Seele, wie ein engliſcher Dichter es nennt *), ihm denſelben gerade nicht furchtbar erſcheinen läßt.

---

*) Der volle Satz heißt: That inward sunshine of the soul, which a good conscience can always bestow on itself. Der innere Sonnenſchein der Seele, welchen ein gutes Gewiſſen ihr ſtets zu geben vermag.

Ich ſpreche von der Fahrt nach dem neuen Campo Santo, dem Kirchhofe von Neapel.

Folgendes iſt die Geſchichte der Gründung dieſes Kirchhofes.

Die Leichen wurden früher in der Stadt begraben, und auf jedem Kirchhofe der Stadt gab es drei hundert ſechs und ſechzig Löcher, in welche ſie geworfen wurden, ſo daß jeden Tag des Jahres ein neues geöffnet, und das letztere bis auf das kommende Jahr geſchloſſen ward. Schon zu Murats Zeiten, war es die Abſicht der Regierung, Kirchhöfe außerhalb der Stadt anzulegen, aber die verſchiedenen Brüderſchaften, d. h. Gemeinden, welche ſich in dieſer Hinſicht zuſammen thun, und ihre eignen Kapellen haben, wußten es zu verhindern. Erſt die Cholera öffnete ihnen die Augen. Es ward daher ein großer Landesſtrich vor dem Thore angekauft, dort, wo die Eiſenbahn nach Caſerta führt, zu

deren Seite der neue Kirchhof ſich befindet, und wo jeder Brüderſchaft ihr eigenes Terrain angewieſen ward.

Bei den reizenden Umgebungen der Hauptſtadt, würde es nun ſchwer geweſen ſeyn, einen Punkt aufzufinden, der dieſem nicht entſpräche, aber vielleicht hat man auch abſichtlich einen beſonders anziehenden Fleck gewählt, der die Hinterbliebenen damit einverſtanden machte, ihren Freunden und Verwandten, ſobald ſie nicht mehr in deren Nähe begraben würden, eine ſolche Lagerſtätte bereitet zu wiſſen, bei deren Beſuche die Pracht der Natur die noch Lebenden an die Weisheit, an die Güte Gottes zu erinnern im Stande wäre.

Zugleich bietet nun die Anhöhe, auf welcher der Kirchhof liegt, dem Auge, wo man auch ſtehen mag, den Ueberblick der unzähligen, meiſt prachtvollen Monumente, alle in weißem Marmor, dar, und die zwiſchen den mit Mauern

eingeſchloſſenen Abtheilungen der Brüderſchaften liegen, wo auch wiederum jene früher erwähnte Einrichtung der Todtenklüfte, jedoch in geringerer Anzahl, anzutreffen iſt. Ganz auf der Höhe erblickt man endlich ein bald fertiges Haus, das zum Kloſter, ich weiß nicht welcher Brüderſchaft beſtimmt iſt, der die Aufſicht über den Kirchhof übertragen worden. Daß eine Menge grüner Sträucher und Blumenbüſche zur Seite der Fußſteige, zwiſchen den Gräbern nicht fehlen, iſt begreiflich.

Beinahe eine Stunde weilte ich nun unter dieſen Memento Moris, ich ſah große berühmte Namen, doch Niemanden hatte ich in Perſon gekannt. Erſt als ich den Kirchhof zu verlaſſen im Begriffe war, fiel noch mein Blick auf das Grab der einſt ſo reizenden, wahrhaft ſchön gebauten Tänzerin Heberle, nachher verehelichten Falconnet, die ein früher Tod ihrem Manne entriſſen, nachdem ſie ſchon mehrere Jahre

vorher, durch ihre Heirath, ſich der allgemeinen Bewunderung als Künſtlerin, entzogen hatte.

In der That muß dieſe überaus ſchöne Ruheſtätte jeden Reiſenden anziehen, und da dieſelbe leider mit jedem Jahre, durch das allgemeine Geſetz der Natur an Mannigfaltigkeit gewinnt, ſo muß ſie ein ſehr merkwürdiger ſehenswerther Ort werden, um deſſen Willen Neapel allein eine Reiſe verdient.

Bei allen dieſen Ausflügen in die Umgegend blieben die geſelligen Vergnügungen zu Neapel nicht zurück.

Wenn man des Morgens um acht Uhr aufſteht, und erſt um ſechs Uhr zu Mittag ſpeiſt, ſo hat man Zeit genug, Excurſionen und Geſellſchaft mit einander zu verbinden. Die Bälle hatten aufgehört, aber jetzt begannen die Concerte, jedoch meiſt Vocal-Muſik, und zwar ſehr gute, wozu ſich die Häuſer des franzöſiſchen Botſchafters, Herzog von Montebello, des

preußiſchen Geſandten, des Fürſten Dentici, des Herren Lutteroth, der Mrs. Ramſay und der Marquiſe Salza öffneten.

Begreiflich war unter der Vocal-Muſik das Meiſte italieniſch von Roſſini, Bellini, Mercadante, Donizetti und anderen italieniſchen Meiſtern. Indeſſen ward auch franzöſiſch und mitunter auch deutſch geſungen. Unter Andern ward eines Abends im Hauſe des Herzogs von Montebello Lützows wilde Jagd und „Du Schwert an meiner Linken" vierſtimmig franzöſiſch vorgetragen. So ändern ſich die Zeiten und ſo ruhig, ſo friedlich leben alle Nationen mit einander. Man ſingt in Frankreich Körners Lieder und in Deutſchland die Marſeillaiſe als ſchöne Muſikſtücke, und denkt ſich Nichts dabei.

Aber eine andere Erſcheinung erregte eines Abends bei einem Concerte in einem der vorbenannten Häuſer, allgemeines Erſtaunen. Ein

kleiner dicker, noch ſehr jugendlich ſcheinender Mann ohne Bart, ſtellte ſich an das Piano, und ſang im Discant eine franzöſiſche Romance, die ziemlich zärtlicher Art war. Dergleichen Sänger hört man nicht mehr, der letzte Lebende glaube ich, welcher noch auf der Bühne ſich gezeigt, mag der einſt ſo berühmte Crescentini ſeyn. Auf die ganze jüngere, namentlich weibliche Generation machte nun der Geſang einen ſo unglaublich komiſchen Effekt, daß, bei der völligen Neuheit der Sache, das Kichern kein Ende zu nehmen ſchien. Sie lachten, und wußten eigentlich nicht, worüber ſie lachen ſollten, ob es mehr der Geſtalt des Menſchen, oder ſeiner feinen Stimme gelte, und ſo trägt wiederum das Neue das Alte zu Grabe, denn noch vor vierzig Jahren hätte Niemand gelacht.

An ſonſtigen Soiréen in den Häuſern des ruſſiſchen, öſterreichiſchen, ſardiniſchen Geſandten und des Baron von Rothſchild

fehlte es auch nicht, und ſo waren die Tage hinreichend beſetzt.

Was nun den neapolitaniſchen Adel betrifft, ſo muß man überhaupt hier, wie in Florenz und Rom, wo der Zufluß von Fremden im Winter ſtets übermäßig iſt, billig ſeyn, und ſich nicht wundern, wenn deſſen Häuſer im Allgemeinen dem Fremden geſchloſſen ſind. Wer länger in dieſen Oertern lebt, wird indeſſen auch dann leichter Zutritt haben, und Verbindungen anknüpfen. Immer bleibt aber der neapolitaniſchen höheren Geſellſchaft die Ehre, gaſtfreier zu ſeyn, als man es zu Rom und zu Florenz iſt, oder vielmehr, als man es dort vor zwanzig Jahren war, und jetzt noch ſeyn ſoll, denn als Augenzeuge kann ich in neuerer Zeit nicht davon ſprechen.

Gewiß gehört aber der Umgang mit den Neapolitanern, Männern ſowohl als Frauen, zu dem angenehmſten, den man nur in einer Stadt

finden kann. Ich habe ſchon früher die Artigkeit der Italiener gerühmt, aber um ſo mehr muß ich dieſes, mit ſehr wenigen Ausnahmen, von den Neapolitanern ſagen, die Anſtand mit Höflichkeit und Freimüthigkeit in ihren Urtheilen zu vereinigen wiſſen. Ueberdieß ſind ſie ſämmtlich der franzöſiſchen Sprache ſo mächtig, und ſo gewöhnt, ſie zu ſprechen, daß ein Fremder niemals wie in manchen anderen Ländern zur Zeit, das Verletzende erfahren wird, daß Alles um ihn herum ſich in der Landesſprache unterhält und er völlig verlaſſen daſitzt.

Das Aufhören des eigentlichen Cicisbeats faſt in ganz Italien, hat aber auch auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe einen ſehr günſtigen Einfluß gehabt. Frauen, welche beſtimmte zärtliche Verbindungen haben, ſind ſelten liebenswürdig. Entweder denken ſie ſelbſt nur an den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit, oder der Cavaliere Servente wacht als Eiferſüchtiger auf

jedes Wort, das ſie mit einem Anderen wechſeln. Und ſo erinnere ich mich der Geſellſchaft in Italien von früheren Zeiten her. Jetzt iſt dieſes vorbei; die Frauen erſcheinen in Geſellſchaft mit ihren Männern oder allein, aber nie, ohne einen beſonderen Zufall, mit einem anderen Manne. Eigentliche Salons, wo alle Abende empfangen würde, giebt es, meines Wiſſens keine, mit Ausnahme desjenigen der ſehr geſcheiten und in der Allgemeinheit der Unterhaltung, zum Salon wahrhaft gebornen, Fürſtin Torella, wo ſich täglich Abends nach zehn Uhr, da ſie ſelbſt nie ihr Haus verläßt, ihre nächſten Verwandten, Freunde und Bekannten verſammeln, und die Unterhaltung nie ins Stocken geräth.

Der Hof ſelbſt zeigt ſich ſelten außer dem Schloſſe und der König und die Königin, ſowie der Prinz und die Prinzeſſin von Salerno beehren nur bei ganz großen Gelegen-

heiten, das Haus eines fremden Gesandten, oder eines vornehmen Neapolitaners mit ihrer Gegenwart, und der Graf von Syracus ist der einzige Prinz, welchen man öfters in Gesellschaft antrifft, und der überhaupt den Wunsch zu äußern scheint, seinen hohen Rang in einer gemischten Gesellschaft völlig vergessen zu machen.

Ich fühle mich veranlaßt, noch einmal auf Musik zurück zu kommen und zu bemerken, daß, wenn ich bei Gelegenheit der Concerte bis jetzt nur von Vocal-Musik gesprochen habe, weil ihr hauptsächlich zu Neapel gehuldigt wird, ich doch nicht unbeachtet lassen muß, daß, aber erst seit ganz kurzem, sich der Geschmack zur Instrumental-Musik und zwar zur Aufführung der größeren Symphonien der deutschen Meister: Beethoven, Haydn, Mozart und Anderer, gewendet hat.

Als Muster hierin steht nun voran der Cavaliere Vallé, welcher zuweilen, des Sonn-

tags Morgens, Symphonien bei ſich aufführen läßt. Der Fürſt Dentici, den ich bei dieſer Gelegenheit nebſt ſeiner Gemahlin als wahrhaft freundlich und ſorgſam gegen die ihnen Empfohlenen zu bezeichnen mich verbunden fühle, hatte auch hierzu mir eine Einladung zu verſchaffen gewußt, und die Aufmerkſamkeit, welche man der recht braven Aufführung ſchenkte, und der Beifall, den ſie davon trug, kann nicht anders als aufmunternd ſeyn, um ähnliche Unternehmungen hervorzurufen.

Ein großer Uebelſtand war aber auch hier, ſo wie in allen Orcheſtern Neapels, das beſtändige ganz laute Taktanſchlagen des erſten leitenden Violiniſten, da das Pianoforte ganz verſchwunden iſt. Auf meine Bemerkungen darüber erhielt ich aber ſtets zur Antwort, wie dieſes erſt dann aufhören könne, wann die einzelnen Inſtrumentiſten ſo eingeübt wären, wie in Deutſchland.

Auch zu den Uebungen des Conservatorii, das unter der Leitung Mercadantes und des Herren Florimon ſteht, hatte ich ein Billet erhalten. Zu Mailand verſteht man darunter das Singeinſtitut, wo an den Prüfungstagen die ſchönſten jungen Mädchen weiß gekleidet mit gelben Bändern, züchtig und verſchämt erſcheinen, die vorzüglichſten unter ihnen ihre Arien und Duetts vortragen, und dann aus den Händen des Gouverneurs irgend eine Belohnung empfangen. Etwas Aehnliches hatte ich auch zu Neapel erwartet, da ich wußte, daß ein ſolches Inſtitut noch vom Erzbiſchof von Tarent, Capece Latre her, begründet war. Aber vergebens ſuchte ich, als ich in den nicht allzuſchönen Saal trat, und gegenüber ein mit Muſikern beſetztes Theater erblickte zu deſſen Füßen auf der Seite blos Männer ſtanden, welche die Chöre ſangen, nach den ſchönen Sängerinnen, die nirgends zu finden waren. Auch die Aufſtellung der

Muſici war mir neu, denn oben auf dem Theater ſah man zuerſt die Bäſſe, hinter ihnen die Violinen und die übrigen Saiteninſtrumente, und zwiſchen ihnen, mit dem Rücken gegen die Verſammlung, die beiden leitenden Muſici hinter einander, der vorderſte mit der Violine, der andere mit dem Stöckchen.

Die Aufführung war, wie alle dergleichen, diejenige einer Schule, theils gut, theils minder gut; aber die Stellung der Singenden unten, zu den lauten Blaſeinſtrumenten, die den Geſang manchmal ganz unterdrückten, konnte ich nicht billigen. Man gab, außer den einzelnen Concertſtücken, wobei ſich ein zehnjähriger Knabe aus Sicilien, Namens Silicoſia, als Componiſt und Violinſpieler ganz beſonders auszeichnete, noch ein de profundis von Mercadante, das mir eine der vorzüglichſten Compoſitionen deſſelben zu ſeyn ſchien, und da ich endlich dachte, nun würden die jungen ſchönen Neapolitanerinnen ſich zeigen, ſo erfuhr ich erſt,

daß, was ich ſchon früher berichtet, das ganze Inſtitut der Sittlichkeit zu Ehren, unter der vorigen Regierung aufgelöſt wäre, und ſie in den Klöſtern einzeln ſingen lernten. Ich beziehe mich auf die ſchon früher angeſtellten Betrachtungen, und frage nochmals, ſobald keine Sängerinnen mehr gebildet werden, was ſoll aus der Vocalmuſik werden, nachdem die Soprani aufgehört haben, und jener letzte vorhin erwähnte Sprößling ſo allgemeines Lachen erregte?

An einem der nächſten Tage ſollte ich das Muſeum Borbonicum ſehen, und da muß ich nur, indem ich mich zu den bildenden Künſten wende, im Vorübergehen bemerken, daß eigentlich niemals zu Neapel eine große Nachfrage nach Bildern und Statuen war. Sehr natürlich; der Fremde kommt von Rom und Florenz, er hat dort nur die Wahl unter den vielen großen und berühmten Künſtlern, er denkt alſo nicht einmal daran, ſich nach einem Bildhauer oder

Geſchichtsmaler umzuſehen, ſonſt würde er, namentlich unter den Bildhauern, ſich hier an der Kunſt der Herren Biondi, Piſanati oder Del Vecchio erfreuen. Das Einzige, was er ſich zu verſchaffen wünſcht, ſind Landſchaften, und da findet er in den Gebrüdern Gitani und dem Herrn Vanvitelli, letzterer in Sepia, ausgezeichnete Künſtler. Götzlow und Agricola ſind Deutſche, daher, ſo berühmt und ausgezeichnet auch beide ſind, ich ihrer nicht als Eingeborne, um die es ſich hier nur handelt, erwähnen kann.

Jedoch das Muſeum Borbonicum zieht den Fremden an, Jeder wird ſich aber auch deſſen Beſchreibung leicht zu verſchaffen wiſſen, und meinen Geſchmack, mein Urtheil, über die bewundernswerthen Schätze deſſelben, Anderen mittheilen zu wollen, fühle ich keinen Beruf in mir. Nur anführen will ich daher die, wie ich glaube, vorzüglichſte Beſchreibung deſſelben, wovon der Cavaliere Finati, Director der königs-

lichen Buchdruckerei und Mitglied mehrerer archäologiſchen Geſellſchaften der Verfaſſer iſt, der ſelbſt ſo gefällig war, mich herum zu führen und auf die hauptſächlichſten Schätze, die das Muſeum enthält, von Neuem aufmerkſam zu machen. Als neu im Muſeum will ich daher nur die große Moſaik, die Alexanderſchlacht, und das Wandgemälde, la Caccia bemerken, die ich früher zu Pompeji ſah, und für die eigene Räume beſtimmt werden; zugleich erfuhr ich aber auch, daß Rafael's berühmtes Bild Leo's X., deſſen Original zu beſitzen ſich Florenz und Neapel anmaßen, nach neueren Aufſchlüſſen, Herrn Finati zufolge, wirklich dasjenige zu Neapel im Muſeo und das Florentiner eine Copie ſey, und daß alle Kunſtverſtändige auch dieſer Meinung beigetreten wären*).

*) Nach Vaſari befand ſich dieſer Doppelgänger, damals noch einzeln daſtehend, zu Florenz, im Hauſe

Unter den zu Pompeji in neuerer Zeit ausgegrabenen und im Muſeo aufbewahrten Sachen befand ſich aber noch die größte Seltenheit, ein bis jetzt einziges Stück. Und dieſes iſt eine Vaſe von blauem Glaſe, worüber eine weiße Kruſte, ebenfalls von Glas muß

Medici, wohin Friedrich II. Herzog von Mantua, auf ſeiner Reiſe nach Rom kam, und das Gemälde ſo ausgezeichnet fand, daß er es ſich von Rom aus erbat, um dem Papſte Clemens VII., wie er ſchrieb, damit ein Geſchenk zu machen.

Ottaviano von Medici, unter deſſen Obhut die beiden jüngeren Medici ſtanden, darüber in großer Verlegenheit, ließ Andrea del Sarto kommen, welcher es ſo vortrefflich copirte, daß es ſpäter nach Mantua geſchickt, ſelbſt von Giulio Romano, einem Schüler Rafaels, der daran geholfen, als das Original anerkannt ward, bis Vaſari, welcher als Kind im Hauſe Medici an der Copie hatte arbeiten geſehen, ſelbſt erſchien, und ihm durch einige Zeichen auf dem Rücken des Gemäldes, den Beweis gab, daß das Bild eine Copie ſey. Nach Aretino wäre es nachher mit allen anderen Bildern des Herzogs von Parma nach Neapel gekommen.

gezogen geweſen ſeyn, aus dem man, wie es ganz deutlich erſcheint, gleich den doppelten Lagen der Cameen, die zierlichſten Figuren geſchnitten hat. Man hat natürlich ein ſo merkwürdiges Stück für werth gehalten, ihm einen ſilbernen Deckel zu geben, und ſo wird es dem Fremden gezeigt *).

Die Zeit des Sehens war an dieſem Morgen verſtrichen, als der Ritter Finati mir das freundliche Anerbieten machte, an einem der nächſten Tage mit ihm die Bibliothek zu beſuchen, und damit zugleich die Beſichtigung der Abwickelung der Papyrusrollen zu verbinden, was auch an dem beſtimmten Tage ins Werk geſetzt ward.

Die königliche Bibliothek befindet ſich ebenfalls im Muſeo. Ihre Säle ſind weitläuf-

*) In des Profeſſor Zahn neueſtem Werke: Pompeji, Herculanum und Stabiä Tafel 77, befindet ſich die farbige Abbildung dieſer Vaſe.

tig, gut erleuchtet, und Alles ist reinlich und gut gehalten. Auch sie verdankt, gleich den meisten Kunstwerken im Museo ihre Entstehung der Erbschaft des Hauses Farnese durch die Heirath Elisabeths, Prinzessin von Parma, aus diesem Hause, mit Philipp V., König von Spanien. Es sind in ihr etwa ein hundert funfzig Tausend Bände enthalten und Monsignore Scotti, Erzbischof von Salonichi, Lehrer und Erzieher des Königs, den ich dort kennen zu lernen Gelegenheit hatte, steht an ihrer Spitze. Aber viertausend Ducati, ungefähr vier tausend vier hundert und funfzig Thaler preußisch, ist Alles, was jährlich bewilligt wird. Da kann gewiß nicht viel Neues angeschafft werden. Indessen sah ich doch die, unter Protection des verstorbenen Freiherrn von Stein, angefangenen Pertzschen Monumenta Germaniae, die freilich in keiner Bibliothek größeren Umfanges fehlen sollten, und einige

andere neuere Werke. Dagegen erblickte ich aber die merkwürdigſten alten Werke, unter Andern die erſten, ſchon zu Mainz ſehr wohlgedruckten Bücher, wie z. B. das unter dem Namen le Catolicon 1460 heraus gekommene Wörterbuch, und die Bibel von Lyra, welche Deutſche 1472 zu Rom gedruckt und dem Papſte gewidmet hatten. In der Vorrede erwähnen ſie ſämmtlicher zu Rom durch ſie gedruckter Werke, deren Zahl freilich nicht allzu groß iſt, aber durch das Herzählen von zwölf Tauſend vier Hundert fünf und ſiebenzig Exemplaren den gewiß nicht ſchweren Beweis führen, um wie viel raſcher die Erfindung der Buchdruckerkunſt, in Vergleich mit den Handſchriften, die Gedanken in Umlauf ſetze. Aber ein anderes intereſſantes Werk, das mir gezeigt ward, ſind die Memorie antiche del Monasterio del Bosco in Sicilia p. Don Olimpio da Giuliana, Monaco Olivetano, an dem Taſſo mit eigner Hand die

Correcturen, rückſichtlich des Italieniſchen gemacht hatte. Auch Palimpſeſte viermal überſchrieben, wurden mir noch durch Monſ. Scotti gezeigt.

Bei Beſichtigung aller dieſer Seltenheiten blieb jedoch das Wichtigſte, das Abwickeln der Papyrusrollen, welche man zu Herculanum, (denn zu Pompeji iſt Nichts der Art gefunden worden,) in einem Zimmer zuſammengerollt und verkohlt ausgegraben hat. Ein ſolches Stück Kohle zeigt nun deutlich die verſchiedenen Lagen des Papiers und die Schrift darauf, und wenn man jetzt die ſehr einfache Art der Abwickelung ſieht, ſo ſollte man glauben, es wäre gar nicht ſchwer geweſen, dieß zu entdecken, wenn wir nicht ſo oft aus der Erfahrung wüßten, daß wir gerade über das Einfache uns vor Augen liegende, leicht hinwegſehen und aus höchſt verwickelten Combinationen, die wir uns ſelbſt ſchaffen, die Wahrheit zu erforſchen geden-

ken. Die vom Bernhardiner Mönch Piaggi nach vielem Sinnen herausgebrachte Methode, iſt nun Nichts weiter, als die Anwendung von Gummi, das, auf die Rolle geſtrichen, das Papier vom übrigen ablöſt, welches dann an einem horizontal geſpannten Stück Blaſe befeſtigt, und vermittelſt einer kleinen Rolle nachher in die Höhe gezogen wird. Leider iſt dasjenige, was man bis jetzt gefunden, von keinem Belange, da Alles bekannte Sätze der Epicuräer und deren Nutzanwendung enthält. Indeſſen hat man Recht in dem Geſchäfte fortzufahren, da es ſich doch nicht wohl denken läßt, daß die Bibliothek eines Mannes einzig Schriften über ein beſtimmtes philoſophiſches Syſtem enthalten habe.

So im täglichen Sehen und Schauen verging mir ſtets der Morgen in Neapel, ſo lang er auch war, auf die angenehmſte und nützlichſte Art. Aber es gab eine Arbeit, der ich ſchon von lange her beizuwohnen gewünſcht, und

wozu ich während meines erſten Aufenthaltes zu Neapel niemals hatte gelangen können, und auch jetzt ſchon die Hoffnung dazu aufgegeben hatte. Dieß betraf den Wunſch, einer Ausgrabung zu Pompeji beizuwohnen, und dazu kam mir der Secretair des Muſeums, der Ritter Aloe, den ich früher zu Berlin kennen gelernt, auf die bereitwilligſte Art von der Welt entgegen, indem er ſich erbot, mir die Erlaubniß dazu von dem Miniſter des Innern zu erwirken, die mir auch baldigſt ward.

Eine Fahrt nach Pompeji iſt jetzt durch die nach Caſtell a Mare führende Eiſenbahn, um Vieles verkürzt, indem man ſie bis Annunziata benutzt, und dort, für die noch übrige kleine Tour, einen Wagen nimmt. Die Ausgrabungen ſtehen unter der Leitung des Directors, Herrn Bianchi. Ungefähr um zehn Uhr waren wir dort angekommen. Während man nun ſonſt zu Pompeji mehr auf der Seite fort-

arbeitete, ſo iſt jetzt eine große Straße geöffnet worden, die nach der Porta di Nola führt, und es ſind die Häuſer in derſelben, deren Inneres man nach und nach dem neugierigen Auge Preis zu geben beabſichtigt, und deren Aeußeres wie faſt an allen Häuſern Pompejis, mit zierlichen Gouache-Gemälden verſehen iſt, die ſich aber dadurch von den neueren Gouache-Gemälden unterſcheiden, daß ſich ihr Bindemittel nie in Waſſer auflöſt. In der gewöhnlichen Sprache werden ſie Frescos genannt.

Das Haus, in welchem an dieſem Tage gegraben werden ſollte, war nicht weit vom Thore gelegen, und deſſen Zimmer bis etwa zwei Fuß von der Erde, d. h. von dem ſteinernen Boden an, der ſich, es ſey in ſchöner Moſaik, oder blos von Stein, allenthalben findet, vom übrigen Schutt gereinigt. Circa fünf und zwanzig Tauſend Franken ſind beiläufig jährlich zu den Koſten für die Ausgrabungen beſtimmt, deren

Ergebniſſe, nach der jedesmaligen Ausgrabung, ſogleich in das Koniglíche Muſeum abgeliefert werden.

Sechs bis acht Menſchen ſtellten ſich nun mit Spaten, Schippen und Hacken zur Arbeit an, wobei Aufſicht ganz beſonders nöthig iſt, um dem unvorſichtigen zu raſchen Aufräumen ſtets Einhalt zu thun, wodurch ſchon ſo manches Kunſtwerk beſchädigt an's Licht gekommen iſt.

Die Ausgrabung begann. Außer den einzelnen mit ſchönen Farben bemalten zerbrochenen Stücken, wahrſcheinlich aus den obern Stockwerken des Hauſes, wurden bald einzelne Fläſchchen, ſogenannte Lacrimatoyos, und zwei knöcherne Spielmarken, (wahrſcheinlich ſpielten die Römer auch ihr Whiſt) mit Köpfen von Frauen, zu Tage gefördert, von denen die eine die Inſchrift Hernica führte. Nachdem das Zimmer bis auf den Boden gereinigt war, ging es zu einem andern, wo wir noch mehr zu finden hoff-

ten, aber uns bald getäuſcht ſahen. Die Beute war bis jetzt unbedeutend geweſen und ſchon fing ich an, mich der ſo oft wiederholten Vermuthung hinzugeben, daß man vorher wüßte, wo die ſchönen Sachen lägen, die nur für große Herren, bei deren Anweſenheit, aufbewahrt würden, daß man einmal eine Scheere und ein Taſchenmeſſer aus Sheffield gefunden habe u. ſ. w., als man ſich zu einem dritten Zimmer wandte und beim erſten Spatenſtiche auf ein großes irdenes Gefäß ſtieß, das aber leider zerbrochen heraus kam, und ein anderes entdeckte, was pulveriſirten Marmor enthielt. Jetzt war die Hoffnung da, mehr zu finden. Wo ein groſſes Gefäß iſt, da giebt es wohl noch andere. Aber noch größere Freude denn die erwartete, ward uns zu Theil, denn man ſtieß auf eine große gläſerne viereckige Flaſche von ohngefähr fünf Zoll Höhe, und neben ihr auf noch zwei andere. Hat man etwas erlangt, ſo begehrt

man mehr, das iſt nun einmal die Regel, und ſehr oft wird es uns dann auch. Und das war denn hier der Fall, denn der Spaten ſtieß wiederum an etwas Hartes, und ein Theil einer bronzenen ſchönen Schüſſel, der bald die andern Theile, leider einzeln, folgten, ward an's Tageslicht gezogen. Zufriedenheit malte ſich jetzt auf Aller Geſicht, und ſomit hätten wir wohl von dannen gehen können, aber wir waren nun einmal im Zuge des Verlangens und des Hoffens. Die Nachgrabung fing daher nochmals an, man ſtieß von Neuem auf etwas Hartes, und ein ſchöner Griff einer Vaſe von Bronze mit einer Masque oben, ward zu Tage gefördert, dem bald eine völlig erhaltene ſchöne Vaſe, zu welcher der Griff gehörte, von ohngefähr einem Fuß Höhe, folgte.

Jetzt waren die drei Zimmer gereinigt, und im vollen Gefühle der Zufriedenheit über das ſo belohnende Ergebniß des Morgens, durchzog ich

abermals alle ſchon früher geſehenen Theile der ſo lange verſchüttet geweſenen Stadt, beſah die Tempel, die Wache mit den Inſchriften der ſich damals gewiß, eben ſo wie jetzt auf ihrem Poſten langweilenden Soldaten, ſah das famoſe Haus mit dem keiner Erklärung bedürfenden Zeichen und der Inſchrift: Hic habitat Felicitas, hier wohnt die Glückſeligkeit, und nahm zuletzt das komiſche und das tragiſche Theater in Augenſchein, wo Mercadante unter freiem Himmel vor einigen Jahren ſeine Veſtalin aufgeführt hatte und welches ſich ſo akuſtiſch richtig gebaut zeigte, daß man bis in die höchſten Sitze deutlich den Geſang vernommen hatte. Kurz nach zwei Uhr war ich wieder zu Neapel angelangt.

Das Herumſchlendern in den Straßen von Neapel iſt und bleibt gewiß eine der unterhaltendſten und zugleich lehrreichſten Beſchäftigungen des Fremden. Ich beklage den Reiſenden, der

ſich blos in ſeinen Wagen ſetzt, und glaubt, er habe Alles gethan, Alles genoſſen, wenn er in ſo und ſo vielen Kirchen geweſen oder einmal an der Villa ausgeſtiegen, und für eine Stunde ſeine Füße in Bewegung geſetzt hat. Nein! Nein! gehen muß er, ſtille ſtehen, hören und ſehen und vorübergehen, und jede Wendung einer Straße wird ihm ein neues Bild vorführen, das ihn anzieht, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt und Betrachtungen erzeugt.

Hier eine kleine Tagereiſe in der Stadt ſelbſt. Ich nehme den Punct von der Vittoria aus, und wende mich links den Meerbuſen entlang. Göttliche, einzige Ausſicht! die nur durch eine königliche Villa unterbrochen wird. Links ſind Gaſthäuſer in Menge und ſo geht es bis zum Caſtel Uovo rechts, das vor Zeiten mit Monte Pizzo Falcone zuſammenhing, und nur durch ein Erdbeben vom feſten Lande getrennt ward. In ſeinem Schloſſe ſtarb,

am Ende des fünften Jahrhunderts, der letzte römiſche Kaiſer Auguſtulus, den Odoaker, König der Heruler, dahin verwieſen hatte, und auf dieſem Puncte, was vielleicht Manchen mehr intereſſiren wird als des letzten römiſchen Kaiſers Gefängniß, ſoll der berühmte Gourmand, Lucullus, ein Landhaus gehabt haben, denn wer auch nicht Geſchichtsforſcher iſt, wird dieſen Mann kennen, wenn er nach einem Diner, wo es ein Paar Schüſſeln mehr, wie gewöhnlich, gab, die ſo gewöhnliche Schmeichelei irgend eines Gaſtes hört: Freund! welch' ein lucullifches Diner Sie uns heute gegeben haben!

Jetzt geht es zu St. Lucia. Die prächtige Ausſicht öffnet ſich wieder, aber links erblickt man neben ſchönen Häuſern auch genug häßliche, enge, ſchmuzige Querſtraßen, und alle nur mögliche Fiſcherfamilien ihre häuslichen Geſchäfte mitunter ſehr unſauberer Art verrichten,

während dicht daneben Austern, Fische und Muscheln ausgeboten werden. Bald kömmt rechts die mit zwei Etagen vermehrte Villa di Roma, und bald, indem man sich links um die Ecke wendet, fällt das Auge auf den linken Seitenflügel des schönen Schlosses des Königs, angefangen unter Kaiser Carl V., der, nach der africanischen Expedition, dort zuerst seine Residenz nahm, und welches unter Philipp III. ausgebaut und vollendet wurde, jedoch nach dem Brande von 1837 noch manche Verschönerung erhalten hat, deren es sonst entbehrte. Das schöne Verhältniß in allen Theilen desselben macht auf das Auge den angenehmsten Eindruck, aber wenn auch dessen Façade von über vierhundert Fuß Länge, durch deren drei große Thüren (von denen die mittelste vier schöne, den Balcon tragende, Granitsäulen hat) man in die geräumigen Höfe blickt, — wenn diese Façade uns auch zuerst fesseln mag, so müssen wir nicht

vergeſſen, den Blick nach der linken Seite des Schloſſes zu wenden, wo eine, dieſe ganze Seite deſſelben einnehmende Terraſſe von der Hauptetage aus, dem Könige, ſobald er aus ſeinen Zimmern tritt, die Ausſicht über den Golf gewährt, und unter ſich er ſeine Flotte erblickt, und zugleich einen Theil ſeiner Landtruppen caſernirt weiß. Gewiß, das Heraustreten auf die Terraſſe muß für den König ein beglückender Anblick ſeyn.

Und ſah von ſeines Daches Zinnen
Auf das beherrſchte Samos hin.

Der König von Neapel iſt nicht der mächtigſte der Europäiſchen Fürſten, aber kein Einziger genießt von ſeinem Schloſſe aus eines ſolchen Anblicks, und wo er ausrufen kann:

Dieß Alles iſt Mir unterthänig.

Doch, laſſen wir ihm ſein Glück, und betrachten wir, was auf dem Schloßplatze vor ihm liegt. Da ſehen wir im Hintergrunde den mit

Häuſern bedeckten, Alles überragenden Pizzo Falcone, rechts und links zwei hohe einzelne, ebenfalls zum Schloſſe gehörige Paläſte, aber in der Mitte eine erſt im Jahre 1816 angelegte Kirche des heiligen Franciscus von St. Paula, rund in Geſtalt eines Pantheons, mit Säulen im Halbrunde, die an ſich ſchön, ſehr ſchön iſt, aber den oft beſtrittenen Satz doch wieder klar vor Augen führt, daß Etwas nur ſchön genannt werden kann, ſobald es zu ſeinen Umgebungen paßt. Die große ſchöne Kirche mit den prächtigen Hallen ſieht zu ihren Umgebungen klein und gedrückt aus.

Um ſo mehr aber wird man beim Eintritte in dieſelbe überraſcht, wo die Vergleichung aufhört, und wo man die Ueberzeugung gewinnt, daß man ſich in einem der ſchönſten Tempel, in Form und Größe dem Pantheon zu Rom nachgebildet, befindet, wenn man ſeinen reich gezierten Hauptaltar, die Maſſe der prächtigen mar-

mornen Säulen, ſein Chor mit Camuccinis vielleicht allergelungenſtem Bilde, die Erweckung des Sohnes der Wittwe darſtellend, und ſeine ſelbſt ebenfalls mit Gemälden neuerer Künſtler geſchmückten Capellen erblickt. Außerdem zieren acht coloſſale Statuen, die Evangeliſten und die vier Doctoren der Kirche vorſtellend, meiſt von neapolitaniſchen Bildhauern, den innern Umkreis dieſes ſchönen Tempels, in welchem, als der Baſilica, nur der Papſt, der auch einen beſondern Sitz hat, die Meſſe vor dem Hauptaltare leſen kann, oder irgend ein Geiſtlicher, dem man an einem beſondern Tage dazu den Auftrag gegeben hat.

Auf den Platz ſelbſt zurückgekehrt, bemerke ich noch die beiden bronzenen Reiterſtatuen Carl III. und Ferdinand IV., von denen jene nebſt beiden Pferden von Canova, die Statue Ferdinands aber von dem Neapolitaner Calli iſt.

Wir wollen weiter in die Stadt hinein und wohin wir uns wenden, nach dreien Puncten, ſtoßen wir auf Etwas, das uns anzieht, rechts das Theater St. Carlo, der große Platz Largo del Caſtello und dann der Hafen; gegenüber die unendliche Toledo-Straße und links die Straße della Chiaja, die uns wieder zur Villa und zur Vittoria führt. Wir ſind ſchon etwas ermüdet, man muß auch nicht Alles auf einmal ſehen, wir gehen daher über die Straße della Chiaja zurück. Aber plötzlich ſehen wir ein ſchönes ſteinernes Thor, über welches Wagen quer über die Straße wegrollen; eine erſt ſeit wenigen Jahren neu gebaute Treppe führt uns zur Seite auf dieſe Brücke, und wir befinden uns zwiſchen Pizzo Falcone und den Höhen, auf welchen derjenige Theil der Stadt liegt, welcher mit dem Caſtel St. Elmo endigt.

Ich hatte vorher des Landhauſes des Prachtli..nden Lucullus erwähnt, das durch ein

Erdbeben von Pizzo Falcone getrennt ward, und hier befinden wir uns in dieſen Gärten und auf dem Flecke, wo ſein Palaſt ſtand. Aber die Zeit hat Alles geändert, der Palaſt und die Gärten ſind verſchwunden, dagegen ſind andere Paläſte entſtanden, und in ihnen geben jetzt der Graf Monte St. Angelo und ſein Bruder Gerace ihre vortrefflichen Diners, der Ritter Vallé ſeine Morgenconcerte, der Graf St. Marçan ſeine Soiréen und ſo manche andere ihrer Feſte, denn hier wohnen mit die vornehmſten und reichſten Leute von Neapel. Indeſſen ſieht man noch ganz oben, am Ende der Straße, in welcher dieſe Paläſte liegen, einen königlichen Palaſt, den der König, ich weiß nicht mehr von wem, erkauft hat, und wo außer dem nöthigen Gelaß zu einer Caſerne für die königliche Garde, ſich auch das topographiſche Bureau befindet, das, gleich der ganzen Artillerie unter der Oberleitung des ſehr verdien-

ten General Filangieri, Fürſt von Satriano, ſteht *).

Jeder Menſch in der Welt hat irgend eine Neigung, und ſo auch ein Monarch. Der König von Neapel iſt beſonders dem Militair zugethan, und die Landarmee beſteht, mit Einſchluß der Schweizertruppen, aus ohngefähr 40,000 Mann, die ſämmtlich wohl genährt und wohl gekleidet ſind.

Der König ſcheut ſich nicht, die Caſernen zuweilen zu beſuchen, und darauf zu ſehen, daß auch Alles in Ordnung ſey, und ſeinen Befehlen gemäß, ein Jeder das Seinige erhalte. Eben ſo ſind aber auch, wie ich verſichert worden bin, alle militairiſchen Inſtitute in der größten Ordnung, und das iſt auch bei dem topographiſchen Bureau der Fall, das ich eines Morgens zu beſichtigen, die Erlaubniß erhielt.

*) Höchſt auffallend iſt es, daß die mit dem topographiſchen Inſtitut verbundene Erziehungsanſtalt, die

Ob die Inſtitute dieſer Art in andern Ländern beſſer oder ſchlechter angelegt ſind, will ich nicht entſcheiden, denn ich kann nur verſichern, daß in den mancherlei Zimmern, welche ich durchging, ſämmtliche angeſtellte Zeichner und Kupferſtecher in voller Thätigkeit waren, das dort befindliche Obſervatorium die ſchönſten Inſtrumente beſonders von deutſchen Optikern enthält, und die Bibliothek und Kartenſammlung ſich in der vortrefflichſten Ordnung befindet. So weit dasjenige, was ich nur obenhin zu beurtheilen verſtehe; was' ich aber mit Beſtimmtheit ſagen kann, iſt, daß die Karte des Königreiches Neapel in funfzehn Blättern, welche dort gearbeitet wird, hinſichtlich der Deutlichkeit des Stiches und der Klarheit, womit größere und kleinere Städte, Dörfer, Wald, Acker

einzige zu Neapel iſt, wobei durchaus keine Geiſtlichen angeſtellt ſind.

und Felsen von einander sich scheiden, es mi jeder andern Karte aufnehmen kann, und manche wohl noch übertreffen mag.

Daß nun bei dieser Vortrefflichkeit der Karte des Landes es aber noch keinen einzigen Plan von Neapel giebt, auf dem die Namen der Straßen sich befinden, und man, mit demselben in der Tasche, wie in andern Städten, Neapel durchwandern könnte, ist wirklich unbegreiflich, und macht es äußerst mühsam, in entferntere Theile Neapels einzudringen, und sich zurecht zu finden.

Doch jetzt begebe ich mich nach der Vittoria zurück; ich gehe daher die kleine Treppe an der Brücke wieder hinunter, die Strada Chiaja weiter, und befinde mich bald, auf St. Maria Capella a Vecchia mit seiner hölzernen großen Reiterbude*), den Palästen Calabrita,

*) Hier sah ich eines Abends einen wahrscheinlichen Nachkommen Masuriers als Affen auftreten, der auch

der an 20,000 Ducati Rente bringen ſoll, und Capella Vecchia gegenüber.

Dieſes Haus nun, Capella Vecchia, in welchem jetzt die Preußiſche Geſandtſchaft reſidirt, iſt eins der bedeutendſten von Neapel, und das nicht allein durch ſeine Größe und durch die ſchöne Ausſicht, welche man aus ſeinen Fenſtern über den Meerbuſen hat, ſondern auch durch ſeine frühere geſchichtliche Bedeutung, und durch ſeinen eigenen Bau.

Die Grundlage deſſelben wird nämlich durch ungeheuere Felſen gebildet, in denen und an denen das Haus gebauet iſt, während zu gleicher Zeit über demſelben eine Menge Gebäude aufgeführt ſind, alle zuſammen einem Herrn, dem Marchèſe Seſſa, gehörig.

Aber dieſe Felſen ſind nicht blos Stein-

---

gleich ſeinem Vorfahren im gerechten Stolze, als er einen ſchlechteren Affen ſah, ausrufen konnte: „Ici moi qui suis du métier.“

klumpen, ſondern in ihnen ſind die größten umfangreichſten Grotten vorhanden, in denen, aus gewiſſen aufgefundenen Stücken von Säulen zu ſchließen, welche auf deren frühere Beſtimmung deuten, und, der Sage zu Folge, die erſten Chriſten, zur Zeit der Kaiſer, ihre geheimen Zuſammenkünfte gehalten haben ſollen. Eine Oeffnung, welche ſich nach oben hinauf zeigt, ſoll bis nach Monte Pizzo Falcone, alſo nach dem ſo eben erwähnten, mit den ſchönſten Paläſten beſetzten hohen Stadttheile von Neapel, führen.

Sey dieſes nun, wie es ſey, ſo iſt, für den Augenblick, die umfangreichſte dieſer Grotten der Sitz eines deutſchen Schmiedes aus Köln, der dort in einer ungeheuren Werkſtatt von ſicher einhundert Fuß Höhe und ohngefähr ebenſoviel Breite hauſt, und in dieſer erſtaunenswürdigen Ausdehnung, umgeben und gedeckt von Felſen in den großartigſten Formen, eher an die verhäng-

nißvolle Seſamshöhle in Tauſend und eine Nacht erinnert, als an den in neueſter Zeit ſo oft getadelten Sinn für praktiſche Induſtrie, welcher alles Poetiſche zu verſcheuchen drohe. Denn etwas Poetiſcheres als dieſe Oefen, dieſe Hämmer, dieſe Zangen, dieſe zierlichen eiſernen und kupfernen Sachen, welche alle in maleriſcher Unordnung herumliegen, und dann dieſe vom Rauch geſchwärzten kräftig arbeitenden Menſchen, welche ſcheinbar von der Welt getrennt, in einer Handmühle ſich ſogar ihr Getreide zerſtampfen, etwas, ich möchte ſagen, Felſen eiſig romantiſcheres erblickt man nicht ſobald.

Vielleicht hat unter den Touriſten in Italien noch Niemand dieſe Grotte beſchrieben, und wenn ich es hier zum erſten Mal gethan, ſo glaube ich nachfolgenden Reiſenden einen Dienſt zu erweiſen, indem ich ſie darauf aufmerkſam gemacht habe.

In dem Geſandtſchaftslocale befindet ſich,

außer der eignen Wohnung des Gesandten, auch die, durch die Gnade des hochseligen Königs von Preußen angelegte, und durch Seine Majestät den jetzigen König bestätigte evangelische Kapelle, in welcher sowohl in französischer als in deutscher Sprache, jeden Sonntag durch die für diesen Augenblick angestellten Prediger Jaquet und Remy, Gottesdienst gehalten wird, und womit für Kinder, jedoch in sehr geringer Zahl, ein Pensionat und Schule verbunden ist, worin aber, wegen der darin befindlichen Schweizer und Engländer meist in französischer Sprache der Unterricht ertheilt wird.

Wenn ich mich aus den leicht zu folgernden Gründen bei meinem diesmaligen Besuche von Neapel in Capella Vecchia gleichsam heimisch fühlte, so war es noch eine Erinnerung anderer Art, welche sich meiner dort, von meinem ersten Aufenthalte zu Neapel her, lebhaft

bemeiſterte, und dieß waren die öfteren Beſuche, welche ich vor acht Jahren dem in jener Zeit dort wohnenden, ſo allgemein geachteten und hochgeſtellten, früheren Erzbiſchof von Tarent abſtattete, und deſſen Andenken ich um ſo feſter bewahre, je ſeltner leider die Beiſpiele dieſer aufgeklärten, vorurtheilsfreien, wahrhaft religiöſen Männer werden, wie Capece Latre es war, und ich kann mich daher nicht enthalten, ſo kurz wie nur möglich, das vieljährige Wirken dieſes ausgezeichneten Mannes hier zu berühren.

Giuſeppe Capece Latre, väterlicher Seits von den Herzögen von Merrone und durch ſeine Mutter von denen von Moneſtarace abſtammend, erblickte das Licht der Welt zu Neapel am 23. September 1744, und erhielt nach zurückgelegten Kinderjahren im Hauſe ſeiner Aeltern, und nachdem er, aus Liebe für ſie, ſeiner Neigung zu den Waffen entſagt,

und ſich den Studien gewidmet hatte, in zweien Schulen, von denen das Collegio de' Nobili die letztere war, ſeine weitere Ausbildung.

Aber ſchon im achtzehnten Jahre begab er ſich auf Reiſen, überſchritt jedoch nicht die Alpen, begnügte ſich aber auch nicht mit einer bloßen Vergnügungsreiſe, ſondern benutzte ſie wiſſenſchaftlich. So hörte er unter Andern zu Bologna die ſogenannte philoſophiſche Vorleſung, eigentlich über Experimental-Phyſik, der berühmten Laura Baſſi, die den Doctorhut erhielt, und beſchäftigte ſich auch außerdem wiſſenſchaftlich mit dem Studio der Harmonie.

Im zwei und zwanzigſten Jahre ſeines Alters war Capece Latre nach Neapel zurückgekehrt. Aus eigenem Antriebe nahm er jetzt die geiſtlichen Grade, ward Capellan des Schatzes des heiligen Januarius, und bald unter die Canonici der Hauptſtadt aufgenommen. Sein

erſtes Werk Delle feste dei Cristiani, welches 1772, unter dem Papſte Clemens XIV. zu Rom eine neue Auflage erhielt, machte Aufſehen.

Im fünf und zwanzigſten Jahre zum Conſiſtorial-Advocaten des Königreiches ernannt, begab er ſich nach Rom, wo er die Abhandlung de legatis et fideicommissis ſchrieb, und ſich beſonders beliebt beim Papſte Gangaelli zu machen wußte, wodurch er natürlich den vielen und mannichfaltigen Feinden des großen Mannes ebenfalls ein Gegenſtand des Haſſes ward.

Indeſſen dachte man damals anders zu Neapel als zu Rom. Capece Latre's hoher Werth ward nicht verkannt, und erſt zwei und dreißig Jahr alt, erfolgte zur Freude aber auch zugleich zum Leidweſen des berühmten Cardinal Borgia, der untröſtlich über ſeine Abreiſe war, ſeine Ernennung als Erzbiſchof von Tarent,

dem Orte, wo der Evangelist Marcus zuerst das Christenthum gepredigt hatte, und Amasianus im Jahre 45 der erste Bischof gewesen war.

Es würde zu weit führen, alle die Verbesserungen herzuzählen, welche das Erzbisthum Tarent seinem neuen Erzbischof bald zu verdanken hatte, denn eine Menge Mißbräuche hatten sich eingeschlichen, die nur ein so heller Kopf und eine so kräftige Hand, im schönsten Mannesalter, abzuschaffen verstand. Hauptsächlich nahm sich Capece Latre der Erziehung, nicht allein der Kinder an, für die er eine neue Anstalt gründete, sondern auch der angehenden Priester, und ordnete die Feste, indem er den Heiligen etwas von ihrer Verehrung nahm, und in einer deshalb erlassenen Pastorale sich der merkwürdigen Worte bediente: La chiesa venera i Santi, ma adora il solo Iddio. Die Kirche verehrt die Heiligen, aber betet

den einzigen Gott an. Manche ſeiner neuen Anordnungen verlangten aber auch Geld, und da er zugleich darauf bedacht war, den biſchöflichen Sitz zu verſchönern, ohne das Bisthum in Schulden zu ſtürzen, ſo wußte er, durch Zuſammenziehung dieſer Abteien ſich dazu als tüchtiger Haushalter die nöthigen Mittel zu verſchaffen.

In dieſer Art ging alles ſeinen geregelten Gang, als Capece Latre auf eine Probe eigner Art geſtellt ward. Noch immer zahlte nämlich Neapel unter dem Namen des Paßgängers, La Chinea, dem Papſte einen jährlichen Tribut von 1000 Unzen Gold und einem weißen Paßgänger, von dem es ſich zu befreien wünſchte.

Die Entſtehung dieſer Abgabe datirt ſich von den Zeiten des Bruders des heiligen Ludwig, Carls von Anjou, welcher das Königreich Neapel vom Papſte Urban IV erhielt, indem

der Papſt die Succeſſionsfähigkeit Manfreds, Friedrichs von Hohenſtaufen natürlichen Sohnes, beſtritt, und der nachher durch Carl von Anjou enthauptete Conradin todt geglaubt wurde.

Für dieſe Ueberlieferung Neapels bedung ſich der Papſt die ſo eben erwähnte Abgabe. Erzählt wird noch zu Gunſten Carls, daß derſelbe vor der Hinrichtung Conradins den damals gewählten Papſt Clemens IV. um ſeine Meinung befragt, und letzterer die nicht zweideutige Antwort gegeben hatte: Vita Conradini, Mors Caroli: Mors Conradini, vita Caroli: Das Leben Conradins, der Tod Carls; der Tod Conradins, das Leben Carls.

So blieb Carl von Anjou König, und ſo blieb die Abgabe bis in die neueſten Zeiten.

Ein Augenzeuge, welcher der Ceremonie bei Ueberreichung des Tributes noch als Kind bei-

gewohnt hat, beſchreibt ſie ohngefähr folgender Maßen:

Den Tag von St. Peter am Nachmittage, verließ der Paßgänger, unter einer großen Begleitung von Truppen, Wagen und Dienerſchaft in Galla, den Palaſt Colonna, und wurde unter Kanonendonner von der Engelsburg aus bis zur Peterskirche geführt. Dort erwartete ihn der Papſt, welcher im prächtigen Anzuge, auf einem Seſſel ſitzend, auf beiden Seiten von Männern begleitet, die auf langen Stöcken Fächer, von Federn gearbeitet, in die Höhe hielten, dem Paßgänger entgegen bis in die Mitte der Kirche von Prieſtern getragen ward.

Während dem war der Paßgänger ebenfalls in der Kirche angelangt, und ſo groß war der Inſtinct dieſes guten Thieres, daß, ſobald es des Papſtes anſichtig wurde, es aus Reſpekt das Knie beugte, und der neapolitaniſche Botſchafter es ſeiner Heiligkeit überwies, wobei

zugleich, was wohl die Hauptſache war, er den goldnen Tribut überreichte.

Dieß war nun der Tribut, welchen ſchon der Miniſter Tanucci abzuſchaffen, den Verſuch gemacht hatte, aber nicht dazu gekommen war. Mit größerem Eifer ergriff aber ſein Nachfolger Acton die Sache, und ernannte zur Unterſuchung und völligen Abſchaffung des Tributs eine Commiſſion, zu der auch der Erzbiſchof von Tarent befohlen werd. Capece Latre wollte ſich davon entfernt halten, er bekam indeſſen neue Anträge, und ſo ſchrieb er — natürlich mit dem größten Widerwillen, der ſo weit ging, daß er ſeiner hohen Würde zu entſagen beſchloß, und nur durch das anhaltende Bitten des ihm unterworfenen Clerus davon abgehalten ward, — unter dem Titel: Discorso istorico politico, eine Abhandlung, worin er das Recht Roms zur Erhebung dieſer Abgaben beſtritt.

Rom ward ihm von nun ab feindlich geſinnt, und blieb es.

Indeſſen war die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, und hatte ſich immer weiter und weiter in Italien verbreitet, ſpäterhin ward der Papſt gefangen, der Hof flüchtete ſich von Neapel nach Palermo und die Parthenopäiſche Republik ward proclamirt. Für Capece Latre kam jetzt die Zeit der Leiden und Prüfungen, denn er ward zum Präſidenten der Municipalität ernannt, und ſchlug es aus, und eben ſo die Einladung des Gouvernements, im geſetzgebenden Körper Sitz und Stimme zu nehmen.

Indeſſen änderten ſich die Zeiten, und Neapel kehrte unter ſeine alten Herrſcher zurück, als der Erzbiſchof von Tarent, der Anhänglichkeit an die Franzoſen und deren Grundſätze beſchuldigt, plötzlich aufgehoben, nach Neapel gebracht und im Caſtel St. Elmo eingekerkert ward. Erſt nach einem Jahre, am 23. December 1800, als

auch nicht der leiſeſte Beweis für die gegen ihn erhobenen Anklagen aufgefunden werden konnte, ward er wieder in Freiheit geſetzt, womit die Erlaubniß zur Rückkehr auf ſeinen biſchöflichen Sitz verbunden war.

Capece Latre erklärte indeſſen, daß ein Biſchof, der eines Majeſtätsverbrechens angeklagt und ohne Fehl befunden ſey, ſo lange nicht in ſeine Diöceſe zurückkehren könne, als ſeine Unſchuld nicht offen und feierlich verkündet ſey. „So fordere es," ſagte er, „der Altar, und eben ſo fordere es die Ehre des Königs."

Aber dieſen Ausſpruch blieb man ihm ſchuldig und dergeſtalt entſagte er ſeinem biſchöflichen Sitze und begab ſich nach Neapel, das er bis zu ſeinem Tode nicht wieder verlaſſen hat.

Ein Mann von ſo großem Wiſſen, von ſo erſtaunlicher Thätigkeit, konnte aber weder müßig ſeine Tage verleben, noch auch verborgen

bleiben. Hervorgezogen daher bei der neuen Regierungsveränderung durch Joſeph, wirkte er für das Beſte des Landes zuerſt als Staatsrath und ſpäter unter Murat als Miniſter des Innern. Als ſolcher beſchäftigte er ſich, außer ſeinen übrigen vielen Arbeiten, vorzüglich mit Errichtung von Schulen, namentlich für Mädchen jeder Claſſe, und auch von Muſikſchulen für Männer und Mädchen, und widmete den Ausgrabungen von Pompeji alle nur mögliche Sorgfalt. Allen Wiſſenſchaften und Künſten war und blieb er eben ſo als Präſident des königlichen Muſeums, der eifrigſte Schutz.

Capece Latre blieb aber ſtets Geiſtlicher und ward erſter Almoſenier der Königin und dabei Großkreuz des Ordens beider Sicilien, als aber Napoleon ihn nach Paris zum Concilio in den kirchlichen Angelegenheiten beſchied, die durch die Gefangennehmung des Papſtes ſich ſo ſehr verwickelt hat-

ten, verſagte er ſeinen Zutritt, ſo daß Napoleon ſich nicht auszurufen enthalten konnte: L'Archevéque de Tarente ne m'a rien caché de son métier.

Von Neuem kehrten im Jahre 1815 die alten Herrſcher nach Neapel zurück, und forderten Capece Latre auf, ſich nach ſeinem Biſchofsſitze wieder zu begeben. Die fortwährende Weigerung indeſſen, ihm wegen ſeiner früheren Gefangennehmung vollſtändige Genugthuung zu gewähren, beſtimmten ihn, in Neapel zu bleiben, und ſich bei herannahendem Alter völlig in das Privatleben zurück zu ziehen, aber, bei ſeinem immer regen Geiſte, durchaus nicht den Wiſſenſchaften und den Künſten, oder dem Umgange mit den zahllos nach Neapel ſtrömenden Fremden, zu entſagen.

Nehmen wir die politiſchen Grundſätze aus, nach denen der Eine dem fürſtlichen Hauſe, der Andere dem Lande getreu blieb, ſo haben

der Prince de Ligne und der Erzbiſchof von Tarent in mancher Hinſicht eine große Aehnlichkeit. Obgleich der Eine das Schwert und der Andere die Bibel ergriff, ſo waren ihre Univerſalität, ihre Theilnahme an allem Geiſtigen, ihr Wunſch, alles Neue kennen zu lernen, ihre Freude am Umgange mit ausgezeichneten Leuten aus allen Claſſen, ihre Gutmüthigkeit bei ſcharfem Verſtande, die gleiche Zeit, in welcher ſie gelebt, das hohe Alter, was Beide erreicht haben, die bis zum letzten Lebenshauche ſie ſtets beglückende geiſtige und körperliche Kraft, ſo ſind, ſage ich, alles dieſes Punkte der Aehnlichkeit, welche nicht zu verkennen ſind.

Aber auch in Zufälligkeiten glichen ſie ſich. Beide wurden von Allen in Rang oder Wiſſenſchaft hohen und großen Perſonen aufgeſucht, der Prince de Ligne ſchrieb im Bette und ſo empfing er die Fremden; auch Capece Latre fand man oft im Bette, auf dem ſich ein prächtiger

ſchwarzer Kater gelagert hatte, der mit ſeinen feurigen Augen, jedoch ohne irgend ein Falſch, die Fremden anblitzte.

Mit beiden Männern kam, bei dem Vielen, was ſie erlebt, die Unterhaltung nie ins Stocken, und man wurde durch ſie, als Augenzeugen auf alles Merkwürdige zurückgeführt, was ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zugetragen hatte. Beiden Männern war der ſiebenjährige Krieg eine wichtige Epoche ihres Lebens. Der Prince de Ligne, der ihn noch mitgemacht, hatte, wie natürlich, eine große Verehrung für Friedrich den Großen und er gefiel ſich darin auch von den friedlichen Vorgängen im Kriege zu erzählen, und wie er unter Andern die Bekanntſchaft der Gräfin Koſel, der Geliebten des Königs Auguſt von Polen, zu Dresden gemacht, und dieſe Dame, ſchon ſehr alt, ihm eine Bibel geſchenkt habe. Aber die Erzählung Capece Latres von dieſer Zeit, war,

wenigſtens für einen Preußen, noch bedeutender, und hatte etwas höchſt Originelles. Capece Latre hatte nämlich in ſeiner ebenfalls groſſen Verehrung für unſern Monarchen, Guiberts bekannte Lobſchrift deſſelben ins Italieniſche theilweiſe überſetzt und ſie noch beſonders bearbeitet, die noch vor ungefähr ſechzehn Jahren zu Berlin erſchienen iſt, und als ich ihn eines Tages befrug, was ihn hauptſächlich ſo begeiſtert habe, ſo erwiederte er mir, daß es das Gefühl des Rechtes geweſen ſey, denn auf der Schule wäre ihm und ſeinen Mitſchülern ſtets, bei jedem Siege der Oeſterreicher über Friedrich, Süßigkeiten gegeben worden, dagegen ſie einer üblen Behandlung gewiß geweſen wären, ſobald der groſſe König einen Sieg erfochten gehabt, und dieß habe er ungerecht gefunden, da Friedrich ſich ſtets gegen ſo viele Feinde zu vertheidigen gehabt, und ſelbſt der Gegner dieß achten müſſe.

So war, so dachte, so sprach, so schrieb Capece Latre mit Freimüthigkeit bis ans Ende seines Lebens. Aber noch kurz vor seinem Tode genoß er der Freude, daß der noch lebende Papst Gregor XVI. seinem zu Neapel residirenden Nuntius befahl, ihn in seinem Namen zu umarmen und die Ueberzeugung auszusprechen, daß er, Capece Latre, in der bekannten Angelegenheit des Paßgängers, nur nach seinem besten Wissen und Gewissen gesprochen und gehandelt habe.

Capece Latre verließ dieß Leben im Alter von zwei und neunzig Jahren und vierzig Tagen. Seinem Willen zufolge, ward sein Leichnam ohne allen Pomp, nach dem Kirchhofe der Padri Alcantarini di Chiaja gebracht, einer Brüderschaft, der er stets besonders zugethan gewesen.

Der Leichenstein erhielt folgende von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Funus, sine imaginibus et pompa, per laudes et memoriam virtutum ejus celebre fuit.

Ohne Ahnenbilder und Prunk war ſeine Beſtattung, nur durch das Andenken an ſeine Verdienſte und Tugenden geehrt.

Capella Vecchia hat mich länger aufgehalten, als ich gedacht, daher nur noch wenige Worte, und die betreffen eine der merkwürdigſten Frauen ihrer Zeit, die vielbekannte Lady Hamilton, welche ebenfalls hier gelebt, und die Gemächer der preußiſchen Geſandtſchaft bewohnt hat*).

*) Ich lernte Lady Hamilton zu London im Jahre 1804 kennen. Sie war noch immer ſchön, aber ſtand doch ſchon in demjenigen Alter, und war von derjenigen Geſtalt, die man damals mit fat, fair and forty bezeichnete, und die ſehr in der Mode und das Attribut der Geliebten der vornehmſten Herren war.

Lady Hamilton hatte in ihrem ganzen Weſen etwas unglaublich Beherrſchendes, und ihre feurigen, gleichſam

Und hiermit endigte einer meiner zahlreichen Morgenſpaziergänge.

Von Capella Vecchia aus, führt eine kleine, ziemlich holprige und ſchmutzige Treppe zur kurzen Straße de la Vittoria, und dann um die Ecke geht es auf den Platz zurück, wo die Vittoria, die Villa Reale, die Chiaja ſich befinden.

---

das Horoscop der Menſchen ſtellenden Augen, und der Bund, den ſie faſt immer um ihren Kopf trug, erinnerten unwillkürlich an die Sibylla, welche die Malerin Lebrun von ihr gemacht. Auch war es gerade in der letzteren Hauſe, wo ich ſie beſonders oft ſah. Madame Lebrun hatte obgleich Emigrantin, ihr Vermögen ſich theilweiſe erhalten, theils gab auch die Kunſt ihr Brod, genug, daß die Soirées in ihrem Hauſe, beſtehend aus der beſten franzöſiſchen und engliſchen Geſellſchaft höchſt unterhaltend waren. Man ſpielte kleine Spiele, man tanzte, man ſang, man ſoupirte. Lady Hamilton war bei Allem. Beſonders aber zeigte ſie ſich als Sängerin, und wußte mit einer noch immer ſchönen Stimme, ſoviel Seele in ihre Töne zu legen, und ihren Augen ſo viel Ausdruck zu geben, daß es einem klar ward, wie groß ſie auch müſſe in ihren Attituden geweſen ſeyn, denn wohl können letztere ſchön ſeyn, und das Auge Nichts ſagend, aber wohl ſelten iſt dieß umgekehrt der Fall.

Aber der überaus große Palaſt Gallabrita, deſſen ich ſoeben erwähnte, führt mich überhaupt auf die Paläſte Neapels. Gewiß können dieſe, weder an Zahl noch an Schönheit der äußeren Architectur, mit denen im nördlichen Italien, die meiſt Palladio's Meiſterhand ſchuf, oder mit denen von Rom, ſelbſt von Florenz in Vergleich geſtellt werden, denn der einzige Vortheil, den ſie mit denen jener Städte gemein haben, und worin ſie dieſelben noch manchmal übertreffen mögen, iſt, daß die Etagen hoch und luftig ſind, und die Treppen breit und ſchön.

Indeſſen iſt es auch zu Neapel, wie in anderen Hauptſtädten. Was prachtvoll und großartig gebaut iſt, ſtammt aus einer früheren Zeit her, und befindet ſich hauptſächlich im alten Neapel, ja zuweilen in ſehr engen Straßen. So z. B. die ſogenannte Vicaria, früher das Schloß der Könige, von Wilhelm I. erbaut, aber ſchon ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahr-

hunderts der Sitz der Tribunale, das Depot sämmtlicher Archive des Königreichs, und zugleich der Gefängnisse, die einer großen Verbesserung bedürfen sollen.

Auf dem Platze St. Dominica Maggiore bemerken wir die beiden Paläste Salluzzo und Sangro, aber die schönsten und wegen der Breite der Straßen auch bemerkbarsten, befinden sich in der Gegend, Montoliveto genannt; so der Pallast Gravina, mit seiner großartigen Architektur von gehauenem erhabenen viereckigen Lavastücken bis zur ersten Etage, der Palast Pignatelli und derjenige von Maddaloni, jetzt der Justizpalast, dessen einer Flügel in die Straße Toledo reicht. Wenn wir zu diesen Palästen noch den Palast Angri rechnen, dessen Eingang die Ecke von Toledo bildet, und in der Straße Toledo selbst die Paläste Stigliono, Cavalcante, Monteleone und Berio, und dem Jesuiterkloster gegenüber,

der Palaſt Antimo, ſo werde ich ſo ziemlich die in dieſer Gegend zerſtreut liegenden Paläſte genannt haben, da große hohe Häuſer allein noch keine Paläſte ſind. Will man indeſſen nach Capo di Monte hinaus fahren, ſo findet man noch zur Rechten ſehr hoch gelegen über der Straße, welche Häuſer von beiden Seiten hat, einen der ſchönſten Paläſte Neapels, den zu ſehen man jedoch den Kopf ſehr hoch halten muß. Es iſt dieß der Palaſt des Fürſten Cimitile, eines ſchon bejahrten Mannes, den politiſche Verhältniſſe gezwungen haben, längere Zeit in England zu leben, wovon er, mir ſehr begreiflich, eine ſolche Liebe für alle Einrichtungen dieſes Landes mit nach Hauſe gebracht, daß er das Innere ſeines Palaſtes ganz nach engliſchen Vorbildern eingerichtet hat, und ſeinen Freunden und Bekannten ſich außerdem, wie man verſichert, ſehr gaſtfrei bezeigen ſoll.

Die Frage wäre nun ganz begreiflich, wie

kommt ein ſolches Schloß, noch in der Stadt gelegen, hart an der Straße, zu dieſer Höhe? und wenn ſich auch die Antwort ebenfalls begreifen läßt, ſo enthält ſie doch etwas ſo Außerordentliches, daß man unwillkürlich an Münchhauſens Reiſen erinnert wird, und an die Spitzen, woran er des Abends im Schnee ſein Pferd band, welches er am nächſten Morgen, als der Schnee geſchmolzen war, oben an der Thurmſpitze angebunden wieder ſah.

So erfahre man denn, daß noch vor einigen dreißig Jahren dieſer Palaſt mit der Straße, welche nach Capo di Monte führt, parallel lief, das Erklimmen derſelben aber von der Straße Toledo aus, ſtets ſehr mühſam war. Da fiel der damalige Beherrſcher Neapels, Murat, auf die Idee, eines Kriegers ganz würdig, dem Nichts zu ſchwierig ſeyn ſoll, den ganzen ungeheuren Berg wegnehmen zu laſſen, und die Straße in der Tiefe anzulegen, von wo ſie nach-

her, inmitten neuer Baumanlagen, weiter nach Capo di Monte im allmähligen Steigen führt. Und ſo erklärt ſich die Sache. Ich gehe jetzt nach der Straße Toledo zurück.

Je näher wir hier der Chiaja kommen, je mehr nehmen die Paläſte ab, denn dieſes ganze Viertel beſtand noch vor etwas über hundert Jahren, aus Gärten, in denen einzelne Paläſte, wie del Vaſto und Toledo lagen. Was wir jetzt Villa Reale nennen, dieſer ſchöne Spaziergang am Meere, exiſtirte nicht, eben ſo wenig, wie die ganze Reihe Häuſer, mit Ausnahme desjenigen des Grafen von Syracus, das aber nur aus dem vorhandenen Thurme und ich glaube, der Unteretage beſtand, und das zu der Zeit in den Händen der Familie Mendoza war. Das Meer kam ziemlich nahe, und bei einem Sturme warfen ſich die Wellen dagegen.

Nach und nach, ſcheint es, fing man aber an, zu bauen, es entſtanden immer mehr und

mehr Häuser, und so faßte, aber erst im Jahre 1779 König Ferdinand den Plan zur Gründung der Villa Reale, der gegenüber bald schöne große Hotels errichtet wurden, aber durchaus Nichts, was den Namen eines Palastes verdiente. Der Geschmack hat sich überhaupt geändert, und besonders denkt zu Neapel, seitdem die Majorate durch die neuere Gesetzgebung aufgehört, wohl Niemand daran, sich einen Palast zu bauen. Ein im Innern bequemes comfortables Haus ist Alles, was er bezahlen kann und was er daher zu besitzen wünscht, und ein Ameublement nach dem neuesten Zuschnitte, an krummen, geraden, gebogenen, viereckigen und runden Sofas und Stühlen, sämmtlich mit sammtenen und seidenen Bezügen, kostet ihm schon sehr viel, ohne an die Verzierungen der Wände zu denken, die bei einem hohen Zimmer in einem Palaste nur eine doppelt so starke Ausgabe als bei einem niedrigern verursachen würden.

Sey es nun überhaupt Oeconomie, oder daß die große Hitze und das ſich leicht erzeugende Ungeziefer allen Stoffen ſchädlich iſt, ſo habe ich, mit Ausnahme des neugebauten Actonſchen Hauſes, was kürzlich der Baron von Rothſchild gekauft hat, und der ſehr reichen und eleganten Wohnung des Fürſten St. Giacomo, nirgends ſeidene Tapeten gefunden, und auch dieſe nur in roth, denn jede andere Farbe kann der brennenden Sonne nicht widerſtehen, und in wenigen Jahren iſt ſie verſchoſſen.

Den Unterſchied zwiſchen den Paläſten Neapels mit den mehr nördlich gelegenen Italiens bemerkt der Fremde gleich, aber den Unterſchied in den Kirchen, will er gewöhnlich nicht einmal bemerken, denn hat er zu Rom, wie einſt ein Reiſender geſagt, täglich ſo und ſo viele Kirchen abgemacht, ſo glaubt er ſich zu Neapel dieſes Hofedienſtes entbunden, und geht gewöhnlich, wenn nicht als Betender, gar

nicht hinein, weil er Nichts darin erwartet. Ich will ihm hierin nicht ganz Unrecht geben, jedoch sah ich manche Kirchen, welche wohl eben so der Aufmerksamkeit werth sind, als manches andere Gebäude, manche andere Seltenheit, die er doch nicht zu besuchen versäumen wird.

Zu diesen rechne ich nun, außer der schon berührten Kirche von St. Francesco di Paula, die Kirche des Heiligen Januarius, des Schutzpatrons der Stadt.

Auch ich hatte, während meines ersten Aufenthaltes zu Neapel, gleich anderen Reisenden, sie nicht gesehen, und dieses Mal, warum sollte ich es läugnen, führte mich der Zufall eines Morgens in größerer Gesellschaft, hin.

Diese Kirche, durch Alphons I. nach dem großen Erdbeben von 1456, welches die auf den Ruinen der Tempel von Apollo und Neptun gebaute Kirche vernichtete, auf derselben Stelle wiederum erbaut, fällt dem Fremden, sobald er

hineintritt, durch ihren höchſt fremdartigen Styl auf, denn die Decke iſt weder Spitzbogen, noch gewölbt, ſondern flach, mit Käſtchen inwendig gemalt, wie in Mantua im Schloſſe Te, und erſt in neuerer Zeit in verſchiedenen öffentlichen und Privatſälen, zu ſehen iſt*). Das Schiff in der Mitte bilden zwei Kapellen, und erſt am Ende der Kirche iſt das ſichtliche große Schiff ohne Unterbrechung. Aber das wahrhaft Prächtige darin ſind Einhundert und zehn Säulen von ägyptiſchem Marmor, welche aus den oben erwähnten Tempeln gerettet waren, und die der Erzbiſchof Innico Caracciolo, aus falſch verſtandenem Religioneifer, hatte mit Kalk übertünchen laſſen, und die jetzt erſt der letzte hochgeachtete Erzbiſchof von Neapel angefangen hat,

*) Da ich ſeit langer Zeit Rom nicht beſucht, ſo bin ich erſt ſpäter daran erinnert worden, daß die Decke von Santa Maria Maggiore in einem ähnlichen Style verziert iſt.

wieder in ihren alten Stand und auf ihre alte Pracht zurück zu führen, welcher aber vor Vollendung der Arbeit gestorben ist. Der Hauptaltar ist von hoher Pracht, und unter ihm liegt in einer Kapelle der Körper des Heiligen begraben.

Aber das Wichtigste in der Kirche ist die eine der Kapellen, welche das Blut des Heiligen in einer gläsernen Flasche enthält, das sich in einem Schranke mit zwei Schlössern befindet, zu denen nur der König und der Erzbischof die Schlüssel haben. In drei und vierzig verschiedenen Schränken befinden sich außerdem eben so viele bis auf den halben Leib reichende Büsten von Heiligen, sämmtlich in massivem Silber colossal angefertigt, und noch wird ein großes in Silber en relief gearbeitetes Bild gezeigt, was das Aufhören der Pest beim Erscheinen des Erzbischofs andeutet. Auch Domenichinos werthvollste Gemälde, derentwegen er

aus Eiferſucht der neapolitaniſchen Maler vergiftet ward, zieren noch die Decke und mehrere Altäre darin. Dieſe Kapelle wird der Schatz genannt und wurde vom Volke in Folge eines Gelübdes, die Peſt betreffend, erbaut. Ich übergehe alle übrige Pracht, da die Beſchreibung derſelben genauer gedruckt zu kaufen iſt, eben ſo diejenige der anderen Kapellen, und faſſe mich rückſichtlich der übrigen Kirchen und Kapellen von Neapel kurz. Man ſehe daher noch die Kirche del Carmen und das Grabmal Conradins und Friedrichs von Oeſterreich, welches des erſteren Mutter, die zwei Tage nach der Hinrichtung ihres Sohnes zu Neapel ankam, ihnen ſetzen ließ, und ſehe dann noch von Kirchen, welche man will, und in deren Nähe man ſich gerade befindet, denn ich wüßte hier in der Beſchreibung keine Auswahl zu treffen. Nur der Kapelle St. Severo und ihren Statuen, wo der Marmor in den Gewändern mit unglaubli-

cher Delicateſſe, gleich einem leinenen Zeuge, behandelt iſt, ſchenke man noch einige Aufmerkſamkeit, die gewiß Niemanden gereuen wird, und eben ſo, jedoch mehr in hiſtoriſcher Hinſicht, der Kapelle der Familie Caracciolo, wo das Monument des bekannten Geliebten der Königin Johanne dieſes Namens, hinter dem Altare ſteht.

So weit die Kirchen. Ich wende mich zu einer anderen wichtigen Sache.

Gegen die Mitte des Monats März waren in den Straßen von Neapel, wo ſonſt im ganzen Sicherheit herrſcht, mehrere Raubanfälle begangen worden. In der Straße Vico Freddo, war ein Bedienter eines meiner Bekannten angefallen, beraubt und verwundet worden, und die Tochter des Portiers in einem geſandtſchaftlichen Hauſe war, nicht weit von der Loge ihres Vaters, von zwei Kerlen angehalten worden, die ihr ein Meſſer auf die Bruſt geſetzt, und ſie gezwungen hatten, ihnen ein Paar goldne Ohrringe zu über-

laſſen. Alle dieſe verſchiedenen Anfälle wurden der Polizei ſogleich angezeigt, die Aufſicht des Abends ward geſchärft, und die Raubanfälle verminderten ſich. Dergleichen hilft indeſſen immer nur für einige Zeit, was auch nicht anders ſeyn kann, ſo lange nicht den Veranlaſſungen des Uebels ein Ende gemacht wird. Gehen wir auf den Grundcharakter des Neapolitaners zurück, ſo werden wir ſtets bei ihm auf der einen Seite Gutmüthigkeit, Mäßigkeit, Entbehrung ohne Schmerz, und Dankbarkeit für erzeigte Wohlthaten, und auf der anderen Seite Leichtſinn und Trägheit als dominirende Eigenſchaften vereinigt finden. So manche meiner, länger in Neapel reſidirenden Bekannten haben in ihrem kleinen Wirkungskreiſe verſucht, dieſen beiden Hauptfehlern einen Damm entgegen zu ſetzen, aber vergebens. Man wird einem Diener eine Beſtellung auftragen, man wird ihm ſagen: „Hole dieß und das Buch.“ Er wird raſch zurück

ſeyn, aber ein anderes bringen, weil er nicht recht auf den Titel gehört; eine Hausfrau wird einer Nähterin einen beſſeren Stich zeigen wollen, und ſie wird zwei Tage kommen, um ihn zu lernen, dann ermüdet ſie, und wird nicht mehr geſehen.

Aber noch vorherrſchender iſt: die Liebe zum Genuß, iſt die Liebe zum Gelde; doch auch dieſes ſoll nicht viel Mühe koſten, denn der Genuß darf nicht mit Anſtrengung verknüpft ſeyn. Daher kommt die unmäßige Leidenſchaft zum Spiele. Mit beinahe ſchwarzen Karten ſitzen die ſchmutzigſten Menſchen am Strande und ſpielen, für das Lotto herrſcht eine wahre Wuth, aber eben ſo aufmerkſam hören ſie dem Declamator zu, welcher ihnen am Hafen den raſenden Roland und das befreiete Jeruſalem vordeclamirt, denn ſie brauchen ſich ja dabei nicht zu bewegen.

Einen ſolchen Charakter umzuändern, iſt nun

gewiß einer Regierung ſehr ſchwer, beſonders da Gutmüthigkeit und eine falſche Barmherzigkeit dergleichen Fehlern nur noch mehr und mehr Nahrung geben. „Du ſollſt im Schweiße deines Angeſichts dein Brod eſſen," ſagt die Schrift, aber wo giebt man ihm Gelegenheit dazu, im Gegentheil wird jedem Bettler, der beſchäftigt werden könnte, eher Geld gegeben, als ihn nützlich zu verwenden, und außerdem hat vielleicht kein Land der Welt ſo viel Wohlthätigkeitsanſtalten aller Art, als Neapel, und doch nimmt die Armuth immer zu.

Wie ſteht es nun aber, frägt man, mit der Erziehung? Sucht man wohl das Volk über ſeine wahren Intereſſen aufzuklären? Sucht man ihm wohl begreiflich zu machen, daß Fleiß und Ordnung ſtets ihre Früchte tragen? Ich glaube es nicht, denn wenn das Volk die nichtsthuenden, ſtets herumwandelnden Bettelmönche nicht darben ſieht, warum ſol'te es ihnen

nicht nachzuahmen ſuchen, und das Nichtsthun, ſo lange es nur immer gehen will, bequemer als das Arbeiten finden? Bei uns ſchämt man ſich der Unwiſſenheit, ein Menſch, der nicht ſchreiben kann, wird es ungern öffentlich eingeſtehen, und hier auf der Straße, bei St. Carlo, ſieht man allein täglich drei Schreiber ſitzen, welche für die Unwiſſenden ihre Federn ſchneiden und ſie öffentlich in Gang ſetzen. Die Unwiſſenheit iſt alſo hier keine Schande.

So geht das Leben der ärmeren Klaſſe hin, ſie lebt vom Tage zum Tage, ja die Menge der Fremden, die jährlich für einige Monate Neapel zuſtrömen, verleitet ſie noch ganz beſonders, nichts Dauerndes anzufangen. Schnell gewonnen, ſchnell zerronnen. Plötzlich tritt der Hunger ein, und das Verbrechen folgt.

Aber auch dieſe Verbrechen werden am Ende von ſolchen Leuten ſelbſt kaum mehr als Verbrechen angeſehn, und iſt damit eine gewiſſe

Gefahr verbunden, ſo kommen ſich die Verbrecher ſelbſt als Krieger, als Helden vor, ja! ſie verbinden damit die Ausübung ihrer religiöſen Gebräuche und gewiß irret man ſehr, wenn man in der Oper Fra Diavelo das plötzliche Niederknieen und Beten der Räuber, im Augenblicke des beſchloſſenen Mordes des Mädchens, für eine poetiſche Freiheit halten wollte.

Ich will hier nur einen einzigen Zug der Art mittheilen.

Nach der letzten für Murat im Jahre 1815 unglücklich ausgefallenen Schlacht und der Rückkehr der altköniglichen Familie, hielten ſich in der Provinz noch immer Räuberbanden auf, welche unter einem Chef, Namens Furia, ihr Weſen trieben, und nachdem die Campagne beendet war, auf eigne Hand die ihrige zu führen gedachten. Das Gouvernement, noch nicht ganz zur alten Macht zurückgekehrt, dachte dieſe Leute am beſten zu verwenden, wenn es aus ihnen Gensd'armen

und Wächter der öffentlichen Sicherheit machte. Furia und seine Bande gingen dieses Anerbieten ein, und so trug es sich zu, daß einer meiner Bekannten eines Tages mit einem Befehle der Regierung zu deren Hauptquartier an den Ufern der Bovina war gesandt worden. Er fand sie alle zusammen, ließ sich zu essen geben, und begann, sich mit Furia über seine jetzige Lage zu unterhalten. „Gewiß fühlt ihr euch glücklich," meinte er, „so davon gekommen zu seyn, und nun auf rechtlichem Wege euer Leben fristen zu können, da ihr gut bezahlt, gut genährt und gut gekleidet seyd." Aber wie groß war sein Erstaunen, und wahrscheinlich befiel ihn auch eine gewisse sehr verzeihliche Beklommenheit, als Furia mit Unwillen erwiderte, „daß solch ein Leben ohne Thaten gar kein Ersatz für das frühere sey. Was ist aus uns geworden," fuhr er fort, „eine kriechende, schleichende Polizei. Nichts Großes geschieht

mehr, kein Unternehmen, bei dem wir unſern Muth zeigen könnten, kein Mord mehr, kein Feind, der zappelnd uns zu Füßen läge. Einige zwanzig habe ich allein mit dieſen Händen ermordet" (hier wurde er immer heftiger) „und wer ſpricht das entzückende Gefühl aus, wenn der Nagel," ſo nannte er den Dolch, „von hinten in den Hals des Menſchen gebohrt, der Körper dann den Berg hinuntergeſtoßen wurde, und man ihn vollends den Felſen hinab fallen ſah! Und Alles dies iſt nun vorbei." Hier ward meinem Freunde beinahe ſchwach zu Muthe, denn die Erzählung hatte einen zu leidenſchaftlichen Charakter angenommen, und da wird man in ſolcher Geſellſchaft oft ſehr milde geſtimmt und beſonders höflich. Er dachte daher durch das Anerbieten, das Souper mit einzunehmen, den heißen Redner etwas abzukühlen. Aber das hieß Oel ins Feuer gießen. „Was," ſchrie der Räuber auf und ſprang drei Schritte

vor Entſetzen zurück. „Was? den Tag vor der Geburt Chriſti Fleiſch eſſen? nie, niemals!“ Jetzt blieb meinem Freunde faſt der Biſſen im Halſe ſtecken, und daß er bald die Gelegenheit ſuchte, ſich zu entfernen, nachdem er ſich ſeines Auftrags entledigt hatte, wird man mir, ohne viele Verſicherungen, wohl aufs Wort glauben.

Die ganze Bande, welche ſich auch wirklich bald darauf wieder die größten Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließ, ward indeſſen nicht lange nachher durch Liſt eingefangen und alle, bis auf zwei, die zu entkommen wußten, in Maſſe erſchoſſen.

Man wird vielleicht ſagen: So dachte ein Räuber, aber ſo denken nicht andere; leider jedoch gelten religiöſe Gebräuche zu Neapel auch bei andern gewiß höher, als die Tugend ſelbſt, und jeder wird ſich eher über eine unrechte Handlung, wodurch er ſeinen Nebenmenſchen gekränkt,

hinwegſetzen, und ſie ohne Scheu in der Beichte vortragen, als zugeſtehn: er habe in ſeinen Faſten ſich einer Vernachläſſigung ſchuldig gemacht.

Bei dieſer Gelegenheit ſehe ich mich veranlaßt, noch einmal des Miniſters Del Carretto zu erwähnen, der nur mit Beſtrafungen und nicht mit etwas Anderem zu thun hat, und nach Allem, was ich von ihm gehört, ein wahrhaft thätiger Mann ſeyn ſoll, aber ich thue es auch um ſo lieber, weil von ihm die gewiß ſehr zweckmäßige Idee ausgegangen iſt, die kleineren Verbrecher, das eigentliche Geſindel, von Neapel zu entfernen, und ihnen die bis jetzt wenig oder gar nicht bewohnten Inſeln Tremiti im Adriatiſchen Meere zum Aufenthalte anzuweiſen.

Dieſe Inſeln, an der Küſte der Abruzzen, nicht weit vom Vorgebirge Gargano gelegen, und eigentlich nur dadurch bekannt, daß der griechiſche Held Diomedes, der ſich ſogar ge-

gen die Venus ungalant benahm, als ſie ihren Sohn Aeneas gegen ihn vertheidigen wollte, und ſie verwundete, auch Mars in den Leib ſtach, zuletzt noch auf dieſen Inſeln verſchwand, und ſein Gefolge in Stich ließ, welches darauf in Vögel verwandelt ward, was um ſo glaublicher iſt, weil wirklich das Gezwitſcher der Vögel dort nicht ſeines Gleichen haben ſoll.

Da man aber ein ähnliches Schickſal nicht herbei zu führen wünſchte, was bei Diomedes Gefährten höchſt wahrſcheinlich der Mangel an Frauen verurſacht hatte, ſo beſchloß man, ihnen zur Fortpflanzung Frauen mit auf den Weg zu geben, welche, dort angekommen, ehelich mit ihnen verbunden würden. Aber, wo dieſe hernehmen, das war die Frage?

Nun exiſtirt zu Neapel, unter dem Schutze der Madonna ein Findelhaus, die Annunziata genannt, welches durch Privatbeiträge

ins Leben gerufen, unter der Leitung von Männern und Frauen aus den erſten Ständen ſich befindet, und womit auch noch eine Anſtalt für verirrte Mädchen, ein Magdalenen-Hospital, verbunden ſeyn ſoll.

Als man dem Könige nun den Vorſchlag machte, aus der Annunziata die Frauen zu nehmen, ſo ſoll er wohl dazu ſeine Beiſtimmung gegeben haben, jedoch befohlen haben, daß man ſie dem Magdalenen-Hospital entnehme, und die Zuſtimmung Seitens der Mädchen nicht gezwungen, ſondern durchaus freiwillig ſeyn müſſe.

Indeſſen, wie es ſo oft mit den Befehlen geht, wenn ſie in andere Hände kommen, ſo wurde es mit der vom Könige aufgeſtellten Hauptbedingung nicht ſo genau genommen, und da freiwillig (zuſehen wollten ſie alle) ſich Niemand finden wollte, ſo wurden dreißig Mädchen aus der Annunziata gewaltſam gepreßt und

unter einem wahren Jammergeſchrei auf ein Schiff gebracht, das mit ihnen, den Verbrechern, und ſechs Geiſtlichen am Bord, bald in See ſtach.

Kaum waren jedoch die Unglücklichen fort, als der König von der ganzen Sache benachrichtigt ward, und im gerechten, ihn ſo ehrenden Zorne, über die ſeinem Willen ſo ganz entgegengeſetzt ausgeführten Befehle, ſogleich die Rückkehr der Schiffe durch den Telegraphen befahl.

Unter den fürchterlichſten Stürmen vor dem Eingange in die Meerenge, war das Schiff wirklich in den Hafen von Meſſina eingelaufen. Hier erreichten es die Gegenbefehle des Königs, und wenige Zeit darauf waren die Befreiten bei Caſtell a Mare wieder ans Ufer geſetzt, von wo ſie zu Lande nach Neapel zurückfuhren, und von ihren Gefährtinnen, welche inzwiſchen der Madonna die Toilette etwas verdorben hatten, wieder mit Jubel empfangen wurden.

Del Carretto war während des ganzen

Vorgangs abweſend, und hatte nichts mit der Ausführung zu thun gehabt; ob Intriguen oder Leichtſinn übrigens den Fehler verſchuldet hatten, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, nur bleibt ſo viel gewiß, daß, wäre es Intrigue geweſen, dieſe ſelbſt in einer völlig monarchiſchen Regierung, wie die Neapolitaniſche iſt, in jetziger Zeit nicht mehr aufkommen kann, und früher oder ſpäter der Souverain das Wahre von der Sache erfährt.

An vielem Elende iſt nach meiner Ueberzeugung im Neapolitaniſchen ein falſch verſtandenes Finanzſyſtem ſchuld, obgleich es ſonderbar klingt, wenn ich dagegen ſage, daß die Finanzen im blühendſten Zuſtande ſind. Jedoch hebt eins das andere nicht auf. Ich verſtehe darunter, daß die größte Sparſamkeit in den Beſoldungen und in Dotation der öffentlichen Inſtitute beſteht, denn dies erzeugt Armuth und Unredlichkeit. Um den Thaler, den ich einem Beamten monatlich abziehe und

ihn zurücklege, um Schulden zu bezahlen, begeht er vielleicht eine Betrügerei, oder iſt ſchlaff in ſeinem Dienſte, und was hat dann der Staat davon. Dieß weiter auszuführen, iſt hier nicht der Ort. Sollte ein ſolches Syſtem aber gut geheißen werden, ſo hatte es in ſo fern ſeinen Zweck erfüllt, daß die Regierung im Stande geweſen, einen Theil der Schuld von 5 auf 4 Procent zu reduciren. Ob ſie aber nicht beſſer gethan, da dieſe Papiere meiſt in den Händen von Ausländern ſind, die das Geld jedenfalls jetzt zurückziehen, die fünf Procent ferner zu bezahlen, und die Erſparniſſe dem Ackerbau und den Fabriken im Innern zuzuwenden, iſt eine andere Frage, beſonders da in der Provinz der Zinsfuß noch bis jetzt auf 6 bis 8 und noch mehr Procenten ſteht. Im Preußiſchen geſchah gerade das Gegentheil. Erſt ſetzten die Grundbeſitzer den Zinsfuß herab, und dann folgte die Regierung.

In Bezug auf die Grundbeſitzer wäre noch Folgendes zu bemerken.

Die Majorate haben aufgehört, die Theilungen vervielfältigen ſich, und der Adel beſteht wohl noch aus Fürſten, Herzögen, Grafen ꝛc., aber ohne alle und jede politiſche Bedeutung.

Wenn man nun die faſt unglaubliche Menge der Adeligen mit großen Titeln ſieht, die ſonſt gewöhnlich aus ganz frühen Zeiten herſtammten, und auch in allen Ländern eine große Feudalmacht beſaßen, ſo irret man ſich ſehr, wenn man dieſes auf den ſämmtlichen neapolitaniſchen Adel anwenden wollte, was nur auf einen Theil deſſelben paßt. Gewiß hatte ſich der Adel auch in früheren Zeiten ſehr independent gemacht und unter dem Namen Sedilen, denen nur ein einziger bürgerlicher Repräſentant beigefügt wurde, waren ſie es, ohne welche keine neue Steuer auferlegt und Niemand ohne ihre Zuſtimmung Sedile werden konnte.

So wie allenthalben, so hörte dieß auch im Neapolitaniſchen in ſpäteren Zeiten auf, und Ferdinand IV. errichtete dagegen das ſogenannte goldene Buch, worin die Namen der Altadeligen eingeſchrieben wurden, die ſeitdem vielleicht kaum um drei oder vier Familien vermehrt worden ſind. Da indeſſen alle beſonderen Rechte des Adels ihm genommen ſind, und ſeitdem viele neue Fürſten und Herzöge ernannt worden, ſo beſteht jener alte Adel nur noch in dem Gefühle des früheren Verdienſtes, aber nicht in einer öffentlichen Auszeichnung, die ihm vor jüngeren Familien würde.

Wenn aber das Aufhören der Majorate von ungeheurer Größe, (denn ich bin, aus nicht hierher gehörigen Gründen, ein großer Vertheidiger der kleineren,) ein Glück iſt, ſo kann ich unmöglich des Syſtems Bewunderer ſeyn, welches die Geſetzgebung bei Erbſchaften begünſtigt, denn während bei uns, auf den Antrag eines Miterben, ein Gut oder Haus öffentlich verſtei-

gert wird, ſo bekommt im Neapolitaniſchen dagegen jeder Erbe ſeinen Theil daran. So hat zu Neapel ein großes Haus öfters drei bis vier Eigenthümer, wovon Jeder eine Etage beſitzt, mit der er machen kann, was er will, wogegen auch mancher Miether, der ein größeres Haus gemiethet hat, oft, (ich kenne ſelbſt einen ſolchen) an drei verſchiedene Perſonen ſeine Miethe zahlt. Welche Schwierigkeiten, welche Proceſſe aus ſolchen Theilungen entſtehen müſſen, kann man ſich denken.

Fabriken giebt es im Königreiche mancherlei, aber meiſt von Fremden begründet, jedoch bewirken die übermäßigen Schutzzölle*), daß auch deren Eigenthümer ſich einer gewiſſen Trägheit ergeben, und es noch bis jetzt zu keiner Vollkommenheit gebracht haben.

*) So giebt der Cantajo (136 Pfd. Preußiſch) rohe Baumwolle, wann ſie aus Bengalen oder der Levante kommt, zehn Ducati. 1 Ducato iſt 34½ Sil-

Meine Anſichten über den Zuſtand der Wiſſenſchaften und freien Künſte im Königreiche Neapel halte ich hier zurück und weiſe auf den Anhang, denn ich geſtehe aufrichtig, ich will nicht ermüden, und nicht jeden intereſſirt dergleichen.

Die heilige Woche war angebrochen. Ich hatte die Hoffnung genährt, ſie völlig in Neapel zu verleben, und erſt den Dienſtag darauf meine Reiſe nach Sicilien anzutreten, als das Schiff, mit welchem ich nach Palermo zu reiſen, mir vorgenommen, ſich veranlaßt ſah, ſchon am ſechſten April auszulaufen. Wo man lange unter angenehmen Verhältniſſen gelebt, läßt man es ſich wohl gefallen, ſpäter als man gedacht, die Stadt

---

bergroſchen und aus anderen Ländern gar zwanzig Ducati; beim deutſchen Zollverein geht die rohe Baumwolle ganz frei ein, Zucker zahlt der Cantajo 20 Ducati, im Zollverein 16 Thaler 15 Silbergroſchen.

So gab bis jetzt jedes Buch drei Carlinen oder etwas über zehn Silbergroſchen Abgabe, jetzt iſt es auf die Hälfte heruntergeſetzt.

zu verlaſſen, aber höchſt ungern früher. Indeſſen war es nicht zu ändern, und meine Plätze auf dem Palermo, einem Schiffe von einhundert und ſechzig Pferden Kraft, wurden genommen.

Die Charwoche ſoll nun der Heiligkeit allein gewidmet ſeyn, die Faſten werden ſtrenge gehalten, von Eiern, Milch und dergleichen iſt nicht mehr die Rede, und ſchon hörte ich manche Damen über den Zwang ſeufzen, dem ſie ſich zu unterziehen hätten. Eben ſo wenig giebt es irgend ein öffentliches Vergnügen, die Theater ſind geſchloſſen, und wer ein Freund derſelben iſt, kann ſich jetzt nur an den Anſchlagzetteln erholen, die das neue Abonnement nach Oſtern anzeigen, und die Künſtler nennen, welche alsdann auftreten ſollen. Geiſtliche Muſiken, theils in den Kirchen, theils in den Privathäuſern, vertreten die Stelle der Diners und Bälle, und geben doch einen Vorwand, ſich zu verſammeln.

Aber vom Donnerstage zwölf Uhr

Mittags bis Sonnabend eilf Uhr Morgens, iſt auch keinem Wagen mehr erlaubt, ſich blicken zu laſſen, es ſey denn ein Reiſewagen, wo nur ein Pferd angeſpannt bleibt, und der Poſtillon nebenbei geht. Die Kirchen haben Wachen, die heiligen Ceremonien haben begonnen, und die Straßen füllen ſich mit Menſchen.

Jedoch ſonderbar genug, ſind alle Boutiquen geöffnet, den Abend mit Lichtern oder Gaslampen ſchön erleuchtet, und Alles geht munter ſpazieren, begrüßt ſich, lacht, und Anpreiſungen, Ausrufungen von allerlei Dingen finden ſtatt. Una nuovita, una nuovita! rief ein Mann neben mir mit einem Bunde Zetteln; Alles griff darnach und ſo auch ich. Ich dachte doch wenigſtens, daß dieſer Zettel auf die Feier des Tages Bezug haben würde, aber wie ſtand ich verwundert da, als mein Auge auf die Worte ſtieß: Dolci de Pasqua, Zuccar e Caffé etc.,

genug, der Zettel die Anzeige eines neu zu errichtenden Ladens enthielt.

So vergingen mir die Abende von Donnerstag und Freitag. Am Sonnabend hatte ich beschlossen, Abends das Miserere von Zingarelli in der Kirche St. Pietre a Mavella zu hören, welches von dem Conservatorio aufgeführt wird, und um 6½ Uhr seinen Anfang nehmen sollte.

Ich eilte also hin, und fand mich nur schwer zurecht, denn gut, aber nicht übermäßig war die Kirche erleuchtet; ich suchte die Sänger, konnte sie aber nicht finden. Die Vesper dauerte etwas lange, mir zum wenigsten, der schöne Musik erwartete, ein schwarzer Vorhang war am Ende der Kirche, und ich hoffte immer, daß er sich heben würde.

Da ließen sich plötzlich Stimmen jenseits des Vorhanges verborgener Sänger hören, das Miserere hatte begonnen, Alles wurde a Capella vorgetragen: die Musik war wundervoll, und wenn ich Mercadante noch am Eingange

der Kirche gesprochen, so that es mir leid, ihm nicht nachher noch meine Bewunderung über die vortreffliche Aufführung ausdrücken zu können, die man ihm schuldete.

Als Compositeur ist Mercadante gewiß ein merkwürdiger Mann, dem unbekümmert um das Urtheil, scheint es, geht er seinen Gang fort. Sein Styl ist ernst und strenge: dieß liebt man nicht auf der Bühne in Italien und daher genießt er nicht immer der Auszeichnung, welche er verdient. Denn noch späterhin zu Genua hatte ich Gelegenheit, diese Bemerkung bei der neuen Oper Il Reggente zu wiederholen, welche dort nur mäßigen Beifall hatte, während sie in Deutschland gewiß gefallen würde, sobald man sich über das Gedicht hinweg setzt, das übrigens nicht schlechter verfaßt ist, als so manche andere italienische Opernverse. — Und so endete mein zweimonatlicher Aufenthalt in Neapel.

Beilagen.

Wenn die große Entfernung des Königreichs beider Sicilien vom gelehrten und kunstreichen Europa, d. h. von Frankreich, England und Deutschland, in den letzteren zweihundert Jahren, und ebenso fortwährende politische Unruhen am Ende des verflossenen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, der Kultur der Wissenschaften und Künste hinderlich gewesen waren, so wurden bei ruhigeren Zeiten, seit den letzteren fünf und zwanzig bis dreißig Jahren, deren Fortschritten durch eine ängstliche Censur und durch den Einfluß geistlicher, vielleicht sehr wohlgemeinter Bestrebungen, wohl gleiche Fesseln angelegt. Selbst

in der Ausübung der Künste war man besorgt geworden, und manches schöne Tonwerk ward und bleibt auf der Bühne untersagt, weil der Text entweder irgend eine Revolution oder wohl gar die Geschichte des Mittelalters berührt, welche, ohne irgend eine Erwähnung der religiösen Verhältnisse der Zeit, gar nicht denkbar ist.

Trotz dem, da doch einmal alle Formen höherer geistiger Bildung, gleich denen in anderen Ländern, aufrecht erhalten werden müssen, konnte man auch zu Neapel nicht an den Lehrstühlen für alle Zweige des Wissens rütteln, und so sind noch heutiges Tages diese Institute fortwährend mit Männern besetzt, die jeder Universität im protestantischen Deutschland Ehre machen würden.

Daß diese Gelehrten nun mit einander in fortwährender wissenschaftlicher Verbindung stehen, ist begreiflich, und in Folge dessen haben sich auch außer den Vorträgen der meisten derselben

auf der Universität, besondere Academien gebildet, in denen ebenfalls Vorträge wissenschaftlicher Art gehalten werden, und die sich in verschiedene Zweige theilen. So giebt es

1) eine Academia delle Scienze, besonders der Naturwissenschaft gewidmet;

2) eine Academia Ercolanese, für philologisch archäologische Untersuchungen;

3) eine Academia delle belle arte.

Alle drei sind sogenannte königliche Institute und führen daher den Titel Academie Reale. Jede einzelne hat ihren Präsidenten und Secretair, und Alle zusammen haben ihren General-Präsidenten.

Mehr Privatacademie ist dagegen noch die Academia Pontaniana, von ihrem Stifter Pontanus so genannt, der Belletristik, Geschichte, Statistik, und vielleicht auffallend, auch der Medicin geweiht.

Außer diesen sind aber noch zu Neapel eine

Menge Academien anzutreffen, welche in Privathäusern einzelner Gelehrten, ihre Sitzungen halten, und wo man auch auswärtige Journale wissenschaftlichen Inhalts findet, unter denen ich nur der bemerkenswerthesten, nämlich: der erst mit zwei Jahren vom Professor der Zoologie, Costa, gestifteten Academia degli Aspiranti Naturalisti Erwähnung thun will, deren Mitglieder außer der Zoologie sich noch besonders mit Mineralogie und Geologie beschäftigen. Die Doctoren Pasquale Nicolini und Giulio Avellino, Neffe des Directors des Museums gleichen Namens, sind diejenigen, welche ihr stets die bedeutendsten Arbeiten geliefert haben. Die Vorträge in diesen verschiedenen Academien werden theils ganz, theils in Auszügen gedruckt und unter dem Titel: Atti der und der Academie nachher publicirt.

Es kommen jedoch neben diesen Atti noch die Annali civili del Regno delle due

Sicilie heraus, in denen man auf wiſſenſchaftliche Arbeiten ſehr verſchiedenen Inhaltes ſtößt. Die Redaction derſelben geht vom Miniſterio des Innern aus. Auch muß hier das Instituto del incorgagiamento berührt werden, welches auch die vorzüglichſten mechaniſchen und techniſchen Leiſtungen beſpricht.

An literariſch-belletriſtiſchen Zeitungen arbeiten beſonders die Herren Semma, Tagliani, Semola, Anzelmi und Cesare Malpica, zu denen ich noch den Profeſſor der Jurisprudenz an der Univerſität Mancini vorzugsweiſe zähle, welcher ein eignes Journal, unter dem Titel: Ore solitarie, ovvero Giornale di Scienze morali, legislative e economiche herausgiebt, wozu er als Mitarbeiter die Profeſſoren der Jurisprudenz, Mittermaier und Mohl heranzuziehen gewußt.

Nachdem ich in dieſen wenigen Hauptzügen den ungefähren Gang der periodiſchen Literatur

anzudeuten, mich bemüht habe, ſey es mir noch vergönnt, einige der zu Neapel lebenden Gelehrten zu nennen, deren Werke ſich beſonderer Auszeichnung erfreuen. Zu dieſem zählt man:

1. Rugnez, Verfaſſer der Geſchichte Neapels von den älteſten Zeiten bis zu den Fürſten aus dem Hauſe Anjou.

2. Nicola Coreca, Verfaſſer der Storie delle due Sicilie, hiſtoriſch-archäologiſchen Inhalts.

3. Burſotti, über die Handelsverhältniſſe des Königreichs Neapel.

4. Tenore, Profeſſor der Botanik, und Director des botaniſchen Gartens, ein, trotz mancher Geldbeſchränkungen, in ſeinem Fache unermüdlicher Sammler und Ordner, der einen Theil ſeines eignen Vermögens auf eine vortreffliche Bibliothek und ein ausgezeichnetes Herbarium verwendet.

5. Gaſparrini, ebenfalls Botaniker.

6. Dehnhardt desgleichen, ein Deutſcher, Hofgärtner.

7. Guſſone, auch Botaniker, berühmt durch ſeine Unterſuchungen über die geographiſche Ausbreitung der Pflanzen, und in welcher Höhe eine jede Gattung beſonders anzutreffen iſt.

8. Coſta, Profeſſor der Zoologie, ſchon früher genannt.

9. Palmieri, Profeſſor der Phyſik.

10. Delle Chiaje, Profeſſor der Naturwiſſenſchaften und Medicin.

11. Minervini, Profeſſor der Philologie.

12. Gervaſio, desgleichen.

13. Andrea de Jorio, Canonicus, Archäologe, beſonders merkwürdig durch die völlig neue Unterſuchung der Aehnlichkeit der Zeichenſprache der jetzigen Neapolitaner mit derjenigen der Griechen, durch Vergleichung mit den vorhandenen Denkmälern, in La Mimica degli Antichi, investigata nel Gestire Napolitano,

welche er Seiner Majeſtät dem Könige von Preußen gewidmet hat.

14. Ferdinando di Luca, über Geometrie und Geographie.

15. Alſan de Rivera.
16. Roſſi.
17. Cangiono.
18. Abbate.

} ſämmtlich Statiſtiker Ingenieure, Architekten.

19. Capocci.
20. Del Re.

} Aſtronomie. Meteorologie. Der erſtere iſt Director der Sternwarte.

21. Avellino. Der berühmte Director des Muſeums, bekannt durch ſeine Werke über Numismatik, über Vaſen, die Ausgrabungen von Pompeji ꝛc. Er giebt ſeit kurzem ein Bulletino Archaeologico Napolitano heraus.

Zu dieſen Gelehrten könnte ich noch eine große Anzahl ebenfalls ausgezeichneter Männer herzählen, wenn ich nicht fürchtete, in meinem

Katalog von Männern und Büchern ſchon zu weit gegangen zu ſeyn.

Ich will den gebornen Neapolitanern nur noch zwei zu Neapel faſt einheimiſch gewordene Deutſche, zuerſt den ſchon bei Gelegenheit der Beſichtigung des Muſeums erwähnten verdienſtvollen Profeſſor Zahn und den Doctor Schnars beifügen, welcher durch ſeine in verſchiedenen Journalen Deutſchlands befindlichen Aufſätze archäologiſch hiſtoriſchen Inhaltes, als Reſultat ſeiner Reiſen im Königreiche Neapel, ſich ſchon einen Namen erworben hat, und jetzt mit einer Arbeit über das alte Samnium beſchäftigt iſt, wozu er über vierhundert Werke zuſammen getragen, welche den Reichthum der neapolitaniſchen Literatur, archäologiſch, hiſtoriſch geographiſchen Inhalts, näher ans Licht ſtellen werden.

Eine Reiſeliteratur, wie ſie im übrigen gebildeten Europa vorkommt, exiſtirt merkwürdigerweiſe, im Königreiche Neapel gar nicht; man

möchte denn die unbedeutenden Werke von Romanelli und einige andere noch weniger ſagende, dahin rechnen wollen. Leider kann ich nicht mehr Amaris erwähnen, der eine Geſchichte der Sicilianiſchen Veſper geſchrieben, welche, nachdem ſie das Imprimatur erhalten und herausgegeben war, trotz dem plötzlich mit Beſchlag belegt ward. Er ſelbſt floh, ſobald er ſich über manche in ſeinem Werke ausgeſprochene Tendenz verantworten ſollte, nach England, und lebt gegenwärtig in Paris.

Daß es überhaupt, bei der jetzigen wirklich unglaublichen Aengſtlichkeit in Cenſurangelegenheiten, kein Leichtes iſt, die Wiſſenſchaften zu heben, wird jeder Unbefangene bald zu begreifen Veranlaſſung finden. Um ſo ſchwieriger wird aber das Geſchäft des Denkens und Schaffens, ſobald daſſelbe rein ſchönwiſſenſchaftlichen Inhalts ſeyn ſoll, und wie trübe, wie entmuthigend muß nicht der Gedanke bei Werken der

Phantaſie ſeyn: ſie werden theils ganz verworfen oder beſchnitten, oder verſtutzt, und dahin iſt das Gedicht als Gedicht.

Daher giebt es alſo auch zu Neapel der wahren Dichter wenige, und ich frage nur, ob unter ſolchen Verhältniſſen, wenn ſie in Deutſchland oder England obgewaltet hätten, ſich je ein Schiller, Goethe, Byron und ſo viele andere großen Dichter würden gebildet haben, oder wenigſtens ihre Werke nicht lange verborgen geblieben wären.

Doch! der Veſuv iſt in der Nähe von Neapel. Es kocht und kocht in ihm und endlich bricht das Feuer los. So brennt beim Dichter auch die Flamme in ſeinem Innern, und darf ſie ſich jetzt nur in Funken entfeſſeln, wer weiß, wie vieles Schöne einſt nach Jahrzehnten erſcheint, wenn man ſich dort auch, wie anderswo überzeugt haben wird, daß unſer Gott nicht die Unterdrückung, ſondern die Freiheit des Geiſtes will, wodurch er den Menſchen im Vergleich zu den übrigen

lebenden Geſchöpfen ſo väterlich bevorzugt hat. Ich erlaube mir jetzt die in dieſem Augenblicke hervorragenden Dichter Neapels und einige der von ihnen verfaßten ſich beſonders auszeichnenden Werke näher zu bezeichnen.

Lyriſche Dichter ſind:

Marcheſe Gargallo.

Marcheſe di Montrone.

N. M. Ricci.

G. Roſſetti.

Baldachini.

Carlo Dalbone.

Pierangelo Fiorentino

Leopoldo Tarentini.

Domenico Anzelmi.

Giuſeppe del Re.

Marcheſe Ruſſo.

Pietro Ulloa.

Marcheſe Grimaldi di Pietra Caſtella.

Pasquale Mancini, Ueberſetzer des Hiob.

Theater-Dichter.

1. Cesare della Valle.

Tragödien.

Duca di Ventigrano.

La Medea.

Lustspiele.

Dopo 27 anni, sehr beliebt.

Il biglietto.

La Capitale e la Provincia.

2. Dominico Simeone.

Oliva.

3. Campagna.

Die Stücke:

Sergio. Il Bosco di Balne, eigentlich Giuliano Apostata genannt, dem trotz der sehr christlichen Tendenz, noch nicht die Erlaubniß zur Aufführung ertheilt ist

Jüngere Dichter.

1. Francescone.

2. Ricbeletti

Romantische Dichter.

1. Cesare Malpica.
2. Felice Bisazza ist aus Messina und sehr geachtet.
3. Pietro Perganese.
4. Milton.

Damen.

1. Rosa Taddei.
2. Maria Giuseppa Guacci Nobile.
3. Cecilia de Luna Folliero.
4. Adelaida Dalbone, Frau des Carlo Dalbone.
5. Irene Capece Latre Ricciardi, sehr bedeutend.
6. Maria Gaetani.
7. Beatrice Oliva Mancini, Tochter des Simeone Oliva, Verfasserin des Trauerspiels Ines, das jetzt gedruckt wird und zur Aufführung kommen soll.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig

Ein Nurhag (pag. 214)

Idol aus Bronze im Museo zu Cagliari.

Flüchtige Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Herausgegeben

von

C. O. L. von Arnim.

Vierter Theil.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

1845.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Reise

nach

Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien,

zu Anfange des Jahres 1844.

Von

E. O. L. von Arnim.

Zweiter Theil.

Mit Titelbild.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

1845.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Erſte Abtheilung.

Reiſe

über

Palermo, Meſſina, Catania, Syracus und nach Malta.

Rückkehr nach Meſſina.

Der Tag meiner Abreiſe war herangerückt, und ſo befand ich mich am Sonnabende, den 6ten April, Nachmittags Ein Uhr, auf dem Palermo, bereit, in der Vorausſicht eines hohen Genuſſes während meines Aufenthaltes in dem mir ſtets paradieſiſch gedachten Eilande, das koſtbar gelegene Neapel zu verlaſſen, und ſicher, in der Bewunderung der Natur, für dieſe Reiſe nie anzuhalten.

Ein Uebergenuß bringt ſtets Ueberſättigung hervor: ſo heißt der Satz, der unumſtößlich zu ſeyn ſcheint, aber bei mir zum wenigſten nicht, im Anſchauen der Natur; und warum? Weil die

Natur uns immer neu erſcheint, nie dieſelbe bleibt, und weil die reine Luft, die wir beim ſteten Wechſel der Gegenſtände einathmen, unſere Kräfte aufrecht erhält, und niemals Ermüdung eintreten kann. Mit dieſem Gefühle, mit dieſem Erwarten verließ ich alſo Neapel. Das Schiff war ſtark beſetzt. Zwei franzöſiſche Gelehrte, höchſt angenehme Männer, Herr Milne Edward und de Quatre Fages, welche als Naturhiſtoriker die Inſel in allen Theilen zu bereiſen, ſich vorgenommen, wären beſonders zu erwähnen, ſonſt intereſſirte mich die Schauſpielergeſellſchaft des Signor Domenicorni, welche, von Lucca kommend, jetzt in Palermo einige Monate zuzubringen gedachte, und eines ausgezeichneten Rufes in Italien genießt. Die Prima Donna war ein ſchönes Mädchen mit den ſchwärzeſten Haaren und den weißeſten Zähnen von der Welt; eine andere war auch ganz hübſch zu nennen. Die Zeit verging angenehm, auf dem Schiffe

wird man bald bekannt, die See war ruhig, der Himmel heiter, und wiewohl die Luft kühl war, ſo hinderte es uns doch nicht, das Diner im Freien, am großen Tiſche einzunehmen, und während der feurige Sicilianer uns ſchmeckte, ſahen wir fröhlich die Sonne von uns ſcheiden, und wünſchten uns bald gegenſeitig eine gute Nacht. Mein Lager hatte ich mir auf einem der Sofas im ſchönen, ganz im Roccoco-Style verzierten untern Raume des Schiffes bequem bereitet, und ſo entſchlief ich bald, denn Nichts ſtörte meine Ruhe, als der eigne Entſchluß, bei Anbruch des Tages, das erſehnte Sicilien, ſobald wie nur möglich, zu begrüßen.

Doch während der Nacht hatte der Wind etwas zugenommen, und ein leiſes Unwohlſeyn erfaßte mich, als ich ins Freie trat; doch! die Inſel Ustica lag zur Seiten, Sicilianiſche Luft wehte mich ſchon an, wer würde da nicht gleich geneſen, und bald näherten wir uns Palermo,

das so höchst bescheiden sich zwischen den scharf gezeichneten Bergen Zafferano und Pellegrino, in seiner vor Ost- und Westwinden geschützten Lage, so wahrhaft lieblich darstellte. Gewiß! der Schiffer nach gefahrvoller Reise, verdient so empfangen zu werden, aber nicht wir, die wir nur von Genuß zu Genuß zu schwelgen schienen. Die Visitation war bald geschehen, ein kleiner Nachen nahm uns auf, wir fuhren quer über den Hafen, landeten, und in zehn Minuten befand ich mich im Hotel de France, an der Piazza della Marina gelegen, in einem kleinen aber reinlichen Zimmer angelangt, und entschlossen, eine Woche in Palermo zu verleben.

Die Piazza della Marina ist ziemlich groß, mit Bäumen auf einer Seite bepflanzt, aber ungepflastert. Es stehen mehrere schöne Häuser herum, namentlich der Palast des Fürsten Partanna, und auf dem Platze selbst ward in einer großen Bude gezimmert, bestimmt,

den aus Neapel zu erwartenden Elephanten, und die traulich-kindliche Hyäne aufzunehmen, welche, in Begleitung ihrer Gebieterin, nur Liebe und Wohlwollen zeigt.

Einen ordentlichen Plan der Stadt giebt es, wie ſchon erwähnt, nicht in Neapel, wie ſollte er alſo zu Palermo anzutreffen ſeyn? Ein Lohnbedienter wird daher in ſolchen Städten ein nothwendiges Uebel, und daß ein ſolcher ſich ungerufen einfand, wird mir wohl Jeder auf's Wort glauben. Mit ihm begann alſo meine Wanderung.

Palermo iſt gewiß, in ſeinen groſſen Straßen eine ſehr ſchöne Stadt, und kündigt ſich höchſt freundlich an. Die Straße Toledo, von den Eingebornen meiſt Caſſaro genannt, durchſtreicht ihre ganze Länge bis zum Schloſſe und zum Erzbiſchöflichen Palaſte. Quer durch dieſelbe führt die Straße Macqueda, und wo ſie zuſammenſtoßen, iſt ein Achteck, deſſen vier Seiten, zwi-

ſchen den Straßen marmorne, mit vielem Schnitzwerk verſehene Fontainen enthalten, die wohl jedem Reiſenden, der in Rom geweſen, unwillkührlich an die Quattro Fontane daſelbſt erinnern.

Wenn nun das Leben in dieſer Hauptſtraße an Geräuſch aller Art, ſobald man daſſelbe überhaupt liebt, ſich nicht mit Neapel zu meſſen vermag, ſo fiel mir dagegen durchweg eine größere Reinlichkeit, und auch im Ganzen ein geringerer Andrang von Nothleidenden auf, die mich nicht hinderten, unter den gewöhnlichen Reiſewendungen des Kopfes bald oben, bald unten, und dann wieder zur Seite, ans Ende der Straße Toledo zu gelangen, wo mich aber ein ziemlich ſtarker Regenſchauer ereilte. Ohne Schirm in der Hand ſah ich mich daher genöthigt, Zuflucht unter dem Portale des Erzbiſchöflichen Palaſtes zu ſuchen, und als von ohngefähr mein Blick in einen groſſen Saal fiel, ſo war ich nicht wenig überraſcht,

ihn rund herum mit gedeckten Tiſchen beſetzt zu ſehen, und zu erfahren, daß Einhundert und zwanzig Seminariſten täglich dort ihr Mittag- und Abendmahl verzehren, und nach demjenigen, was mir der Aufwärter ſagte, gewiß dreimal beſſer als unſere Jugend leben, die nicht dem geiſtlichen, ſondern dem weltlichen Stande gewidmet wird. So ſtand unter andern vor jedem Couvert ohngefähr ½ Flaſche Wein, und wenn das Sprüchwort ſagt: in vino veritas, im Weine liegt die Wahrheit, ſo muß man glauben, daß dieſe Jugend die aufrichtigſte von der Welt iſt, und ſelten ein falſches Wort ihren Lippen entſchlüpft. Außerdem erhielten ſie, wie der Aufwärter ſagte, jeden Mittag drei Schüſſeln und jeden Abend deren zwei.

Jeder Schritt in einer fremden Stadt iſt intereſſant und beſonders in einer ſo bedeutenden wie Palermo. Man braucht ſich dort nur umzuſehen, um auf etwas Auffallendes zu ſtoßen.

„Was bedeuten," frug ich unter andern meinen Lohnbedienten, „jene mit herausſtehenden hölzernen Gittern in den oberen Etagen verſehene Häuſer?"

„Das ſind," war ſeine Antwort, „diejenigen Zimmer, welche gewiſſen Nonnenklöſtern gehören, und zu denen von den Klöſtern aus unterirdiſche Gänge und beſondere Treppen führen."

„Und was machen die Nonnen dort? wozu dieſe Einrichtung?"

„Eccellenza! die armen Nonnen wollen auch, vor allen die jüngeren, einige Freude haben, und wenn daher beſondere Proceſſionen ſtattfinden, namentlich das Feſt der heiligen Roſalia, ſo können ſie von dort aus, ſelbſt ungeſehen, Alles mit anſchauen."

Gewiß war die Belehrung von Wichtigkeit, und nur ein wenig Einbildungskraft könnte an dieſe heimlichen Treppen, die doch immer nur mit einiger Anſtrengung zu erreichen ſeyn müſſen, die

allerintereſſanteſten Begebenheiten knüpfen. Und warum wiſſen hiervon nicht Scribe und Auber, die, um ein Sujet zu finden, eine Königin von Portugal bei Falſchmünzern ihre Wohnung aufſchlagen laſſen, während ſie hier auf die leichteſte Art von der Welt den alleranziehendſten Stoff zu einer Oper hätten!

Eine ganz gute Table d'Hôte im Gaſthofe nahm mich auf, der ſpäter vortreffliches Eis und wohlfeiler als zu Neapel, in einem Café folgte. So war die Nacht herangerückt, ich begab mich nach Hauſe und den Kopf noch gefüllt mit den unterirdiſchen Gängen der Nonnen, entſchlief ich, noch ermüdet von der Seereiſe, dennoch bald.

Der längere Aufenthalt in einer fremden Stadt gleicht mehr oder minder dem Leben in unſerer Heimath. Zwar werden Augen und Beine in Anſpruch genommen, aber man nimmt ſich doch die gehörige Zeit. Ganz etwas Anderes aber iſt es in einer fremden Stadt, der man nicht

zu viel Tage zu ſchenken hat, weil jede Reiſe, in ihrer Zeit, einer gewiſſen Beſchränkung unterliegen muß. Da wird das Treiben unwillkürlich und glücklich, wenn man, wie ich zu Palermo, einen ſo gefälligen und geſchickten Mann, wie den preußiſchen Conſul, Herrn Wedekind, trifft, welcher in ſteter gütiger Begleitung, die Eintheilung der Zeit verſteht.

Des andern Morgens, neun Uhr, begannen daher die Excurſionen, und zwar, wie gewöhnlich, zuerſt mit der Bagaria, und der Beſichtigung der Villen in dieſer Gegend, ohngefähr eine deutſche Meile von der Stadt, rechts von Palermo. Der Weg dorthin führt bei dem öffentlichen Garten, Flora genannt, vorbei, der ſchöne Spaziergänge und die Büſten Bellini's und des noch lebenden Tonſetzers Pacini, beide Sicilianer, enthält; das Meer bleibt zur Linken. Dann läuft der Weg durch das Dorf Figarazzi mit niedrigen Häuſern aber hohen Bäu-

men, namentlich den ſchönſten, größten Apriko-ſenbäumen, die ich nur je geſehen, und vortreff-lich beſtelltem Boden, und bald darauf erblickt man in der Entfernung eine Menge der ſchön-ſten Villen; aber leider ſämmtlich von der Farbe des Steines des Landes, nämlich gelb, was mich für Häuſer nicht anſpricht. Wenn dieſe Villen nun in der Entfernung ſchon, ihrer Farbe wegen, einen eigenthümlichen Eindruck machten, ſo war es um ſo mehr der Fall, je näher man ihnen kam. Und wer hat auch nicht unter an-dern von der famoſen Villa des verſtor-benen Fürſten Pallagonia reden gehört, der ſich darin gefiel, ſie mit den größten Scheuß-lichkeiten zu umgeben. Goethe war, glaube ich, der erſte, welcher ihrer erwähnte und alle nachfolgenden Touriſten haben nicht ermangelt, ein gleiches zu thun. Auch ich war daher neu-gierig auf deren Beſichtigung, ſtieg aus, ging zwiſchen einer hohen Mauer durch, und erſchrak

wirklich über die Art und Weiſe, wie, in dieſen in Stein gehauenen Weſen, die Einbildungskraft ausſchweifen, und den ſchönen Körper, Gottes Ebenbild, ſo verdrehen und verunſtalten kann. Hier paßte kein Kopf zum Leibe, kein Arm zum Beine, keine Naſe zum Munde. Halb Thier, halb Menſch, weiß man oft nicht, was man daraus machen ſoll, ſo daß uns das Ganze nicht einmal durch ſeine Sonderbarkeit anzieht, oder durch ſchöne Arbeit in den Details, gleich den chineſiſchen Schöpfungen, ſondern eigentlich widerlich abſtößt. Gleich darauf bemerkten wir das Schloß ſelbſt, das der jetzige Beſitzer, ſo viel wie nur immer möglich, des völlig Auffallenden zu berauben geſucht hat, aber, ohne eine mit vielen Koſten verbundene völlige Umgeſtaltung, doch nicht ganz hat durchdringen können. Auch iſt Manches hier nicht zu verachten, unter anderm ein großer, ganz mit Spiegeln, Steingut und Gold verzierter Saal. Jedoch dringt ſich

bei Allem unwillkührlich der Gedanke auf, daß, wenn man eine Satyre auf den ſogenannten Roccoco-Styl hätte machen wollen, die Idee, auf dieſe Art, eine glückliche Ausführung erhalten hätte.

Bald darauf fuhren wir neben prächtigen, aber höchſt verfallenen Villen vorbei, bis wir bei dem Schloſſe Vallguarnera anhielten, in deſſen Garten traten, und auf einer hoch gelegenen Terraſſe, die eine der prachtvollſten Ausſichten darbot, unſer mitgebrachtes Frühſtück, beim ſchönſten Wetter, frohen Muthes verzehrten.

Gewiß war die Ausſicht eine der weiteſten, lieblichſten auf dem weiten Erdenrunde zu nennen. Das Meer lag in der Entfernung vor mir, links war der mit zwei Spitzen dem Veſuv gleichende Monte Cucio zu ſehen, daneben in größerer Höhe der Monte Pellegrino, die Stadt Palermo unten, der Capo Zafferano ihr zur rechten, und nun vor uns die Villen Trabia, Butera, Catolika, das Dorf

Solunto; dann zur rechten ein Berg, weit ins Meer vorſpringend, gleichſam, im Verhältniſſe zum Capo Zafferano einen zweiten Meerbuſen bildend. Das Bild ſchloß endlich zur rechten mit den Städten Cefalu und Termini. Alle Städte, Villen und Felſen waren nun aufs anmuthigſte durch die beſtbebauten Felder, durch die reichſt belaubten Fruchtbäume, unterbrochen, und gewiß hätte mir aller Sinn für die Schönheit der Natur abgehen müſſen, wenn ich voller Hochgefühl über den Genuß, der ſich mir darbot, nicht die Stunde geſegnet hätte, wo ich den Plan zur Reiſe nach Sicilien gefaßt, die ſo belohnend ausfiel. Jetzt gerade zu Hauſe, und ich hätte gedacht, ſchon genug geſehn zu haben.

Aber die Liebe zum Sonderbaren ſcheint in dieſer Gegend einmal vorherrſchend zu ſeyn, denn nachdem ich mich mit Mühe von der ſchönen Terraſſe losgeriſſen und weiter gefahren war, ſo hielten wir noch bei der Villa des Fürſten

Trabia an, wo ein Fürſt Butera ein Kloſter gebaut hat, das nicht von Menſchen, ſondern von wächſernen Mönchen und Nonnen bewohnt iſt, und wo jeder Mönch, jede Nonne ihre eignen Gemächer, ihre eignen Zellen hat. Täuſchend ſind ſie dargeſtellt, und mancher Fremde hat ſich gewiß ſchon beim erſten Hineintreten vor ihnen verbeugt. Sehr beſcheiden hat ſich übrigens der Fürſt Butera ſelbſt in einem Zimmer mit einem Prior und Roger I. zuſammen ſitzend, in traulicher Converſation, dargeſtellt.

So wechſeln die Gefühle des Reiſenden. Kaum hatte ich ſchweigend und ſtill die ſchöne Natur verlaſſen, als die wächſernen Figuren mich luſtig ſtimmten. Eine andere ſehr ſchöne Ausſicht in dem Garten der Franziscaner auf Palermo beſchloß unſere Fahrt auf die allerbefriedigendſte Weiſe, denn auch der Himmel, der erſt mit Regen drohete, hatte ſich aufgeklärt, und

die Tage, während meines Aufenthaltes zu Palermo, waren und blieben heiter und warm.

In meinem Gasthofe sprach Niemand französisch, so wenig wie der Lohnbediente, aber auch das Italienische ward nicht rein gesprochen, sondern jenes Sicilianische, das man nicht immer versteht. Der Fremde, selbst wenn er italienisch ziemlich radebrecht, hat daher manche Mühe, sich verständlich zu machen, und so ging es mir noch denselben Mittag, als ich einen Gast auf meinem Zimmer zu Tische hatte, auf die belustigendste Weise. Zuerst verlangte ich nach dem Kaffee Anisette (Liqueur) und statt dessen ward ein Teller voll überzuckertem Anis gebracht, aber als ich gar warmes Wasser zur gewöhnlichen Reinigung nach Tische für uns erbat, und man einen kleinen fayencenen Krug, damit gefüllt, brachte, so entdeckte sich der zweite höchst lächerliche Irrthum. Ich hatte nämlich, um mich verständlich zu machen, die fünf Finger vor den

Mund gehalten, der Aufwärter aber behauptete, ich hätte damit das Kinn und nicht den Mund bedeckt, und ſo ſey er der Meinung geweſen, es ſey Sitte in meinem Vaterlande, ſich nach dem Mittagstiſche zu raſiren, wozu er das warme Waſſer in der dabei gewöhnlichen Art gebracht habe. Genug, daß ich Herrn Jorio's Buch über die Zeichenſprache nicht gehörig ſtudirt hatte. Ein Zoll höher oder tiefer den Finger gehalten, gab daher die Veranlaſſung zu dem ſehr lächerlichen Quiproquo.

Noch denſelben Abend beſuchte ich das Theater und ſah meine Freundinnen vom Dampfſchiffe die beiden Hauptrollen in der Ueberſetzung eines franzöſiſchen Dramas ſehr brav ſpielen. Auch die Männer thaten das Ihrige, und ſo war es eine recht gelungene Vorſtellung.

Hierbei muß ich eines Irrthums erwähnen, in welchem, ich weiß nicht warum, nicht allein diejenigen befangen ſind, welche nie Italien be-

reiſt haben, ſondern, mir unbegreiflich, auch ſolche, welche dort, durch eignes Schauen, ſich vom Gegentheile überzeugen könnten, und dieß iſt die Idee, daß die Logen in den italieniſchen Theatern ſtets einen Salon hätten, wo man Karten ſpielen könne, und ſich ſonſt unterhalten, ohne das Publikum durch ſein Sprechen zu ſtören. Die Wahrheit iſt nun, daß nur ſehr wenige Beſitzer von Logen ſich, (in allen Theatern, die ich zum wenigſten geſehen,) Bequemlichkeiten der Art, erfreuen können, und dergleichen Logen gewöhnlich nur dicht an der Bühne ſich finden, wo man mehr über den Raum disponiren kann. Hier zu Palermo hatte nun die Fürſtin Partanna, welche ich, aus früherer Bekanntſchaft, von Berlin her, ſogleich im Theater aufſuchte, eine ſolche Loge, mit einem erleuchteten Vorzimmer, in welchem die dahin gehörigen Tiſche, Sofas und Stühle ſich befanden, um ſich ab und zu vom Schauen auszuruhen, aber vielleicht war dieß

auch die einzige Loge im ganzen übrigens ziemlich großen Theater, das aber noch eine andere Eigenthümlichkeit beſaß, die es wohl mit keinem anderen in Europa theilt. Rechte ſind und bleiben nun einmal Rechte, und wenn der Menſch ſich nicht bei Zeiten vorgeſehen und einmal einen Kontrakt eingegangen iſt, ſo muß er ſchweigen, ſobald ihm Hinderniſſe aufſtoßen, die er zu beſeitigen vergeſſen hat. Und das iſt wahrſcheinlich bei Erbauung des Theaters zu Palermo der Fall geweſen, deſſen Bühne ſo ſonderbar zwiſchen zwei Häuſern angelegt iſt, daß von beiden Seiten deſſelben, die Bewohner jener Häuſer von ihren Balcons aus, zwiſchen den Couliſſen durch, ſich das Vergnügen verſchaffen können, ohne zu zahlen, ihr Strickzeug in der Hand, wovon man ſich von den Theaterlogen aus, ſehr bald überzeugen kann, der ganzen Vorſtellung beizuwohnen. Doch, ſeitdem die geſchloſſenen Zimmer das Uebergewicht gewonnen haben, wird dieſe Freude

ihnen immer mehr und mehr verkümmert, und wird und muß durch ein Uebereinkommen wohl zuletzt gänzlich aufhören.

Am nächſten Morgen war eine andere Fahrt beſchloſſen. Wir fuhren den Caſſaro bis zur Straße Macqueda, wo wir einbogen und dann zur Cuba und Ziſa, den beiden ſarazeniſchen Luſtſchlöſſern, von denen erſteres nicht mehr und nicht minder als ein, in einen ſchmutzigen Pferdeſtall umgewandeltes Stück Mauer iſt, die Ziſa dagegen, jetzt einem ſicilianiſchen Fürſten gehörig, alle jene ſarazeniſch mauriſchen Schnörkeleien hat, die ich im größeren Style, in allen ſchönen Farben, in der Alhambra, drei Jahre früher, zu bewundern Gelegenheit gehabt, und die mich daher nicht weiter anzogen, aber Jedem, der nicht in Spanien geweſen, immer neu und intereſſant vorkommen müſſen, da er ſie im übrigen Europa nirgends findet. Das Merkwürdige für mich, war wiederum die vortreffliche

Ausſicht über Palermo weg, dem Meere zu, die ich aber in einer Stunde, mit einer noch reichhaltigeren vertauſchen ſollte.

Es ging nämlich nach Monreale eine ſchöne Chauſſée, den Berg hinan, und noch vor zwei und zwanzig Jahren, wie ein ſehr geſchätzter Reiſender in ſeiner Beſchreibung bemerkt, die einzige Chauſſée im Lande, während jetzt doch wenigſtens eine ſolche, von Palermo aus, quer durch das Land über Caltaniſetta, nach Catania geht, und von dort aus nach Meſſina, immer wenig genug in zwei und zwanzig Friedensjahren, die aber doch Hoffnung giebt, daß vielleicht in eben ſo vielen Jahren noch andere Verbindungswege geſchaffen ſeyn werden. Auf dieſer Fahrt zeigte ſich mir nun die wahre Induſtrie der Sicilianer, die man nur zu benutzen brauchte, um Sicilien zum Paradieſe umzuſchaffen. Im Vorbeigehen weiſe ich daher nur darauf hin, daß links vom Wege, das durch unſer

Steigen immer ſcheinbar tiefer liegende Thal den höchſten Zauber ſeiner Landſchaft, ſo wie allenthalben um Palermo herum, und wie ich ſchon Tages vorher bemerkt, in der bunteſten Abwechſelung von Farben, ſowohl der Bäume als Blumen und Saaten, darbot.

Noch wichtiger und merkwürdiger für mich waren aber dieſes Mal die zuweilen durch ſteinerne verzierte Fontainen unterbrochenen Felſen rechts, welche, zuweilen ſelbſt auf den höchſten ſteilen Punkten, von den fleißigen Landleuten, durch Anbau der Cactusſtaude benutzt werden. Doch hiermit nicht zufrieden, war dazwiſchen, wo ſich oft vielleicht nur ein Quadratfuß Erde auf einer Fläche befand, der Sumack auch Schmack genannt, gebaut, deſſen Blätter im Sommer abgeriſſen, getrocknet, zerrieben und zum Färben gebraucht werden. Gewiß, man konnte ſich für einen Augenblick nach China verſetzt glauben, von dem Aehnliches erzählt wird.

Bald waren wir zu Monreale, einer Stadt von zwanzig Tauſend Einwohnern, angelangt, wo durch den vor kurzem erfolgten Tod des Erzbiſchofs, welcher dem mit der Kathedrale verbundene Benedictiner Kloſter als Mönch angehört hatte, Alles in Bewegung war, weil eine große religiöſe Ceremonie bevorſtand.

Die Kathedrale Santa Maria Nuova, gegründet im Jahre 1174, durch König Wilhelm II., mit dem Beinamen des Guten, dreihundert Fuß lang und einhundert und vierzig Fuß breit, machte, beim Eintreten in dieſelbe, auf mich einen eignen Eindruck, weil mir zuerſt unwillkürlich, die Menge der von der Decke herunter hängenden Stricke, und die Maſſe zerſtreut liegenden ſchwarzen Tuches auffiel, welches eine große Anzahl Frauen zuſammenzunähen beſchäftigt waren, und womit die ganze Kirche für die bevorſtehende Feier drapirt werden ſollte. Noch war ich indeſſen zur rechten Zeit gekommen, um die zwei

prächtigen, aus heidniſchen Tempeln herrührenden Reihen Säulen zu bewundern, welche das Mittelſchiff tragen, und eben ſo das höchſt künſtlich in Balken und Sparren zuſammengeſetzte reich verzierte Dach, unter dem, bis an die Säulen, Moſaik-Malereien rund herum laufen.

Aber eben ſo viel Intereſſe, wo nicht ein höheres denn alle Pracht der Kirche, erregen wohl die Gräber der normänniſchen Fürſten bis auf Wilhelm den Guten, den letzten Fürſten aus dem ſo hoch zu achtenden Regentenhauſe, worauf, durch Heinrich VI., Kaiſers von Deutſchland Vermählung mit Wilhelms Tante Conſtantia*) das Haus Hohenſtaufen zur Regierung kam.

---

*) Hübner in ſeinen genealogiſchen Tabellen ſagt ſehr naiv: Conſtantia war erſtlich im Kloſter, danach bekam ſie Luſt zu heirathen und ward Königin beider Sicilien.

Neben der Kathedrale und eigentlich dazu gehörig ſteht das reiche Benedictinerkloſter, von dem ich ſo eben geſprochen, mit weiten Corridors und allen Bequemlichkeiten, die man ſtets bei dieſem Orden antrifft. Ein ſehr freundlicher Mönch ging mit uns herum, und machte uns beſonders auf ein ſchönes Gemälde von Pietro Novelli aufmerkſam, der zu Monreale geboren, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte.

Aber bald nahete ſich mir ein anderer Mönch, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall, erfahren: ich ſey in Spanien geweſen, und trotz alles Ungemachs, das die Mönche dort erduldet hatten (und wovon er, et quorum pars magna fui, ſagen konnte,) doch mit der höchſten Wärme von ſeinem Vaterlande ſprach, und mich dringend aufforderte, zu erklären, daß doch gewiß Madrid die ſchönſte Stadt der Welt ſey. Und gewiß gab ich, und die Lüge ſey mir verziehen, Alles zu, denn wie hätte ich wohl einen Unglücklichen

betrüben ſollen, deſſen einziges Glück in ſeiner Verbannung darin beſtand, den Ort, wo er das Tageslicht erblickt, als den ſchönſten in der Welt zu preiſen. Wenn Scipio Africanus ausrief: Ingrata Patria! non enim ossa mea habebis: Undankbares Vaterland! du ſollſt nicht einmal meine Gebeine beſitzen, ſo fühlte der Mönch natürlicher, und in dieſem Augenblicke kam er mir größer als Scipio vor.

Unter den für Palermo mitgegebenen Empfehlungsſchreiben waren noch zwei für mich von beſonderem Nutzen und bereiteten mir nicht allein rückſichtlich des Aufenthaltes in Palermo, ſondern auch in den anderen Theilen Siciliens, manches Angenehme. Das eine war für den Duca di Serra di Falco, das andere für die Fürſtin Butera, geborne Fürſtin Shahowskoy, Wittwe des Fürſten Butera, welcher als Lieutenant Wilding die reiche, früh

verſtorbene ſicilianiſche Fürſtin Butera geheirathet und dieſen Titel angenommen hatte. Die jetzige verwittwete Fürſtin beſitzt ein Haus und Garten vor dem Thore, auch der gelehrte wahrhaft liebenswürdige und dienſtfertige Duca di Serra hat ſein Sommerhaus und Garten neben dem ihrigen gelegen, einige andere Familien von der näheren Bekanntſchaft der Fürſtin haben ebenfalls in ihrer Nähe ihre Wohnung genommen, und ſo hat ſich, bei der den Ruſſen ſo gewöhnlichen Gaſtfreundſchaft, und dem dazu nöthigen anſehnlichen Vermögen der Fürſtin, hier ein höchſt angenehmer Cirkel gebildet, in dem man ſich, da die Fürſtin des Abends nie ihr Haus verläßt, wahrhaft wohl und behaglich befindet. Gleich den Abend nach dieſer Fahrt, und nach eingenommenem Mittagsmahle bei Herrn Wedekind, eilte ich daher zu ihr, und brachte in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes ſtets die Abende und auch einen Mittag dort zu.

So weit, was die Frau Fürſtin betrifft, denn man muß galant ſeyn, und zuerſt das Lob der Frauen ſingen. Jetzt zum Duca di Serra di Falco, der durch ſeine Herausgabe des Werkes über die ſicilianiſchen Alterthümer, wovon jetzt der fünfte und letzte Theil erſchienen, und anderer archäologiſchen und architektoniſchen Schriften, jedem Kunſtverſtändigen hinlänglich bekannt iſt, für den faſt alle Fremden mit Empfehlungsſchreiben verſehen ſind, und der, mit wahrhafter Aufopferung der Zeit, alle ihm Empfohlenen wiederum mit den beſten und nützlichſten Briefen für das Innere von Sicilien verſieht, denn ich allein erhielt von ihm deren drei, eigenhändig geſchrieben, und die beiden franzöſiſchen Gelehrten in ſolcher Anzahl, daß, als er mich eines Morgens, von einem Beſuche, den ich ihm gemacht, nach der Stadt zurückfuhr, und der Wagen vor meinem Hotel ſtill hielt, er kaum, unter der Maſſe von Empfehlungsſchreiben, die meinigen herauszufinden vermochte.

Dieß ſind die beiden mir höchſt werthen Bekanntſchaften, die ich in Palermo machte, und welche, in Verbindung mit derjenigen des ſich ſtets gleich bleibenden Herrn Wedekind, mir die Tage nur zu ſehr verkürzten.

Kein Reiſender, und wenn er auch nur vier und zwanzig Stunden in Palermo bliebe, darf verſäumen, die Kapelle der heiligen Roſalie, auf dem Monte Pellegrino, vielleicht den allerſchönſten Punkt in deſſen Umgebung, zu beſuchen. Und dabei iſt die ganze Sache in wenig Stunden abgemacht. Man fährt bis zum Fuße des Berges, beſteigt alsdann einen Eſel, und ſo geht es hinauf und herunter *).

*) Die heilige Roſalie, aus einem edlen Geſchlechte, ward in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu Palermo geboren, und ſtarb um das Jahr 1160. Schon früh zog ſie ſich in die Einſamkeit zurück, und lebte in einer Felſenhöhle, in ziemlicher Entfernung von der Stadt, welche ſie ſpäterhin mit noch einer engeren Felſenkluft, näher der Stadt, auf dem Monte Pelle-

Ich habe ſchon die Gründe angegeben, warum mich ſchöne Ausſichten nie ermüden; das ſtille Entzücken bleibt bei mir ſtets daſſelbe, und wie hätte es wohl beſonders beim Erſteigen des Monte Pellegrino anders der Fall ſeyn können, wenn bei jedem Schritte, den das gutmüthige Thier an dem zu dieſem Ritt beſtimmten Morgen unter mir machte, ſich neue Reize der Natur entwickelten, wenn ich zuerſt den Berg Maddonie mit Schnee bedeckt, ſah, dann das mit Bäumen beſetzte, ſo herrlich angebaute lange und breite Thal erblickte, das von Palermo aus, zwiſchen den Bergen von Monreale und Pellegrino durch, ſich bis nach Trapani an das Meer-

grino vertauſchte, wo ihre Gebeine, wie verſichert wird, erſt am Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts gefunden wurden, und ihr die erwähnte Kapelle geſetzt ward, zu der jährlich die einen aus Ehrfurcht, die andern aus Neugier, wandeln. Der Heiligen zu Ehren findet im Monat Juli jeden Jahres zu Palermo das ſo berühmte Feſt ſtatt.

ufer erſtreckt, und unabſehlich dann das lieblich verrätheriſche Meer ſelbſt ſchaute, das an dieſem ſchönen klaren Morgen, wie ein Landſee in tiefer Ruhe lag.

„Himmel, Erde und Meer," ſagt ein neuerer Schriftſteller, „wetteifern hier in Herrlichkeit und Glanz," und ich ſtimme ihm vollkommen bei.

Wir hatten den Berg erſtiegen; eine Kirche von ziemlicher Größe lag etwas höher vor uns, und dann tritt man in die aus einer Höhle im Felſen gebildete Kapelle, wo, mit Hülfe eines brennenden Lichtes, die wächſerne liegende Statue der heiligen Roſalie zu ſehen iſt, welche von einem goldnen Gewande bedeckt iſt, an ihren Fingern viel Ringe trägt, und auf deren Bruſt das Johanniterkreuz liegt, daher ich, als Ritter dieſes Ordens, mich auch von ihr beſonders beſchützt glaubte.

Das Geſicht der Heiligen zeigt übrigens Ruhe,

und ſie ſcheint ſelbſt einen angenehmen Schlaf zu haben, den ſie nach ſo vielen, ſicher ſehr traurig in der Einſamkeit verlebten Tagen, wohl verdient.

Auf der höchſten Spitze des Monte Pellegrino ſteht der Telegraph; ich ermangelte nicht, ſie noch zu beſteigen, um von einer Prachtausſicht Abſchied zu nehmen, die ich in meinem Leben wohl ſchwerlich wieder zu ſehen Gelegenheit haben werde.

Sobald man unten von neuem in den Wagen ſteigt, geht der Weg wohl jedesmal nach der in der Ebene nicht allzu entfernt liegenden Favorite, dem von Ferdinand IV., oder eher von ſeiner Gemahlin Caroline, angelegten, höchſt weitläufigen Garten, in dem ein kleines Landhaus in chineſiſchem Geſchmacke erbaut iſt. Das Landhaus, und Alles, was ich darin ſah, brachte mich um ſechzig Jahre zurück, als der franzöſiſche Roccoco-Geſchmack durch Pompeji und dann auch durch China verdrängt war. In die-

ſer Zeit herrſchte aber auch eine groſse Vorliebe für England, und daher durften engliſche, namentlich bunt gedruckte Kupferſtiche, in keinem Landhauſe fehlen. Und ſo war auch das Innere der Favorite; nur ein Zimmer enthielt etwas Anderes und zwar in Medaillons die Portraits der ganzen königlichen Familie, mit Unterſchriften von der Königin ſelbſt, worin ſie Jeden durch wenige Worte bezeichnete, ohne jedoch deſſen Namen darunter zu ſetzen. So ſtand unter ihrem eignen Bilde Me stesso: Ich ſelbſt, und unter demjenigen ihres Gemahls: Il mio Sostegno: Mein Erhalter, und ſo weiter. Mir gefiel die Idee, und hätte ich Gelegenheit, ein ſolches Zimmer anzulegen, ſo würde ich die mir Theuren nicht anders bezeichnen.

Mein Beſuch am Abend galt dem Theater St. Cecilia, das ganz hübſch iſt, und das ſich die aus Neapel angekommenen engliſchen Athle-

ten zugeeignet hatten, doch ſchon zeitig zog ich zurück, um des andern Morgens auch wieder früh bereit zu ſeyn, nachdem ich außerhalb der Mauern, Alles nur möglich Anziehende geſehn, meine ganze Aufmerkſamkeit den wahrhaften Merkwürdigkeiten in der Stadt ſelbſt zu widmen.

Und hierzu rechne ich das königliche Schloß, die Kirchen und den Dom an ihrer Spitze.

Mehreren Kirchen galt nun unſer erſter Beſuch, und dieſe übertreffen mit Ausnahme weniger, wohl Alles, was man ſonſt irgendwo ſieht. Denn wenn St. Catharina mit ihrem Rundgewölbe, dem Marmor an allen Wänden, und der unglaublichen Menge von goldnen Zierathen uns ſchon in Erſtaunen ſetzt, wenn in der Jeſuitenkirche ebenfalls alles Marmor iſt, und ſogar erhabene Arbeit darſtellt, unter Andern ein Schiff von braunem Marmor mit vollen Segeln, ſo ſind wir noch mehr in St. Martorana

verwundert, Alles durchweg in Moſaik gearbeitet, anzutreffen, und das Bild zu erblicken, wo ſich *) König Ruggiero I. nicht etwa vom Papſte, ſondern von Jeſu Chriſto ſelbſt, die Krone aufs Haupt ſetzen läßt. Aber alles dieſes iſt Nichts im Vergleich zur Kathedrale, deren Aeußeres groß iſt, ohne daß es durch Einheit ſchön genannt zu werden verdiente, indem in ſehr verſchiedenen Epochen daran gebaut worden iſt, deren Inneres aber, nicht allein durch ihre impoſante Größe, ſondern auch durch das Wetteifern der verſchiedenen ſicilianiſchen Marmorarten und durch die unglaubliche Abwechſelung in den Verzierungen, gewiſſermaßen ums verwirrt, da die Einheit hier nur in der Verwirrung liegt, wie der inconſequente Menſch nur folgerecht in der Inconſequenz iſt.

Aber eben ſo wenig, wie zu Monreale, feſ-

*) Siehe Hahns Ornamente aller claſſiſchen Kunſtepochen.

ſelte mich alle dieſe Pracht, denn meine Ungeduld, die von allen Touriſten erwähnten Gräber der Hohenſtaufen, namentlich Friedrichs II. zu ſchauen, ließ mich alles Andere überſehen. Sämmtliche Särge, fünf an der Zahl, enthalten nun die Gebeine von

1. Roger II. ſtarb 1154.

2. Conſtantia ſeiner Tochter, Gemahlin Kaiſer Heinrichs VI.

3. Heinrich VI. ſelbſt, erſter König beider Sicilien aus dem Hauſe Hohenſtaufen.

4. Sein Sohn Friedrich II.

5. Deſſen erſte Gemahlin Conſtantia von Arragonien.

Alle dieſe Särge ſind von Porphyr, und werden theils von Löwen getragen, theils ſtehen ſie auch auf beſonderen Füßen. Ein Giebeldach von Marmorplatten durch ſechs Säulen geſtützt, iſt darüber zu ſehen. Noch andere Zierathen daran übergehe ich.

Tief bewegt ſtand ich vor dem Grabe Kaiſer Friedrichs II., denn er iſt mir der Große, wiewohl ihm nie der Beiname von der Nachwelt geworden. Nicht der Eroberer, nicht der Held allein iſt groß zu nennen, ſobald er in kleinlichen ehrgeizigen Anſichten befangen iſt; wer aber, wie Friedrich II., über ſein Zeitalter hinausblickend, allen Hinderniſſen zum Troß, lange und vielfach, geiſtig und mit kräftiger Hand dabei, glücklich zu kämpfen verſtand, der iſt groß zu nennen, denn, wußte er auch nicht Alles durchzuſetzen, ſo zündete er doch zuerſt das Licht an, das nach ſo vielen Jahrhunderten noch heute brennt.

Nicht weit vom Dome ſteht der Gouvernements-Palaſt mit ſeiner Sternwarte, die durch Ramsdens großes Inſtrument, und durch die Entdeckung der Ceres, welche Piazzi dort machte, ſo hohe Berühmtheit erlangte. Doch Piazzi iſt todt, und dieſes durch die Leichtig-

keit der Berechnungen, welche man damit anſtellen kann, ſo berühmte einzige aſtronomiſche Inſtrument, denn Ramsden ſtarb, ehe er ein zweites verfertigte, kann beim bloßen Anſchauen zu wenig Intereſſe erregen, um deshalb, bei einer gemeſſenen Zeit, andere Sehenswürdigkeiten zu verſäumen. Daher eilte ich ihr vorbei, und ſuchte nur bald die in anderer Hinſicht eben ſo berühmte Rogers-Kapelle zu beſuchen, dieſes bedeutende Monument normänniſcher Baukunſt.

Der preußiſche Maler Rundt hat ein höchſt gelungenes Bild von dieſer Kapelle geliefert, das ich hier beſonders erwähne, wenn Jemand Gelegenheit haben ſollte, es in Charlottenhof bei Sansſouci zu ſehen, denn mir iſt es von einmaligem Schauen nur vergönnt, den Eindruck wieder zu geben, der mir von der Kapelle geblieben, und dieſer iſt, wegen des ſcharf von oben hinein fallenden Lichtes, ſobald die Sonne gerade hinein ſcheint, höchſt eigenthüm-

lich. Drei Schiffe theilen mit zwei Reihen marmorner Säulen die Breite des hochgewölbten Baues, die Verzierungen, die Verſchlingungen gehen ins Unendliche, und die Moſaik feiert hier ihren größten Triumph, denn die Taufe des Heilandes durch Johannes iſt gewiß eins der ausgezeichnetſten Werke, das jemals durch künſtliche Zuſammenſetzung von Steinen hervorgebracht iſt*).

Der Beſuch der Zimmer des Schloſſes folgte, die modern meublirt, nichts Nennenswerthes enthalten, es ſeyen denn die beiden bronzenen Widder aus Syracus, die der griechiſche Feldherr Maniaces dort im eilften Jahrhundert, vor dem von ihm erbauten Kaſtelle, aufpflanzen ließ, und die von Dionyſius dem Aeltern her-

*) Höchſt merkwürdig iſt noch bei dieſer Kapelle, daß ſeit ihrer Gründung im zwölften Jahrhundert, bis auf den heutigen Tag, eine Moſaikſchule zur ſteten Reſtauration der Moſaiken beſteht, welche die dazu nöthigen Fonds beſitzt, während die römiſche Moſaikſchule erſt etwas über zweihundert Jahre zählt.

rühren ſollen. Dionyſios ſoll nun deren vier beſeſſen haben, welche mit einer durch den Körper gehenden Röhre verſehen, ihrer Stellung zufolge, durch einen dem Munde entfahrenden Ton, die Himmelsgegend bezeichnet hätten, woher der Wind kam.

Schon bei Gelegenheit des Schloſſes von Neapel habe ich der prachtvollen Ausſicht erwähnt, deren der König dort, von ſeiner Terraſſe aus, genießt; aber wie beneidete ich nicht den hohen Herrn von Neuem, wenn ich von der Terraſſe dieſes Schloſſes, auf die er aus ſeinen Wohnzimmern tritt, wiederum eine der reizendſten Ausſichten vor mir ſah. Denn links erblickte ich den Caſſaro und die ganze Landſchaft, welcher der Monte Pellegrino zum Hintergrunde dient, gerade vor mir das Meer, und rechts zunächſt den Monte St. Calodgero, Monte Griffone, und in ſteigender Proportion, den beſchneiten Maddonie, — über den Zafferano hinweg

aber, bei völlig klarem Wetter, die beſchneiete Spitze des Vaters aller Berge, ich ſage, des grandioſen Wächters von Sicilien, Aetna von uns, Monte Gibello von den Sicilianern, genannt.

Aber der großartige Eindruck, den dieſer Blick auf mich gemacht, ſollte nicht lange vorhalten, denn kaum auf dem Platz wieder angekommen zerſtreuete mich (denn was iſt Alles, ſelbſt geiſtlicher Prunk, gegen den Glanz der Natur) eine Proceſſion, welcher ein vierſitziger, mit vier Pferden beſpannter Wagen und rother Livrée, Kutſcher und Bedienter mit bloßen Köpfen, folgte. Es war der Wagen des Cardinals, Erzbiſchofs von Palermo, der der Proceſſion alle Jahr zu Oſtern folgen muß, wann das Abendmahl denjenigen gereicht wird, welche durch Krankheit abgehalten werden, es in der Kirche zu nehmen.

Noch war der Himmel mir ſtets günſtig ge-

weſen, aber des andern Tages, Nachmittag, ſchien eine Veränderung vorgehen zu wollen. Einige Wolken zeigten ſich im Abend, und da ich zur Nachtzeit Palermo wiederum auf dem Schiffe dieſes Namens, zu verlaſſen gedachte, ſo kam es mir eben nicht gelegen. Indeſſen hatten ſich zur Zeit meiner Abreiſe die Wolken verzogen und die Nacht war ſternhell, als ich das Schiff beſtieg. Die ganze Küſte von Palermo bis Meſſina gewährt eine ununterbrochene Reihe ſchöner Anſichten, Wald, Felſen, Felder wechſeln mit einander ab, und ſchon bei Tagesanbruch war ich daher, um Nichts zu verſäumen, auf dem Verdeck. In Cefalu wurden mehrere Familien abgeſetzt, bald paſſirten wir Tuſa, wo früher ein römiſcher Proconſul war, St. Stefano, auf dem Berge gelegen, Caronica, worüber ſich ein, dem von Ferdinand Cortez abſtammenden Herzog von Monteleone, gehöriger Wald, eine Seltenheit in Sicilien, erhebt, und ſo ging es dem Capo

Bianco zu, deſſen Schloß auf der Spitze ſich zeigte, hinter dem ein Meerbuſen ſich weit ins Land hinein erſtreckt.

Bekanntlich hieß Sicilien bei den Alten Trinacria von ſeinen drei Vorgebirgen, dem Promontorio Pachino, jetzt Capo Paſſaro, dem Promontorio Lilibeo, jetzt Capo Gallo und dem Promontorio Peloro, jetzt Capo Bianco. An jene alte Benennung von Trinacria erinnerte mich nun unſer Schiff der Palermo, der das alte Zeichen von Sicilien, oder Wappen, wie man es nennen will, beſtehend in der Mitte aus einem Geſichte, über welchem ſich zwei Tauben ſchnäbeln, und von dem drei Beine in verſchiedenen Richtungen, mit einer Krümmung am Knie, auslaufen, ſich zugeeignet hat. Das ganze war mit der Ueberſchrift ΠΑΝΟΡΜΙΤΑΝ, Panormitan verſehen, und nicht allein an vielen Seiten des Schiffes angebracht, ſondern auch in das engliſche Service

von Steingut eingebrannt. Daß die Directoren des Schiffes einmal den Befehl erhalten, gleich den Tänzerinnen, die Hälfte des Oberbeins zu bekleiden, ſteht ſehr zu befürchten, und laſſe ich dahin geſtellt ſeyn.

Unſer Frühſtück ging noch gut von Statten, dann erhob ſich Wind, der immer ſtärker ward, dann Regen, die Schönheiten der Natur wurden verhüllt, die Wellen wurden aufgeregter, und wenn wir auch am Faro, Scylla zur Linken, und Charybdis zur Rechten, glücklich vorbei kamen, ſo war doch das Angenehme dieſer ſonſt reizenden Fahrt dahin, und beim ſchlechteſten Wetter geſchah unſere Einfahrt in einen der ſicherſten Häfen der Welt, das heißt: in den Hafen von Meſſina. Ein herrlicher und billiger Gaſthof, genannt Hôtel de la Victoire et de la grande Bretagne réunis, öffnete mir ſeine Thore, und aus einem großen, mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Zimmer genoß

ich, in Verbindung mit dem regen Leben im Hafen, zugleich einer der koſtbarſten Ausſichten auf die gegenüber liegende Küſte von Calabrien, während ſich der Himmel aufzuklären anfing, und mich für die letzten trüben Stunden hinreichend entſchädigte.

Müdigkeit kennt keine Grenzen, denn, obgleich ich mir vorgenommen, nach dem guten Diner, das ich bald darauf einnahm, noch einen Beſuch zu machen, ſo winkten mir doch ſchon frühzeitig zwei unter einem Himmel ſtehende Betten ſo angenehm zu, daß mir keine andere Wahl blieb, als diejenige zwiſchen den beiden Lagerſtätten, was ſich aber auch ſehr bald entſchied, und ich auf der einen derſelben feſt entſchlummerte.

Meſſina kann ſich an Schönheit in ſeinen Gebäuden nicht mit Palermo meſſen, aber dagegen iſt das Leben viel geſchäftiger. Welch ein gelobtes Land iſt nicht Sicilien, das zwölf Ar-

tikel aus dem Thierreiche, vier und dreißig aus dem Pflanzenreiche, und neunzehn aus dem Mineralreiche, in Allem daher fünf und ſechzig einheimiſche Producte verſchifft, und meiſt von Meſſina aus, das Freihafen iſt. Und doch iſt Sicilien arm, und Bettler ſieht man nur zu viel. Daß dieſes ſeinen Grund in der Adminiſtration haben muß, liegt klar am Tage, daß man aber Unrecht hat, allen Grund der Maſſe der Klöſter zuzuſchreiben, iſt falſch. Vor vierzig Jahren hörte ich ſchon dieſelbe Klage und denſelben Grund für die Armuth anführen und daß Sicilien jedes Jahr an Menſchenzahl abnähme, und dennoch zeigt es ſich, daß, trotz des Wüthens der Cholera, die Bevölkerung nicht abgenommen hat. Aber arm iſt und bleibt die Inſel, und vielleicht hat gerade die Wohlthätigkeit der Klöſter in ſofern an der Armuth ſchuld, daß kein Armer ungenährt von ihnen geht, aber wohl ungekleidet. So ergiebt ſich mancher

der Trägheit, weil er weiß, er verhungert nicht, und ſo ſpricht er in Lumpen gehüllt, die Spaziergänger an, bis auch dieſe Lumpen abfallen, und die daraus herbeigeführten Krankheiten dem Leben bald ein Ende machen. Aber wie ſchon geſagt, nicht die Klöſter führen Armuth herbei, ſondern die Art ihrer Adminiſtration, die durch eine andere Geſetzgebung geändert werden könnte. Und hier iſt es hauptſächlich die kurze Pachtzeit ihrer Ländereien von nur drei Jahren, und die nicht verlängert werden darf. Daß auf dieſe Art der Bauer als Pächter nie die Zeit und die Luſt hat, ordentlich den Acker zu beſtellen, liegt klar vor Augen, weil er nie vorher wiſſen kann, ob mit ihm nach drei Jahren ein neuer Kontrakt wird geſchloſſen und ihm Gelegenheit geboten werden, das zur etwanigen Verbeſſerung des Ackers verwendete Geld auch wieder heraus zu ziehen. Und ſo bleibt Alles wie es iſt, und Sicilien bleibt ſtationair, trotz dem, daß

es ungleich dem Neapolitaniſchen keine Soldaten ſtellt, keine Stempelſteuer zahlt, und eben ſo wenig eine Salz- und Tabacksteuer hat.

Es ſind in Meſſina viel fremde Kaufleute, und namentlich Deutſche, etablirt. Der preußiſche Conſul Herr Jäger, war verreiſt, aber ſein Aſſocié Herr Stock, war ſo gefällig, mich den einzigen Tag, welchen ich in Meſſina verbrachte, durch alle Straßen der Stadt zu führen, wo ich beſonders ſchöne Statuen der verſchiedenen Herrſcher und ſchöne marmorne Fontainen erblickte, aber zugleich auch mit einer Einrichtung bekannt gemacht wurde, die mich an etwas Aehnliches zu Neapel erinnerte.

Ich glaube nämlich ſchon erwähnt zu haben, daß zu Neapel ſehr häufig die Häuſer verſchiedenen Perſonen gehören, von denen Jeder ſeine Etage hat. Hier zu Meſſina bringen nun Wohnungen weniger als Gewölbe für

die Waaren; daher kömmt es öfters, daß Gebäude unten Gewölbe oder Speicher haben und darüber höchstens eine Etage. Da nun aber die Regierung nicht unverhältnißmäßig niedrige Häuser in den Straßen dulden will, so ist der Eigenthümer verpflichtet, zu bauen, und thut er es nach einiger Zeit nicht, so nimmt ihm die Regierung, wie man sagt, die Luft, und setzt eine zweite Etage auf, die an einen Andern verkauft wird.

Meinen Abend brachte ich bei der Madame Jäger in einer völlig deutschen Gesellschaft, wo gespielt und getanzt ward, recht angenehm zu, nachdem ich meine Einrichtung so getroffen, daß ich des anderen Morgens, Messina im eigen gemietheten Wagen verlassen, und meine Reise über Taormina nach Catania, längs der Küste, fortsetzen konnte.

Man versäume doch ja nicht, diese schöne Tour zu Lande und nicht zu Wasser zu machen,

denn, eines Theils iſt der Weg vortrefflich, und die Gegend ſehr ſchön, andern Theils aber verdient Taormina, wo man die Nacht in le Giardine am Fuße des Berges, zubringt, daß man ihm, als einem der koſtbarſten Edelſteine in Siciliens Juwelenſchrein und vielleicht unſeres Erdballes, wenigſtens 1 bis 3 und 4 Stunden widme.

In einem bequemen Wagen, auf guter Chauſſée, verließ ich alſo am 15. April um 10 Uhr Morgens, bei wolkenfreiem Himmel, Meſſina. Zwar fuhr der Wagen raſch, aber doch ließ er mir Zeit, Alles zu beſehen. Meſſina iſt nicht breit, aber ſehr lang, auch hören, für gewiß drei Viertelſtunden, die Häuſer nicht auf; rechts ſind Gärten, darüber Berge, und links fährt man das Meer ſtets entlang, deſſen Strand mit hohen Hecken eingefaßt iſt, um das Verſanden der Gärten zu verhindern. Calabriens Küſten ſieht man lange ſehr deutlich, erſt in 5 bis 6 Stunden ſind ſie ganz verſchwunden.

So ging die Reiſe durch verſchiedene kleine Oerter, durch ausgetrocknete Ströme, die von den Bergen herunter kamen, einmal aber durch einen Fluß, den der Sommer nie verſiegen macht, bei ſchön bebauten Feldern, und dann wieder bei maleriſchen Felſen, vorbei. Für kurze Zeit erinnerte mich auch eine, jedoch nicht lange dauernde Pappelallee ans Vaterland, ein wohlthätiges Gefühl, das aber von nun an, aller Mangel an Fenſtern bald niederdrückte. Buſaco, ein ſehr langer Ort, beſonders reich in ſeinen Gärten an Olivenbäumen und Feldfrüchten aller und jeder Art, beſchloß die Fahrt am Nachmittage.

Jetzt rückte der Abend heran, aber die Sonne hatte wohl noch an zwei Stunden ihre Strahlen uns zu ſchenken, als der Wagen um einen ſtark vorſpringenden Felſen herumbog, und, abgeſondert von der übrigen Landſchaft, ich, im grauen durchſichtigen Dufte mit beſchneieter Kuppe, einen bergartig geformten Rieſen zu erblicken

glaubte, der, in stolzer Haltung, durch seine imposante Höhe und Größe, Alles vor ihm zu verkleinern schien, und außer allem Verhältnisse zu den übrigen Höhen sich zeigte.

Ecco il Mongibello! rief der Kutscher. Ich gestehe, die Ueberraschung war zu groß, ich war verloren im Anblick. Bald kamen wir näher und bald erblickte ich auch auf der Höhe Taormina, das merkwürdige großartige Taormina, nach dem ich mich von meiner Kindheit an, gesehnt hatte. Der Kutscher hielt still, er meinte, ich solle noch vor Sonnenuntergang nach Taormina hinauf klettern, ich versicherte ihn aber, daß ich dieß auf keinen Fall thun, sondern des andern Morgens um 6 Uhr hinauf reiten würde, da ein kleines, schon längere Zeit dauerndes Uebel am Fuße, mich daran verhindere, Berge, wie früher zu Fuß, zu besteigen. So fuhr ich weiter und erreichte bald le Giardine, wo in einem kleinen, höchst unansehnlichen Hause, den-

noch La Gran Bretagna genannt, ich mich ſo gut wie möglich, einrichtete, ein frugales Mahl einnahm, aber im leidlichen Bette nicht allzu gut ſchlief, weil der Aetna und Taormina ſich meines Kopfes und meiner Gedanken bemächtigt hatten, und dergeſtalt die Ruhe mich floh.

Kaum war daher der Tag angebrochen, als ich, bald angekleidet, nach eingenommenem Frühſtück die Treppe hinunterging, wo die Mauleſel meiner warteten. Der Morgen war einer jener ruhigen wohlthuenden, nicht kühlen, die aber auch nicht große Hitze am Tage verkündigen, wie man ſie, im Süden, im Monat April, nicht immer antrifft, wo noch immer ſtarke und heftige Winde wehen. Die Luft war ſo rein, und that der Bruſt ſo wohl, daß ich, noch in der Stadt, ſie mit wahrem Entzücken einſog, aber noch mehr, als ich die letzten Häuſer hinter mir ließ, und ſie mich rechts vom Meere aus, ſo lieblich anwehete. Bald aber wendeten wir uns links, wo

mich von beiden Seiten die ſchönſten Gärten voller Orangen, Oliven und anderen Fruchtbäumen umgaben, aber auch zugleich hohe wilde Bäume empfingen, welche uns in dieſem Lande als Seltenheit dasjenige ſind, was bei uns Orangenbäume im Freien wären. Ehe ich indeſſen den Berg, worauf Taormina liegt, zu erſteigen begann, konnte ich mich nicht enthalten, noch einen Augenblick zu verweilen, und, den Aetna zur Linken, ſowie die maleriſch geformten Berge vor mir, welche theils grün bedeckt waren, theils ſchroffe Felſen zeigten, zu bewundern, die, von der Morgenſonne beſchienen, den reizendſten Hintergrund bildeten, den nur immer eine Landſchaft darzubieten vermag. Jetzt ging es den Berg hinan auf ſchlechter Straße, doch nach Taormina hinauf nicht beſſer zu verlangen, während die großen Straßen durch das Land noch nicht einmal vollendet ſind. Nach ungefähr drei Viertelſtunden war indeſſen der Gipfel erſtiegen,

und es ging in die Stadt Taormina ſelbſt, die ſehr gedehnt iſt und einige Paläſte, wenn man große Häuſer ſo nennen will, aber meiſt zerfallene ſchlechte Häuſer enthält.

Der Ritt durch Taormina dauerte eine gute Viertelſtunde, dann ward abgeſtiegen, und an einer kleinen Thüre ward ich von dem Cuſtos des Theaters empfangen, der zu dem doppelten Zwecke von der Regierung angeſtellt iſt; einmal, irgend eine Beraubung des Theaters zu verhindern, und alsdann, den Fremden Alles zu erklären. In dieſem Cuſtos fand ich wirklich einen, ſein Fach gut ausfüllenden Mann, der indeſſen faſt ganz auf die Belohnungen der Reiſenden angewieſen iſt, da ſein Gehalt, wie ich vernahm, einen halben Carolin des Tages beträgt, ſo daß der arme Menſch manchmal des Morgens wahrhaft in Verlegenheit ſeyn muß, ob er und ſeine Familie Brod, oder wenn dieß zu theuer ſeyn ſollte, einige Apfelſinen für den Tag

zur Nahrung erhält. Trotz alledem war er heiter, wies mir die Zeichnungen, die er gemacht, und umging nachher mit mir das Ganze.

Ich habe in meinem Leben nun schon so viel Tempel, Theater und Amphitheater gesehen, daß sie mir, weil es immer und immer dasselbe ist, eigentlich keine große Freude mehr machen. Beim Theater von Taormina indessen stellt es sich Anders, denn die ungeheure Größe desselben, in Vergleich mit den anderen Theatern, ist allein der Beachtung werth. Hierzu kommt aber noch, daß, indem die Römer dieses Theater zugleich für die Gladiatoren bestimmten, auch die ganze Einrichtung desselben sich von denjenigen der anderen Theater unterscheidet, und man auf die Idee geführt wird, als wenn das Theater zwei Bühnen, eine über der anderen, gehabt habe.

Der Custos ging Alles genau mit mir durch, und suchte durch Citate aus alten Autoren seine Meinung wegen des doppelten Thea-

ters zu rechtfertigen. Hierauf kam es mir indeſſen nicht an, ſondern mehr auf die ungeheure Idee, ein Theater an achthundert und funfzig Fuß über das Meer zu bauen, und deſſen Berechnung, rückſichtlich der Menſchenzahl ſo großartig anzulegen, daß man ſich die daneben befindliche Stadt als eine der allerbedeutendſten des Alterthums denken muß, denn während das Theater von Catania auf eine Länge von neun und neunzig Palmen (die Palme zu 10 Zoll gerechnet) 7,114 Perſonen in ſich faßte, und dasjenige von Syracus auf einhundert und zehn Palmen, 8,540 Perſonen aufnehmen konnte, gab Taormina auf einhundert und ſechs und zwanzig Palmen 10,310 Zuſchauern Raum.

Hatte ich mich nun vom erſten Erſtaunen über den Umfang dieſes Theaters erholt, ſo verſäumte ich nicht, auf die höchſten Sitze zu ſteigen, von wo man den Ueberblick des Ganzen hat. Sämmtliche Sitze mir zu Füßen fand ich

zerſtört, die Steine lagen herum, Gras war darauf gewachſen, und wiewohl man die verſchiedenen Theile des Zuſchauerraumes und des Orcheſters vollkommen zu unterſcheiden vermag, ſo ſteht doch eigentlich nur die Bühne ſelbſt mit ihren drei Thoren noch unverſehrt da, und hier eröffnen ſich drei der koſtbarſten Ausſichten auf das Meer, den Vater Aetna, Taormina ſelbſt mit ſeinen Orangengärten und auf die ſo verſchiedenartig gezackten Berge, hinter und zur Seite von der Stadt.

Gewiß, die Verbindung dieſer bewundernswürdigen Ausſicht mit dem Gedanken, welche herrliche Darſtellungen die Dichter der Vorzeit dort veranlaßt haben, und der Einfluß, welchen dieſes oft auf das ganze Seyn, auf das ganze Leben des Staats hervorgebracht, iſt zu großartig, um nicht mit Bedauern, daß die Zeit einmal gemeſſen ſey, einer Stimmung ſich entreißen zu müſſen, welche die Pracht der Natur al-

lein, ohne einen hiſtoriſchen Hintergrund niemals in mir ſo mächtig hervorrufen kann.

Und demnach mußte von Taormina geſchieden werden; nach einer Stunde war ich nach le Giardine zurückgekehrt, ſetzte mich in den Wagen, und fuhr auf Catania zu.

Der Weg nach Catania iſt mehr flach als hügeligt, die Berge ſind im Ganzen ſehr entfernt, aber die Felder vortrefflich bebaut, beſonders wird die Weincultur mit großem Fleiße betrieben, und zwar nicht etwa, wie im übrigen Italien an Bäumen ſich ſchlängelnd, ſondern die Reben einzeln ſtehend und am Stock, wie bei uns, aber ganz niedrig gehalten; nur einige Male ſah ich den Weinſtock an einem Baume zierlich gezogen. Futterkräuter gab es auch in Menge, auch die Suda, welche die Felder mit dem ſchönſten Roth bedeckt. Eine große Zierde der Landſchaft waren aber noch von Zeit zu Zeit die Pinien, welche von erſtaunlichem Umfange

ſind, und einen in heißen Ländern ſo ſelten anzutreffenden Schatten gewähren müſſen.

Unter den Oertern, welche ich durchfuhr, bemerke ich nun zuerſt Jarre, bekannt durch ſeine Maccaroni, womit es beinahe ganz Sicilien verſieht, aber auch leider durch die vielen Blödſinnigen, die dort geboren werden, wovon einer, beim Anhalten des Wagens, mich durch die widerlichſten Geberden und lachendes Geſchrei ſattſam überzeugte. Jaci Reale folgte darauf. Es iſt ein großer ſchöner Ort, durch Kirchen mit hohen Thürmen geziert, eine Seltenheit in Sicilien. Indeſſen blieb der Ort ſelbſt zur Rechten, während unſere, mit einer ſchönen Allee gezierte Straße, längs dem Meere lief und erſt ſpäter wieder in die von Jaci Reale auslaufende, vortrefflich gebaute und auf beiden Seiten mit Häuſern umgebene Chauſſée, einmündete. Aber hier zeigte ſich abermals der poetiſche Sinn der Sicilianer, wie man ihn ſo oft zu bemerken die

Gelegenheit hat, denn ſehr Viele ſind Dichter und Tonſetzer zugleich, und daher die Maſſe der wunderhübſchen ſicilianiſchen Lieder, die man täglich und ſtündlich ſingen hört.

Die Straße, welche ich fuhr, hieß nämlich Strada di Galatea, denn an dieſem Ufer war es, wo der Schäfer Akis dem Ungeheuer Polyphem, die ſchöne Galatea entführte, und wie es heißt, dort, wo jetzt Caſtello di Aci ſteht, eine Villa angelegt haben ſoll, wo die anderen Schäfer und Schäferinnen der Umgegend ſtets ihr Gouvert gefunden haben. Mag dieß nun ſeyn, wie es will, ſo viel iſt gewiß, daß die Landleute von Sicilien viel poetiſcher als die unſrigen ſeyn müſſen, eine Erfahrung, welche ein alter Herr meiner Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit fand. Jedes Mal, wann er auf ſeinen Gütern Gevatter ſtand, verfehlte er nämlich nicht, dem Kinde irgend einen Namen aus dem Alterthume zu geben, der manchmal höchſt unpoe-

tiſch verdreht wurde, beſonders aber der Name Galatea, welchen ein nachher zur hübſchen Jungfrau aufblühendes Kind erhielt, dem aber leider die Einwohner des Dorfes die Gala nahmen, ſo daß dieſelbe niemals anders als, horribile dictu, Teken genannt ward.

Bald ſahen wir die ſogenannten Fariglioni della Trizza, drei faſt ſenkrechte Lavafelſen im Meere, und auch hier tritt die Poeſie wieder ins Leben, denn Polyphem, als ihm Odyſſeus für ſeine Ungaſtlichkeit in der Höhle am Meere, das einzige Auge, was er beſaß, ausgeſchlagen, warf ihm dieſe Steine nach, verſtand aber als Blinder nicht mehr zu zielen, und ſo fielen ſie ins Meer, wo ſie noch ſtehen.

Von hier ab, bis zu den Gärten von Catania ſieht man faſt Nichts als Lava, aber der Fleiß der Einwohner hat auch hier ſchon mitunter durchgebrochen, und Cactusſtauden ſind gepflanzt, ja ab und zu auch ein kleines Stück

Land urbar gemacht. Dann vermehren ſich die Gärten, es wird Alles belebter, und bald ging es in das freundlich ſchöne Catania hinein, wo mich die Corona, ein, weniger rückſichtlich der Zimmer, als der Nahrung und des Lagers und einer beſonders freundlichen Behandlung, ganz guter Gaſthof, aufnahm.

Schon von langen Zeiten her hatte ich für Catania eine Art von Vorliebe gefaßt, da nicht allein ſämmtliche Reiſende in deſſen Lob einſtimmen, ſondern eine, nun ſchon ſeit manchem Jahre verſtorbene Freundin mir noch außerdem die beſondere Schönheit ſeiner Frauen, ſtets geprieſen, und in mir, wie ſehr begreiflich, eine große Sehnſucht erregt hatte, dieß ſchöne Blut einmal kennen zu lernen.

Die Stadt macht nun gewiß den angenehmſten Eindruck, wenn meiſt regelmäßige Straßen, prachtvolle Paläſte, große Plätze, Fontainen, Statuen, und dabei eine ganz bedeutende Volksmenge,

dieſen hervorzubringen im Stande ſind. Dazu kam aber noch, daß ich in einer ſehr feſtlichen Stunde angekommen war, denn die, wegen der ſo eben eingelaufenen Nachricht von der Entbindung der Königin, beſchloſſene Erleuchtung der öffentlichen Gebäude, war gewiß geeignet, das günſtige Vorurtheil für Catania noch beſonders zu bewahrheiten. Nachdem ich daher mich noch etwas in den Straßen unter einer Maſſe meiſt ſehr munterer Menſchen herum getrieben, und einen in kaufmänniſcher Angelegenheit dort anſäſſigen Deutſchen, Herrn Jacob, beſucht hatte, begab ich mich nach dem Gaſthofe, um ihn für dieſen Abend nicht wieder zu verlaſſen.

Aber früh des anderen Morgens war ich bereit, den Sehenswürdigkeiten Catania's meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Unter dieſen nimmt nun wohl, ohne alle Frage, das früher am Aetna gelegene und ſpäterhin nach Catania verlegte Benedictiner Kloſter den erſten Platz ein, deſſen

große Revenuen die Mönche ſehr ſchwierig in der Aufnahme von Candidaten machen, und das nur den jüngeren Söhnen aus altadeligen Familien wie es, ich glaube bei allen Benedictiner Klöſtern im Königreiche beider Sicilien der Fall iſt, geöffnet wird. Bei dieſer Gelegenheit ſey es mir vergönnt, den Irrthum zu berichtigen, in welchem ſo Manche befangen ſind, wenn ſie der Vermuthung fröhnen, daß der Eintritt neuer Mitglieder in ein Kloſter von den Mönchen gewiſſermaßen gewünſcht werde. Wohl mögen ſie ab und zu einen beſonders reichen Bruder ſich wünſchen, der nach ſeinem Tode dem Kloſter ſein Vermögen vermacht, aber ſonſt ziehen ſie es gewiß vor, eher in kleiner, als in zu großer Anzahl beiſammen zu ſeyn. So hat das Benedictiner Kloſter zu Catania nur zwei und vierzig Mönche, vierzehn Novizen und vier und zwanzig Laienbrüder, und in ſämmtlichen ſiebzehn Mannsklöſtern zu Catania ſind nur zweihundert und

acht und zwanzig Väter, sechzig Novizen und einhundert und sieben Laienbrüder, in sämmtliche sechs Nonnenklöstern aber gar nur einhundert und fünf und sechzig Nonnen und neun und neunzig Novizen. Es sind also zu Catania in Allem nur sechshundert und neun und funfzig Personen mehr oder minder dem geistlichen Standegewidmet, und ich kenne sogar in Messina ein großes Kloster, in dem zusammen nur vier Mönche leben, und die sehr darauf halten, allein zu bleiben, und keinen Zuwachs gestatten.

Nach dieser kurzen Abweichung, kehre ich zum Benedictiner Kloster zurück, das mit seiner unvollendeten Façade gegen einen halbrunden Hof gelegen, den ansehnliche Gebäude einschließen, erst seinen ganzen Luxus entwickelt, sobald man hineintritt, denn eine prächtige marmorne Doppeltreppe empfängt hier den Fremden, und führt in eine Halle von 50 Säulen, ebenfalls von Marmor. Zwei Höfe enthalten zierliche Gärten, der eine

iſt etwas älter, man ſieht darin viel kleine Orangenbäume, aber, wenn auch hier die Bäume älter ſind, ſo kommt doch Nichts der Sauberkeit gleich, womit jetzt ganz neu der andere Garten, in der Art der holländiſchen, mit kurz geſchnittenen Burbaumhecken und Parterres von Blumen umgeben, geziert iſt, in deren Mitte ſich ein Tempel befindet, deſſen Dach mit neapolitaniſchen Flieſen erhaben gedeckt iſt; ich ſage mit Abſicht erhaben, weil es in Sicilien überhaupt auf der Höhe der Häuſer, wohl kleine Platteformes giebt, auf denen man herumgehen kann, aber der übrige Theil des Daches ſtets mit Ziegelſteinen erhaben gedeckt iſt, was mir immer beſſer gefällt, als ein großer Theil der neapolitaniſchen Häuſer, der ganz flach iſt, und wenn wir einmal, der gewöhnlichen Idee zufolge, die gothiſche Bauart, durch das Verſchlingen der Zweige gebildet, und die griechiſche Architektur, nach der Figur des Menſchen entworfen, annehmen woll-

ten, ein solches völlig flaches Haus mir immer wie ein Mensch vorkommt, dem der Kopf abgeschlagen ist.

Von hier ging es nach dem größeren Klostergarten, der mit vielen geschnittenen Cypressen bepflanzt ist, und von wo aus man den Monte Rosso, die erste Station zur Reise auf den Aetna, sehen kann. Wir begaben uns ins Kloster zurück, und zwar nach dem großen Refectorium, wo die heiligen Väter, immer zwei und zwei, an kleinen Tischen speisen, hoffe aber, daß ihre Seelen reiner sind, wie die verschiedenen Tischtücher, denen man es ansehen konnte, daß keine aufmerksame Hausfrau im Kloster lebendarf, gegen die überhaupt der neue Bischof von Catania sehr gestimmt seyn muß, weil er den Weltgeistlichen verboten, Frauen zu Dienstboten zu nehmen.

Diesen kleinen üblen Eindruck abgerechnet, so findet man Alles im größten, reichsten, aber

auch reinſten Style, beſonders die Kirche, welche zwar nur einfach weiß abgeputzt iſt, aber durch die ſchönen Proportionen, durch die herrlichen Gemälde von Tofanelli, Roſſi, Cavalluccі und anderen neueren ſicilianiſchen Malern, ſowie auch Camuccini, in dreißig verſchiedenen Altären, endlich durch den Hauptaltar aus grünem Marmor, dem Auge des Fremden ſo künſtleriſch groß erſcheint.

Aber auch das Ohr findet eine Befriedigung und dieſes geſchieht durch die Töne der Orgel, welche, allerdings etwas ungewöhnlich, hinter dem Hauptaltare verſteckt iſt. Denn dieſe prächtige Orgel, das Werk eines gewiſſen Donato del Piano, eines Mannes, der beinahe ohne alle und jede Inſtruction, rein durch ſein Genie geleitet, ſie verfertigt hat, enthält zwei und ſiebzig Regiſter Saiten- und Blaſeinſtrumente, letztere von der kleinen Flöte bis zum Serpent, und eine vollſtändige türkiſche Janitſcha-

ren-Muſik. Leider hörte ich nur theilweiſe deren ſchöne Töne, aber dieſe waren, wenn auch nicht gerade ſtark, doch wahrhaft ſchmelzend. Wie ich nachher vernahm, ſo ſpielte übrigens an dieſem Tage, bei der Meſſe, keiner der erſten Meiſter auf der Orgel, und ſo hörte ich denn leider, wie jetzt in den meiſten italieniſchen Kirchen, Norma und Montecchi und Capuleti, ſtatt des alten Kirchenſtyles, wie er nur dahin paßt.

Von der Kirche aus beſuchte ich die Bibliothek, welche, an Größe und Zahl der Werke, allem übrigen entſprach, und wahrhaft merkwürdige Handſchriften enthielt, von denen indeſſen nicht das Merkwürdigſte, ſondern nur das Auffallendſte, die Arbeit eines Mönches blieb, der noch in neueſter Zeit, ſich die unglaubliche Mühe genommen hatte, die ganze Bibel abzuſchreiben, welches Exemplar einen wichtigen Beitrag zu der, im vorigen Jahrhundert durch den regierenden Herzog von Würtemberg

gestifteten Bibelsammlung, würde abgegeben haben.

Die Mönche führen in diesem, mit, wie man angiebt, ohngefähr funfzigtausend Preußischen Thalern Revenuen ausgestatteten Kloster, sicher ein behagliches Leben*), ob sie aber fortfahren, gleich den Brüdern früherer Jahrhunderte, auch damit ein wissenschaftliches Leben zu verbinden, lasse ich dahin gestellt seyn. Dem einen derselben, dem Padre Don Placido Tomabene brachte ich übrigens von der Aca-

*) Die Benedictiner Klöster üben im Königreiche beider Sicilien, mit Ausnahme desjenigen in la Cava, welches sich genöthigt gesehen, wegen der großen Nähe von Neapel, darin einige Einschränkungen zu machen, die Tugend der Gastfreiheit unbeschränkt aus. Und so auch dieses Kloster. Wann der König nach Catania kommt, tritt er ebenfalls dort ab, und in diesem Augenblicke waren Zimmer für den würdigen, allgemein hochgeachteten Fürsten Cassaro, den früheren Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eingerichtet, welcher einige Wochen sich zu Catania aufzuhalten gedachte.

demie der Wiſſenſchaften zu Berlin ein Schreiben, das die Antwort auf eine eingereichte Abhandlung enthielt, und ihn ſehr zu freuen ſchien, was er dadurch noch bewies, daß er mir eine ſehr intereſſante Sammlung von Muſcheln, jede einzelne Muſchel mit ihrem Namen auf einem Zettel verſehen, als Andenken verehrte. Troß alle dem iſt ihr Leben nicht ohne Zwang, denn, obwohl ſie die, ihnen gehörigen Ländereien bereiſen können, ſo wird ihnen doch ſehr ſchwer eine Reiſe ins Ausland erlaubt, und da fremde Bücher ſo ſehr verpönt ſind, ſo findet ſich für die Wißbegierigen unter ihnen wenig Gelegenheit, mit den neueren ſteten Fortſchritten in den Wiſſenſchaften im Einklang zu bleiben. Hiezu kommen noch die ſehr ſtrengen Anordnungen des neuen Biſchofs von Catania, deſſen ich vorher gedacht, die den Geiſtlichen auch keine Freude machen, und wovon ich nur einige noch anführen will.

Da nämlich die Theater erſt nach acht Uhr Abends anfangen, und die Mönche ſtets um ſieben Uhr wieder im Kloſter angelangt ſeyn müſſen, ſo fiel der Unternehmer eines Tages auf die Idee, eine Morgenvorſtellung zu geben, wie früher, und vielleicht noch jetzt, zu Rom einmal des Jahres, ſtatt findet, die von Geiſtlichen aller Art ſtark beſucht war, und ihnen viel Vergnügen zu machen ſchien. Aber der Biſchof entbrannte vor Zorn; den Mönchen durfte er nichts ſagen, jedoch die Weltgeiſtlichen beſtrafte er dadurch, daß ihnen das Meſſeleſen für eine Zeitlang unterſagt ward, was ſie um einen Theil ihrer Einnahme brachte. Aber auch in der Kleidung war er ſtrenge, und verbot die langen ſchwarzen Beinkleider. So weit was die Männer betrifft; als er aber auch den Nonnen ſeine Macht fühlbar machen wollte, indem er ſie zu zwingen beabſichtigte, ihre Beichte vor einem ihnen beſtimmten Geiſtlichen ab-

zulegen, und ſich nicht nach Belieben, einen ſolchen zu wählen, da wurden die Klagen laut, die Schweſtern wandten ſich nach Rom, und eine jede behielt den von ihr einmal gewählten Beichtvater.

Es giebt wohl keine einzige der früheren Reiſebeſchreibungen von Sicilien, in welcher der Name des Fürſten Biscari, (er ſtarb 1786,) nicht enthalten wäre, und ſeiner großen Verdienſte um Sicilien, durch Aufſuchung von Alterthümern aller und jeder Art, gedacht würde. Man kann bei einem kurzen Aufenthalte in einer Stadt, nicht alle und jede Privatſammlung beſehn, auch verdienen nicht alle, daß man blos ihrentwegen einen Tag zugäbe. Aber die Sammlung des Fürſten Biscari iſt ſo allgemein bekannt und hat zugleich für mich deshalb ſo viel geſchichtliches Intereſſe, weil er ſchon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der erſte war, der nach allen Seiten hin ſich thätig zeigte, die unter der

Erde verborgenen Ueberbleibsel der griechischen und römischen Kunstperiode aufzufinden, daß es eine meiner Hauptbemühungen war, ihrer ansichtig zu werden.

Der jetzige Fürst von Biscari lebt völlig von der Welt zurückgezogen zu Neapel, (was auch einmal den Diebstahl der schönsten Diamanten und anderer seltenen Steine veranlaßte, die er stets mit sich führt,) und erscheint, wie ich glaube, nie zu Catania; daher ist das Ganze einem Custos übergeben, der es auch in anständiger Ordnung erhält, wiewohl, nach unseren Ansichten von Reinlichkeit, Alles besser geputzt seyn könnte. Doch wir sind nicht in England und Deutschland, und wenn mir eine zu Catania wohnende Deutsche erzählte, wie sie die Verwunderung ihres ganzen Hausgesindes auf sich gezogen hätte, als sie zum ersten Male nach ihrer Ankunft, die Fenster mit Wasser hatte reinigen lassen, und die reichen Benedictiner auf

ſchmutzigen Tiſchtüchern ſpeiſen, ſo kann man ſich wohl nicht wundern, wenn der auf den Seltenheiten des Fürſten Biscari ſich ſammelnde Staub, erſt durch die Güte der Fremden, d. h. durch häufiges Anfaſſen und Beſehen, verſchwindet.

Sonſt iſt wohl dieſe Sammlung eine der bedeutendſten, die irgend ein Privatmann je zuſammen gebracht hat, denn der Reichthum an Statuen, Vaſen, Büſten, bronzenen und ſilbernen Gegenſtänden, iſt unglaublich. Namentlich ſoll das Münzcabinet allein an 1500 ſicilieſche und an 6000 griechiſche und römiſche Münzen enthalten. Man wird mir wohl verzeihen, wenn ich nicht den Katalog dieſes Muſeums wiedergebe, wie ich ihn beſitze. Ein Torſo, wahrſcheinlich des Jupiter, ein Hercules mit der Löwenhaut auf dem Rücken, aber ohne Arme, ein anderer Hercules, dem aber das eine Bein fehlt, unter den Ruinen des Theaters aufgefunden, die Büſte einer Venus, ein Kopf von

weißem Marmor im äginetiſchen Style und ein Kopf vom rothen Granit aus der Zeit der Aegyptier, ſind in Stein gewiß die berühmteſten Stücke der Sammlung, und unter den vielen Bronzen bemerke ich nur ganz beſonders den berühmten Faun, der die Doppelflöte (Tibiae) bläſt, wovon ein Abguß ſich einzig in Berlin befindet, welchen der Profeſſor Zahn, in Folge ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dem oft höchſt eignen Fürſten, abzuformen die Erlaubniß erhalten hat.

Auch an Terra-Cotten iſt dieſes Muſeum eins der ausgezeichnetſten der Welt, von denen die ſchönſten zu Tyndaro an der Nordſeite des Aetna gefunden worden.

Eben ſo verdienen die Vaſen beſondere Beachtung, namentlich diejenigen, welche Murrino heißen, über deren Beſtand die Meinungen ſehr getheilt ſind, und deren Name Biscari in einer Abhandlung von Myron ableitet, einem Ge-

tränke, was die Römer aus diesen Vasen tranken, das ihnen aus Aegypten, Persien und wie er meint, sogar aus Pommern gekommen wäre. Daß nun in Pommern, zur Zeit der Römer, schon so vorzügliche Getränke zur Verschiffung bereitet wurden, macht gewiß den damaligen Bewohnern des Pommerlandes alle Ehre. Jetzt, so viel ich weiß, kennt man nur die Danziger Liqueure, aber keine Pommerschen, und da überhaupt die Liqueure eine Erfindung der neueren Zeit sind, so müssen wir annehmen, daß diese Getränke wahrscheinlich Meth gewesen sind.

Die Sammlung der Medaillen, der alten Feuergewehre, der Petrificationen, der in Spiritus aufbewahrten Thiere und menschlicher Wesen, und einer Masse Anticaglien, wie sie sich auch in anderen Sammlungen befinden, übergehe ich völlig.

Wenn man von den Büsten von vier Gelehrten umgeben, von denen der eine mit seiner

durch den Hufſchlag eines Pferdes ganz verdrehe-
ten Backe und Naſe dargeſtellt iſt, den Schöpfer
dieſer herrlichen Sammlung ſelbſt in römiſcher
Kleidung in Lebensgröße in Marmor gemeißelt
ſieht, ſo zeigt es nur, ſollte die Idee von ihm ſelbſt
ausgegangen ſeyn, den alten, völlig bewährten
Saß, daß ausgezeichnete Männer ſehr häufig
ihre Lächerlichkeiten haben, von denen gewöhn-
liche Menſchen befreit ſind. Haben dagegen an-
dere Perſonen dem Fürſten die Statue geſetzt, ſo
bleibt es unverzeihlich; denn ein kriegeriſcher An-
zug eines Gelehrten iſt eben ſo lächerlich, wie
ich einſt einen hohen Herrn im Pulverdampfe
gemalt ſah, ohne daß er je in den Fall gekom-
men wäre, einen Krieg mitzumachen.

Vom Palaſte des Fürſten, deſſen Aeußeres
nach der See zu dieſelbe reiche und ſchöne Ar-
chitektur der übrigen Paläſte Catania's hat,
welche wir in Palladio's Bauten bewundern, und
die den neapolitaniſchen Gebäuden beinahe völlig

abgeht, begab ich mich nach dem sogenannten Hafen, der bis jetzt noch Nichts weiter als eine schlechte Rhede ist, wo die Schiffe, bei einer nur gewöhnlich hohen See und scharfem Ostwinde, sich nicht zu ankern getrauen. Das Wort sogenannt bezieht sich indessen auf die Absicht, welche man schon seit vielen Jahren auszuführen angefangen, und wovon schon Stolberg in seiner Reise vom Jahre 1792 spricht, hier einen wahren Hafen zu erbauen, was aber, wie so Vieles im Königreiche beider Sicilien, seine Zeit haben will. Ich kenne nicht den Hafenbau anderer Länder, jedoch habe ich es mehrere Male als etwas Auffallendes und Neues bezeichnen gehört, daß ein Drittheil kleine Lavasteine, nebst eben so viel gelöschtem Kalk und ein Drittheil Asche vom Vesuv und zwar von Torre del Greco, zusammengemischt, vierzig Fuß tief in den Grund versenkt, und durch hölzerne Kasten in der ersten Zeit gegen die Wuth

des Meeres geſchützt wird, welche letztere, nachdem die Maſſe in wenigen Wochen ganz feſt geworden, weggenommen und ſtatt ihrer ungeheure Lavablöcke, zum Schutze der neugebaueten Mauer, dagegen gelegt werden.

Von der Höhe der Lava zu Catania hat man keinen Begriff, und wenn der gelehrte Canonicus Ruperto dafür geiſtlich angepackt werden ſollte, daß er von zwanzigtauſendjähriger Lava ſprach, und man auch gerade nicht dafür ſtimmen wollte, ſo muß man doch einen großen Reſpect vor der Feſtigkeit der Unterlage von Catania erhalten, wenn man nicht weit vom Hafen die ungeheure Grundlage von Lava erblickt, auf welcher die Stadt gebaut iſt, welche, noch ſehr ſichtbar, auf den alten Stadtmauern liegt, die vor mehr denn hundert Jahren durch ſie verſchüttet wurden.

Abends beſuchte ich das Theater, wo gerade eine Geſellſchaft von Seiltänzern,

die auch zuletzt eine Pantomime mit Harlequin und Colombine aufführten, eine Vorstellung gab. Das Ganze war etwas sehr Gewöhnliches, und ich brauchte, rücksichtlich des Hauses, vielleicht nur zu erwähnen, daß es in einer entfernten Straße liegt, nicht groß ist, aber im Innern sich ganz reinlich und bequem ausnimmt. Ein neues Haus hat man schon vor manchen Jahren zu bauen angefangen, aber es scheint, es geht damit, wie mit dem Baue des Hafens, und wer Freund davon ist, dem Bauen selbst zuzusehen, kann an Hafen und Theater, wohl noch für manches Jahr, dieses Vergnügens genießen.

Aber der Vorhang ist es, dessen ich nothgedrungen erwähnen muß. Messina hatte in früheren Zeiten eine berühmte Malerschule, in der die größten Künstler gebildet wurden, und die Sicilianer gehen so weit, die Erfindung der Oelmalerei dem Johann van Eyck abzusprechen, und sie seinem Freunde, dem Antonelli von

Meſſina zuzuſchreiben. Obgleich ſie nun hier in einem ſehr patriotiſchen aber verzeihlichen Irrthume befangen ſind, ſo hätte man doch glauben ſollen, daß ein ſo vortrefflich gelegter Grund nicht dermaßen ausarten könne, als man es in Sicilien ſieht. Gewiß iſt, daß auch wir im Norden von Deutſchland nicht zu ſtrenge gegen öffentliche Hausmalerei ſeyn ſollten, denn ich erinnere mich noch von meiner Kindheit unter Andern in den Zelten im Thiergarten zu Berlin einer Pomona zwiſchen zwei Fenſtern, welche, die ſchlechten Farben abgerechnet, ein Meiſterſtück von Verzeichnung war, aber zu unſerer Entſchuldigung ſey es geſagt, daß wir auch zu dieſer Zeit niemals eine wahre Malerſchule beſeſſen hatten, dagegen in ganz Italien, was ich bis Sicilien geſehen, die Gemälde an den Häuſern, ſtets, wenn nicht vortrefflich, doch mit einem Anklange von Kunſt ausgeführt waren.

Ganz etwas Anderes iſt es aber in Sici-

lien, wo, von Meſſina ab bis nach Catania, bei dem Anblick der herrlichen Natur ich öfters an den Mauern, Landſchaften und Figuren, man muß ſagen, angeklecksſt ſah, von denen ich mich unwillkürlich abwenden mußte.

Aber ein wahres Gefühl des Widerwillens empfand ich beim Anblicke des Vorhanges des Theaters von Catania. Der berühmte Tonſetzer der Norma war Catanienſer. Bellini, ganz bleich, wird nun auf demſelben durch die Göttin des Ruhmes in deren Tempel geführt, ein junger Menſch in einem idylliſchen Gewande ſteht nicht weit davon, und die Fama hält eine Trompete, aus welcher alle deſſen Opern, Norma, Puritaner u. ſ. w. auf langen Papierſtreifen in die Lüfte fliegen; die Stadt Catania ſieht man im Hintergrunde.

So weit die nicht ſehr geniale und auch nicht neue Idee, aber gewiß iſt die Ausführung neu, denn etwas Schlechteres von Malerei, an Zeich-

nung und an Farben, wäre wohl in dem abgelegenſten Winkel von Deutſchland nicht zu finden, und wie die ſo gebildeten Einwohner von Catania dieß, zur Ehre eines ihrer berühmteſten Mitbürger, verfertigte ſcheusliche Product dulden können, iſt mir unbegreiflich.

Und Bildung muß zu Catania ſeyn, denn wo ſich Privatſammlungen wie die beiden vorgenannten befinden und außerdem noch acht andere ähnliche von Gioenia, Maravigna, Recupero, Scudero, Ferrara, Coſentino, den beiden Gagliani's, womit noch manche vortreffliche Bücherſammlung verbunden iſt, da muß es auch außerdem Gelehrte und Kunſtliebhaber geben, denen es zwar ihre Mittel verbieten, ſich ähnliche Sammlungen anzulegen, die aber darüber zu ſprechen und zu ſchreiben wiſſen. Daß die zu Catania beſtehende Univerſität dazu nun die beſte Gelegenheit giebt, iſt klar, und die ziemlich bedeutende Anzahl von zwei und

dreißig bei derſelben angeſtellten Profeſſoren giebt davon hinreichend Zeugniß.

Die Vertheilung derſelben hinſichtlich der Lehrfächer iſt folgende:

4 leſen über Theologie,
6 über Rechtswiſſenſchaft,
11 über Arzneikunde,
5 über Mathematik, Phyſik und Chemie,
1 über Algebra,
1 über Architektur,
1 über Beredtſamkeit,
1 über Archäologie und griechiſche Sprache,
1 über italieniſche Sprache und

einer ſogar über Ideologie, was das Converſationslexicon mit Ideenlehre überſetzt, Napoleons Lieblingswort, womit er philoſophiſche Träumereien bezeichnen wollte.

Nur vier Fächer ſind jetzt, dem Katalog zufolge, unbeſetzt, und dieſes ſind: die Humaniora, Aſtronomie, Anatomie und Medicina forensis oder gerichtliche Medicin.

Unter allen den Profeſſoren iſt nun wohl der in der Welt bekannteſte, Carlo Gemmellaro, Lehrer der Naturgeſchichte, Bruder des ſo verdienten noch nicht lange verſtorbenen Abbate Gemmellaro, welcher von allen Touriſten einſtimmig als der gelehrteſte und zuvorkommendſte Erklärer der verſchiedenen Eruptionen des Aetna geprieſen ward. Auch der noch lebende iſt Verfaſſer einer groſſen Sammlung meiſt in das Naturfach einſchlagender Schriften, und ſoll ſeinem Bruder an Gelehrſamkeit Nichts nachgeben.

Dieß wäre der ungefähre Zuſtand der Wiſſenſchaften zu Catania. Wie die Schulen beſchaffen ſind, kann ich nicht ſagen, da ich nur ſo viel erfahren habe, daß die Lancaſterſchen Grundſätze auch in eine derſelben Eingang gefunden.

Auch an Wohlthätigkeits-Anſtalten, als Findelhäuſer, Hospitäler und dergleichen iſt kein Mangel, nur fühle ich mich veran-

laßt, hier zu wiederholen, daß wegen der von den Klöstern zu verabreichenden Nahrungsmittel, zu Catania, eben so wie im übrigen Sicilien, keine eigentlichen Armenhäuser vorhanden sind.

Noch waren wir im Monat April; Schnee bedeckte die Spitze des Aetna und noch hatte es Niemand unternommen, ihn zu besteigen. Auch ich mußte es also nothgedrungen auf eine spätere Zeit verschieben; aber Catania zu verlassen, ohne wenigstens einen Theil der Reise hinauf gemacht zu haben, wollte mir nicht in den Sinn. Daher miethete ich des andern Tages einen Wagen, fuhr durch blühende Felder nach Nicolosi, und erkletterte von dort aus, über die Asche weg, die, wie beim Vesuv, das Steigen sehr beschwerlich macht, den Monte Rosso. Daß die Aussicht von dort aus, über das Meer weg, die Oerter Jaci Reale, dann Catania, die Berge Bombelino, Paterno sehr weit und schön ist, wäre bekannt, auch sieht man hier genau den

Lauf der Lava vom Jahre 1669, der Catania Verderben brachte. Indeſſen war das Gefühl, nicht auf der Spitze des Aetna geweſen zu ſeyn, ſtets etwas Niederdrückendes, und ſo empfand ich das Glück, wenigſtens von der erſten Station des Aetna aus, die Umgegend geſehen zu haben, in geringerem Grade, als es unter anderen Umſtänden der Fall würde geweſen ſeyn.

Schon zu Meſſina, und zu Catania wiederum, hörte ich nun von der ſechs- bis ſiebenjährigen Anweſenheit eines Deutſchen, des Herrn von Waltershauſen ſprechen, deſſen Vater, der mir von meinen Univerſitätsjahren her ſehr wohlbekannte Profeſſor Sartorius, ein Gelehrter von angenehmen Formen, war, und dem der König von Baiern, als ſein früherer Schüler, ein Gut in Franken, Namens Waltershauſen, geſchenkt hatte, wovon der Sohn, zu gleicher Zeit mit ſeiner Erhebung in den Adelſtand, den Namen entlehnte. Dieſer ausgezeich-

nete Mann hat nun, während ſeines Aufenthaltes in Sicilien, mit Hülfe anderer hochgebildeter Perſonen, eine Karte des Aetna gezeichnet, die jetzt vermuthlich ſchon im Stich iſt, und von der man ſich ſehr viel verſpricht. Er hat manchmal mit ſeinen Gehülfen vierzehn Tage bis drei Wochen unter freiem Himmel zugebracht, und wenn der Erfolg den Anſtrengungen gleich kommt, ſo muß die Karte gewiß eine der vortrefflichſten, werthvollſten Productionen in ihrer Art ſeyn.

Es war endlich Zeit geworden, an meine Weiterreiſe nach Syracus zu denken, wohin von Catania aus an einer Straße, aber auf Koſten beider Städte gearbeitet wird, da die Regierung ſie wohl als Landſtraße, aber zugleich als Communalſtraße anſieht, und kein Geld dazu anweiſen will. Immer heißt es nun: in vier Wochen wird die neue Straße eingeweihet werden; aber bis jetzt bleibt es ſchon lange bei der Redensart der vier Wochen.

Man reiſt daher von Catania nach Syracus noch immer entweder zu Pferde, oder, was bequemer iſt, in einer Sänfte, und da die Art dieſer Reiſe mir neu war, (man muß einmal Alles mitmachen,) ſo zog ich ſchon aus dieſem Grunde ſie der Reiſe zu Pferde vor.

Die Sänfte wird von zwei Pferden, eins vorne und eins hinten, getragen, ein drittes iſt mit den Effecten beladen, ein Burſche ſetzt ſich darauf, nachdem er es noch dem erſten vorgeſpannt hat, und neben der Sänfte läuft ein anderer Burſche, der die Pferde ſtets antreibt.

Gewiß hatte ich nicht Urſach, meinen Entſchluß zu bereuen, denn abgerechnet, daß es, wie es bei uns heißt, eine Retourchaiſe war, und ich daher die Sänfte ſehr wohlfeil miethete, ſo ging es auch noch ſchnell genug, denn die zwölf deutſchen Meilen bis Syracus wurden in weniger denn zwölf Stunden gemacht, und der immer nebenher laufende und das Pferd an-

treibende Burſche, mußte einen tüchtigen Schritt nehmen, um mitzukommen. Daß beide Burſchen ſich von Zeit zu Zeit im Gehen und Reiten abwechſelten, verſteht ſich von ſelbſt. Freilich fehlte innerhalb der Sänfte alle und jede Bequemlichkeit, denn es gab keine Sitzkiſſen, kein Polſter auf der Seite, und von Taſchen konnte man nur ſeine eignen benutzen.

Schön iſt die Gegend auf dieſer Tour nicht zu nennen, aber auch nicht häßlich. Abwechſelnd iſt ſie ſtark bebaut, dann wieder nicht, einmal geht es auf einer Fähre durch einen Fluß, dann ſteigt man einen großen Berg hinan, bald darauf geht es wieder hart am Meere im Sande, und ſo befand ich mich, nachdem die Mauleſel in einem kleinen Orte eine halbe Stunde lang ihr Futter bekommen hatten, gegen Abend an den Thoren des jetzigen Syracus, des vormaligen Ortygia, worauf ſich höchſt wahrſcheinlich zur Zeit der Gründung, 758 Jahre vor Chriſti Geburt,

durch Archias, den Griechen, Syracus beſchränkte, und worauf es jetzt wieder zurück geführt iſt. Denn von den fünf Städten, die Syracus, zur Zeit ſeines ſpäteren Glanzes, ausmachten, ſteht nur noch Ortygia mit vierzehntauſend Einwohnern, als ſtarke, wenn auch kleine Feſtung da, und durch wer weiß, wie viele Baſtionen und durch ſechs Thore, hielt ich getragen meinen Einzug. An der Ecke einer kleinen Straße ward ich abgeſetzt, und in einem reinlich guten Gaſthofe al Sole fand ich mich bald häuslich eingerichtet, nachdem mir noch ſo viel Tageslicht geblieben war, um die weite Ausſicht über den prächtigſten, geſchloſſenſten und ſicherſten Hafen der Welt genügend zu überſchauen. Ein gutes Souper beendete die Freuden des Tages.

Es giebt wohl wenige Oerter der Welt, deren Geſchichte ſo merkwürdig und ſo reichhaltig ſeyn dürfte, als diejenige von Syracus.

Archias, ein Verbrecher, flieht von Corinth nach Sicilien, und gründet die Stadt, die er nach dem nicht weit entfernten Sumpfe Syraka, Syracuſa nennt. Während 300 Jahren entwickelt ſich ihr Handel, und ſie bekömmt Bedeutung. Dann erhält ſie Könige, unter dem Namen der Tyrannen, wobei jedem gleich die beiden Dionyſe einfallen müſſen. Siegreich im Kriege, blüht ihr Wohlſtand im Frieden, und eben ſo Künſte und Wiſſenſchaften. Pindar, Aeſchylus und andere großen Dichter nehmen dort ihren Aufenthalt. Aber die Wiſſenſchaften und Künſte ſchwächen nicht den Muth der Einwohner. Stets werden die glücklichſten Kämpfe gegen die Athenienſer geführt. Es entſteht Krieg unter den ſicilianiſchen Städten, da wird Hieron, zuerſt blos Feldherr der Stadt, 269 Jahre vor Chriſti Geburt, nachdem er den Feind beſiegt, zum König erwählt. Wir ſind hier zum höchſten Glückspunkt von Sy-

racus gelangt. Während die Städte Siciliens ſich ſtets unter einander bekriegen, weiß Hieron den Frieden zu erhalten, Alles iſt zufrieden und glücklich, und Theokrit, der Syracuſaner, genießt der nöthigen Ruhe, um der Schöpfer ſeiner lieblichſten Dichtungen zu werden. Dann brechen innerliche Unruhen aus, doch iſt Syracus gegen die Feinde noch immer ſiegreich. Archimedes weiß den römiſchen Feldherrn Marcellus durch großartige Erfindungen lange zu beſiegen, bis Verrath die Thore öffnet. Von nun an geht Syracus immer mehr und mehr ſeinem Untergange entgegen. Die ſiegreichen Römer entführen den bei weitem größten Theil ſeiner Kunſtſchätze, ſpäter verheeren es die Vandalen, dann erobern es die Griechen unter Beliſar.

Von jetzt ab hört man nur von Einfällen und Raubzügen der Sarazenen und Wiedereroberung durch die Normannen ſprechen. Im Jahre 1127 wird Syracus noch einmal völlig

durch die Sarazenen zerstört; doch finden sich immer neue Ansiedler, bis endlich unter Carl V. die Insel Ortygia, oder das nunmehrige Syracus, mit starken Festungswerken umgeben wird, die mit jedem Jahrhundert seitdem vermehrt worden sind. Und hiermit endet die Geschichte von Syracus, die, bis auf die entfernteste denkbare Zukunft, wahrscheinlich für immer, geschlossen ist, denn nie erhebt sich wohl das einmal Gewaltige wieder zu derselben Größe, zu demselben Umfange. Das lehrt uns die Geschichte der Welt.

Die Aussicht von meinem Fenster aus über den weitgedehntesten aller Häfen hatte gewiß etwas erhaben Wehmüthiges. Man denke sich: zwei gegen die Contrebande bestimmte Dampfböte und einzelne Fischerböte ist Alles, was man von Schiffen an demjenigen Orte sieht, wo sonst die größten Flotten lagen und die Schiffe keinen Anker zu werfen brauchen, denn auch der größte Sturm

im Meere verurſacht hier nur unbedeutende Wellen, und ich glaube, daß, was man auf der See les Moutons nennt, wann die Welle zu ſchäumen anfängt, in dieſem ungeheuren Baſſin nie geſehen wird.

Nihil pulchrius quam Syracusanorum portus et moenia videri potuit. Nichts Schöneres giebt es zu ſehen, als der Hafen und die Mauern von Syracus; ſagt Cicero in ſeiner Rede gegen Verres.

Ein Lohnbedienter hatte ſich bald eingefunden, und da ich nur einen einzigen Brief für den bekannten ausgezeichneten, aber jetzt in hohem Alter ſtehenden Cavaliere Landolina hatte, der vielleicht nicht mehr im Stande war, mich zu begleiten; ſo ging ich zuerſt allein mit dem Lohnbedienten aus, um einige Merkwürdigkeiten in der Stadt zu beſehen.

Die Befeſtigungen von Syracus ſind höchſt

umfangreich, denn von der Landſeite muß man allein ſechs Thore durchwandern, ehe man in die Stadt kommt, und ich möchte beinahe ſagen, die Ausdehnung vom erſten der ſechs Thore bis zum letzten iſt größer wie die Stadt ſelbſt. Daher hatte ich letztere aber auch bald durchlaufen, und Alles geſehen, denn an Merkwürdigkeiten zählt ſie eigentlich nur viere. Dieſe ſind nun zuerſt, der Pallastempel, deſſen Säulen in der nicht geſchmackvollen Kathedrale mit aufgenommen ſind, und das auf die eigenſte Art und Weiſe. Ein Theil dieſer koſtbaren Säulen im doriſchen Style iſt nämlich in der äußeren Mauer mit enthalten. Von ſieben derſelben ſieht man nur die Kapitäler, und etwas Weniges ihres oberen Theiles; viere aber ſind zu 3/5tel etwa aus der Mauer herausſtehend, ſo daß man glauben ſollte, ſie hätten ſämmtlich unter ſich einen Ausbruch verabredet, der einigen zum Theil gelungen, den anderen aber völlig mißlungen

wäre. Tritt man nun in die Kirche ſelbſt, ſo verfolgt einen dieſe Idee noch lebhafter, denn dort ſtehen ſie freilich in aller Pracht ganz frei, aber ein Gang und eine Mauer laufen daneben, und an ein Durchbrechen iſt da nicht zu denken. Und das ſind die Ueberbleibſel des prächtigen Tempels der Pallas.

Aber noch bedeutender zeigt ſich der Verfall von Syracus, wenn man von den Ruinen des Tempels der Diana gehört haben ſollte. Denn was iſt es? Man tritt in ein kleines Häuschen, und geht die Treppe hinauf, ein höflicher Mann kommt uns entgegen, und iſt man endlich oben, und ſucht und ſucht nach den Reſten des Tempels der Diana, ſo kann einem geſagt werden: Du ſiehest den Wald vor lauter Bäumen nicht! denn man ſteht davor; es ſind die Capitäler von zwei Säulen, die man erblickt, von denen man zum wenigſten ſprechen kann, daß ſie den Kopf oben behalten haben.

Nun wünſchte ich auch die dritte Merkwürdigkeit, die Quelle der Arethuſa zu ſehen, dieſer ſchönen tugendhaften Nymphe und Hoffräulein der Diana, deren ſich, da der Flußgott Alpheios ſie verfolgt, Diana, welche wohl nur aus Neid über deren Schönheit die Tugend beſchützte, ſo kräftig annahm, und ſie in eine Quelle verwandelte, in deren Form ſie von Elis bis Sicilien im, wahrſcheinlich von einem früheren Brunel, angelegten Tunnel, ihre Flucht glücklich vollendete, leider aber von dem, ebenfalls ſehr wahrſcheinlich in einer Mongolfière hinüber gereiſten Gotte, wieder ergriffen wurde, ſobald ſie ſich einen Durchgang gebildet hatte. So poetiſch alles dieſes nun iſt, eben ſo einzeln gelegen, wie etwa Vaucluſe, denkt man ſich vielleicht den Anblick dieſer Quelle. Doch dieß iſt nicht der Fall. Die Quelle liegt unter Häuſern verſteckt; wer aber Nymphen zu ſehen wünſcht, der kann ihrer hier leichtgeſchürzt in Menge

ſehen, denn, da das Waſſer zum Trinken ſich nicht mehr eignet, ſo iſt es doch, ſeiner Reinheit und Nähe wegen, der Waſchplatz von Syracus geworden, wo die Grazien nicht immer die Hauptrolle ſpielen*).

Dreimal in meinen Erwartungen betrogen, hätte ich nun beinahe aufgegeben, das mir ſehr gerühmte Muſeum zu ſehen; glücklicherweiſe handelte ich aber anders, und fand mich hier für frühere getäuſchte Hoffnungen völlig entſchädigt. Schon die berühmte Venus, freilich ohne Kopf, wie ſchöne Frauen manchmal leben, und einarmig dazu, iſt dennoch werth, daß man ihretwegen eine Reiſe macht, denn iſt der Körper auch an Zartheit nicht der mediciäiſchen Venus gleich zu ſtellen, ſo kann er es doch mit ihr, durch ſeinen üppig ſchönen Bau voll-

*) Nach Semme ſoll das Waſſer auch gut gegen Sommerſproſſen ſeyn.

kommen aufnehmen, und die höchſte Bewunderung muß ihm werden. Ein erſt vor einigen Jahren im Theater gefundener coloſſaler Kopf des Jupiter, und ein hohes Poſtament, das im Basrelief einen Baum mit Vögeln zeigt, ſind beſonders noch zu bemerken, außerdem aber ſind zu beachten: eine kleine Venus, ein, aber zum Theil zerbrochener, Satyr, und das Panzerhemde eines Kriegers, Alles wohl verſtanden, in Marmor. An Lampen, Vaſen, Bronzen, Alles in Sicilien gefunden, iſt auch kein Mangel.

Gleich darauf beſuchte ich nun den Ritter Landolina, der mich, ſchon hoch bejahrt, ſehr freundlich aufnahm, und für den ſein Enkel, Herr Interlandi Landolina jetzt die Honneurs von Syracus übernimmt, und mich während meines Aufenthaltes dort, nicht verließ *).

*) Der vortreffliche Landolina war immer der wahre Freund und Vater aller Fremden, und nahm ſich auch

Unſere Excurſionen begannen nun noch vor Tiſche mit dem Beſuche eines von Privatperſonen neu angelegten Muſeums und deſſen Bibliothek, das mir, wiewohl erſt im Entſtehen, doch einen hohen Begriff von dem Sinne der Einwohner von Syracus für Kunſt und Wiſſenſchaft gab, da es wohl bei uns manche Städte von vierzehntauſend Einwohnern geben mag, wo wenig an dergleichen gedacht wird, und doch immer den Beweis liefert, daß auch in den kleinſten Oertern Siciliens der Gedanke an eine große Vorzeit den Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften ſtets aufrecht zu erhalten weiß.

Syracus beſtand vor Zeiten

1. aus Ortygia, das heutige Syracus,
2. aus Achradina, nordöſtlich gelegen,

derſelben noch im Tode an, denn in ſeinem Garten befinden ſich die Grabſtätten der zu Syracus verſtorbenen Proteſtanten, und darunter auch diejenige des Dichters, Grafen Platen.

3. aus Tyche, nördlich gelegen,
4. aus Epipolis, beide letztere gegen Ortygia mit den Spitzen zulaufend, und
5. aus Neapolis, südwestlich gelegen.

In Achradina und Neapolis sind die meisten Alterthümer zu sehen. Herr Interlandi kam nun bald nach Tische im Wagen zu mir und so ging es zuerst zu den Latomien, oder Steinbrüchen. Diese Steinbrüche würden nun an sich weiter keiner Erwähnung werth seyn, als daß man ihre Höhe anstaunte, wenn nicht in ihnen wiederum der Sinn fürs Schöne die sonderbarsten, seltensten Plätze hervorgerufen hätte, denn kaum waren wir bei einem derselben ausgestiegen, und ein Thürhüter hatte uns das Thor geöffnet, als ich mich in einem der reizendsten Gärten der Welt befand, welcher unter dem Schutze der über zweihundert Fuß hohen Steinbrüche angelegt war, an denen bis ganz oben der Epheu hinauf rankte, aber durch die Stärke und Rauhheit des Stammes und

durch die Größe und eigne Form des Blattes mir faſt, im Vergleich zu unſerm Epheu, unkenntlich war. Hier ſah man Blumen, Bäume aller und jeder Art im üppigſten Grün, und da, trotz der großen Hitze im Sommer, die Sonne hier nicht weit eindringen kann, ſo muß es alsdann gewiß eins der lieblichſten, kühlſten Plätze ſeyn. Der Garten gehört einem Marquis Caſſale, wenn ich nicht irre, und da derſelbe noch einen andern dazu gekauft hat, in den wir durch eine im Steinbruche gemachte Oeffnung traten, ſo iſt das Ganze ſehr umfaſſend geworden und wahrhaft entzückend. Auch der Gärtner ſchien ein fleißiger tüchtiger Mann zu ſeyn, denn alle Blumenbeete waren ſchön geputzt, die Hecken friſch geſchnitten, eine runde ſchöne Cypreſſenlaube reinlich gehalten, und hier war es auch, wo ich zuerſt die Papyrusſtaude in der freien Luft ſah, woraus der Ritter Landolina zuerſt wieder, nach vielen vergeblichen Verſuchen, Papier

zu machen wußte, das als Seltenheit jetzt in den meiſten naturhiſtoriſchen Kabinetten anzutreffen iſt.

Nur mit Mühe trennte ich mich von dem ſchönen Plätzchen, denn man fand ſich im Vergleich zu den Ruinen über der Erde, ſo wohl, ſo angenehm, daß man in dieſem blumen- und fruchtreichen Garten, ſich wohl für Augenblicke der Meinung überlaſſen könnte, die Zeit wäre noch nicht vorbei, wo die prächtigſten Landhäuſer den Hafen umgaben, und deren Gärten zur Kühle im Schatten hoher Bäume einluden.

Die Kirche St. Giovanni liegt in der Nähe. Ein Kapuziner führte uns zu einer unterirdiſchen Kapelle, neben der ſich der Platz befindet, wo, der Sage nach, die erſte Kirche in Sicilien, und die zweite in der Welt nach derjenigen in Antiochia, begründet worden ſey. Die vier Evangeliſten ſind mit ihren thieriſchen Begleitern hier in Stein gehauen zu ſehn. Die Kapelle wird St. Marziano genannt und

hat eine lateiniſche Inſchriſt, die das Geſagte beſtätigen ſoll.

Sie heißt: Crux superior recens, caeterae vero antiquiores sunt et antiquissimae consecrationis signa referunt Templi hujus, quod non habet tota Sicilia aliud antiquius.

„Das obere Kreuz iſt neu, aber die anderen ſind älter und tragen die Zeichen der allerälteſten Einweihung dieſes Tempels, wie es in ganz Sicilien keinen älteren giebt.“

Nachdem uns der Kapuziner noch die unterirdiſchen Gräber gewieſen, wo, um den Platz für die Särge zu gewinnen, beſondere Stellen in den Stein gehauen ſind, verließen wir ihn, um uns dem noch mittelmäßig erhaltenen Theater, und dem ſo viel beſprochenen Ohre des Dionyſios zu nähern, von dem man ſchon auf der Schule ſo viel hört, daß der Ausdruck wohl Niemandem mehr fremde erſcheint. Die Latomie, Ohr des Dionyſios genannt, geht oben in bedeutender

Höhe, ſpitz zu, und es iſt gegründet, daß jedes Geräuſch, was man dort veranlaßt, wie z. B. ein Piſtolenſchuß, ſich verſtärkt. Von der Aehnlichkeit der Höhe mit einem Ohre, die Michael Angelo zuerſt ausgefunden haben, und wovon der Name überhaupt herrühren ſolle, habe ich indeſſen nichts bemerken können und glaube ich eher, daß der Name dennoch einen andern Urſprung hat, und ſich, wenn auch nicht gerade auf die Neugier des Dionyſios, doch zum wenigſten auf den Schall bezieht. Eine noch nicht lange gemachte Entdeckung hat nämlich einer neuen Auslegung Raum gegeben, und das iſt diejenige einer Oeffnung, welche gerade unter den Sitzen des darüber befindlichen Theaters aufgefunden worden, und die zu glauben Anlaß giebt, daß irgend ein theatraliſcher Effect dadurch hervorgebracht worden ſey. Die Alten haben die Geſetze des Schalls ſicher beſſer als wir gekannt, und ſo iſt dieſe Vorausſetzung gerade nicht zu verachten.

Das Theater ſelbſt ſah ich bald darauf. Noch ſind die Sitzreihen da, die in den Felſen gehauen worden. Die ungefähre Anzahl der möglichſt Platz findenden Zuſchauer habe ich ſchon früher angegeben. Mit Beſichtigung der, nicht weit davon entfernten, Gaſſe der Gräber, deren Einfaſſungen zuweilen gemalt waren, und einer, wahrſcheinlich ſarazeniſchen, Waſſerleitung, ward der Nachmittag beſchloſſen, und es ging in die Stadt zurück.

Das Wetter neigte ſich zum Böſen, und der Wind, aus dem Oſten kommend, nahm dermaſſen zu, daß ich des andern Tages, nachdem ich meine Abreiſe nach Malta für den Abend feſtgeſetzt hatte, als ich das Caſtell zu beſuchen ging, nur mit Mühe mich oben erhalten konnte. Dieſes Caſtell, geſchichtlich berühmt, weil es, wie ſchon früher erwähnt, der griechiſche Feldherr Maniaces bauen ließ, hat, bis auf die letzten Zeiten als befeſtigter Punkt gedient, und

auch jetzt wird wieder an einem verdeckten Gange gearbeitet. Doch die bronzenen Widder sind verschwunden, und zieren das Schloß von Palermo, und so hat das Castell für den Reisenden nichts Interessantes, als daß man, (warum es doch machen Touristen so oft zu thun ist,) von ihm sagen kann: Ich habe es gesehen*).

Trotz seines Verfalles ist Syracus noch immer ein höchst anziehender Punkt in Sicilien, und ich begreife sehr wohl, wie man so oft Personen findet, welche, ohne vorher die Absicht gehabt zu haben, einen längern Aufenthalt dort gemacht, denn wen die frühere Geschichte, selbst die Fabelwelt abgerechnet, interessirt, findet hier

*) Ich kannte ebenso einen Herrn, mit dem ich zugleich den Schaafberg bei Salzburg bestieg, die Nacht mit allen Uebrigen in den verschiedenen Sennhütten blieb, und nachdem ich ihn auf der höchsten Spitze nicht wiederfand, vom redseligen Führer nachher erfuhr, er habe ihm Geld gegeben, um zu verschweigen, daß er nicht oben gewesen sey.

auf ſo vielen Stellen Erinnerungen daran, daß er täglich, theils zu Waſſer, theils zu Lande, die angenehmſten Excurſionen machen kann, wozu noch der Umſtand kommt, daß man ſehr gut und reinlich im Gaſthofe lebt, und den wohlſchmeckenden Syracuſer trinkt, der dem ermüdeten Körper wieder den richtigen Ton giebt.

An dieſem Tage meiner Abreiſe hatte ich nur noch Gelegenheit, mich von der wahrhaften Sicherheit des prachtvollen Hafens von Syracus zu überzeugen. Ich hatte nämlich mein Zimmer noch nicht verlaſſen, als der Aufwärter erſchien, und erzählte, daß die Maria Chriſtina, das Dampfboot, auf welchem ich Abends nach Malta gehen wollte, früher als gewöhnlich angekommen ſey, weil es, des Windes wegen, nicht gewagt, in Catania anzulegen. Nun geſtehe ich, daß ich kaum mehr an den ſtarken Wind des vergangenen Tages dachte, denn von meinem Fenſter aus über den Hafen weg, bis zum Anapus, zur

Quelle der Cyane, (der Unglücklichen, die als Pluto die Proſerpina in die Unterwelt entführte, dergeſtalt weinte, daß ſie ſelbſt zu Waſſer wurde,) war auch nichts, gar nichts ſonſt vom Winde zu bemerken, als daß die beiden früher erwähnten Dampfböte unbedeutend ſchwankten. Als ich, um mich von der Stärke des Windes zu überzeugen, aber über den Flur weg, ein Fenſter gegen Oſten öffnete, ſo fand ich bald, daß ſich gegen Tages vorher nichts geändert habe. Auch konnten diejenigen, welche in der Maria Chriſtina anlangten, nicht genug von der böſen Nacht erzählen, die ſie zu überſtehen gehabt.

Indeſſen fing es an zu regnen, und da der Regen gewöhnlich den Sturm endet, ſo ging ich getroſt Abends ſechs Uhr aufs Schiff. Aber kaum hatten wir den Hafen verlaſſen, als auch alle Hoffnung auf Aenderung des Wetters verſchwand. In dieſem Falle rathe ich Jedem,

ſich ruhig und zwar niedrig mit dem Kopfe auf das Bett zu legen, denn es iſt die einzige Art, der böſen Seekrankheit, wenn er überhaupt daran leidet, zu entgehen. Ich handelte nun demgemäß, unter ſtarkem Schaukeln und beſtändigen Stößen. Die Maria Chriſtina ächzete und krachte dabei ganz unglaublich, und als ich um ſechs Uhr des Morgens einen Augenblick aufs Verdeck ging, war der Himmel über und über bezogen, und von Malta nur ein Schein in der Entfernung zu ſehen, das ſonſt von dieſer Seite ſo freundlich dem Reiſenden zuwinken ſoll. Ich ging daher wieder hinunter, und war nicht wenig erfreut, als ſchon nach einer Stunde das heftige Schwanken nachließ und ich mich mitten im Hafen befand, umgeben von allen Seiten mit Forts, auf deren Höhe, wohin ich ſah, ich ſo viel Häuſer erblickte, daß ich auch nicht einen Begriff davon hatte, auf welcher der verſchiedenen Höhen eigentlich Valetta läge. Bald ward angehal-

ten, ein Boot genommen, und ſo fand, quer über den Hafen weg, zur Rechten von der Einfahrt, die Landung ſtatt; ich war am Thore von Valetta. Träger nahmen meine Sachen, ſteile Straßen voller Leben und Induſtrie ging es hinauf, und bald war ich im Gaſthofe zur Vittoria angelangt, und ſaß, nachdem ich, was man nennt, la grande toilette, gemacht, nach der unruhigen Nacht am runden Tiſche, und verzehrte gemächlich und mit gutem Appetite das mit Sorgfalt bereitete Frühſtück.

Die Geldſachen und die Briefe, die man erwartet, ſind in einer großen Stadt die erſten Dinge, welche man gewöhnlich abzumachen pflegt, weil ſie einmal unſre wichtigſten Intereſſen betreffen. Das erſtere war nun bald in Ordnung, aber leider fand ſich auch nicht ein einziger Brief vor, welcher über meine fernere Reiſe, welche von Zufälligkeiten abhing, mir Aufklärung gegeben hätte, und eine Willensmeinung hervorzurufen im Stande

geweſen wäre. Indeſſen war ich in geſelliger Hinſicht ſogleich in guten Händen, indem ich durch den Sohn des Herrn Chriſtian, des Chefs des Hauſes, dem ich vom Baron v. Rothſchild zu Neapel empfohlen war, in den Club eingeführt wurde, der durch die Engländer dort, in einem großen mächtigen Palaſte, der ſonſtigen Auberge de Provence, errichtet iſt, und wo ich in Zeitungen und Journalen von allen und jeden Farben, jedoch größeren Theils nur engliſch, einmal wieder ſchwelgen konnte. Alles iſt in dieſem Club großartig eingerichtet, aber wie alles Großartige, auch nicht wohlfeil, und das iſt begreiflich. Jedoch theuer und gut iſt zu ertragen, aber theuer und ſchlecht, bringt zur Verzweiflung.

Wenn ich bei dieſer Gelegenheit ein Paar Worte habe fallen laſſen, die vielleicht Manchem nicht verſtändlich wären, ſo will ich, ehe ich in meiner Erzählung fortſchreite, ſie auch zu-

gleich erklären. Und dieß iſt der Ausdruck Auberge.

Zur Zeit des Ordens hatte nämlich jede Zunge, deren es acht gab, Provence, Auvergne, Italien, Caſtilien, Frankreich, Arragonien, England und Deutſchland ihr eignes großes Haus, worin zuſammen gegeſſen ward, auch Conſultationen ſtatt fanden, und die Ritter, dienenden Brüder und Novizen, ſelbſt die Commendatoren, wohnen konnten, vorausgeſetzt, daß das Einkommen der letzteren nicht zweitauſend Malteſer Thaler überſtieg. Der Chef eines ſolchen Hauſes hieß: le Pillier, und bekam eine gewiſſe Summe, von der er alle Ausgaben zu beſtreiten hatte, womit noch ein beſonderes beſtimmtes Amt der Oberaufſicht über einen gewiſſen Zweig der Verwaltung der Inſel verbunden war. In dieſem Augenblicke ſind nun dieſe Aubergen meiſt in den Händen des Gouvernements, und es ſind in ihnen die Verwal-

tungsbehörden theils des Civils, theils des Militairs anzutreffen.

So weit alſo, was zur Erklärung des Wortes Auberge nöthig war, ich gehe zu den Straßen von Valetta über.

Die Straßen von Valetta ſind breit und ſchön mit Trottoirs angelegt; die eigentliche Mitte der Stadt indeſſen, wo der Palaſt des Großmeiſters, jetzt des Gouverneurs Wohnung, an dem Platze St. Giorgio ſich befindet, und wo täglich die Parade gehalten wird, iſt nur auf einem kleinen Umfange gerade und eben, und von dort aus geht er nach allen Seiten bergunter. Früher waren die Straßen ſämmtlich mit Stein gepflaſtert, jetzt aber iſt der fahrbare Theil derſelben macadamiſirt, und gewährt den Fahrenden und Reitenden eine große Erleichterung, die Trottoirs indeſſen ſind noch immer Stein, und zwar mit kleinen Stufen, welches das Gehen höchſt unbequem macht. Schon

zum Club hin und zurück, war ich daher sehr oft in Verlegenheit, zu fallen, denn wer denkt in der Straße immer daran, daß er auf einer Treppe geht, und so kam mir nur zu oft der, fälschlich Lord Byron zugeschriebene, Abschied an Malta: Adieu ye cursed streets of stairs. „Lebt wohl verwünschte Treppenstraßen" in den Sinn, wenn ich, bei einem Fehltritte, den Boden zu küssen glaubte.

Bald lernte ich indessen, ohne es zu wollen, auf der Straße gehen, und zugleich Alles in dieser sonderbaren, englisch altritterlichen und zugleich africanischen Stadt betrachten. Die ionischen Inseln, Gibraltar und Malta haben an sich schon, rücksichtlich des englischen Einflusses Vieles mit einander gemein, und, sonderbar genug, haben sie, mit Bezug auf die Art ihrer Besatzung durch die Bergschotten-Regimenter, unter sich noch eine ganz besondere Aehnlichkeit, wenn sie auch im Uebrigen von einander ganz verschie-

den ſind, denn Malta, an deſſen Horizonte ſogar, einzig in Europa, ſchon der africaniſche Stern, der Canopus erblickt wird, iſt und bleibt noch durch ſeine Sprache, ein völlig unverſtändliches Arabiſch, das nur wenig zur Schriftſprache dient, ein africaniſches Gemälde mit europäiſcher Einfaſſung, vollerritterlicher, großartiger Erinnerungen und engliſchen zeitgemäßen Einrichtungen, mit Weisheit erſonnen, und mit Ausdauer und Kraft ausgeführt.

Ich aß bald darauf zu Hauſe zu Mittag, nebſt mehreren mit mir zugleich angekommenen Fremden, ſehr gut, aber ganz im altengliſchen Style, wo das Tiſchtuch abgenommen, das Deſſert nachher aufgeſtellt wird, und die kleinen bunten Servietten unter die Gläſer geſetzt werden; ein, unter dieſen Umſtänden ganz zweckmäßiger Gebrauch, der aber bei uns, wo das Tiſchtuch liegen bleibt, zu einer bloßen nichts ſagenden

Mode geworden iſt, und die kleinen weißen Servietten blos dazu dienen, daß ein Jeder ſich ſchämt, wie es ſcheint, dieſe Läppchen auszubreiten, und ſie ſogleich unter ſeinen Teller verſteckt.

Bis jetzt kannte ich zu Valetta faſt einzig die Straßen, aber noch denſelben Abend kam ich auf einem kleinen Balle, im Hauſe des Herrn Chriſtian, mit dem bedeutenderen Theile der Geſellſchaft von Valetta in Berührung, der, wie begreiflich, faſt einzig aus engliſchen Familien theils der Angeſtellten im Militair, theils im Civil, beſtand. Zu bemerken war nichts Beſonderes, Alles war ſehr elegant, man ſah hübſche Frauen, und reinlich und gut gekleidete Männer in und ohne Uniform, einige mit friſchen Blumen im Knopfloch, genug, jener ruhige, wohlhabende und wohlwollende Anſtand, der mich immer in engliſcher Geſellſchaft beſonders angeſprochen hat. Die unruhige Nacht, welche ich

indeſſen vollbracht, übte trotz alle dem, auf meine Augen einen bedeutenden Einfluß, ihr Sinken nahm immer mehr und mehr zu und ſo verließ ich gegen zwölf Uhr den noch in voller Bewegung fortdauernden Ball, der, wie ich nachher vernahm, erſt vier Stunden nach dem Schließen meiner Augen, auch ſeinen Schluß erreicht hatte.

Die Augen waren des nächſten Morgens wieder friſch und nun folgten die Stunden der Reiſeernte. Alles kam mir freundlich entgegen, der niederländiſche Conſul, Herr Roſt, deſſen Bekanntſchaft ich Abends vorher erſt gemacht, war der erſte, welcher mich beſuchte, und in deſſen Geſellſchaft ich einige der bedeutendſten Merkwürdigkeiten der Stadt beſah. Nur im Durchfluge ward die Regiments-Bibliothek im Stadthauſe beſichtigt, eine höchſt zweckmäßige Einrichtung, die man in allen und jeden Garniſonen der Engländer antrifft, und deren ich nur als ſolcher erwähne, aber dicht daneben iſt die

große Bibliothek, aus den Zeiten des Ordens herrührend, in einem ungeheuren Saale aufgestellt, die dem Großmeister Tençin, dessen Bild man auch dort erblickt, ihre Entstehung verdankt. Jeder Großmeister war von nun ab auf die Vergrößerung dieser schönen Bibliothek bedacht. Aber selbst fremde Monarchen, welche durch die Zunge ihres Landes mit dem Orden in Verbindung standen, waren beflissen, sie zu bereichern, und der König von Frankreich ging in seinem freigebigen Schutze so weit, daß, bis zur Revolution, von jedem in Frankreich gedruckten Buche stets ein Exemplar nach Malta gesendet ward. Dagegen hat Malta kein eigentliches Museum, und wahrscheinlich hat der Orden nie daran gedacht, ein solches anzulegen, und im Lande selbst ist wenig oder gar Nichts von ältern Gegenständen der Kunst anzutreffen. Um so mehr überraschte es mich also dennoch einige in der Insel aufgefundene Kunstgegenstände hier anzu-

treffen, namentlich einen auf der Insel Gozzo ausgegrabenen sehr schönen Hercules in Marmor, aber kaum drei Fuß hoch, und daneben eine Sammlung Phönizischer Steinarbeiten, menschliche Wesen vorstellend, welche an Scheuslichkeit vielleicht noch die Figuren des Fürsten Pallagonia in der Bagaria übertreffen. Sämmtliche Statuen waren nicht einen Fuß hoch, und, glücklicherweise, auch alle ohne Köpfe. Das Studium des Nackenden ist gewiß das Hauptstudium des Künstlers, Gnade Gott aber dem Künstler, welcher aus diesen Statuen etwas erlernen wollte, deren ganzer Körper, in die unnatürlichsten Falten gelegt, nur melancholische Züge dahin versetzt, wo ihn das schönste Ebenmaß, die graziöseste Falte, zieren sollte. Dagegen erinnerte eine der Statuen in ihren Gewändern an einen früheren Hoftag, wie man ihn zuletzt noch in St. James sah, denn beinahe bis an den Busen ging eine Art Reifrock, über welchen die Arme

und Hände lagen. Also auch in dieser Mode einmal nichts Neues, denn der Reifrock, es ist klar, verdankt seine Entstehung einer phönizischen Hofetiquette.

Bis jetzt hatte ich nur einige der Merkwürdigkeiten im Innern der Stadt gesehn, aber mein freundlicher Begleiter führte mich nun zu einem der schönsten Standpunkte der Insel, vor der Auberge de Castille vorbei, wo von einem hübschen Spaziergange aus, welcher mit dem Monumente eines der letzteren Gouverneure von Malta, Sir Thomas Maitland, geziert ist, man sich einer der reichsten und weitesten Aussichten von Valetta erfreuet; denn da Valetta die beiden Häfen von einander trennt, und wir uns hier auf der Ostseite der Stadt befinden, mehr dem Eingange des Hafens als der Mitte zu, so übersehen wir auch hier sämmtliche uns gegenüber liegende Befestigungen mit den dazwischen laufenden Wasserflächen. So sehn wir hier:

1. das Fort Ricasoli,

2. das große, einer prächtigen Villa ähnliche, Marine-Hospital, das beinahe mit Greenwich wetteifern könnte,

3. die Stadt Vittoriosa mit dem Fort St. Angelo, von vier Reihen Batterien vertheidigt,

4. die befestigte Stadt Senglea, beide, Vittoriosa und Senglea gegen die Landseite von einer Schanzenlinie, la Cottonera umgeben.

5. die Quarantaine für die Kriegsschiffe, und

6. das Pulvermagazin.

Dergestalt genoß ich mit einem Blicke der Aussicht auf sämmtliche Befestigungen auf der Ostseite des großen Hafens, und rechts von mir hinter Valetta erblickte ich die Befestigungen an der Südseite, Floriana nach dem Ingenieur-Oberst Floriani so genannt, den der Papst, auf die dringendsten Vorstellungen des Großmeisters im Jahre 1635 dorthin sandte, und welcher, außerhalb der Mauern der Stadt,

dieſe Feſtung zur völligen Sicherheit derſelben anlegte.

Weiterhin erblickt man noch den übrigen Theil der Inſel, der aber einem Felde voller Ruinen gleicht, in dem man, bei der übermäßigen Bevölkerung, (denn auf demſelben Raume, wo Deutſchland 127 Menſchen hegt, zählt Malta 1103 Individuen) die Häuſer als eine Maſſe weißer Punkte erblickt, welche den Raum, den der beſtellte Boden einnimmt, beinahe überflügeln.

So im Ueberblicke des Ganzen iſt es nun wohl unmöglich, ſich nicht der großen und tapfern Thaten zu erinnern, welche dem Malteſer-Orden rechtmäßiger Weiſe auch abgeſehen von deſſen Entſtehung und früherer Bedeutung, blos ſeit dem Tage, als Carl V. ihm die Inſel überließ, die hohe Achtung erworben hat, in welcher er mehrere Jahrhunderte hindurch geſtanden.

Der Anblick alter wichtiger Documente hat mir ſtets die größte Freude gemacht, und ſo

empfand ich ſie von Neuem, als mir bald darauf verſtattet ward, Carls V. Schenkungsurkunde der Inſel an den Orden im Originale zu ſehen. Sie iſt gewiß ſehr merkwürdig, denn Carl V. nennt ſich in derſelben wohl am Anfange Nos Carolus Quintus divina favente clementia Romanorum *Imperator* (Kaiſer) semper Augustus, dann aber: Joanna ejus Mater idem Carolus dei gratia *Reges*, (alſo Könige) Castellae, Aragoniae, Utriusque Siciliae etc., ſo daß die Mutter, trotz ihrer Geiſtesſchwäche, ſtets als Königin von Spanien, in Verbindung mit ihrem Sohne angeſehn ward. Unterzeichnet iſt dagegen wiederum die Urkunde allein Io el Rei. Ich der König.

Carl V. kannte wahrſcheinlich nicht Maltas Wichtigkeit, denn die Hauptbedingungen, unter welchen der Orden Malta erhielt, waren nur bedeutend für die Bewohner der Inſel, deren Rechte

und Privilegien erhalten werden ſollten. Der König behielt ſich einzig die Ernennung des Biſchofs vor, und das Zeichen der Tributpflichtigkeit in der jährlichen Sendung eines Falken. Außerdem ſollte die Flotte ſtets einen Italiener zum Admiral haben.

Als der Großmeiſter nun im Jahre 1530 auf der Inſel landete, fand er dort nur einen einzigen befeſtigten Punkt, das alte Caſtell von St. Angelo, und zwar im traurigſten Zuſtande, das gegen den erſten Anfall der Türken nur durch hohe Wälle geſichert war, und von nun ab beginnen der unerſchrockenen Ritter muthvolle Kämpfe gegen die Ungläubigen.

So ward 1546 der furchtbare Corſar Dragut von der Inſel zurück geſchlagen, doch 1551 geſchah von Seiten der Türken eine neue Landung, die ebenfalls mißglückte, worin aber der Großprior von England, Ritter Repton, ſein Leben verlor.

D'Omedes, damaliger Großmeiſter, legte neue Befeſtigungen an, und l'Isle de la Sengle, ſein Nachfolger, war der Schöpfer der, unter ſeinem Namen noch beſtehenden Befeſtigungen. Aber die höchſte Bewunderung erregt die Vertheidigung der Inſel unter dem Großmeiſter, Johann de la Valette, wo 40,000 Janitſcharen unter dem Paſcha Muſtapha gegen 700 Ritter mit 12,000 Mann gemietheter Truppen, es für ein Leichtes hielten, ſich der Inſel zu bemächtigen, jedoch durch die Geiſtesgegenwart la Valettes, und die heldenmüthige Unerſchrockenheit der Ritter, nach vielfach verſuchten Stürmen, ſich endlich genöthigt ſahen, die Inſel für immer zu verlaſſen.

Bald darauf ſtarb der kriegeriſche Soliman, und von jetzt ab, bis zu ihrer bedauernswerthen Uebergabe an die Franzoſen, bekam Malta keinen Feind mehr zu ſehn. La Valette bauete nun die Stadt, die ſeinen Namen trägt, und alle

ſeine Nachfolger trugen durch Errichtung neuer Befeſtigungen zu deren größerer Sicherheit bei. Da aber Malta von da ab einem langen Frieden entgegen ſah, ſo war es auch an der Zeit, an innere Verbeſſerungen zu denken, wobei namentlich der vorletzte Großmeiſter, Emanuel von Rohan, außer der Errichtung eines Bataillons Malteſer Infanterie, jedoch von Rittern commandirt, ſich durch die größten Verbeſſerungen in allen Zweigen der Adminiſtration ein bleibendes Verdienſt erwarb, und durch die Reſtitution verſchiedener, dem Orden gehöriger Beſitzungen in Polen, und die Gelder, welche der Verkauf der eingezogenen Güter der Jeſuiten brachte, im Stande war, neue Commanderien in verſchiedenen Ländern zu errichten.

Dieß iſt die Geſchichte der ruhmvollen Thaten, des nie erlöſchenden Ruhmes des Malteſer-Ordens.

Der Menſch wird alt und ſo altern auch

die Institutionen, die er geschaffen. So fiel auch dieser Orden, und wenn es immer die höchste Anerkennung verdient, daß die gegenwärtigen Ritter desselben noch immer ehrenvoll dahin streben, ihm eine gewisse Existenz zu sichern, so ist doch sein eigentlicher Zweck: die Sicherung des Meeres gegen die Barbaren, jetzt nicht mehr vorhanden, da sämmtliche Seemächte sich dieser Verpflichtung unterzogen haben, und diejenigen barbarischen Staaten, die es noch giebt, aufgehört haben, den christlichen Mächten, durch dauernden Seeraub gefährlich zu werden.

Der Hafen von Malta enthielt in diesem Augenblicke nicht allzuviel Schiffe, unter ihnen aber zwei englische Linienschiffe, wovon das größte der Dreidecker the Queen von 110 Kanonen war, der im Begriffe stand, nach England zurückzukehren. Seit vierzig Jahren war ich auf keinem englischen Kriegsschiffe gewesen, und auch früher nur auf dem Monarch von 80

Kanonen. Hier handelte es sich darum, einen Dreidecker zu sehen, der durch verbesserte Einrichtungen an Raum bedeutend gewonnen, und an tausend Menschen zu fassen im Stande ist. Ich nahm daher mit vielem Danke die Erlaubniß des Admirals Sir Edward Owen an, es zu besehen, ging mit hoher Bewunderung die wohlgehaltenen Räume des Schiffes durch, und freuete mich noch besonders über den kräftigen und tüchtigen Menschenschlag der Seemänner, der sicher Nichts von seiner Kraft verlieren wird, seitdem wahrscheinlich auch hier Pater Mathew die erste Veranlassung gewesen, daß, statt des früher gebräuchlichen Grogs, Cacao gereicht wird, wovon ich ungeheure Vorräthe sah, und welcher nährt und nicht berauscht*).

*) Nur ganz im Vorbeigehen, kann ich indessen hier nicht die Bemerkung unterdrücken, daß, wenn bei der guten Nahrung der Matrosen, und der im Ganzen nicht angestrengten Arbeit, der Branntwein gewiß entbehrt wer-

Von der Queen aus richteten wir unſere Fahrt nach den ſogenannten Dry Docks, den Schiffswerften, wo Schiffe völlig geſichert vor jedem Winde liegen und wo die gehörigen Reparaturen vorgenommen werden können. An dieſem großen Werke wird nun jetzt zwiſchen Vittoriosa und Senglea gearbeitet und ein, wenn ich nicht irre, vierzig Fuß tiefes Waſſerbecken durch Aushöhlung hergeſtellt. Und ſo nimmt Malta mit jedem Jahre an Kraft und Zweckmäßigkeit zu, während in ſeiner Nähe Syracus, der prächtigſte Hafen der Welt, nutzlos in früherer Erinnerung an ſeine Bedeutſamkeit

---

den kann, ich dagegen für den norddeutſchen Landmann, der faſt Nichts als Kartoffeln und nur wenig Fleiſch genießt, ihn in mäßigen Doſen für unumgänglich nöthig halte, da er eines Theils die Kartoffel verdauen hilft, und andern Theils der Genuß von Bier den Landmann zu derſelben Schwerfälligkeit und Trägheit zurückführen würde, welche erſt ein leichteres Getränk (wollte Gott, wir hätten Wein) ihm benommen zu haben ſcheint.

veraltet, und dennoch, ungleich der menſchlichen Natur, des ſchönen Vorrechts genießt, jeden Augenblick, wann der Herrſcher befiehlt, verjüngt wieder erſtehen zu können.

An demſelben Abend beſuchte ich die italieniſche Oper. Das Haus iſt eher klein zu nennen. Sänger und Sängerinnen erhoben ſich kaum über das Mittelmäßige, auch war im allgemeinen Zorne der Entrepreneur für das nächſte Jahr verabſchiedet worden; das Orcheſter war gut. Man gab Fioravantis Cantatrice villane, die mich denn lebhaft an manche Jahre meines Lebens zurück erinnerten, wann Auguſte Schmalz zu Berlin in der Hauptrolle glänzte, und der Komiker Wurm uns als Marco in beſtändigem Lachen erhielt. Uebrigens ſey es beiläufig geſagt, werden die eigentlichen Buffos in Italien immer ſeltener, denn der Geſchmack hat ſich geändert; man findet ſie leicht übertrieben, Einer ſpricht es dem Andern nach, und die ſonſt ganz elenden

italieniſchen Libretti, aus denen das komiſche Spiel der beiden Buffos nur Etwas machen konnte, werden jetzt noch bei weitem matter als ſie es früher waren. Alſo auch ſchon in Italien ſoll man nicht mehr lachen.

Bei der Abreiſe von Berlin hatte ich die Abſicht gehabt, von Malta aus, Portugal und Madeira, vielleicht auch die Azoren zu beſuchen. Manches hier nicht her Gehörende änderte indeſſen meinen Plan, und ſo kam es mir ſehr gelegen, als ich noch an demſelben Tage erfuhr, es werde in ungefähr zweimal vier und zwanzig Stunden ein Dampfſchiff, das von Malta mit Menſchen nach Tripolis abgereiſt ſey und mit Thieren zurück erwartet werde, nach Tunis in derſelben Abſicht gehn, da Malta ſtets einer bedeutenden Einfuhr der Art bedarf. Mein Entſchluß war bald gefaßt, von Tunis wäre ich alsdann zu Lande nach Bona gereiſt, und von dort aus giebt es ſtets Gelegenheit, es ſey zu Waſ-

ſer oder zu Lande, nach Algier zu gehen, und auf dem Wege Philippeville zu beſuchen, und eine Ausflucht nach Conſtantine zu machen. Aber das Schiff kam nicht zurück, und ich mußte die ganze Sache aufgeben; indeſſen war es unterhaltend, während die Beſtunterrichteten in der Geſellſchaft, doch über die Art und Weiſe der Reiſe nicht ganz im Klaren waren, wenn der Chef des Bureaus des Dampfſchiffes, ohne ſelbſt je den Fuß auf africaniſchen Boden geſetzt zu haben, mich auf meine verſchiedene Fragen verſicherte, daß es vortreffliche Gaſthöfe zu Tunis gäbe und auch Diligencen von dort nach Bona gingen, ſo daß, wenn ihm allein zu trauen geweſen, ich dort eben ſo gut, wie im Elſaß oder im Großherzogthum Baden gereiſt wäre.

Jedenfalls nun, wäre die Reiſe zu Stande gekommen, ſo hätte ich immer noch die Wahl gehabt, weiter zu gehen, oder nach vier Tagen

Aufenthalt, nach Malta auf demſelben Schiffe zurück zu kehren, wäre aber in dieſem Falle einer Quarantaine von acht Tagen unterworfen geweſen, welche indeſſen zu Malta nicht allzu beſchwerlich iſt.

Die allgemeine Quarantaineanſtalt (denn früher erwähnte ich nur der militairiſchen der Art), befindet ſich auf der weſtlichen Seite der Inſel, im zweiten Hafen von Malta, Marſamuscet genannt, das von Marſa, einem arabiſchen Worte, das Hafen bedeutet, hergeleitet wird. Zwei Halbinſeln mit den Forts Tigne und St. Emanuel und das vorher erwähnte Caſtell Elmo dienen zur Vertheidigung deſſelben.

Die Quarantaine bleibt immer ein Gefängniß, aber man möchte die Malteſer Quarantaine, in Vergleich zu allen übrigen, namentlich derjenigen, welche ich früher zu Gallatz auszuhalten hatte, ein Staatsgefängniß nennen, wo man

ſehr vornehme Gefangene beherbergt, vor denen, trotz ihrer Vergehn, doch eine gewiſſe Hochachtung fortdauert; denn wer nicht wüßte, daß er eingeſchloſſen wäre, würde ſich in einem ſehr guten Gaſthofe glauben, wo er an Nichts Mangel leidet.

Meine Reiſe unterblieb aber, denn das Dampfboot kehrte nicht von Tripolis zurück, weil es der dortige Paſcha zu einer Excurſion gemiethet hatte, und ſo ward mir auch nicht Gelegenheit, anders, als durch Erzählung derjenigen, welche die Quarantaine erprobt, etwas über ſie zu erfahren, ſo wie ich es hier wiedergebe. Dagegen hatte ich volle Zeit, Valetta und die Umgegend genauer als die meiſten Reiſenden, kennen zu lernen, da kein Schiff zur Rückfahrt nach Meſſina vor acht Tagen erſcheinen ſollte und eine etwanige Reiſe nach Portugal erſt gar drei Wochen ſpäter ſtattfinden konnte.

Zwei Beſuchen widmete ich nun einen Theil

des andern Morgens, der eine galt Sir Edward Owen, jetzt, wie ich glaube, der würdig älteſte Officier der engliſchen Flotte, in der Abſicht, für die mir erwieſene Gefälligkeit zu danken, der er ſogleich eine zweite hinzufügte, und mich noch deſſelben Tages zu einem großen Diner einlud, das er hauptſächlich den Oberofficieren des zurückkehrenden Schiffes gab.

Der andere Beſuch war dem Gouverneur Sir Patrik Stuart gewidmet, zu dem mich Sir Hector Greigh, der erſte Gouvernements-Secretair führte, dem ich durch Herrn Temple zu Neapel empfohlen war, und der nach dem Gouverneur gewiſſermaßen den erſten Poſten bekleidet. Durch König Wilhelm IV. iſt nämlich zur Unterſtützung des Gouverneurs von Malta ein, verſteht ſich blos conſultatives, Conſeil von ſechs Perſonen eingeſetzt, wovon der Commandeur der Landmacht, der Chef der Juſtiz und der erſte Gouverne-

ments-Secretair die eine Hälfte bildet, während die anderen drei Mitglieder, zwei aus Gutsbesitzern und einer aus dem Handelsstande vom Gouverneur gewählt werden.

Gut empfohlen, wird man in der Regel auch stets gut aufgenommen, und so war es auch hier der Fall, denn Sir Patrik Stuart war so gefällig, mir selbst einen Theil der weiten Räume seines so viele Erinnerungen hervorrufenden Palastes zu zeigen, der in seinen Proportionen an Breite und Höhe der verschiedenen Gemächer fast gigantisch ist. Schon in der zum Vorzimmer führenden Galerie wird man von den verstorbenen Großmeistern freundlich empfangen, viele Zimmer enthalten die Gemälde der verschiedenen Bataillen, worin sich die Ritter auszeichneten, das Empfangzimmer von Lady Stuart ist mit rothem Damast ausgeschlagen, und hat oben eine breite Kante mit Fresken; der große Saal, in welchem der Gouverneur seine Diners und Bälle giebt,

iſt aber von ſolchem Umfange, daß an fünfhundert Perſonen, woraus im Winter, bei den vielen dort alsdann reſidirenden Fremden, gewöhnlich die Geſellſchaft beſteht, ſich darin bequem verſammeln können. Ludwig der Sechszehnte und Georg der Vierte ſind hier an beiden Enden in Lebensgröße gemalt, des Großmeiſters Alofio Vignacourt Bild hängt an der langen Seite, und rührend iſt es, auch ein Gemälde des unglücklichen Ludwigs des Siebzehnten, und zwar mit der Krone zu ſehen, die für ihn eine Dornenkrone war; eigentlich eine ſchreckliche Ironie des Schickſals, vom Maler ausgedacht, denn wer ſah ihn in den wenigen Jahren daß er König war, um ihn ſo zu malen, anders, als der Schuſter Simon, bei dem er, Gott weiß unter welchen Entbehrungen und Qualen, ſein unbeflecktes Leben endete. Eine lange Galerie mit Gobelins, vor 135 Jahren aus Frankreich geſandt, welche Scenen aus Indien und

Africa enthält, folgt darauf, aber den größten Raum von allen Sälen nimmt derjenige ein, welcher die ganze Länge des Palastes entlang, den Waffensaal ausmacht, in welchem alte und neue Rüstungen und Waffen in musterhafter Ordnung aufgestellt sind.

So sehen wir hier, prächtig mit Gold eingelegt, die vollständige Rüstung des Großmeisters Alofio Vignacourt, ferner eine Rüstung, wovon der Helm allein sieben und dreißig Pfund wiegt, und es frägt sich nur, wie je ein Mensch ein solches Gewicht hat tragen können, dann das Schwert des früher erwähnten berüchtigten Algierer Corsaren-Generals, Dragut, und so manche andere Waffen und Rüstungen aus früherer Zeit, neben denen in unglaublicher Menge die neueren Waffen aufgestellt sind, wie sie in allen Arsenälen angetroffen werden. Was dagegen wohl nicht wieder gefunden wird, ist eine Kanone, deren Lauf von dünnem Kupfer ist,

über welches ſich ein mit ſchwarzer Maſſe bedecktes und damit verbundenes Gewebe von Stricken befindet, und die fünf Fuß lang iſt und drei Zoll im Caliber mißt, eine Kanone, welche den Türken bei ihren verſchiedenen Angriffen auf Rhodos abgenommen ward.

So iſt Alles in dieſem großen Schloſſe Erinnerung an frühere Zeiten, und höchſt ſorgfältig wird erhalten, was nur zu erhalten iſt, denn völlig entgegen geſetzt ſo manchen ewig fortſchreitenden, man möchte ſagen, fortſtoßenden Begriffen der Zeit bis der ganze Bau zuſammenſtürzt, ſucht der Engländer ſtets zu erhalten, und ſo wie im Park zu Kew die alten Eichen theilweiſe durch Kunſt noch grünen, ſo werden hier im Schloſſe zu Malta auch die älteſten Meubles mit der größten Sorgfalt gepflegt, um ſtets den Blick auf das Vergangene zu richten, das ſo vielen Werth für den Britten hat.

Abends, nach dem Diner bei Sir Ed-

ward Owen, das an dreißig Gäste und auch zwei der Malteser Mitglieder des Conseils zählte, ging ein großer Theil der Gesellschaft nach einem Liebhaber-Concert, das außerordentlich besucht war, was es auch verdiente, und wo mir ebenfalls Gelegenheit ward, die eigentliche Malteser Gesellschaft, und unter ihnen sehr hübsche Frauen mit ihren stechenden, verwundenden Augen kennen zu lernen.

Dichtkunst und Musik ist der Malteser Hauptvergnügen. Sie sind Dichter, gleich Allen, die arabisch sprechen, und von zuverlässigen Personen wird versichert, daß, was beinahe unglaublich erscheint, Arbeiter auf dem Lande, theils bei der Arbeit selbst, theils auf den Bäumen sitzend, ohne irgend eine Vorbereitung, mit einander singend und in Reimen Unterhaltung pflegen, was von ihnen Tagbeel, ein Wort, dessen Bedeutung mir indessen unbekannt ist, genannt wird, und wir haben daher nicht mehr Ursach, die

komiſche Oper, worin geſungen und geſprochen wird, unnatürlich zu nennen, denn Malta beweiſt das Gegentheil. Es iſt daher begreiflich, daß auch eine Menge größerer Geſänge vorhanden ſind, und daß eben ſo, und noch vielmehr als in Sicilien, auf den Straßen beſtändig die hübſcheſten Lieder erſchallen, die bei ruhiger und ſternenheller Nacht, deren ich leider zu Malta, wir waren noch im Monat Mai, nicht ſtets genoß, ſo beruhigend und wohlthätig auf uns wirken.

Eins der merkwürdigſten Gebäude iſt natürlich zu Valetta die Hauptkirche des Ordens, die St. Johannis Kirche, unter dem Großmeiſter la Caſſiera, ungefähr um das Jahr 1576 erbaut, nachher ſtets im Innern verſchönert, (denn das Aeußere iſt ſchwerfällig, und ohne allen Geſchmack) und in der jede Zunge des Ordens ihre eigne Kapelle hatte. Sir Hector Greigh, welcher mich dahin begleitete,

hatte zugleich einen sehr geschickten Maler, Herr Hisler, welcher auch mit der Wiederherstellung des herrlichen Mosaikfußbodens beschäftigt ist, gebeten, sich einzufinden, um uns die nöthigen Erklärungen zu geben, welches er auch sehr bereitwillig that.

Ich übergehe die Masse der Gemälde der ersten Künstler, Michael Angelo di Caravaggio an ihrer Spitze, und erwähne nur des Ritters Mathias Preti, mit dem Beinamen des Calabresen, von dem die meisten der Gemälde der Kirche, namentlich diejenigen, welche auf das Leben St. Johannis Bezug haben, verfertigt sind. Als Bildhauerarbeit aus früheren Zeiten verdient aber des Heilandes Taufe durch St. Johannes, in Lebensgröße, vom Malteser, Melchior Caffa, angefangen, und nach dessen Tode von Bernini vollendet, die größte Beachtung.

Jedoch mehr als die Gemälde zogen mich

die Grabſtätten der zu Malta verſtorbenen Ritter an, die unter der Kirche beigeſetzt ſind. Die Wappen, die Inſchriften, Alles iſt Moſaik; wie viel berühmte Namen ſah ich nicht hier wieder, die noch jetzt zum Theil als Helden, als Staatsmänner, namentlich unter den Deutſchen, glänzen. Von allen dort Ruhenden hatte ich indeſſen Niemand mehr gekannt, aber jetzt ſollte ich auch das Andenken an einen Verſtorbenen erneuern, den ich in voller Blüthe geſehen, und in deſſen Geſellſchaft ich manche frohe Stunde früher verlebt hatte. So nahete ich mich denn dem Monumente des Grafen von Beaujolois, jüngſten Bruders Louis Philipps, Königs der Franzoſen, den ich in England zur Zeit gekannt, als die drei Brüder dort ihre Reſidenz aufgeſchlagen hatten. Der Graf von Beaujolois war gewiß einer der hübſcheſten, eleganteſten jungen Fürſten, die ich je gekannt, und der franzöſiſche Munterkeit und Gabe der

Unterhaltung mit engliſcher Einfachheit und Wohlwollen verband. Nach Malta zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit geſandt, fand er dort im Jahre 1808 den Tod, dem er in der Schreckensperiode, für einige Zeit mit ſeinem Bruder dem Grafen von Montpenſier eingekerkert, entronnen war, und als Malteſer Ritter ward ihm in der St. Johanniskirche ſeine Grabſtätte. Schon früher hatte ihm Louis Philipp ein Basrelief zum Andenken in der Mauer einfügen laſſen, dem vor einigen Jahren das gedachte Monument folgte. Der Name des Künſtlers, eines Franzoſen, iſt mir leider entfallen. Der junge Prinz liegt dem Beſuchenden halb zugekehrt auf dem Sarge, und zwar in der Friſur und Kleidung der Zeit, mit ſchlichtgekämmten, nicht kurzem aber auch nicht allzu langem Haar, einem Tuch leicht um den Hals gebunden, in einer Art offner Frack-Uniform, den Orden nachläſſig über der Bruſt tragend, und um den Leib einen Degen gegürtet,

welcher herunterhängt. Husarenstiefeln mit Troddeln über halbengen Beinkleidern, vollenden den Anzug.

Gewiß ist es nicht leicht, unsere moderne Kleidung dem Marmor anzupassen, hier aber ist die Aufgabe glücklich gelöset, und wer den liebenswürdigen Prinzen gekannt, wird sicher mehr Freude daran haben, ihn so wieder zu finden, wie er in der Erinnerung vor ihm steht, als in einem gezwungenen halb griechisch, halb modernen Gewande.

Bald darauf verließ ich die Kirche, nachdem ich noch im Souterrain die Gräber verschiedener Großmeister des Ordens besucht hatte, und verfügte mich nach dem Gouvernements-Palaste, wo mich der Hauptmann Tidy, Sir Patrik Stuarts Adjutant, erwartete, um sich mit mir nach St. Antonio, des Gouverneurs Landsitze, etwa eine gute deutsche Meile von der Stadt, zu verfügen.

Der Weg dorthin führt zuerſt durch die Floriana, bei dem ſchönen, öffentlichen Spaziergange, und dem botaniſchen Garten vorbei, dann erblickt aber das Auge, faſt mehr Häuſer als Feld, und es iſt ſchwer zu ſagen, wo ein Flecken anfängt, wo er aufhört. Das Erdreich dazwiſchen, was beackert wird, iſt eigentlich von dem Steine der Inſel, der ſehr weich iſt, und erdige Theile in Menge enthält, mit Dünger verbunden, gebildet worden, und giebt einen reichlichen Ertrag. Die Weichheit des Steines erlaubt aber auch das Schneiden deſſelben, und ſo haben ſich auf der Inſel Künſtler gebildet, die in Großem und Kleinem die ſchönſten Arbeiten liefern, welche wohlfeil ſind, und weit und breit verſandt werden.

Ein mächtiger Aquäduct war nach einer Viertelſtunde von uns paſſirt, der ſeine Errichtung der großen Beſchwerlichkeit zu verdanken hat, mit welcher Waſſer nach Malta von einer Quelle

am groſsen Hafen gebracht ward. Der Bau dieſes Aquäducts begann im Jahre 1610 auf Befehl des Groſsmeiſters Alofio Vignacourt, und hatte nach fünf Jahren ſeine Vollendung erreicht. Er läuft zwei Meilen lang, theils über, theils unter der Erde, und weiſs mehrere Quellen in ſich zu vereinigen.

So handelten die verſchiedenen Groſsmeiſter, und ſo wuſste ſich faſt ein Jeder ein bleibendes Verdienſt um den Orden zu erwerben.

Das Haus und der Garten von St. Antonio ſind geräumig, und müſſen im Sommer der Kühlung viel gewähren, da die ſchattenreichſten Bäume dort zu finden ſind. Aber merkwürdig iſt er noch dadurch, daſs der Marquis Haſtings, als Gouverneur, dort den erſten Mandarinenbaum in Europa pflanzte, welchen er aus China verſchrieb, deſſen vortreffliche Früchte ſüſser und feiner an Geſchmack, als die gewöhnlichen Orangen, auf den Tafeln der Rei-

chen zu Neapel, jetzt einen Dessertteller füllen, und die noch immer selten sind, weil man sie dort noch nicht einheimisch zu machen, verstanden hat.

Wenn ich der Cultur des Mandarinenbaums erwähne, so kann ich aber auch nicht unterlassen, derjenigen des Feigenbaumes zu Malta zu gedenken, bei dessen Frucht es sich wiederum, wie bei der Dattel zeigt, wie in der Pflanzenwelt, die Zärtlichkeit und Anhänglichkeit der beiden Geschlechter gegen einander, eben so gut wie beim Menschen und beim Thiere besteht; denn die Feigenbäume theilen sich in männliche und in weibliche, und wenn eine Feige der letzteren Art abzufallen im Begriff ist, und noch nicht die volle Reife erlangt hat, so werden die männlichen Feigen davon benachrichtigt, und zeigen sich sogleich sehr willig, in Bündeln vom Baume abgerissen, über die weiblichen Feigen aufgehängt zu werden, worauf die

Zärtlichkeit der letzteren für die ersteren sich so in Anspruch genommen fühlt, daß sie ihre völlige Reife abwarten und sich dann erst geneigt zeigen, dem Baume, vielleicht unter vielen innern Seufzern, entrissen zu werden.

Nachdem wir mit den liebenswürdigen Miß Stuarts, welche mit ihrem Vater zu Pferde ankamen, einige Zeit verplaudert, setzten wir uns wieder zu Wagen, um einen andern Weg zurück zu fahren, auf dem aber nicht viel mehr als auf der ganzen Insel überhaupt zu sehen war, der indessen jetzt wenigstens durch grüne Felder noch einige Abwechselung darbot, während im Sommer die ganze Insel in ein und derselben Farbe, d. h. weißgelblich erscheint.

Bei allem diesem fühlte ich daher auch wenig Neigung in mir, mehr von der Insel zu bereisen, und besonders keine, das sehr verfallene Civita Vecchia mit seinen Catacomben zu besuchen, und noch weniger die Höhle,

wo der Apoſtel Paulus, nach ſeinem Schiffbruch gewohnt haben ſoll, oder wohl gar darüber Forſchungen anzuſtellen, ob Melita das jetzige Meleda im adriatiſchen Meere, oder das heutige Malta iſt, oder ob endlich Homer eine Grotte nicht weit davon als Kalypſos Grotte bezeichnet, von der Fenelon in ſeinem Télemaque ſagt: Sa Grotte ne résonnait plus du doux chant de sa voix.

Nur ſo viel bleibt gewiß, daß man ſich weder über Kalypſos noch über Eucharis Liebe für Télemaque zu verwundern Urſach hat, da, nach dem alten Sprüchworte, daß Langeweile zuerſt die Frauen zur Liebe führt, ſie auf dem traurigen Felſen Maltas, der wahrſcheinlich damals noch keinen Pflug geſehen, viel und große Langeweile ausgeſtanden haben müſſen.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin nebſt dem Erbprinzen von der

Lippe wurden erwartet. Sie erſchienen, und beſuchten noch den Tag vor ihrer Abfahrt The Queen, wo Seiner Königlichen Hoheit alle nur möglichen Ehrenbezeigungen gemacht wurden, was auch mir das Vergnügen verſchaffte, auf dem großen Platze der Floriana einigen Exercitien des Bergſchotten-Regimentes beizuwohnen. Es war mir dieß nichts Neues, aber das Maleriſche des Anzugs, dieſe übergroße Reinlichkeit und Sauberkeit, der ſichere, ruhige, ebenmäßige Schritt beim Parademarſche, die ganze Kompagnie zu zwei Glieder geſtellt, verdienen ſicher allgemeine Anerkennung, und müſſen Jeden, der es zum erſten Male ſieht, außerordentlich anſprechen.

Dem Manoeuvre folgte ein großes Diner beim Gouverneur, und dieſem ein kleiner Ball, und wenn der Großherzog nach mehrtägigem Aufenthalte, eines Morgens Malta für Konſtantinopel verließ, ſo hatte er, ſein Vor-

theil der Reisen großer Herren) in kurzer Zeit mehr gesehn, als ein anderer öfters in Monaten erlebt.

Am 29. April erschien das große englische Dampfboot von 450 Pferden Kraft, welches die von Ostindien kommenden Reisenden in Alexandrien abholt und direct nach England führt. Sie dürfen aber weder in Malta noch in Gibraltar landen, und auch Niemand aufnehmen, und daher wäre meine immer gehegte Hoffnung, mit diesem Schiffe nach Portugal zu gehen, schon an sich vereitelt gewesen. Dieses Schiff und noch ein anderes, machen des Jahres zwölf Reisen hin nach Aegypten und zwölf zurück; sie bringen die ostindische Post, und der oder die Unternehmer erhalten dafür allein vom Gouvernement vierzigtausend Pfund Sterling. Ihre übrige Einnahme besteht im Passagier-Gelde. Das Schiff war für dieses Mal fast überfüllt, und man rechnete die Einnahme von den Reisenden allein auf siebentausend

Pfund. Da nun vier und zwanzig Reiſen des Jahres ſtatt finden, ſo kann man ſich, wenn man auch nur die Einnahme auf eine mäßige Durchſchnittsſumme annehmen will, doch einen Begriff von dem Ueberſchuſſe machen, der am Ende des Jahres, nach Abzug aller Koſten, erzielt wird.

Der Aufenthalt auf den Straßen in Valetta bietet gewiß eine große Abwechſelung dar, was mich zuerſt auf das Coſtume führt. Der eigentliche Malteſer, d. h. der Landmann, trägt ſich beinahe wie allenthalben, zum wenigſten nicht auffallend. Lange weite Beinkleider, eine Jacke, oft mit ſilbernen Knöpfen, nebſt einem um den Leib gehenden wollenen Gürtel, bieten nichts Beſonderes dar, das einzige Ungewöhnliche iſt eine um den Kopf laufende Art von wollener Kappe, woran ſich ein, über den Rücken hängender Beutel befindet, der allerlei in ſich zu enthalten beſtimmt iſt, wogegen die Landmädchen und Frauen, gleich den Damen der Stadt, ein

großes Tuch um den Kopf tragen, das bei ersteren gewöhnlich von gestreiftem wollenen Zeuge gearbeitet ist, während es bei den Stadtfrauen aus schwarzer Seide besteht, höchst graziös um den Kopf gelegt ist, und woraus die schwarzen Augen sehr bedeutend hervorblicken.

Auch Mönche sieht man, wiewohl die zu ihrer Zeit vertriebenen Jesuiten nicht wieder wie anderswo zurückgerufen sind. Nonnenklöster giebt es ebenfalls, aber wie ich höre, wenige, und die auch wahrscheinlich, nach Allem, was ich vernommen, fast gar keine Novizen mehr erhalten.

An Sprachen hört man auf den Straßen Valettas gewöhnlich nur in dreien reden, d. h. maltesisch, italienisch und englisch, französisch dagegen so gut wie gar nicht, weder in noch außer den Häusern. Aber auch zuweilen hört man völlig arabisch sprechen, und das geschieht von denen plötzlich auftauchenden und nach Mecca

hin oder von dort zurück reisenden Arabern aus Tunis und Algier. Diese Araber zeigen nun gewiß in ihren weißen um den Leib geschlagenen Mänteln und ganz barfuß, die kräftigsten Gestalten, und die furchtbarsten Gesichter auf dem Erdenrunde, so daß der sonst immer bedeutend genug aussehende Türke mir, im Vergleich zu ihnen ein verweichlichtes, indolentes Wesen zu seyn scheint. Diese Araber sind aber auch sämmtlich mit Gelde gut versehen, kaufen stets Allerlei und bezahlen baar, ja man hat mich versichert, daß es keinen unter ihnen gäbe, der nicht seine dreihundert spanische Piaster, um den Leib gebunden, mit sich führe.

Aber das Eigenste in den Straßen Maltas sind die Wagen, meist viersitzig auf zwei Hinterrädern ruhend, und vorn durch eine Gabel gehalten, in welcher das Pferd läuft während neben ihm der Kutscher geht, und ich gestehe aufrichtig, daß ich den Zweck dieser Aufspannung nie

habe begreifen können, da auf jeden Fall das Pferd eine größere Laſt haben muß, als wenn die Räder, ſobald deren doch nur zwei ſeyn ſollen, in der Mitte angebracht wären.

Unter allen dieſen fremdartigen und ſich ſelbſt oft fremden Geſtalten, denke man ſich nun noch, bis vor wenigen Jahren, einen ziemlich alten Herrn, welcher mit kleinem dreieckigen Hute, und gepudertem Haare, im Sommer in weißſeidenen und im Winter in rothſammetnem Kleide, ſich auf den Straßen ſehen ließ. Wenn man frug, wer es wäre, erhielt man zur Antwort: Es iſt der letzte auf Malta gebliebene Ritter, der franzöſiſche Comte de Grechè, der noch gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts an der verunglückten ſpaniſchen Expedition gegen Algier Theil genommen hatte, wovon er gern, und mit der ſo gutmüthigen Liebenswürdigkeit und Geſprächigkeit eines alten Franzoſen, zu erzählen pflegte.

Es giebt einen Roman, der der letzte Mensch, und einen andern, welcher der letzte Baron heißt, vielleicht bringt meine Schilderung einen Dichter dahin, den letzten Ritter auf Malta zu schreiben, und an Stoff wird es da gewiß nicht zu einem interessanten historischen Charakterbilde fehlen.

Am nächsten Sonntage besuchte ich die englische Kirche, die bis auf diesen Augenblick sich noch immer im Gouvernements-Palaste, in einer langen Halle befindet, und wo ich, da ich keinen andern Platz als am Ende derselben fand und der Geistliche mir gerade gegenüber war, mit allen Engländern dieselbe Bemerkung machte, daß man wenig oder nichts verstände.

Man wird sich wundern, wenn man hört, daß bei einem so gottesfürchtigen Volke als die Engländer, in so vielen Jahren seit der Besitznahme der Insel keine eigentliche evangelische Kirche gebaut ward. Aber, wie es manchmal

geht: man ſtritt ſich um die Koſten, das Gouvernement wollte nur fünftauſend Pfund Sterling dazu geben, und meinte, die Gemeinde ſolle das Uebrige dazu zahlen, dieſe aber behauptete, es wäre nicht ihre Sache, Kirchen zu bauen, ſondern der allgemeine Gottesdienſt gehe die Regierung ganz allein an. So verfloſſen Jahre über Jahre, bis die Königin Adelaide zu Malta erſchien, und dort einen mehrmonatlichen Aufenthalt nahm. Die vortreffliche Fürſtin ſchnitt den Knoten entzwei, gab die Gelder zum Bau her, und der neue Tempel erhebt ſich jetzt im ſchönſten Style, und in wenigen Monaten, vielleicht ſchon im Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, iſt ſeine Einweihung erfolgt.

So wird hier einmal, aus wahrem Gefühle des Bedürfniſſes, ein chriſtlicher Tempel erbaut, wofür die Britten auf Malta jetzt und künftig ſtets mit tiefem Dankgefühl der hohen Wohlthäterin Namen zu preiſen, ſich veranlaßt fühlen müſſen.

Am zweiten Mai erſchien nun im Hafen von Malta der Mongibello, das ſchöne Schiff, auf dem ich im Monat Februar die Reiſe von Genua nach Neapel, bei böſem Wetter gemacht, und höchſt billig ward ſogleich meine Reiſe bis Genua bedungen. Aber das Wetter war nicht billig, denn ich hätte wohl eine Entſchädigung für die früheren Leiden verdient. Den vierten, Abends acht Uhr, verließ ich Malta, die See war hoch und blieb es die Nacht, ein Gewitter kam gegen Morgen dazu, und unter Donner und Blitz zog ich in den Hafen von Syracus ein. Keine Aenderung den Tag über. Um neun Uhr Abends hatten wir wieder von dannen gewollt, aber der Capitain zog es vor, den Aufgang des Mondes um eilf Uhr zu erwarten, der dem empörten Elemente freundlich zuſprechen ſollte. Ob der Mond dieß gethan, oder nicht, iſt mir unbekannt, genug, daß Alles blieb, wie es war, und ich auf mei-

nem Lager nicht ruhiger, als die Nacht vorher, gebettet war. Gegen ſechs Uhr waren wir in der Gegend von Catania angekommen, wo der Capitain aber anzulegen ſich nicht getrauete; den Aetna ſahen wir mit vielem friſch darauf gefallenen Schnee bedeckt. So ging es immer weiter, ein tüchtiges aber auch wohlgeführtes Dampfſchiff ſpottet indeſſen der Wellen des Monat Mai, und um acht Uhr des anderen Morgens waren wir im Hafen von Meſſina glücklich angelangt. Mein altes Zimmer mit der ſchönen Ausſicht war unbeſetzt, das Mahl gut, mein doppeltes Bett wieder einfach für mich vorhanden, und von den Träumen der Nacht, welche ich darin zubrachte, weiß ich wenig zu erzählen, denn ſie war, was man nennt, feſt und ruhig, le sommeil franc même un peu dur, wie ma Tante Aurore ſingt, und ohne irgend eine Unterbrechung.

Zweite Abtheilung.

Reiſe

längs der calabresischen Küste

über

Neapel und Genua

nach

Sardinien.

Rückkehr nach Berlin.

Mein Aufenthalt zu Meſſina war von kurzer Dauer. Ich überblickte von meinem Zimmer aus, am Morgen meiner Abreiſe, die maleriſchen calabreſiſchen Berge, auf denen ſich jedoch von neuem Wolken lagerten, und dann ging es früh neun Uhr wiederum zu Schiffe. Das böſe Wetter bei meiner erſten Fahrt durch den Kanal, hatte mich verhindert, die Scylla und Charybdis zu ſehen; jetzt aber war das Gegentheil der Fall, und ſo hatte ich Gelegenheit, die in allen Schulen von der früheſten Kindheit an ſo oft berührten beiden Strudel, genauer und in aller Muße zu betrachten.

Schon in der Entfernung ſind die Waſſerflächen, wo ſich die Strudel befinden, ſehr ſichtbar, denn Wellen ſieht man dort nur bei ſehr aufgeregter See. Wenn nun das Schiff ſich zwiſchen ihnen den Weg bahnen will, ſo bemerkt man am Bogſpriet zuerſt, in der Gegend von Scylla rechts, eine gewiſſe krampfhafte Bewegung: das Schiff findet ſich von einer unbekannten Macht gewiſſermaßen verführeriſch angezogen. Daß nun kleine Schiffe, mit einer leicht zu verführenden Natur, von der Scylla angezogen werden, und am Ende im Strudel untergehen, iſt ſehr begreiflich, daher die poetiſchen Bilder, die man ſo oft dieſen Strudeln entnommen hat, denn ein gleiches findet bald darauf bei der Charybdis ſtatt; doch der kräftige feſte Sinn eines Dampfſchiffes, wie der Mongibello, lacht ſolcher ſchmeichelnden Künſte, und ſo glitten wir unangefochten durch, nahmen links von der anmuthigen Küſte Siciliens Abſchied, und fuhren rechts

die noch an Naturſchönheiten bei weitem reichere Küſte Calabriens immer entlang, wobei der ſtets rauchende Stromboli, jedoch in ziemlicher Entfernung, faſt den ganzen Tag unſer Begleiter blieb. Das Frühſtück ward mit gutem Muthe verzehrt, Jeder zeigte ſich heiter und froh, Niemand, den ich krank geſehen.

So iſt das Reiſen zur See eine Freude, und ſo kamen wir nach Tropea, höchſt maleriſch auf Felſen gelegen, den Vordergrund bilden herrliche Gärten. Das Gewühl der Kähne um unſer Schiff herum, war höchſt beluſtigend, Fiſche und Früchte wurden angeboten, und meiſt gekauft. Dann ging es an das Ein- und Ausſchiffen, die Freuden des Wiederſehens, die Thränen des Abſchiedes, Alles ganz in der Ordnung. Erſt nach einer Stunde ſtachen wir wieder in See und befanden uns bald darauf in Pizzo, wo einſt durch falſche Hoffnungen, durch falſche Freunde verführt, der unglückliche Murat ſein

Leben aushauchte. Größer als Tropea, auf Bergen gelegen, iſt Pizzo ebenfalls von der reichſten Landſchaft umgeben. Ganz oben erblickt man Monteleone, und die von Neapel über Pizzo dorthin führende Chauſſée. Auch hier dauerte, wie zu Tropea, der Aufenthalt etwa eine Stunde, um von dort bis Neapel nicht wieder das Land zu berühren.

Jetzt erhob ſich der Wind etwas, auch ließen ſich Schäfchen auf dem Meere ſehen, indeſſen war es eigentlich nur, was man Mare vecchio. altes Meer nennt, d. h. das, vom Sturme des vergangenen Tages, noch bewegte Meer, und ſo hielt Nichts die Geſellſchaft zurück, um ſieben Uhr ein recht gutes Diner einzunehmen, dem auch dieſes Mal, (denn die Geſellſchaft der vier Schiffe: Ercolano, Mongibello, Maria Chriſtina und Francesco I ſoll ſehr gute Geſchäfte machen,) außer den gewöhnlichen guten ſicilianiſchen Weinen, der Bordeaux nicht fehlte.

Aber auch einen vortrefflichen Fiſch, Namens Cernia, lernte ich kennen, deſſen Fleiſch indeſſen, friſch genoſſen, noch zu feſt iſt, und welcher daher, ſonderbar genug, gleich dem Wilde einige Tage liegen muß, um wahrhaft ſchmackhaft zu werden.

Die Nacht war ſtill und ruhig, daher auch die Paſſagiere ſanft ſchliefen, und beim Erwachen befand ich mich im Golfe von Salerno, wo ich in der Ferne die vor Jahren von mir beſichtigten Tempel von Päſtum zu erblicken glaubte. Der Golf ward durchſchnitten. Zwiſchen Capri, (deſſen blauer Grotte ich in meiner früheren Reiſe erwähnt,) zur Linken, und den Felſen, die den Eingang des Golfes von Neapel beſchützen, zur Rechten, ward in denſelben hineingefahren immer näher und näher zeigten ſich die bekannten freundlichen Geſtalten, und um zehn Uhr ward der Anker im Hafen von Neapel geworfen.

Viele lieben, und es mag auch vernünftiger

seyn, einen andern Weg zurück zu reisen als den sie bei der Hinreise nach einem Lande genommen, aber, außer den guten Freunden die man wieder sieht, auch von den unbedeutenderen Bekannten wieder gut empfangen zu werden, hat für mich stets etwas höchst Befriedigendes. Ich will einmal nicht immer blos sehen, ich will sehen, ich will auch wieder sehen, und mit diesem, meiner Neigung entsprechenden, Vorsatze reise ich öfters nach derselben Gegend zurück aus der ich gekommen bin, und finde mich wiederum in der Umgebung des Gewohnten behaglich.

Nur drei höchst angenehme Tage dauerte indessen mein Aufenthalt in Neapel, und am eilften Mai Nachmittags drei Uhr war ich, aber dieses Mal, unter einem furchtbaren Gewitter und starkem Regen, wieder auf dem Mongibello angelangt, wo ich die Gesellschaft bedeutend vermehrt fand, denn wir hatten in den verschiedenen Classen einhundert und drei und

achtzig Perſonen nebſt neun Wagen am Bord. Das Intereſſanteſte war mir die Bekanntſchaft, welche ich mit drei barmherzigen Schweſtern, den Soeurs Griſes, machte, wovon die eine Franzöſin von Geburt, ſchon bei Jahren, die andern beiden aber noch jung, und namentlich die eine aus Chambery gebürtig, ſehr hübſch waren. Einheimiſch im Piemonteſiſchen, wo der König ihnen eine Menge Etabliſſements überwieſen hat, werden ſie von dort aus, wie es ſcheint, nach verſchiedenen Ländern verſchickt. In Neapel ließen ſie jetzt mehrere Gefährtinnen zurück und waren im Begriff, ſich nach Frankreich zu verfügen. Der König von Neapel hatte ſie ſeines Schutzes verſichert, dagegen ſollen ſie, wie behauptet wird, in Rom vielerlei Widerſpruch zu erdulden haben. Warum? weiß ich nicht, denn da dieſe würdigen Frauen die einzigen unter den Nonnen ſind, die der leidenden Menſchheit wahrhaften Nutzen ſtiften,

ſo kann der Grund faſt nur in einer Eiferſucht der anderen religiöſen Congregationen liegen, die letzteren eben nicht zur Ehre gereichen würde.

Die Fahrt bis Genua ging gut von Statten, am vierzehnten Mai gleich nach vier Uhr Morgens befanden wir uns im Hafen, und die aufgehende Sonne beleuchtete magiſch die Paläſte und Landhäuſer nebſt den Gärten dieſes prächtigen Golfes, welche ſich bis zu den höchſten Bergen heran erſtrecken, ſo daß die Landſchaft an Abwechſelung ihres Gleichen nicht hat, denn Neapels Schönheit iſt vor Allem die Größe des Golfes, der Veſuv und die Inſel Capri. Aber die Häuſer ſehen, wie ſchon mehrere Male erwähnt, klein aus, die Architectur iſt ſchlecht, und die Berge haben faſt einerlei Höhe, was Alles nicht zu Genua der Fall iſt. Bald war ich nun in die Croce di Malta zurückgekehrt, und wenn ich das letzte Mal dort

nur ein finſteres Zimmer gehabt, ſo ward mir dagegen jetzt ein anderes, von dem ich der Ausſicht über den ganzen Golf genoß.

Hier zu Genua ward ich nun zuerſt, wegen der Fortſetzung meiner Reiſe mit mir einig, und der Ausflug nach Sardinien ward beſchloſſen, welcher auf dem nach Porto Torres am zwanzigſten Mai abgehenden Dampfbote ſtattfinden ſollte. Denn bis noch vor wenigen Jahren gab es, zur Verbindung von Genua mit Sardinien nur Segelſchiffe, als der König den Befehl ertheilte, drei Mal des Monats, zwei Mal nach Porto Torres und ein Mal nach Cagliari Dampfböte zu ſenden.

Iſt man erſt rückſichtlich der Idee zu einer Reiſe mit ſich ſelbſt im Klaren, ſo vergehen die Zwiſchentage bis zur Ausführung derſelben gewöhnlich ſehr angenehm. Beſonders war dies nun zu Genua der Fall, wo ich außer dem Marquis von Paulucci, der mich wiederum höchſt freund-

lich aufnahm, noch manche andere angenehme Bekanntſchaft vorfand, und auch ein Mal wieder des Vergnügens einer ſehr guten Oper und Ballets, bei ſchön erleuchtetem Hauſe, genoß, was ich nun ſchon ſo lange hatte entbehren müſſen. Die Oper, welche ich ſah, war Il Reggente, von Mercadante, in welcher der Componiſt, was nicht immer bei Italienern der Fall iſt, Gründlichkeit mit ſchöner Melodie zu vereinigen gewußt hat, wie er es ſchon ſo glänzend im Giuramento bewieſen. Unter den Vortragenden ſah ich, zu meinem groſſen Vergnügen, Sophie Löwe wieder, die wir einſt zu Berlin die unſrige nannten, und deren Stimme nicht allein an Tiefe gewonnen, ſondern deren mehrjähriger Aufenthalt in Italien auch künſtleriſch wohlthätig auf ihren Geſang gewirkt hatte.. Im Spiele war ſie ſchon zu Berlin ausgezeichnet, und darin hatte ſich nichts geändert. Die Baßpartie ſang der bekannte Derivis, und ſo gut als ſeine ſchwächer gewor-

dene Stimme es ihm erlaubte, und der Tenor war ein Sänger, Namens Rappo, der auch des Beifalls der ihm ward ſich würdig zeigte.

Bis jetzt hatte ich Genua nur im Winter gekannt, und wohl die Paläſte im Innern der Stadt, aber nicht die Campagne beſucht. Für den nächſten Tag ward daher mit einer Geſellſchaft, theils Genueſer, theils fremder Herren und Damen, eine Waſſerpartie nach Abadia, einem Landhauſe des ſardiniſchen Herzogs Pasqua, und nach dem ſogenannten Wirthshauſe della Grotta verabredet, die beide auf der Corniche, nach Nizza zu, liegen. Die Luſtfahrt fand auf einer Barque mit acht Ruderern von der königlichen Marine ſtatt, geführt vom Capitain Monte Grande, in welchem ich bald denjenigen Capitain zu erkennen Gelegenheit hatte, welcher mich auf der Gulnare nach Sardinien führen würde. Sehr heiter geſtimmt, die liebenswürdige Marquiſe Aurelia Pallavicini führte

das Steuerruder, landeten wir auf beiden Punkten, und zwar zuerſt bei Abadia. Der Herzog hat viel Geld auf die Verſchönerung dieſes Landſitzes gewandt, und ein Landſtrich, wo Alles gedeiht und der eine ſchöne Ausſicht hat, belohnt ſich auch für den Fleiß, der ihm gewidmet wird, denn Alles iſt im beſten Stande. Aber auch der Gärtner, ein Franzoſe, bot uns Stoff zur Erheiterung, da er lange in den Gärten des Sultans zu Conſtantinopel gearbeitet hatte, und unſern Opernierten zufolge, man denke an Belmonte und Conſtanze, ſtets eine gewiſſermaßen poetiſche Perſon iſt, und entweder verkleideter Liebhaber oder Helfershelfer. Zum erſteren intereſſen ſchien er mir nicht angethan zu ſeyn, und ob er das letztere geweſen, dazu hatte ich keine Zeit, ihn zu befragen, will es aber gern glauben, um meine poetiſche Stimmung nicht zu verlieren.

Das Wirthshaus della Grotta ward

nachher beſehen und gewiß würde es etwas Auffallendes ſeyn, in einer ziemlich weitläuftigen künſtlichen Grotte, die durch angebrachte Spiegel noch größer ſcheint als ſie wirklich iſt, ſein Frühſtück oder Mittagsmahl für Geld einzunehmen, wenn man nicht bald erführe, daß ſie, wie dieß gewöhnlich der Fall iſt, von einem Privatmanne gebaut, aus deſſen Händen ſie ſpäter in diejenigen eines Gaſtwirthes übergegangen iſt.

Aber während wir ruhig in der Grotte ſpeiſten, hatte ſich der Himmel ſehr bezogen, und ein ſtarkes Gewitter war zu erwarten. Schnell beſtiegen wir daher die Barque, die Schiffsleute ruderten ſo raſch wie möglich, indeſſen, noch eine Viertelſtunde etwa vom Landungspunkte entfernt, fielen ſchon die erſten Tropfen. Mit genauer Noth erreichten wir noch, ohne völlig durchnäßt zu ſeyn, den Hafen, und wer einmal zu Genua im eigentlichen Hafen iſt, der iſt auch geborgen,

und ſelbſt beim Regen im Trockenen, da ſämmtliche Wirthshäuſer gleich daran ſtoßen.

Die wenigen Tage zu Genua vergingen mir in guter Geſellſchaft ſehr ſchnell, nur hatte ſich das Wetter, von dem Tage unſerer Luſtfahrt ab, völlig geändert und war unbeſtändig geworden, und in der Nacht vor meiner Abreiſe entlud ſich noch ein fürchterliches mit Regen und Hagel vermiſchtes Gewitter, das in ganz Genua wiederhallte. Die Wärme war dahin und empfindliche Kälte trat ein. Der Anfang meiner Reiſe war alſo nicht viel verſprechend, beſonders da am andern Tage, während der Einſchiffung, noch ein abermaliger Regen ſich einfand.

Die Gulnare iſt ein in England gebautes Dampfboot, von ungefähr einhundert und funfzig Pferden Kraft, das zehn Knoten in der Stunde macht.

Die Eleganz des Innern gleicht derjenigen aller übrigen neueren Schiffe. Es befinden ſich

auf demſelben an Mannſchaft, incluſive des Capitains, eines Lieutenants und eines Arztes, in Allem ein und vierzig Perſonen. Alles wird militairiſch betrieben, die Ordnung iſt dort dieſelbe, wie in jedem anderen Schiffe der königlichen Marine, die Wachen löſen ſich ab, genug, jede nur mögliche Vorſichtsmaßregel wird beobachtet. Die Geſellſchaft war ſehr klein, und es ward dieß um ſo fühlbarer, da eine ſardiniſche Marquiſe und ihr Sohn ſich ſogleich Krankheits halber zu Bette verfügten, und ich ihrer, kurz vor Porto Torres, erſt wieder anſichtig wurde.

Was die Fahrt ſelbſt betrifft, ſo bleibt es nun ſtets unbeſtimmt, ſobald dieſelbe nach Porto Torres geht, ob die Inſel Corſica rechts oder links gelaſſen wird, denn in letzterem Falle hat man den böſen Libeccio, den Südweſtwind, zu beſorgen, indeſſen iſt die Fahrt kürzer, als wenn man die, wegen der Strömung immer ſchwer zu durchfahrende Meerenge von St.

Bonifacio, zwiſchen Corſica und Sardinien, paſſiren muß. Daher entſcheidet ſich immer erſt der Capitain in der Gegend des Capo Corſo, der nördlichen Spitze Corſicas, welche Seite der Inſel er zu nehmen hat. Das ſehr zweifelhafte Wetter machte ihn nun lange ſehr unſchlüſſig, der Neumond indeſſen verhieß durch ſeine Klarheit eine gute Nacht, und ſo ward die Inſel links gelaſſen, obgleich das Meer, bei demſelben Winde als Tages vorher, ſtets Mare Vecchio blieb.

Die Nacht verging ſo ziemlich, der Morgen brach an, wir befanden uns an einer Bucht, an deren Spitze Calvi liegt. Aber nie habe ich eine anhaltend rauhere unfreundlichere Küſte geſehen, als die weſtliche Küſte Corſicas, und deren Beſchreibung iſt bald vollendet, denn man erblickt bis zu Ende faſt nichts als Felſen, und die wenigen Buchten ſind wohl theilweiſe grün, aber ohne Häuſer. Calvi und Ajaccio, ſind die

einzigen Oerter von Bedeutung, und letzteres, was ich sehr zu sehen gewünscht, liegt noch dazu in der Bucht beinahe versteckt. Ueber diese Buchten und Berge erheben sich nun die Schneeberge des Innern, die selbst theilweise, das ganze Jahr über, mit Schnee bedeckt sind, und so dachte ich mir, mag das Land seine Reize im Innern haben, von außen hat es etwas wildes, abschreckendes, wie mir selten dergleichen auf solcher Ausdehnung vorgekommen.

Endlich hatten wir uns der Meerenge genähert, als plötzlich der Wind umschlug, und Südost ward, und zwar von solcher Stärke, daß er uns am Fortkommen hinderte, und wir zuletzt nur neuntehalb Knoten machten, ja das Meer nicht mehr Schäfchen, sondern Schaafe zeigte. Unter diesen Umständen war an das Einlaufen in Porto Torres, das die schwierigste engste Einfahrt hat, nicht mehr zu denken, und es ward daher, nahe der Insel Asinara, früher dem

Grafen gleiches Namens gehörig, den er, ſeit dem Verkaufe der Inſel an den König, in Valombroſa umgeändert hat, ein ſicherer Ankerplatz gewählt, der für die Nacht zu unſerm Schutze gegen die unruhige See beſtimmt ward. Nach manchem Sondiren in dieſer, durch flaches Land beim Einlaufen gefährlichen Bucht, ward jedoch bald der rechte Weg gefunden, und noch vor dem Einbrechen der Nacht lag das Schiff ſo ruhig und ſicher, wie ein Haus auf feſtem Sande nur ſtehen kann. Wir ſoupirten gut, wir ſchliefen ſanft, gegen Morgen hatte ſich der Wind gelegt, das kleine, unbedeutende Porto Torres zeigte ſich uns immer näher, bald entdeckten wir ein zerfallenes römiſches Haus, und eine alte römiſche Brücke, dann kamen wir an die Befeſtigungen des kleinen Hafens, und wenn auch die Einfahrt breit ſchien, ſo waren ſelbſt dort noch Felſen, und nur auf ſo viel Breite als gerade das Dampfboot hat, fand das Einlaufen ſtatt;

Freunde und Verwandte begrüßten bald die Ankommenden und erhielten die gewöhnlichen ſo wohlthuenden Gegenbegrüßungen.

Porto Torres, das ſonſtige Turris oder Torres der Römer, iſt jetzt ein unbedeutender Ort, und zieht wohl nur hauptſächlich ſeinen Erwerb von den, wiewohl in geringer Anzahl, dort einlaufenden Schiffen. Indeſſen, ſo unbedeutend es an ſich iſt, ſo machte es doch wegen der Neuheit ſowohl der Geſichter als der Coſtume die ich ſah, einen gewiſſen Eindruck auf mich, denn obgleich Sardinien, rückſichtlich der Kleidung ſich nicht immer gleicht, ſo giebt es doch gewiſſe Theile des Anzuges, die man faſt durchgängig ſieht.

Die Schiffer, die einen ans Ufer fahren, und die Laſtträger, ſind natürlich auch immer die erſten Menſchen, die man in einem fremden Lande ſieht. Hiernach indeſſen eine Nation beurtheilen wollen, da dieſe gewöhnlich ihren eignen Typus

haben, und oft auch Fremde ſind, wie namentlich die Laſtträger zu Genua, Bergamasken, würde oft ein falſches Urtheil bilden; hier in Sardinien indeſſen, wo Alles noch iſt, wie es war, ſehen ſich die Menſchen auch noch alle ſo ziemlich ähnlich, und ſo hatte ich in dieſen Boots-leuten, mit ihren kräftigen Zügen, dem feurigen Auge, dem ungekämmten ſchwarzen Haare, Wolle gleich, und der ſtarken Geſtalt, das wahre Bild faſt aller übrigen Sarden aus den niedern Kreiſen, die ich nachher geſehen. Aber auch ihr Anzug verbindet mit vielem Maleriſchen die Idee der Bequemlichkeit und der Zweckmäßigkeit, wie wir es ſo oft bei uncultivirten Nationen antreffen. Statt Stiefeln, Schuhe, eine Stiefelette hoch herauf, darüber eine kurze weite Hoſe und über dieſe eine andere weite wie ein Rock, der bis an das halbe Oberbein geht, beinahe wie der Kilt der Bergſchotten, hierüber ein breiter Gurt, dann eine vorn geſchloſſene Weſte, ein mit

geſchlitzten Aermeln kurzes Oberkleid darüber, und zuletzt einen Mantel, Capotu ſerenien genannt, mit großem Capuchon, der in ſchlechtem Wetter noch über die einer phrygiſchen ähnliche Mütze gezogen wird.

So ungefähr iſt das allgemeine Charakteriſtiſche des Anzuges der Sarden, und ſo waren die Bootsleute gekleidet, welche erſchienen, mich zur Stadt zu rudern.

Das eigentliche Colettu d. h. ein juste au Corps ohne Aermel von gegerbtem Leder, das bis an die Knie geht, vorn ganz geſchloſſen iſt und an den Hüften durch einen Gurt gehalten wird, ſah ich erſt ſpäter bei den Landleuten, und eben ſo den Pelz ohne Aermel vorzüglich bei den Schäfern, den man eben ſo bei den Hirten im Römiſchen, Neapolitaniſchen und noch in andern Ländern antrifft.

Aber zugleich ſah ich auch eine Verkäuferin mit einem Wulſte und rothem Tuche auf dem

Kopfe worauf ein großer Krug ſtand, auf uns zukommen, deren Aermel und Jacke ebenfalls geſchlitzt waren und ſo an der Bruſt ausgeſchnitten, daß ein ungeſtärktes Hemde die ganze Fülle des Buſens zeigte.

Dieß waren nebſt einer alten römiſchen Säule die erſten Eindrücke, welche ich beim Landen in Sardinien aufnahm. Da ich nur die nothwendigſten Sachen zu meiner Kleidung von Genua mit mir genommen, ſo war an der Douane das Viſitiren bald beendet, denn, wenn auch demſelben Zepter unterworfen, iſt dennoch Sardinien in ſeiner ganzen Adminiſtration, in ſeinen Finanzen, genug, in ſeiner ganzen Organiſation, völlig getrennt von den Continental-Staaten des Königs, und ſo wird der Fremde, er komme aus England oder aus Genua, er habe franzöſiſche oder piemonteſiſche Fabrikate bei ſich, auf gleiche Art viſitirt, und es wird confiscirt was einmal verboten iſt. Aber daß Piemont als das ge-

lobte Land im Verhältniß zu Sardinien angesehen ist, davon hatte ich sogleich einen Beweis, denn während ich noch auf einen Wagen wartete, der mich nach Saffari, der zweiten bedeutenden Stadt auf der Insel, einige Meilen weit, führen sollte, ließ ich mich in ein Gespräch mit einem Soldaten ein, der an der Douane stand, und mit vielem Interesse von den sieben Jahren sprach, die er zu Turin zugebracht. „Ach!“ rief er zuletzt aus, „und die herrlichen weißen Trüffeln! deren muß ich hier ganz entbehren,“ und dabei feuchtete sich sein Auge. Also hatte ich es zu Porto Torres gleich mit einem Leckermaule zu thun, der nur an die weißen Trüffeln dachte; in der That eine Feinheit des Geschmackes, welche hier anzutreffen ich nicht vermuthet hätte.

Nach etwa einer Stunde erschien eine Chaise. Wir setzten uns unserer Viere hinein, und so ging es ziemlich rasch, eine gute Chaussée auf

Saſſari zu. Auf dieſer kleinen Tour bekommt man nun gleich einen ungefähren Begriff vom Zuſtande des Landes. Die Felder im Ganzen ſind fruchtbar, ſehr fruchtbar, und dort, wo ſie bebaut ſind, was ſtets ohne allen Dünger geſchieht, geben ſie unglaubliche Erndten, und zwar nach einer jährigen Ruhe, wo ſie behütet werden. Aber vielleicht iſt im Ganzen kaum ein Viertheil des Landes überhaupt bebaut, und drei Viertheile liegen brach, auf denen Schaafe mit ſchlechter Wolle, deren Ertrag beinahe blos in Käſe und Milch beſteht, nebſt Ziegen und Rindvieh weiden. Der Mangel an Bevölkerung war auch hier gleich ſichtbar, denn auf dem ganzen Wege, beinahe zwei deutſche Meilen, lag auch nicht ein einziges Dorf, ſondern wir erblickten nur zwei Häuſer welche beide für die Aufſeher der Chauſſée gebaut ſind. Ab und zu kamen theilweiſe mit langen Flinten und Säbeln, gleich großen Tranchirmeſſern, bewaffnet, Männer ge-

ritten, welche zur Miliz gehören; in einiger Entfernung ſah man wiederum Prieſter zu Pferde, manchmal eine Dame hinten auf, als ich plötzlich durch ein langes gelbes reitendes Weſen in Verwunderung geſetzt wurde, das nichts mehr und nichts minder als eine Frau war, welche ihren großen gelben Ueberrock gegen den Regen über den Kopf genommen, und deren zwei magere nackende Beine von beiden Seiten des Pferdes herabhingen.

Endlich hörten die eigentlichen Felder auf, und große Olivenpflanzungen, durch Steinmauern eingeſchloſſen, zeigten an, daß wir Saſſari näher rückten, deſſen Umgegend berühmt wegen dieſer Frucht iſt, und höchſt bedeutende Verſendungen, man ſpricht von 120,000 Barils, (ein Baril hat 88 Pfund) jährlich davon macht.

Große Gaſthöfe muß man in Sardinien, bei den wenigen Reiſenden und der allgemeinen Gaſtfreundſchaft, natürlich nicht ſuchen, auch er-

wartete ich dieſe nicht, aber dennoch erſchrack ich etwas, als der Wagen zu Saſſari in einer dermaßen engen Straße anhielt, daß die Fußgänger nur mit Mühe daneben einen Weg fanden, und ich erfuhr: wir wären vor dem Hotel de France angekommen, wo die beſte Küche wäre. Indeſſen war nur ein einziges Zimmer leer, und ſo ging es nach einem andern, das in freier Gegend, vor der Stadt, neu gebaut, nun, nach Einreißen der Mauer, mit zur Stadt gehört.

Aber hier war es nicht allein, wie oftmals im Neapolitaniſchen, daß eine Etage blos Wirthshaus iſt, und die anderen ſonſt vermiethet ſind, ſondern in dieſem Hauſe trennte der Flur in der einen Etage zwei Gaſthöfe, denn ſo wie man die Treppe erſtiegen hatte, ſtand links: Albergo al Leone d'Oro, und rechts: Albergo Saſſareſe. Ich wählte das letztere, das übrigens nur 2, ſage zwei Gaſtzimmer im Ganzen

hatte und wegen dieſer zwei Kammern den Titel Parlement d'Angleterre verdient hätte, und nahm daher für mich allein, gleich den ganzen Gaſthof in Beſchlag. Indeſſen hatte ich reinliche Zimmer, ein mittelmäßiges Diner und freundliche Wirthsleute.

Jetzt ſah ich mich, von meinem Fenſter aus, nach der Gegend genauer um, und fand bald, daß ich rechts, an der großen Chauſſée nach Cagliari wohnte. In einiger Entfernung davon erblickte man auch hier die großen Olivengärten, mit ihren Thoren und Mauern, ſchönen Parks ähnlich; links ſah ich die Stadt und über ihr hinweg die Inſel Aſinara, und das Meer, wo ich die Nacht vorher zugebracht. Mir gegenüber endlich lag ein großes hohes Gebäude aus dem Mittelalter, mit eiſernen Gittern vor den Fenſtern, das frühere Inquiſitionsgebäude, das indeſſen mit dem Erlöſchen der Inquiſition eine ähnliche Beſtimmung wiederum er-

halten, und worin die vom geistlichen Gerichte in Verführungs- und Ehesachen und wegen anderer gegen Sitten und Religion anstoßenden Sünden Verurtheilten, es seyen Geistliche, oder Weltliche, Männer oder Frauen, die Zeit ihrer Bestrafung auszuhalten haben. Doch nicht genug, mit diesen Ideen stets beschäftigt seyn zu müssen, sobald ich ans Fenster trat, sah ich mich noch genöthigt, schwerere Verbrecher, als solche, denen einmal eine größere Glut der Empfindung als Andern eingehaucht ward, zu erblicken, und die immer, zu zweien an einander gekettet, die öffentlichen Arbeiten an der Straße verrichten. Gewiß, ein solches unfreiwilliges Beisammenseyn, was, wie ich gehört, nur des Nachts gelöset wird, hat für mich noch etwas viel Gräßlicheres, als selbst die völlige Einsamkeit, die ich auch nicht geradezu in Schutz nehmen will. Das Auburnsche System, Zusammenseyn, Arbeit und Schweigen, ist gewiß Dasjenige,

was noch am erſten zur Beſſerung des Menſchen beitragen kann.

Noch ſah ich den Verbrechern, langſam ihre Arbeit verrichtend, mit unangenehmem Gefühle zu, als ich die Diligence von Cagliari ganz in der, im übrigen Europa gewöhnten Weiſe, die Chauſſée hinunter fahrend, erblickte, wovon bis in die letzten Zeiten, nicht die Rede geweſen war, und woran man gleich den Umſchwung hinreichend bemerken konnte, den Alles ſeit den letzten zwanzig Jahren genommen hatte.

Sardinien, das frühere Ichnuſa der Griechen hat eigentlich, von den älteſten Zeiten der Carthaginenſer her, das heißt: etwa fünfhundert Jahre vor Chriſti Geburt, von welcher Periode ab, wir genau genommen nur ſichere Nachrichten darüber beſitzen, bis auf die neueſte Zeit, mehr böſe als gute Tage geſehen. Früher der immerwährende Zankapfel zwiſchen den Römern und Carthaginenſern, kannte es nur für

einige Jahrhunderte Frieden, als es, ohne weitere Anfechtung, den Römern unterthan war. Da zählte es eine Bevölkerung von gewiß drei Millionen Menschen, während es jetzt deren kaum eine halbe zählt, und die Spuren der schönen Straßen durch die ganze Insel legen allein den Beweis ab, welche Sorgfalt auf dessen Erhaltung und Verschönerung verwandt wurde.

Doch mit dem Sturze des abendländischen Reiches, fiel auch Sardinien. Barbaren, Sarazenen, in steten Kriegen mit den griechischen Kaisern über den Besitz der Insel, verwüsteten dieselbe zu verschiedenen Malen, bis endlich, nach so mancherlei Zwischenfällen, die Pisaner und die Genueser die dort gelandeten Mauren völlig schlugen, und sich, in der Mitte des eilften Jahrhunderts, in den völligen Besitz der Insel setzten, worauf man sie in Provinzen theilte, denen als Statthalter sogenannte Richter vorgesetzt wurden, deren Macht aber bald so stieg, daß sie

von manchen Schriftſtellern ſogar Könige genannt werden.

Es kann daher die Geſchichte Sardiniens bis zu dieſem Zeitpunkte in drei Perioden, die carthaginenſiſche, die römiſche und die piſaniſch-genueſiſche Periode eingetheilt werden, und es beginnt nun mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo zuerſt Arragonier vom Papſte das Lehn der Provinz erhielten, die neuere ſpaniſche Periode, und ſo ward Ferdinand der Katholiſche, erſter ſpaniſcher Monarch, bei deſſen Nachkommen Sardinien ſo lange auch blieb, bis es 1714 im Utrechter Frieden an Oeſterreich abgetreten ward, das es 1720 wiederum dem Hauſe Savoyen überließ, in deſſen Beſitz es ſich noch, ohne Unterbrechung, bis heute befindet.

Nach dieſem flüchtigen, aber bei der Beſchreibung eines Landes ſtets nothwendigem Abriß, habe ich daher, wie ich glaube, wohl Urſach zu

ſagen, daß Sardinien, mit Ausnahme der Zeit der römiſchen Herrſchaft mehr böſe als gute Tage geſehen, denn, wenn es zuerſt durch die beſtändigen Kriege um deſſen Beſitz, zerrüttet ward, ſo trug nachher die faſt beſtändige Abweſenheit der Monarchen dazu wiederum bei, dieſes ſchöne Land ihnen zu entfremden, und ſo iſt es lange Zeit immer mehr und mehr einem offenbaren Verfalle entgegen gegangen.

Doch der Augenblick ſeiner Erlöſung ſcheint gekommen zu ſeyn, und ſeit einem Vierteljahrhundert hat Sardinien, Dank ſeinen beiden letzten Fürſten, wenn auch noch langſam, denn es zerſtört ſich leichter als wieder aufgebaut wird, Hoffnung ſich einer beſſern Zukunft zu erfreuen.

Noch kannte ich nicht das Innere der Stadt, denn was man von einem Wagen aus ſieht, will ſchon in den breiten Straßen nicht viel ſagen, alſo noch weniger, ſobald man in engen Straßen fährt, wo man vom Fenſter aus, beinahe die

Häuſer berühren kann. Meine Wohnung lag am Ende der Hauptſtraße, welche etwas breiter, aber um nicht Vieles als die übrigen, angelegt iſt. Hier wohnt nun, was man gewöhnlich in Sardinien mit dem Titel Ariſtokratie belegt, das heißt: der Adel des Landes, und die höchſten Angeſtellten. Ich erwartete alſo zum wenigſten Häuſer zu ſehen, die etwas im Einklange mit den Paläſten des Adels wie im übrigen Italien wären. Aber davon iſt in Saſſari nicht die Rede. Sämmtliche Häuſer ſind nur, ich möchte ſagen, auf die nothwendigſte Nothwendigkeit eingerichtet, und nur zwei, die noch im Bau begriffen ſind und den erſten Herren des Landes gehören, ſcheinen in etwas größeren Verhältniſſen errichtet zu werden. Ihnen gegenüber liegt das Stadthaus, ebenfalls mit niedrigen kleinen Zimmern, wo man das Bild des heiligen Gavinus, des Schutzpatrons von Sardinien, mit dem Titel: Capitano

Generale in Sardegna erblickt. Neben an iſt ein kleines Theater, worin aber zur Zeit nicht geſpielt ward, und das ich daher nicht geſehen. Der Verkehr in dieſer Straße iſt ſonſt ziemlich lebhaft, und ſeinen Bekannten begegnet man ſo oft, daß man, wie auf der Promenade in einem Bade, gar nicht mehr daran denkt, zu grüßen, ſobald man es einmal am Tage gethan.

Angenehmer als die Promenade in der Stadt, ſind dagegen diejenigen außerhalb derſelben. Die Stadt bekommt mehr Leben, ſie bekommt mehr Einwohner, natürlich werden die Stadtmauern nach und nach abgeriſſen und neue Straßen werden gebaut, die ſogleich in die ganz hübſche Umgegend von Saſſari führen.

Aber auch ſelbſt dieſe neuen Straßen haben viel Eigenthümliches. Faſt alle Häuſer durchweg in Saſſari, gute und ſchlechte, haben eigentlich keine Parterrewohnungen, ſondern nur Thüren und keine Fenſter. Letztere ſind zu zählen. Die

Reichen wohnen ein oder zwei Treppen hoch, und unten ſind außer der Hausthüre gewöhnlich Boutiquen, und die ärmere Claſſe wohnt meiſt in Häuſern, die nur die Grundetage haben, und gar keine Fenſter, oder ſehr kleine in der obern Etage, indem letztere von keiner beſonderen Höhe iſt. Da nun eine Menge ärmerer Familien ſich nach den Städten zieht, um dort Arbeit zu ſuchen, ſo ſind die neuen Straßen meiſt für ſie angelegt, und ſo bietet oft eine ganze Reihe Wohnungen, alle unter einem Dache, ein höchſt dürftiges caſernenartiges Anſehen dar.

Bei aller dieſer Armuth begegnete ich indeſſen nur wenigen Bettlern, und nach näherer Erkundigung erfuhr ich, daß in dieſer Gegend es viel kleine Eigenthümer gäbe, die, wenn auch nicht wohlhabend, doch nicht zu betteln brauchten, und ſo wären (um ein Beiſpiel anzuführen) in dem nicht weit davon liegenden Ozieri und in deſſen Umgegend, von ungefähr 9000 Menſchen Bevöl-

ferung, bei der letzten Zählung, nur fünf und zwanzig Arme gefunden worden, was gewiß in Verhältniß zu andern Ländern höchst unbedeutend wäre.

Die zwei Tage meines Aufenthaltes in Saſſari, wurden natürlich in ſtetem Spazierengehen und zwar meiſt in Geſellſchaft des ſardiniſchen Marcheſe St. Fedéle verbracht, mit dem ich auf der Ueberfahrt von Genua bekannt geworden, und der für mich manche Gefälligkeit hatte.

Die Gegend um Saſſari iſt freundlich, ohne grandios zu ſeyn. Ein Hauptſpaziergang iſt des Abends nach einem Franziskaner-Kloſter, vor dem, unter hohen Bäumen, man eine ſehr hübſche Ausſicht genießt. Auf einer andern Seite beleben noch die Gebäude einer neu angelegten Seifenfabrik und deren Bewohner die Gegend. Intereſſen ſollte ich auch mit den Gärten der reichern Privatleute von Saſſari bekannt werden, und ſo beſuchten wir eines Abends denjenigen

des Cavaliere Manca, welcher uns ſelbſt darin herum zu führen bemüht war, und wo, bei ſorgfältiger Cultur, ich auf Höhen und Tiefen einen Reichthum an Bäumen und Pflanzen entwickelt ſah, der nur zu ſehr wiederum bewies, welche unglaubliche Kräfte in dieſem ſchönen Lande ſtecken, und wie Sardinien von neuem werden könnte, was es einſt war, ſobald man der gräßlichen Fieber in den meiſten Ebenen der Inſel Herr werden könnte, welche die Einheimiſchen der Arbeit für ſechs Monate faſt entfremden, und dem Auswärtigen, ohne die größte Vorſicht, meiſt tödtlich ſind.

Nachdem ich dem Gouverneur von Saſſari und einigen andern Bekannten Beſuche abgeſtattet und am letzten Tage vor meiner Abreiſe, nur glaubte, mich noch einmal der hübſchen Umgegend zu erfreuen, ſollte ich noch eine Bekanntſchaft ganz eigner Art machen, denn plötzlich auf der Straße, in der ich mit dem Marcheſe

auf und nieder ging, ſprach mich ein Geiſtlicher, mit einer großen Haſenſcharte verſehen, an, indem er ausrief:

Sie ſind der Inſpector!

Ich. Nein, ich bin ein Fremder.

Dann wandte er ſich zum Marcheſe: Und Sie, der Sohn von Villa Marina (beiläufig der ſardiniſche Miniſter zu Turin, indem Sardinien auch zu Turin ſeine eigne Verwaltung hat).

Der Marcheſe: Nein, ich bin es nicht.

Der Prieſter: Ja, Sie ſind es. Wollen Sie nicht heute die Jagd ſehen?

Der Marcheſe: Ja ſo! Sehr gern.

Der Prieſter zu mir: Und Sie, Sie haben mich zum Beſten, Sie ſind der Inſpector.

Ich: Nein, ich habe Sie nicht zum Beſten. Ich bin und bleibe ein Fremder.

Der Prieſter zum Marcheſe: Wo treffen wir uns?

Der Marcheſe: Im Caffé So und So.

Der Prieſter. Gut.

Und damit drückte er dem Marcheſe die Hand ſo feſt und kräftig, daß dieſer Mühe hatte, des Schmerzes ohne klagenden Ausruf Meiſter zu werden.

So gingen wir weiter, und daß wir es mit einem Halbtollen zu thun gehabt, in deſſen Augen ich durchaus ein Inſpector, Gott weiß wo von, und der Marcheſe der Sohn des ſardiniſchen Miniſters ſeyn ſollte, liegt am Tage.

Von Saſſari aus, führt eine, aber noch nicht vollendete, Chauſſée nach Alghieri, einem befeſtigten Hafen an der Weſtküſte. Dort iſt, hart an der See gelegen, eine ſehr berühmte Grotte, deren Stalaktiten, wie gewöhnlich, die wunderbarſten Geſtalten zeigen. Das fortwährend ſtürmiſche Wetter machte aber das Beſehen

der Grotte unmöglich, und wiewohl ich nicht einem meiner Bekannten ähnlich zu seyn glaube, welcher, indem wir im Belvedere bei Wien, die Bildergallerie besahen, immer ausrief: Wozu das Besehn? ich gehe ja nach Paris, wo die Bildergallerie viel schöner ist, so tröstete ich mich doch etwas damit, außer ähnlichen Grotten dieser Art, diejenige von Adelsberg, auf dem Wege von Laybach nach Triest, gesehen zu haben, die sicher alle Andern an Größe übertrifft, und in der ich die sonderbarsten Formen der Welt sah, die sich indessen bekanntlich stets verändern.

Am sechs und zwanzigsten Mai verließ ich in derselben Diligence, welche ich zwei Tage vorher hatte ankommen sehen, Sassari, von deren Coupé aus, ich die ganze Gegend stets überschauen konnte. Die Bespannung dieses Wagens bestand zuerst aus drei Pferden neben einander gespannt, vom Kutscher vom Bocke aus geführt, und aus einem vier-

ten vorn, welches noch einen Reiter hatte. Der Kutscher war Savoyarde, und hatte lange Jahre in der Cavallerie im Piemonteſiſchen gedient, und daher erbat ich mir von ihm Belehrung über die Pferdezucht in Sardinien. „Die ſardini„ſchen Pferde“ ſagte er „ſind die kräftigſten die „es nur giebt, aber ſie müſſen ſtets ſo genährt „werden, wie ſie es gewohnt ſind, das heißt: „Gerſte und Stroh bekommen. Wir hatten „deren viel bei unſerm Regimente, da ſie aber in „Piemont Heu und Hafer erhielten, ſo ſtarben „ſie zu Hunderten.“ Dieſe Angabe iſt mir zwar nachher von einem Cavallerie-Officiere beſtritten worden; wenn ſie indeſſen vielleicht nicht in dem Grade gegründet ſeyn mag, als der alte Cavalleriſt behauptete, ſo kann ich doch wohl begreifen, daß ein fremdes Futter einem Thiere eben ſo gut ſchaden kann, als wenn ein Menſch, der etwa an ſüdliche und ſtarke Weine gewöhnt iſt, ſich plötzlich zu den leichten franzöſiſchen herabſtimmmen ſoll.

So viel ſteht feſt, daß die ſardiniſchen Pferde ſich nur durch ihre Taille von einander unterſcheiden, von denen das eigentliche ſardiniſche große Pferd, wahrſcheinlich von ſpaniſcher Race ſtammt, die zweite Race Achettoni oder quartagli wegen ihrer Kleinheit genannt, wahrſcheinlich aus Arabien ſich herſchreibt, und die dritte Art, die Achetti heißen, als Abart der letzteren genannt werden kann.

Sämmtliche drei Racen zeichnen ſich nun, eine wie die andere, durch Kraft und Sicherheit in den Beinen, durch Ausdauer, langes Leben, Gutmüthigkeit und Treue gegen ihren Herrn aus. Die größere Race hat im Aeußern Aehnlichkeit mit den andaluſiſchen Pferden, und iſt ihnen auch darin gleich, daß faſt ſämmtliche Reitpferde auf dem Lande eben ſo gut Paßgänger ſind, als ich ſie in Andaluſien angetroffen, wovon ich in meiner Reiſe in Spanien berichtet habe. Wahrſcheinlich werden ſie auch in Andaluſien dazu ab-

gerichtet, in Sardinien zum wenigsten geſchieht dieß, vielleicht aus Galanterie für die vielen reitenden Damen, welche hinter dem Reiter aufſitzend, auf dieſe Art, ohne viel gerüttelt zu werden, bequem weiter kommen.

Die ſogenannten Achetti gleichen dagegen beinahe großen Hunden, oder kleinen Lithauern, welche man bei uns öfters vor Kinderwägen ſpannt; indeſſen läuft ein Wagen, wie ich mehrere Mal bemerkt habe, von ihnen gezogen, eben ſo ſchnell als ob er mit Pferden der andern Race beſpannt wäre.

Die Chauſſée führte uns gleich von Saſſari aus, nachdem wir wohl eine Stunde zwiſchen den reichſten Olivengärten uns befunden hatten, an hohe Felſen heran, welche in der Entfernung alten Feſtungen ähnlich ſahen. Dieſe Felſen wurden theilweiſe auf völlig gegen Unglücksfälle geſicherter Straße, die auf beiden Seiten hohe Mauern gegen die Abgründe hatte, überſchritten, theils

blieben ſie zur rechten und linken, ſobald wir uns Olivenwäldern mit Wein untermiſcht näherten, und in einem engen Thale trafen wir eine Getreidemühle, welche von einem Flüßchen getrieben wird, wie faſt alles fließende Waſſer in Sardinien wohl nur genannt zu werden verdient. Bald kamen wir an ſchöne bewachſene Berge und an zwei kleine Oerter, Oranjari zur linken, wo manche wohlhabende Familien wohnen ſollen, und Florimos zur rechten. Der viele Regen hatte in der letzten Zeit ſehr geſchadet, und Lagerkorn, in ſolchem üppigen Boden nichts ungewöhnliches, gab eine ſchlechte Ausſicht zur Ernte. Der Abend rückte heran, Nachtigallen, die ich lange nicht gehört, ſchlugen um uns herum, und erſt bei völliger Finſterniß erreichten wir den kleinen Ort Farralla, wo die Pferde gewechſelt wurden.

Aber hier ſollte ich einen neuen Beweis fortſchreitender Cultur in Sardinien bemerken. Ich bin in der Regel nicht daran gewöhnt, Eßwaren

mit mir zu führen, und nur eine Bouteille guten Weines darf höchſtens mir nicht fehlen, und ſo hatte ich auch dieſes Mal nichts weiter mitgenommen, obgleich man zu Saſſari es mir ſehr angerathen. Dagegen führte mein Mitreiſender im Coupé einen ſo großen Korb, voll der beſten Fleiſchſpeiſen, Kuchen und Wein mit ſich, daß er beinahe den Platz im Wagen beengte. Ich lobte ſeine Vorſicht, war aber ſehr überraſcht, als ich zu Farralla in das ſehr kleine Wirthszimmer trat, und dort, auf ganz europäiſche Weiſe, den Tiſch gedeckt fand, ſilberne Löffel und Gabeln (und nicht etwa die ſcheuslichen eiſernen Gabeln, wie man deren noch ſo oft in Deutſchland ſieht und ſich damit den Mund zerſticht) und ein ganz eßbares Souper antraf. Dem Mitreiſenden, es war ein Fremder, der ſchon einige Mal Sardinien in Geſchäften beſucht, war dieſes aber etwas ſo Neues, daß er ſich nicht entſchließen konnte, etwas anzurühren, und immer meinte, Kräze, Aus-

ſchlag und Gott weiß was noch, könne an den Servietten und Meſſern haften; denn erſt am andern Tage, als wir verſchiedene Male noch beſſer bewirthet wurden, als dieſen Abend, ließ er ſeinen Abſcheu fahren, und ſetzte ſich gleich dem Müller in dem reiſenden Studenten, der anfänglich das Souper behert glaubt, mit uns an den wohlbeſetzten Tiſch und verzehrte mit vielem Appetite ſein Diner.

Um zehn Uhr fuhren wir bei Mondenſchein weiter und waren beim Anbruch des Tages an einem Theile der früheren römiſchen Straße angekommen, die man an manchen Strecken zur neuen Chauſſée benutzt hat.

Von hier an bis ſehr nahe an Cagliari glaubt man ſich meiſt in keinem ſüdlichen Lande zu befinden, denn nur von Zeit zu Zeit erblickt man Cactushecken, oder einen Palmbaum, dagegen ſieht man Getreidefelder, Wieſen, Heerden von Rindern, Schaafen mit der traurigſten Wolle

der Welt, und ſogar die bei uns völlig geächteten Ziegen, von deren Haaren ſchlechte Zeuge gemacht werden. Ja ſelbſt die Häuſer ſind nicht mehr von Stein, ſondern von Erde und Stroh gleich ſogenannten Batzen, oder auch Luftſteinen bei uns. Um fünf Uhr waren wir auf der Station Commer angelangt, wo wir wegen des Pferdewechſels etwa eine Stunde verweilten, denn, bei allen Fortſchritten der Kultur, iſt Sardinien noch nicht zu der Höhe gekommen, daß man ohne Aufenthalt weiter führe. Alles will dort ſeine Zeit haben, und ſo hatte ich auch diejenige, nicht allein meine vollſtändige Toilette zu machen und zu frühſtücken, ſondern noch, die kleine Kirche zu beſehen, vor der ſich Stücken von Säulen mit lateiniſcher Inſchrift von den Zeiten der Römer her befanden, wo ich aber nur herauszuleſen vermochte, daß ſie von einem Proconſul, zu Zeiten Veſpaſians, geſetzt waren. Zwiſchen Commer und Pauli Latino befanden wir uns nun in

derjenigen Gegend, wo der bei weitem größte Theil der über ganz Sardinien, vielleicht drei tauſend an der Zahl zerſtreut liegenden ſogenannten Nurhags anzutreffen iſt, denen La Marmora ſo viele Seiten im zweiten Theile ſeiner Reiſe, die ſchönſten Kupferſtiche, und die größten Forſchungen gleich andern widmet, und die Geſchichte ihrer Entſtehung dennoch nicht völlig aufgeklärt hat.

Da nun der Conducteur mir verſprochen hatte, bei einem der bedeutendſten derſelben anzuhalten, ſo fuhren wir erſt bei Manchen vorbei, bis nicht weit vom Wege ein beinahe vollſtändig erhaltener Nurhag zur Beſichtigung auserſehen ward. Der Wagen hielt alſo, wir ſtiegen aus, und jetzt ſuchten wir, meiſt im hohen, vom Thau noch triefenden Graſe, und unter Geſträuchen aller Art uns einen Weg zu bahnen, und kletterten zuletzt einen Hügel heran, auf dem die Nurhags nur allein anzutreffen ſind.

Die Nurhags, (ſiehe das Titelkupfer) ſind große koniſch geformte runde Thürme, von den ungeheuerſten gehauenen und nicht etwa geſägten Steinen zuſammen geſetzt, die ohne ein Bindungsmittel irgend einer Gattung, nach Art der aſiatiſchen Bauten in regelmäßigen Vierecken, und nicht etwa in unregelmäßigen, wie die cyclopiſchen Mauern, übereinander gelegt ſind, und deren Linie kegelförmig ſo grade in die Höhe geht, daß niemals ein Stein vor dem andern herausſteht. Unten am Boden iſt als Thür eine Oeffnung zu ſehen, in die man aber hineinkriechen muß, da es nur wenige giebt, deren Thüren Menſchenhöhe hätten. Von Zeit zu Zeit erblickt man in der Mauer oben eine Art kleiner Fenſter. Der Kegel oben iſt ſtets abgeſchnitten, und es iſt keine Anzeige vorhanden, daß das Gebäude ſpitz zugegangen und dort erſt geſchloſſen geweſen wäre.

Sobald wir auf der Höhe des Berges an-

gekommen waren, wurde auch der Nurhag ſelbſt erklettert, er hatte einen Schluß durch flache Steine, und an der Seite ging eine Treppe in das Innere hinunter.

So weit, was das Aeußere des Nurhags betrifft. Ich komme zur Beſchreibung des Innern. Die Thür, deren ich vorher erwähnt, gehörte bei dieſem Nurhag zu den kleinern, und man mußte auf dem Bauche in das Gebäude hinein kriechen. — Die Thüre bekommt ſtets ihren Schluß durch einen einzigen Stein von beſonderer Breite. Hat man dieſelbe paſſirt, ſo kann man gleich aufrecht ſtehen, und befindet ſich gewöhnlich, wie es auch hier der Fall war, zuerſt in einem Corridor, von dem die vorher erwähnte Treppe nach oben ging, und ſobald eine zweite Etage im Nurhag vorhanden iſt, auch in dieſelbe führt. Vom Corridor aus mußte man bei dieſem Nurhag durch eine zweite Thür in das untere Zimmer, welches indeſſen nicht immer der

Fall iſt, indem man öfters gerade hinein gehen kann. Dieß Zimmer iſt völlig finſter. Nichts iſt darin zu finden, als mitunter Nichen, die ſehr klein ſind, und von denen aus, ſobald kein Corridor vorhanden iſt, Oeffnungen durch die Mauer gebrochen ins Freie gehen, ſonſt aber die Oeffnungen blos den Corridor ſparſam erhellen.

Schon Manches iſt über die Nurhags geſchrieben und mehrere Abhandlungen ſind darüber vorhanden, der Name ſollte entſcheiden, aber auch dieſer giebt nur Andeutungen. Nach den meiſten kommt das Wort aus dem Phöniziſchen, Carthaginenſiſchen. Hiernach bedeutete ſeine Wurzel Nur, Feuer, und es wäre ein Feuertempel, der Ort, wo das heilige Feuer aufbewahrt würde, wie man ähnliche Thürme auch in Indien entdeckt hat, die dem Feuerdienſte gewidmet geweſen ſind.

Es iſt in dieſem kleinen Werke nicht an der

Zeit die Meinungen aller derjenigen, welche über die Nurhags geschrieben kritisch zu durchlaufen, was mehr Zeit und mehr Mühe machen würde, als ich darauf zu verwenden Lust habe, und meinen Lesern schwerlich Vergnügen machen dürfte. Denn was soll man Bestimmtes über Bauten sagen, deren schon Diodor von Sicilien erwähnt, und sie dem Jolaus zuschreibt, einem Sohne des Iphicles, welcher erstere 1270 Jahre vor Christi Geburt das Licht der Welt erblickt hatte.

Nur von ihrer möglichen Bestimmung oder vielmehr nicht Bestimmung kann die Rede seyn.

Wohnungen können es nie gewesen seyn, denn welche Nation hat wohl jemals in völliger Finsterniß gelebt. Gefängnisse eben so wenig, denn wozu ihre unglaubliche Menge, da jedes deren ungefähr zwanzig Gefangene fassen könnte?

Wachtthürme eben so unwahrscheinlich, deren viel weniger hinreichen würden, um den Feind

zu erſpähen, von wannen er kommt. Es blieben daher nur Begräbniſſe und religiöſe Ceremonien als ihre mögliche Beſtimmung übrig, und da man in den Nichen mehrere Male Leichen gefunden, mit Idolen dabei, ſo bleibt dieſe Erklärung, meiner Ueberzeugung gemäß, die wahrſcheinlichſte: daß religiöſe myſtiſche Feſte dort gefeiert worden ſind, und vielleicht ſpäterhin bedeutende Männer ihre Grabſtätte daſelbſt gefunden haben, da die Nurhags einmal vorhanden waren, und ſich zur Aufbewahrung der Todten ſehr gut eigneten.

Noch ganz vertieft im Nachſinnen über dieſe mir ſo ganz neuen und wohl Jedem ſo fremdartigen Conſtructionen, erreichte ich wiederum den Wagen. Zu Mittag aßen wir im unbedeutenden Paulo Latino, und gegen fünf Uhr befanden wir uns vor Oriſtano, der dritten Stadt im Königreiche, dem Sitze eines Erzbiſchofs.

Drei Brücken wurden überschritten, wir begegneten, denn es war Festtag, vielen geputzten Spaziergängern, auch einigen Chaisen, eine Seltenheit in Sardinien, sahen wieder einmal auf kurze Zeit Palmbäume und Cactushecken, und fuhren in die ziemlich unbedeutende Stadt hinein, wo der Pferdewechsel stattfand.

Hier war es nun, wo ich zum ersten Male den sehr wohlschmeckenden weißen Wein, Varnaccio voller Feuer und Annehmlichkeit, kennen lernte, und wenn Sardinien auch in vielen andern Dingen an Cultur hinter dem übrigen Europa zurücksteht, so kann es wenigstens im Weinbau das Haupt erheben, denn sowohl der Malvasier von Pirri und Quartu, dicht bei Cagliari, der eben genannte Varnaccio, und namentlich der Giro, ein röthlicher starker süßer Wein, lassen nichts zu wünschen übrig; ja selbst der gewöhnliche Rothwein hat einen guten Geschmack, und ist feurig und kräftig. Aber Trau-

ben ſind es nicht allein, die guten Wein bringen, ſondern hauptſächlich die Bereitung deſſelben, und ich kenne keinen guten trinkbaren Wein, der nicht auch verſtändig bereitet wäre, denn was war zum Beiſpiel ſonſt der Marſalla, ehe ihn der Engländer Woodhouſe unter ſeine Pflege nahm. Ehre daher den Sarden, die guten Wein zu liefern wiſſen.

Wir fuhren weiter, die Nacht brach an, um zehn Uhr waren wir in Ural. Hier, zum Erſtaunen des Mitreiſenden, von Neuem ein gutes Souper. Ein Geiſtlicher ſaß am Tiſche und gab mir von ſeinem Vernaccio zu trinken; er war noch beſſer als derjenige, welchen ich zu Oriſtano gekauft.

Nachdem wir in der Nacht noch einmal Pferde gewechſelt und den Aufgang der Sonne verſchlafen hatten, ſahen wir uns von Neuem auf meiſt unbebautem Boden, obgleich wir nun ſchon längſt im Capidano, dem fruchtbarſten

Theile der Inſel, uns beſanden. Näher an Cagliari ward der Erdboden ungleicher, und links in der Entfernung ſah man immer noch dieſelben hohen Berge, die gewiſſermaßen uns ſtets Geſellſchaft geleiſtet hatten. Ein offener Wagen mit vier Pferden beſpannt und von Ordonnanzen gefolgt, kam uns entgegen. Es war der Vicekönig, der einen Ausflug machte. Endlich waren wir am Thore von Cagliari angelangt. Es ging in den untern Theil der Stadt hinein, die nichts Bemerkenswerthes darbot, als daß die Häuſer meiſt auch hier ſehr niedrig waren; das Viſitiren war bald beendet, wir ſahen einen großen Berg vor uns, auf dem ein Theil der Stadt ſteht, und hier, hieß es, muß man hinauf. Mit einiger Anſtrengung erkletterte ich nun die engen Straßen dieſes Berges, und befand mich bald im Gaſthofe, wo mir ein eben nicht allzu freundliches Zimmer angewieſen ward. Indeſſen war ich zufrieden, denn mein Fuß ſtand feſt.

Cagliari, das alte Caralis, verdankt wahrſcheinlich ſeine Entſtehung den Carthaginenſern. Wenn wir indeſſen die Grotten vor der Stadt ausnehmen, die eben ſo, wie in andern Ländern, vermuthlich zu Stätten für die Todten gedient haben, und die unbedeutenden Reſte eines Theaters, ſo iſt von Gebäuden aus einer frühern Zeit eigentlich nichts mehr vorhanden.

Cagliari hat zum Mittelpunkte den bedeutenden Felſen, welchen ich ſoeben erſtiegen hatte, der das Schloß des Königs, die Hauptregierungsgebäude, die Univerſität, das Theater und andere größere Gebäude, Privatperſonen gehörig, trägt. Man nennt dieſen Theil der Stadt, das Caſtell. Umgeben wird es in der Tiefe von drei verſchiedenen Stadtvierteln, deren jedes auch gleich dem Caſtell ſein eigenes Thor hat. Sie heißen:

1. Stampece, das bedeutendſte unter ihnen, wo ſich auch eine der Hauptſtraßen St. Michele

befindet, in welcher zur Zeit des Carnevals die Pferderennen gehalten werden, die ein völlig neues und auffallendes Schauspiel darbieten, indem es nicht darauf ankommt, daß ein Reiter den andern überflügelt, sondern, daß viere zu gleicher Zeit zum Ziele gelangen. In diesem Theile der Stadt wohnen meist die reicheren Bürger und die Handwerker.

2. La Marina, am Hafen und der Bucht gelegen, die eine der größten und sichersten ist, die es geben kann. Hier werden die Handelsgeschäfte besonders getrieben.

3. Villa nuova, welches sich vom Meere aus nach der reichen Ebene von Cagliari wendet. Es enthält meist kleine Häuser, aber die lieblichsten Spaziergänge.

Der Vicekönig war für diesen Tag von Cagliari abwesend, daher ich nur eines meiner Briefe von dem stets so gefälligen Baron Carl von Rothschild zu Neapel, für den siciliani-

ſchen Conſul, Don Errico Carobelli, mich entledigen konnte, in deſſen Hauſe ich in ſeiner und ſeiner liebenswürdigen Frau Geſellſchaft, während meines Aufenthaltes in Cagliari manche angenehme Stunde verlebte.

Dann führte mich der Lohnbediente nach den erſt kürzlich ſo ſchön angelegten Promenaden in Villa Nueva, wo ich aber nur wenigen Leuten begegnete, und ſo zurück nach dem Gaſthofe, in welchem ich, mir ſehr unerwartet, an der Table d'Höte ein recht gutes Diner einnahm.

Wie ſollte ich meinen Nachmittag und Abend zubringen? das war die Frage. Cagliari hat in dieſem Augenblick keine Oper, ſondern nur recitirendes Schauſpiel, deſſen Mitglieder zweimal die Woche im Theater der Stadt ſpielten, und, mit Ausnahme des Freitags, wo faſt in ganz Italien kein Schauſpiel iſt, die andern Tage im Tagestheater, deſſen Parterre, wie bei den meiſten

Sommertheatern, oben offen iſt, und wo nur die Logen ein Dach haben.

Faute de mieux begab ich mich alſo Nachmittags hin, wo fünf Sous beſcheiden mir die Entrée verſchafften, und ich eine große Geſellſchaft aller und jeder Art antraf.

Kotzebues Johanna von Montfaucon hatte ſie hingelockt; das Stück fand einen unglaublichen Beifall, und was hilft da vieles Critiſiren gegen den längſt Verſtorbenen, wenn er Beifall in allen Ländern, in allen Zonen erlangt. Auf dergleichen Tadel kann man nur immer, gleich dem Juden in Künſtlers Erdenwallen erwiedern: Was wollen Sie? Ich bin gerührt, ich will gerührt ſeyn*).

*) Dieſe Sommertheater können und werden nie meinen Beifall haben, denn alle und jede Täuſchung fehlt, und dieſelben Perſonen, welche ich auf den Sommerbühnen in Italien öfters höchſt mittelmäßig gefunden, ſtellten ſich mir des andern Abends, in dem geſchloſſenen Raume,

Ich ſah die Johanna bis zu Ende, im Angedenken des Intereſſes, das ſie auch mir einſt eingeflößt hatte, und erfletterte dann wieder mein Caſtell; denn will man ſich zu Cagliari nicht mit den engen Straßen oben begnügen, und nur

bei guter Beleuchtung und ſchönen Decoratienen, oft als ganz gute Künſtler dar. Ich höre manchmal über Coſtume, über Decorationen wegwerfend ſprechen, ja, ich erinnere mich eines Fremden in Berlin, der nicht begreifen konnte, warum der Feenſee von Scribe und Auber dort ſo gefiele, während er in Leipzig nicht angezogen habe. Die Antwort auf dergleichen, dünkt mich, iſt nicht ſchwer. Jedes Stück iſt nur ein Stück mit allen nöthigen Umgebungen, und nur ſo wird die Handlung vollſtändig. Das eine erfordert Pracht, Glanz, reiches Coſtum, wie der Feenſee, das andere nicht; der bloße innere Werth entſcheidet nicht allein, und es fällt mir immer dabei, von meiner Kindheit her, eine alte Dame ein, die nie ein Trauerſpiel ſehen wollte, weil ſie es unnatürlich fände, daß die Könige, wie ſie ſagte, in papyernen Kronen aufträten. Und das iſt das Richtige und Wahre. Denn ſoll die Umgebung nichts ſein, ſo iſt mir die Vorleſung eines Stückes (und wer dächte nicht hiebei ſogleich an den Altvater Tieck,) oder die Aufführung einer Oper in einem Concertſaale lieber, als die Vorſtellung auf der Bühne.

die gewöhnlichen Promenaden beſuchen, ſo muß man ſtets Berg hinunter und nachher wieder Berg hinauf; das iſt nun einmal nicht anders.

Den nächſten Morgen begab ich mich zum Vicekönig, Chevalier de Launay, welcher das Schloß bewohnt. Ich fand unten eine Wache von ungefähr vier und zwanzig Mann, ging eine Marmortreppe hinauf, wo ich in der Vorhalle zwei Hellebardieren in rother Uniform begegnete, und ward dann durch mehrere Zimmer und Säle mit ſeidenen Tapeten und goldnen Leiſten, in dasjenige gewieſen, wo ich den Vicekönig ſelbſt antraf, der mich mit aller nur möglichen Artigkeit empfing, und mir ſogleich Wohnung in ſeinem Schloſſe anbot, die ich denn, ohne auch nur einen Augenblick beſcheiden zu zögern, natürlich mit dem größten Danke annahm. Den Mittag kehrte ich zum Diner wieder, wo ich eine Geſellſchaft, blos Männer, von ungefähr zehn bis

zwölf Personen fand, und nach Tische vom Vicekönige selbst in das zu meiner Aufnahme bereitete Zimmer geführt ward. War ich nun vorher schon sehr erkenntlich gestimmt gewesen, so ward ich es jetzt noch mehr, da außer der bequemen, wahrhaft comfortablen Einrichtung der Zimmer, ich von dort aus einer der weitesten und schönsten Aussichten genoß, deren man sich nur irgend wo zu erfreuen hat; denn das Schloß liegt auf der äußersten Spitze des Felsens, der diesem Theile der Stadt zur Grundlage dient, und daher wird aus den Fenstern der Rückseite desselben natürlich dem Auge die Aussicht über die Landschaft am Fuße des Felsens eröffnet.

Die Landschaft ist nun wahrhaft großartig und lieblich zugleich zu nennen. Dicht unter mir, am Fuße des Felsens lief der kleine zum Schlosse gehörige Garten, voller grünen Plätze, Sträucher und Früchte aller Art; mit diesem Garten parallel, aber die ganze Häuserreihe ne-

ben dem Schloſſe entlang, ſieht man weiter unten die öffentliche Promenade, deren ich vorher erwähnt. Unter ihr aber, und noch um Vieles tiefer liegt das Stadtviertel Villa Nuova.

Dieß ſind diejenigen, noch zur Stadt gehörigen Theile. Blicken wir aber über die Stadt hinaus, ſo zeigt ſich nun zur Rechten in ſeiner Unendlichkeit das Meer, das ich auch noch jenſeits zweier Berge erblicken kann, welche dieſen Theil der Fläche vor mir von demſelben trennen. Das Meer läuft nun, die Berge links laſſend, in eine Bucht, welche das Cap Carbonara einſchließt, von dem aus hohe Berge bis in das Innere der Inſel gehn, und den Hintergrund der Landſchaft bilden. Von dieſen Bergen ab, in der vollen Ausdehnung bis links weg, liegt nun die ſchöne fruchtbare Fläche mit den Oertern Pirri, Paolo Pirri, Quartu, und ſo vielen andern, welche durch Saatfelder, Fruchtbäume und Weinſtöcke von einander getrennt ſind, ſo daß der Rei-

ſende, ſähe er nichts weiter von Sardinien, und ſchiffte ſich von hieraus wieder ein, nur mit den allergünſtigſten Eindrücken, der Inſel den Rücken wenden würde. Gewiß giebt es in Sardinien, zum wenigſten bei Cagliari, keinen ſchöneren Punkt, und der mich ſo anzog, daß ich, bei abwechſelndem Regenwetter, und eingedenk des mühſamen Hinunterkletterns zu der Promenade und wieder hinauf, eines Tages das Schloß gar nicht verließ, ſondern, mit Ausnahme des Diners und der Abendgeſellſchaft, mir auf meinem Zimmer, das Vergnügen der Promenade machte, indem ich ſtets beim Fenſter vorbeigehend, friſche Luft und ſchöne Ausſicht hatte, ohne mich im Geringſten zu ermüden.

In Cagliari giebt es höchſt wenige herrſchaftliche Wagen; von großem Geräuſch iſt alſo ſchon dort, ſelbſt in den unteren Theilen von Stampece und der Marina, nicht die Rede, um ſo weniger alſo unter meinen Fenſtern in Villa

Nuova, wo die ärmere Claſſe wohnt. Daher herrſchte auch hier eine wahre Todtenſtille, und ſelbſt dem Meere fehlte das Leben, da man ſelten ein Segel wahrnimmt, und oft geneigt ſeyn möchte, es für einen großen See von ungeheurem Umfang annehmen. Vergaß ich daher manchmal der Gegenwart, ſo hätte nichts in der Welt mich können ahnen laſſen, daß ich mich in der Hauptſtadt eines Königreiches befände, und wiewohl natürlich am Hafen ſelbſt mehr Bewegung herrſcht, als auf dieſer Seite, ſo ſieht man doch der Schiffe nicht allzuviel, weil die Quarantaine, die im Mittelmeere, zum wenigſten für die von Algier kommenden Schiffe, in den franzöſiſchen Häfen völlig aufgehoben iſt, hier noch mit aller Strenge aufrecht erhalten wird. Ueber das Zweckmäßige oder Unzweckmäßige der Maßregel will ich nicht entſcheiden; daß übrigens die Frequenz der Schiffe im Hafen darunter leidet, darüber iſt kein Zweifel.

Wenn ich bis jetzt, vielleicht sehr egoistisch, nur der Freundlichkeit des Vicekönigs gegen mich gedacht, so will ich auch nicht länger anstehen seiner in anderer Hinsicht, das heißt, mit Bezug auf seine amtliche viel bedeutende Stellung, Erwähnung zu thun.

Gewiß ist die Stellung des Vicekönigs von Sardinien, nach den gekrönten Häuptern, eine der ersten der Welt, und schon der Name zeigt dieses an. Ihre Entstehung verdanken die Vicekönige wahrscheinlich der Macht, welche sich die früheren sogenannten Richter von Sardinien, zu Zeiten der pisanischen Herrschaft angemaßt hatten, und welche Macht die spanischen Monarchen dadurch zu beugen dachten, wenn sie Jemanden im Lande einsetzten, dem ohne alle Frage der Rang über die Richter zukomme; und dazu diente die Ernennung des Vicekönigs, deren es früher, bei der Eintheilung des Landes in zwei Hälften, sogar auch zwei gab.

Da nun während der Herrſchaft des Hauſes Savoyen, mit Ausnahme der unglücklichen Kriegsjahre, wo ſich der Hof aus Turin dorthin begeben, kein König in Sardinien gelebt, ſo ſind dem erſten Delegirten deſſelben, der Titel Vicekönig, der damit verbundene Rang, und zugleich der ungeheure ſich über Alles erſtreckende Einfluß geblieben.

Der Vicekönig wird höchſt ſelten aus dem Civil genommen, und eben ſo hat man nur ein Beiſpiel von der Ernennung eines Geiſtlichen, ſondern gehört faſt immer dem Militairſtande an, mit den beiden Titeln General-Lieutenant, als welcher er der ſämmtlichen Civil- und Juſtizadminiſtration vorſteht und Capitano Generale, als Chef der Land- und Seemacht.

Der Vicekönig präſidirt ſämmtlichen Tribunälen des Landes, ein Staatsſecretair und Gehülfe ſtehen ihm zur Seite; ſämmtliche Urtheilsſprüche tragen ſeine Unterſchrift und

er hat das ſchöne Recht der Begnadigung, welches der zeitige Vicekönig, während der Zeit ſeiner Regierung von noch nicht einem Jahre, ſchon ausgeübt, und zweien Verbrechern die Todesſtrafe erlaſſen hat.

Aber eine gewiſſermaßen patriarchaliſche Sitte, welche zweimal im Jahre ſtattfindet, iſt das Oeffnen der Gefängniſſe. Jeder Gefangene hat alsdann das Recht, ſeine Bitten und Klagen dem Vicekönig in öffentlicher Audienz vorzutragen, die Siziata heißt, und in einem der Gefängniſſe ſelbſt gehalten wird. Der Vicekönig begiebt ſich mit ſeinem ganzen Generalſtabe und den Mitgliedern der königlichen Audienz, dem erſten Tribunale des Landes, dorthin, wo er ſeinen Platz unter einem Baldachin einnimmt, mit dem Bilde des Königs im Rücken. Vor ihm ſteht ein langer Tiſch, an den ſich die Richter ſetzen, welche er in den verſchiedenen Fällen um ihre Meinung

befragt, und in Uebereinſtimmung mit ihren Anſichten ſeinen Beſchluß nimmt.

Der Vicekönig bewohnt das königliche Schloß. Außer der ſchon erwähnten Schloßwache, die jedes Mal, beim Ausfahren, was ſtets mit vier oder ſechs Pferden geſchieht, unter Trommelſchlag ins Gewehr tritt, hat er noch vier und zwanzig Hellebardiere, von einem Hauptmann und Lieutenant commandirt, zu ſeinen Befehlen.

Am Tage des Empfanges der verſchiedenen Autoritäten bei ſeiner Ankunft, oder ſonſt bei einer feierlichen Veranlaſſung, ſteht er unter dem Throne, ein Kammerjunker etwas zurück zu ſeiner Linken, und ein Officier höheren Ranges zu ſeiner Rechten, und beantwortet die an ihn gerichteten Reden. Er genießt des Prädicats Excellenz.

Aber im Gegenſatze zu allen dieſen Ehren iſt der Zwang, dem der Vicekönig unterworfen

iſt, auch nicht geringe, und gleich demjenigen eines regierenden Fürſten, nur mit dem großen Unterſchiede, daß ein regierender Fürſt ſich manchmal der Laſt einer Etiquette entledigen kann, er aber nicht; daher er auch weder Viſiten macht, noch ſie erwiedert, es ſey an Herren oder Damen, es ſey in ihrem Hauſe oder, nach italieniſcher Sitte, in der Loge des Theaters. Genug, er iſt allenthalben, es ſey zu Hauſe, oder außer dem Hauſe, ſtets der Erſte, und darf ſich Nichts vergeben.

So weit möchte Alles zu loben ſein, denn Sardinien iſt einmal an einen Vicekönig gewöhnt, es zollt ihm die höchſte Achtung, ein Jeder auf der Straße bleibt ſtehen, ſobald er ſeiner anſichtig wird, und entblößt ehrfurchtsvoll ſeinen Kopf, wozu alſo ein bloßer Gouverneur? Der Sarde würde glauben, ſtiefmütterlich behandelt zu werden, ſobald der höchſte Angeſtellte des Landes, nicht mehr einen ſolchen Rang als

früher einnähme. Zu Tadeln finde ich hierbei nur zweierlei. Das erste ist, daß seine Gemahlin durchaus keinen Antheil an allen, ihrem Manne verliehenen Ehrenbezeigungen hat, daher auch die meisten Vicekönige entweder unverheirathet sind, oder ihre Gemahlinnen, für die kurze Dauer ihrer Regierung, welche nie minder als drei Jahre und selten mehr beträgt, sie nicht nach Cagliari begleiten. Und gewiß kann dieß Niemand wundern, denn welche Frau eines Staatsministers oder General-Lieutenants würde nicht bei uns dem ähnlich handeln, sobald sie nicht am Range ihres Herrn Gemahles Theil nehmen sollte.

Das zweite was mir nicht gefällt, ist, daß die Dauer der Geschäftsführung des Vicekönigs nicht für das Leben ist.

Wir haben in Malta die wohlthätigen Folgen der lebenslänglichen Dauer der Großmeisterwürde gesehen und der großartigen Einrichtungen, die sie getroffen, eben so erfreuen uns noch in

Deutſchland, die ſchönen Gebäude, die Schlöſſer, die wohlthätigen Stiftungen aller Art, welche die geiſtlichen Kurfürſten und Biſchöfe hinterlaſſen haben. Wie iſt es aber zu erwarten, daß ein Vicekönig, welcher kaum die Zeit gehabt das Land kennen zu lernen, wann er es ſchon wieder verlaſſen muß, auch nur das Geringſte zu deſſen Beſten aus eigenen Mitteln verwenden werde, er, der nicht übermäßig bezahlt iſt, und von dem Augenblicke an, daß er das Land wieder verläßt, in ſeinen früheren Rang und Stand zurückfällt, und nicht einmal das Prädicat der Excellenz behält, wenn es ihm nicht durch andere Verhältniſſe gebührt.

Warum dieſe ſo ſcheinbaren Nachtheile der Stellung des Vicekönigs nicht gehoben werden, verſtehe ich nicht, denn das Gouvernement muß ſie ſo gut einſehen, wie ich, und nur beſondere wichtige Gründe, die ich nicht zu entdecken vermag, müſſen die bisherige Verfahrungsart rechtfertigen.

Noch an demſelben Nachmittage, wo ich mein hübſches Zimmer bezog, beſuchte ich zuſammen mit dem Marquis Travernay, dem Adjutanten des Vicekönigs, das in ſeiner Art einzige Muſeum auf der Univerſität, das unter der Oberaufſicht des Herrn Gaetano Cara, Verfaſſer einer Naturgeſchichte der verſchiedenen Gattungen von Vögeln auf der Inſel Sardinien, ſteht.

Das Muſeum iſt, ſo zu ſagen, rein ſardiniſch. Außer der ſehr großen Sammlung von ausgeſtopften ſardiniſchen Vögeln und Fiſchen, enthält es nun zuerſt den auf der Inſel gefundenen Schatz an bronzenen Idolen, wahrſcheinlich aus phöniziſch, carthaginenſiſcher Zeit her, zuweilen mit ägyptiſchem Anklange. Schon bei Gelegenheit der thönernen Figuren, die ich zu Malta ſah, habe ich mich über die Scheuslichkeit derſelben ausgelaſſen; die bronzenen Idole ſind nun fein gearbeitet, aber wo möglich übertreffen ſie jene an Scheuslichkeit. La Marmora hat ſie

faſt ſämmtlich im zweiten Theile ſeiner Beſchreibung von Sardinien, in Kupfer geſtochen, herausgegeben, und darauf muß ich meine Leſer verweiſen, denn beſchreiben laſſen ſich dergleichen verdrehte Geſichtszüge nicht, ja man denke ſich im umgekehrten Verhältniſſe Alles, was wir ſchön nennen, und man wird dennoch erſchrecken, wenn man dieſe Idole erblickt.

So ſind die bronzenen Idole, von denen ich hier auf dem Titelkupfer eins wiederzugeben, mich nicht enthalten kann*), aber noch merkwürdiger

*) Will man eine Auslegung von dieſem Idole geben, ſo wäre vielleicht nach La Marmora die natürlichſte, daß es das immerwährende Leben in der Natur bedeutete, indem der mit der linken Hand in die Bruſt geleitete Pfeil und das ſchmerzensvolle Geſicht den Tod, die Schlange in der rechten Hand, die den Alten zufolge nie ſtarb, dagegen das Leben, und das Hirſchgeweihe, das ſich jährlich erneuert, auf die Wiedererzeugung in der Natur deutete.

Der obere Kopf hat den Mund breit gehalten, als wenn er lachte. Da nun der untere weint, ſo wären beide philoſophiſche Syſteme des Democrit und Heraclit darin noch

meiſt wegen der bloßen Andeutungen von menſchlicher Geſtalt, ſind die irdenen, zum Beiſpiel die ſogenannte Göttin der Natur in der roheſten Darſtellung; eine Benennung, die mir indeſſen nicht recht einleuchten will, da ich nicht wohl einſehe, welcher Zuſammenhang mit dieſem Machwerk und einer Ceres, Cybele oder Iſis, welche ebenfalls Göttinnen der Natur genannt werden, ſtattfinden ſoll, und bei der ich nur auszurufen vermag: Gott bewahre uns vor ſolcher Natur. Iſt doch das Ganze nichts mehr und nichts minder, als ein topfähnliches Gebäude, das oben mit einem Kopfe und Geſicht daran verſehen iſt; denn alles übrige ſind, wie ſchon geſagt, nur Andeutungen von Theilen des menſchlichen Körpers, und nichts weiter.

Aber intereſſanter für mich waren die in

---

vereinigt, und ſo erhielte ſich, halb im Schmerze und halb in der Freude, in völligem Gleichgewichte die Natur.

Sardinien gefundenen Alterthümer aus der römischen Periode, unter Andern bronzene Tafeln, auf welchen die Abschiede verschiedener römischer Soldaten eingegraben waren. So hatte der eine fünf und zwanzig Jahre gedient, und unter Nerva den für ihn sehr ehrenvollen Abschied erhalten. Außerdem sah ich verschiedene Meilensteine von der Route von Cagliari nach Porto Torres. Aber das für mich Bedeutendste und mir ganz Neue, war eine bronzene Fußrüstung, die eine unglaubliche Elasticität hatte, und für Beine verschiedener Stärke gleich geeignet war. Daß man in einem Lande, wie Sardinien, wo es noch so vielen unbebauten Boden giebt, beim ersten Aufreißen desselben fast täglich Seltenheiten findet, ist begreiflich. Die Zimmer des Museums sind nicht groß, und bald wird eine weitläuftigere Wohnung zur Aufbewahrung der Seltenheiten bestimmt werden müssen, denn sie mehren sich täglich.

Herr Cara, der Alles zeigt, verehrte mir beim Weggehen, ſeine vorher erwähnte Ornithologia Sarda, wofür ich ihm großen Dank weiß, und ihn hier öffentlich ausdrücke.

Für den Abend hatte mich der Vicekönig zu einer Partie Whiſt eingeladen, welche, während der Zeit meines Aufenthaltes zu Cagliari, gewöhnlich bei ihm geſpielt ward, und nur zuweilen durch eine Einladung bei Don E. Carobelli unterbrochen ward, wohin der Vicekönig aber nicht kam.

Die Geſelligkeit iſt übrigens, nach Allem, was ich gehört, zu Cagliari nicht übergroß. Der Vicekönig allein giebt des Winters viele Soiréen und namentlich Bälle, da er ſelbſt ein großer Freund eines heitern Umgangs iſt. Dieſe Bälle ſollen nun ſehr belebt und fröhlich ſeyn, und zwiſchen zwei- und dreihundert Menſchen an ihnen Theil nehmen. Der Sarde, höheren und niederen Standes, liebt ſehr den Tanz,

und bei der vortrefflichen Militairmuſik, welche dort ſpielt, iſt es alſo nicht zu verwundern, daß in einem überdieß hell erleuchteten, großen Saale, die jungen Frauen und Fräulein der Stadt mit großer Freude die Einladung dazu in Empfang nehmen.

Der Vicekönig nicht damit zufrieden, mich gaſtfrei in ſeinem Schloſſe aufgenommen zu haben, war aber auch vorzüglich darauf bedacht, mich die Merkwürdigkeiten des Landes ſehen zu laſſen und ſo befragte er mich noch am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft, ob es mir wohl gelegen ſeyn dürfte, das ſeit acht Jahren durch drei Franzoſen, die Herrn Ferrand, Montarſier, Ravel und einen Schweizer Herrn Ehrſam gegründete Agronomiſche Etabliſſement zu St. Luri, Victor Emanuel genannt, zu beſuchen. Daß ich dieſen Vorſchlag, mit, was man gewöhnlich nennt, beiden Händen ergriff, ſpricht ſich von ſelbſt aus. Ehe ich

aber dieſen Ausflug ſelbſt berühre, ſey es mir vergönnt, jedoch ſo kurz, wie nur immer möglich, von den agrariſchen Verhältniſſen des Königreichs Sardinien und des Beſitzſtandes in demſelben zu berichten.

Noch bis auf die letzten Zeiten, das heißt: bis auf die jetzige Regierung, waren, mit wenigen Ausnahmen, die Klöſter und die Belehnten, die einzigen Eigenthümer des Grundes und Bodens. Die ſpaniſche Beſitznahme erſchuf das Lehnſyſtem, und von mehr denn dreihundert und fünf und ſiebzig Belehnten, beſtand wenigſtens die Hälfte bis auf die letzte Zeit aus gebornen Spaniern, die natürlich, ſeit der Beſitznahme Sardiniens durch das Haus Savoyen, ſich immer mehr und mehr dem Lande entfremdeten, und, mit einer geringen Einnahme zufrieden, ſehr froh waren, wenn ſie ſich um Nichts zu bekümmern hatten.

Daß nun durch einen ſolchen Beſitzſtand, das

Land immer mehr und mehr herunter kam, iſt begreiflich, und eben ſo, daß die Zahl der Hirten diejenige der eigentlichen Ackerbauer bei weitem überflügelte, welche letztere jedoch, wohl verſtanden, niemals Leibeigne waren, ſondern ſich hin begeben konnten, wohin ſie wollten. Daß die zum großen Theil noch fortdauernden auf jährige Friſt geſchloſſenen Pachtcontrakte auch nicht geeignet waren, den Ackerbau zu heben, läßt ſich begreifen.

Ein ſolcher, dem Lande nur Verderben bringender Zuſtand, und der zugleich die Caſſen des Landesherrn nicht füllete, währte indeſſen bis auf die neueſten Zeiten, und es war erſt der jetzigen Regierung vorbehalten, das ganze Syſtem umzuwerfen, und ein neueres, vernünftigeres und zeitgemäßeres zu begründen.

So wurden durch eine Reihe von Edicten, ſeit dem Jahre 1835, erſt das eigentliche Eigenthumsrecht der Belehnten begründet,

indem die Krone ihr Oberlehnsrecht aufgab, dabei aber die Jurisdiction der letzteren aufgehoben, die Dienstleistungen der Bauern festgestellt, die Frohndienste abgeschafft, genug, sämmtliche Besitzungen der Belehnten entweder in freies Eigenthum zu deren Besten verwandelt, oder sobald sie ihre Güter der Krone überließen, die Ansprüche in eine neue Rente, zu Lasten der Krone, umgewandelt.

Das der Regierung nun der Art gehörige Land ist freies Eigenthum derselben geworden, und wird in Parcellen verkauft, und der neue Eigenthümer trägt die gewöhnliche, frühern damit verknüpften Lasten, namentlich leider noch den, aller guten Agricultur widersprechenden, zur Erhaltung der Geistlichkeit dienenden Zehnten, oder er wird auch, den Verhältnissen gemäß, von allen Lasten befreit.

Und zu der letzteren Art von Besitzthum ge-

hört nun das so eben genannte agronomische Etablissement zu San Luri, bestehend aus zwei früheren Sümpfen von San Luri und Samassi von zweitausend dreihundert bis zu zweitausend fünfhundert Hectaren Land, früher einem spanischen Großen, dem Marchese la Villa Ceda gehörig, welchen die Regierung in Gelde abgefunden, und die Ländereien, unter dem Namen Victor Emanuel im Jahre 1838 den obigen Herren kostenfrei, und fünf und vierzig Jahre lang auch frei von allen Abgaben, für immer überlassen hat.

Das Etablissement liegt ungefähr drei bis vier deutsche Meilen von Cagliari entfernt, auf der Seite der Chaussée nach Sassari zu, und es war daher natürlich, daß auch dahin schon sehr früh um vier Uhr des Morgens aufgebrochen ward. Die Fahrt ging nun auf der Chaussée bis Serrenti, zwei bis drittehalbe deutsche

Meilen weit, in des Vicekönigs eigenem Wagen. Dort aber erwartete uns derjenige der Beſitzer von San Luri, und auf unebenem Landwege waren wir nach einigen Stunden zu dort angelangt, wo wir von Herrn und Madame Ferrand, einer ſehr eleganten jungen Franzöſin, mit aller nur möglichen Auszeichnung aufgenommen wurden. Nur der Schweizer, Herr Ehrſam, war noch gegenwärtig, die andern beiden Compagnons im Augenblicke verreiſt.

Der ganze Wirthſchaftshof den wir ſahen, enthielt Alles, wie man es auf einem deutſchen Wirthſchaftshofe antrifft, die Scheuren ausgenommen, deren Abweſenheit ſich durch das Clima erklärt. Das Getreide wird im Freien durch Ochſen gedroſchen, dann durch den ſtets eintretenden Abendwind gereinigt, und ſo nach den Städten verſandt; eine Art der Gewinnung, welche bei den Herren Ferrand und Compagnie weiter keine Veränderung erlitten hat, als daß die

Ochſen durch Dreſchmaſchinen erſetzt werden, und zweckmäßige Zeit erſparende Maſchinen es ebenfalls reinigen.

Nach einem reichlich eingenommenen Dejeuner, bei welchem Thaer's Name, deſſen Werke in's Franzöſiſche überſetzt auf dem Tiſche lagen, und derjenige von Dombasle, deſſen Pflug Herr Ferrand beſonders pries, ſtets erwähnt wurden, ward der Vorſchlag zur Beſichtigung des den Sümpfen abgewonnenen Terrains und der Art der Beackerung deſſelben, mit Dank angenommen, und ſo machten wir uns, (mit Reitpferden in unſerer Begleitung, zur Aushülfe der Kräfte im nöthigen Falle), zu Fuß auf den Weg, und überzeugten uns bald wiederum davon, was Induſtrie, Fleiß und Beharrlichkeit zu erwirken im Stande ſind.

Auf die Kenntniß der unglaublichen Fruchtbarkeit des Bodens in Sardinien geſtützt, und eben ſo mit Bezug auf diejenigen Vorurtheile,

die in allen Ländern herrſchen, und die hier hauptſächlich darin beſtanden, daß man das Salz in den zu entwäſſernden Gegenden vorherrſchend finden würde, hatte man zu Anfang der Unternehmung, das Waſſer des Sumpfes erſt chemiſch unterſucht, und es waren darin auf 1500 Waſſertheile, in allem nur 17 Theile Salz gefunden worden, dagegen die Erde die glücklichſte Miſchung der zum Weizenbau nöthigen Beſtandtheile enthielt.

In dieſen Vorausſetzungen hatten die Arbeiten zur Entwäſſerung begonnen, und mit Hülfe von mehr Arbeitern, als man wirklich gebrauchte, ſämmtlich Sarden, war ſchon im Jahre 1839 der große Durchſchnittscanal von 7625 Metres Länge (circa 24,603 Fuß) vollendet, ſo daß ſchon in demſelben Jahre der ganze Sumpf zu Pferde und zu Fuße durchreiſt werden konnte.

Hiermit aber war nicht alles gethan, ſondern es kam nun darauf an, den auf dieſe Art erhaltenen Humus ſo zu reinigen, daß er ſich für

den Pflanzenbau eigne; die Salztheile mußten getödtet werden, die Luft mußte eindringen, aber auch jede Trockenheit vermieden werden, und dies war die angeſtrengteſte, die ſchwierigſte Arbeit, denn, bei dem Ziehen der Seitencanäle, bei dem Bloslegen der Ackerfläche, bei dem Herumwühlen darin, entwickelten ſich alle jenen giftigen Ausdünſtungen, die die Fieber erzeugen; Fremde fanden ſich dazu ein, aber trotz aller Warnungen, ſich zu gewiſſen Zeiten nicht der Luft auszuſetzen, behielt, wie man dieß nur zu oft ſieht, die eigne Klugheit die Oberhand, und der Tod ereilte manchen unter ihnen.

Die Unternehmer erſchracken, und beſchloſſen daher, keine fremden Arbeiter mehr anzunehmen, ſondern fortwährend ſich nur der ſardiniſchen Hände zu bedienen, was ihnen auch endlich vollkommen gelungen iſt, und ſie in den Sarden, ihrer Ausſage zufolge, die gehorſamſten, fleißigſten, und auch aufmerkſamſten Arbeiter erhalten haben.

Die Unternehmer haben natürlich viel Mühe,

viel Koſten gehabt, und erſt jetzt, ſcheint es, werden ſie nach ſechsjähriger Arbeit die Früchte ernten, zum wenigſten gereichte es mir zum Vergnügen, auf dem Gange den wir antraten, auf Weizenfelder zu ſtoßen, die alles, was man ſich von üppigem Wuchſe denken kann, völlig erreichten, und wohl noch übertrafen. Von Dünger weiß man bekanntlich in Sardinien gar nichts, das Feld trägt in Folge der Ruhe, ein Jahr wird es bebaut, und das andere behütet, darin wächſt nun das Getreide wohl gut, aber das Unkraut, bunte Blumen aller Art und beſonders viel wilder Hafer, erheben ſich auch in üppigſter Höhe, und die Ignoranz im Ackerbau geht bisweilen ſo weit, daß die Capuziner, in der Nähe von San Luri, nicht begreifen konnten, wie ſie, die Unternehmer, Hafer pflanzen könnten, indem ſie, die Capuziner, deſſen nur leider zu viel hätten, und dergeſtalt den fruchttragenden Hafer mit dem wilden verwechſelten.

Nach einem mehrſtündigen Marſche und nachdem wir den jungen Sarden zugeſehen, wie ſie mit Hülfe des Dombasleſchen tiefen Pfluges und mit großer Geſchicklichkeit, den Acker umſtürzten, beſtiegen wir zuletzt die mitgenommenen Pferde, durchritten noch einmal einen großen Theil der ganzen nun völlig entwäſſerten Fläche und wurden wiederum von der ſehr zuvorkommenden Frau des Hauſes freundlich und auch praktiſch nützlich empfangen, indem ſie die ermatteten Kräfte durch ein gutes und ſplendides Diner ſtärkte, worauf wir, nachdem wir noch die Fabrik der Ackerinſtrumente beſichtigt hatten, unſern Rückweg nach Cagliari antraten.

So ſcheint es, daß die Unternehmer ihren Zweck völlig erreicht haben. Die Größe des Etabliſſements erfordert aber immer noch wichtige Ausgaben, ſo wie auch noch durch Anſtellung eines Geiſtlichen für den Gottesdienſt hat geſorgt werden müſſen, ſo daß ſich die Anzahl der Beſol-

beten aller und jeder Art, auf einhundert und zwei und dreißig Personen erstreckt. Wer kann indessen wissen, was bevorsteht. Oefters steckt der Mensch von Genie die Fackel an, aber sie leuchtet nur dem Talente. Für Sardinien aber ist das Institut jedenfalls von unberechenbarem Nutzen, denn es läutert die Begriffe, es klärt sie auf. So bilden sich die rohen Völker, und so verschwinden die Vorurtheile, und daß es deren hier wie natürlich noch sehr viele giebt, davon möge ein Beispiel Zeugniß ablegen.

Das Rindvieh läuft nämlich heerdenweise auf den Feldern einher. Die Ochsen sind, wenn auch klein, doch kräftig und lebendig wie in keinem Lande, ich habe sie manchmal im Trab Wagen führen gesehn gleich einem Pferde, und in manchen Gegenden dienen sie als Lastthiere, um so unbegreiflicher, da man von trockenem Futter in ganz Sardinien nichts weiß, und Ochsen und Kühe einen Theil des Jahres grünes reichliches

Futter genießen, und ſobald der Sommer kommt und die Hitze eintritt, kümmerlich ernährt werden. In ganz Sardinien weiß man nun beinahe nichts von Butter, und das wenige was bereitet wird iſt faſt ungenießbar, aber auch von Kalbfleiſch iſt keine Rede, und warum? weil man es für irreligiös und grauſam hält, das Kalb von der Kuh zu entwöhnen. Eine Dame meiner Bekanntſchaft, welche gute Butter zu haben wünſchte, konnte daher nicht begreifen, warum ihre Kühe ſo wenig Milch gäben, als ſie eines Tages erfuhr, daß die Aufſeherin des Kuhſtalles, nachdem alle ihre Vorſtellungen zu nichts geführt, heimlich des Nachts die Kälber wieder zu den Müttern ließ, und ſo ihrer Pflicht gegen die guten Thiere ſich entledigte, indem ſie der Herrſchaft irreligiöſen Befehlen ſich ungehorſam gezeigt hatte.

Dagegen iſt man weniger mitleidig und zärt-

lich mit den Schweinen, denn nichts iſt gewöhnlicher auf den ſardiniſchen Tiſchen als Spanferkel oft nur von fünf bis ſechs Tagen. Sardiniens Schweine waren ſchon zu Zeiten der Römer in Ruf, was beſonders von der einen Gattung, das heißt der uncivilisirten, noch heute gilt, denn es giebt civiliſirte und uncivilisirte Schweine. Leider hat aber die Cultur hier einen ſchlechten Einfluß, denn das uncivilisirte Schwein, das heißt: dasjenige, was Jahr aus Jahr ein ſich im Freien aufhält, im Sommer von Wurzeln und Kräutern, gleich dem Eremiten in Don Juan lebt, und im Herbſte die großen Eichenwälder aufſucht, macht in letzteren Meſaillancen mit den zahlreich vorhandenen wilden Bewohnern dieſer Gattung, und beweiſt durch den vortrefflichen halbwilden Geſchmack, den die Kinder dieſer gemiſchten Racen haben, von neuem den Satz, daß auch auf den Bergen und in den Wäldern Sardinien's, die Kreuzung der Ra-

cen ſtets die kräftigſten und ſchönſten Geſchöpfe erzeugt.

Der Aufenthalt des wilden Schweines und ſelbſt der halbwilden in den Wäldern bringt mich auf die Wälder ſelbſt, und auf deren andere Bewohner. In der That begreift man nicht, wie eine ſo geraume Zeit hat verfließen können, ehe man ſich von der Vortrefflichkeit ihrer Hölzer überzeugt hat. Und dieß iſt eigentlich erſt in der neueren Zeit geſchehen, denn wenn auch ſtets der Kork benutzt ward, ſo wird doch die Eiche erſt jetzt zu Schiffsbauholz genommen, und ich habe geſchnittene Stücke davon in Händen gehabt, welche an Feſtigkeit das canadiſche Holz zum wenigſten übertreffen, und jedem norwegiſchen Holze gleich zu kommen ſcheinen. Es hat daher Frankreich in der letzten Zeit für ſeine Marine verſchiedene Holzcontrakte abgeſchloſſen, und ſo wird dieſer wichtige Artikel einen neuen bedeutenden Erwerbszweig für

Sardinien abgeben, ſobald nur erſt die dazu nothwendigen Seitenſtraßen vollendet ſind.

Aber rückſichtlich der in den Wäldern und ſelbſt in den Feldern lebenden wilden Thiere, ſo ſcheint es, als wenn die gütige Natur Sardinien nur das Angenehme habe ſpenden, und alles Verderben Bringende davon entfernen wollen; denn außer den wilden Schweinen giebt es Damhirſche und andere Hirſche in Menge, und ebenſo Vögel aller Art und jeder eßbaren Gattung; dagegen fehlen Wölfe, Eideren, Maulwürfe, giftige Schlangen, Vipern, Kröten und faſt alles Dasjenige, was es nur an ſchädlichen und widerwärtigen Thieren giebt. Selbſt der Biß des Scorpions iſt unſchädlich, und Mückenſchwärme werden nur in den Moräſten angetroffen. Nur die Heuſchrecke wüthet, wiewohl in langen Unterbrechungen, von Zeit zu Zeit, und das einzige widrige Thier, das all' und überall

angetroffen wird, und deſſen ſcharfen Biß ich nur zu oft empfunden habe, iſt der Floh. Dieß iſt ein Uebel, aber wer ſüdliche Länder im Sommer beſucht, kann ſehr froh ſeyn, wenn ihn ſonſt kein anderes Geſchöpf quält, während der Bewohner des Nordens, Winter und Sommer über, ohne die größte Vorſicht noch dem Unmuthe ſo mancher anderen Inſekten ausgeſetzt iſt, die ich wohl nicht weiter zu bezeichnen brauche.

Unter den Hausthieren ſteht nun der Eſel oben an, und ſo wie Grimaud de la Reynière in ſeinem berühmten Almanac des Gourmands das Schwein, den König der Thiere nennt, „weil," ſagt er, „sans le cochon, point de lard, par conséquent point de cuisine, ſo kann man vom Eſel in Sardinien ſagen: Ohne den Eſel kein Mehl, kein Brod, kein Waſſer, folglich keine Haushaltung; denn der Eſel dient als Aquäduct, er bringt das Waſſer vom Morgen

bis in den Abend in die Städte, so wie namentlich in Cagliari, das den größten Waſſermangel hat; eben ſo mahlt er in den Oertern, wo es keine Waſſermühlen giebt, für die Familie das Getreide, wofür er, jedoch ohne Patentſteuer, mit dem Titel Molenti, das heißt Müller, beehrt wird. Zufrieden mit Allem hat das gute nützliche Thier aber keinen Stall, ſondern es ſchläft im Freien, und genießt überhaupt, ſobald es unbeſchäftigt iſt, dann der Geſellſchaft ſeiner Racegenoſſen, auf die ungebundenſte Art, in großen Heerden, die durch den Schall eines Horns zuſammen gerufen werden.

Der Molenti muß viel erdulden, aber man kann nicht läugnen, daß er auch großer Ehre genießt, denn er gehört zur Ausſteuer einer Braut, und wann dieſe Ausſteuer ſelbſt, im Prunke nach der neuen Wohnung der jungen Eheleute gebracht wird, ſo beſchließt der Molenti, der niemals fehlen darf, reich und ſchön geſchmückt den Zug.

Sonſt giebt es Federvieh wie bei uns, doch geſtehe ich aufrichtig, daß ich dieß nur aus Hörenſagen weiß, denn etwas anderes als Hühner habe ich ſelbſt nicht geſehn.

Erſt ſehr ſpät waren wir von San Luri nach Cagliari zurückgekehrt. Des andern Tages hatte der Vicekönig den Auftrag erhalten, für Seine Majeſtät bei der Baronin von Teulada, einer der erſten Damen des Landes, ein Kind über die Taufe zu halten, worauf er die Familie bei ſich zu Tiſche gebeten hatte. Eine kleine Unpäßlichkeit, die ich mir wahrſcheinlich des Tages vorher, durch zu große Ermüdung, oder Erkältung, was ſtets ſo leicht in ſüdlichen Ländern iſt, zugezogen hatte, verhinderte mich der Ceremonie in der Kathedrale beizuwohnen, als mir die Viſite des Regenten angekündigt ward.

Der ſogenannte Regent, jetzt der Ritter Gerenzani, iſt Chef der früher erwähnten königlichen Audienz, die auch zugleich an

der Gesetzgebung Theil nimmt, da die Decrete des Vicekönigs, der sonst über Allen steht, nur mit dem Beistimmen der Audienz Gesetzeskraft haben.

Die königliche Audienz hat dreizehn Richter und zwei Präsidenten. Sie besteht aus zwei Senaten, einer in Civil und einer in Criminalsachen. Vollständig versammelt registrirt sie die königlichen Befehle, hat das Recht dem Könige Vorstellungen zu machen, und bewacht die Uebergriffe, die sich etwa die Geistlichkeit sollte zu Schulden kommen lassen. Sie hat, gestiftet im Jahre 1661, noch von spanischer Zeit her, den Titel Eccellenza Eccellentissima.

Der Chef der königlichen Audienza ist zugleich Chef der großen Kanzlei, und erster Rath des Vicekönigs. Die ganze Justiz steht unter ihm, und er ernennt die Notarien, und ertheilt den Advocaten Audienz. Alles, was zur Justiz gehört, leistet den Eid in seine Hände.

Er ist nach dem Vicekönige der Erste im Lande und correspondirt in und ausser der Insel mit allen öffentlichen Angestellten, den Ministern, und dem obersten Conseil zu Turin.

Sein Titel ist: Regent der königlichen Kanzlei, und der König schreibt an ihn: Nobile, Magnifico, Fedèle, e Amato!

Dies sind die wichtigen Attributionen des Herrn, welcher, noch kurz vor der Taufhandlung, mich zu besuchen kam, und das in einer der schönsten Civil-Uniformen, den Rock von dunkler Farbe mit einer Stickerei in Stahlschmelz, die man nur sehen konnte, und deren ich als Freund alles Geschmackvollen in jeder Art und Weise, hier besonders zu erwähnen mich veranlaßt fühle. Nach einer wenn auch kurzen, aber angenehmen Unterhaltung mit einem der allergebildetsten Männer von Cagliari, fand ich mich für den Morgen wieder allein, und hatte Gelegenheit, durch mein eignes Unwohlsein dazu veranlaßt, beim Ueber-

blick der herrlichen Gegend vor mir, doch manche traurige Betrachtung damit zu verknüpfen.

Und dieſe betrafen die ſchon mehrere Male berührten Fieber. Dieſe Fieber, die nun faſt in allen niedrig gelegenen Theilen der Inſel herrſchen, und meiner Ueberzeugung gemäß, durch Austrocknung der mancherlei Sümpfe, wozu aber mehrere Millionen Menſchen gehören würden, und durch ſtete unaufhörliche Bearbeitung der Felder, wenigſtens gemildert werden könnten, finden ſich nun ganz beſonders in der zu den Füßen des Caſtells vor mir liegenden reizenden Fläche ein. Sie beginnen gewöhnlich mit den erſten Tagen des Juny und enden erſt nach etwa fünf Monaten. Sie ſind der Fluch des Landes. Der Einheimiſche leidet durch ſie, er bekommt ſie wieder, aber er ſtirbt nicht grade immer daran, denn ſonſt wäre Sardinien nicht mehr Sardinien, aber für den Fremden ſind ſie meiſt tödtlich. „Sehen Sie,“ ſagte mir ein Herr, mit dem ich eines Tages

an meinem Fenſter ſtand, „heute und morgen können wir noch hier unten ſpazieren gehen, Sonntag noch beim Tone der Launedda den Tänzen der Landleute beiwohnen, und über fünf bis ſechs Tage herrſcht dort vielleicht ſchon der Tod, und gehen Sie hinunter, ſo kommen Sie nicht wieder aus Sardinien fort.“

Und ſo ſteht es mit dieſer furchtbaren Krankheit, und dies iſt wohl der Hauptgrund, warum der Adel des Landes ſo wenig für die Verſchönerung ſeiner Beſitzungen gethan, denn in dieſen Tagen wurden alle Gutsbeſitzer in Cagliari zurückerwartet, um entweder dort zu bleiben, oder ſich vorzubereiten, für die Zeit der Krankheit das Land zu verlaſſen. Wie kann da Liebe für Grund und Boden ſtattfinden, und wie kann man daran denken, ſich ein bequemes Schloß zu bauen, wenn man es im Sommer verlaſſen muß. Sieht ſich doch ſogar der Marquis von Boyl genöthigt, ſeine hundertjährigen-Rieſen-Oran-

genpflanzungen zu verlaſſen, unter deren Schatten man fahren und reiten kann, und die ein Flüßchen durchſtrömt, das zu ihrer ſteten Bewäſſerung dient, weil die böſe Luft auch nicht die nach einem franzöſiſchen Reiſenden ſogenannten Heſperidengärten verſchont.

Die Stunde des Diners rückte heran, und da in der Regel nicht Damen beim Vicekönige zu Mittag ſpeiſen, ſo war daſſelbe, obwohl es ſich nur auf die Familie der vom Könige mit dem Gevatterſtande beehrten Dame beſchränkte, doch ein ziemlich großes zu nennen, das damit eröffnet wurde, daß der Vicekönig der Entbundenen, im Namen Seiner Majeſtät, ein ſchönes brillantenes Armband überreichte. Ich ſelbſt kam bei Tiſche zwiſchen zwei jungen Damen, der Gräfin Rizza gebornen Teulada und deren unverheirathete Schweſter, zu ſitzen, und hatte mich nicht über meinen Platz zu beklagen, denn die Damen waren hübſch, und was

mir in der Geſellſchaft faſt eben ſo viel werth iſt, als Schönheit, hatten auch eine ſehr angenehme Unterhaltung.

Auf dieſem Diner lernte ich auch den Erzbiſchof von Cagliari kennen, welcher des Morgens die Taufhandlung verrichtet hatte, und in Begleitung von zwei Monſignores erſchien, und deſſen Aeußeres ſehr für ihn einnahm, da ich, weit von ihm ſitzend, ihn nicht näher kennen lernte. Indeſſen giebt mir ſein Erſcheinen Veranlaſſung, den geiſtlichen Angelegenheiten einige Worte zu ſchenken.

Der geiſtliche Stand iſt der geſuchteſte auf der Inſel, weil er die meiſten Einnahmen hat. Nach der Zählung vom Jahre 1826 befanden ſich im Lande 1857 Weltgeiſtliche und 1125 Mönche. Die Zahl der Nonnen iſt aber nicht bedeutend, und erſt neuerlich iſt den Soeurs Grises erlaubt worden, ſich dort niederzulaſſen. Die katholiſche Confeſſion iſt unter den chriſtlichen

Confessionen, die einzige öffentlich geduldete, und stolz ist das Land darauf, eines der ersten zu seyn, wo die christliche Religion eingeführt ward, das daher auch viele Märtyrer zählt.

Es sind in Sardinien drei Erzbischöfe, zu Cagliari, Oristano und Sassari, und eilf Kapitel. Das bedeutendste ist dasjenige von Cagliari, dessen Canonici auch das Privilegium der Cappa Magna, d. h. des Tragens des weiten mit einer Schleppe versehenen Ordenskleides haben. Die Einkünfte des Erzbischofs von Cagliari berechnet man auf 80000 Franken, und diejenigen der Canonici werden ebenfalls als sehr bedeutend angegeben. Zur Grundlage derselben, so wie zur Besoldung sämmtlicher Weltgeistlichen, dient immer noch, wie schon gesagt, der dem Baue der Früchte so hinderliche Zehnte. Man hebe den Zehnten auf, und substituire ihm eine andere Abgabe, und Geistlichkeit und Layen werden sich besser stehen.

Die Mönche leben in neun und achtzig Klöstern aller und jeder Regel, sind aber nicht reich zu nennen, und könnten doch wenigstens wohlhabend sein, wenn sie einen bessern Ackerbau bei sich einführten. Die Nonnenklöster sind fast sämmtlich in den Städten, und großentheils Erziehungsanstalten. In ihnen wird sonderbarer Weise meist catalonisch, und bei den Capuzinerinnen*) das reinste castilianisch gesprochen. Wenn, wie ich in meiner spanischen Reise bemerkt, sich das Deutsche in hundert Jahren in den deutschen Colonien in der Sierra Morena völlig verloren hat, und dagegen das Spanische sich in Sardinien, durch nichts unterstützt, noch so vollkommen in manchen Theilen des Landes, und hier wiederum in den Frauenklöstern erhalten hat, so

*) Sie haben die strengsten Ordensregeln und ihre ganze Nahrung während der Fasten besteht aus Saubohnen in Oel gesotten.

muß ihm gewiß eine Leichtigkeit zum Grunde liegen, die anderen Sprachen abgeht.

Noch denſelben Abend machte ich, nachdem die Geſellſchaft ſich entfernt hatte, eine Spazierfahrt mit dem Vicekönige. Wir beſahen zuerſt den Hafen, dem leider noch immer ein Leuchtthurm fehlt, und dann ging es nach dem Kloſter der Mercedari, welche früher das Gelübde abgelegt hatten, Chriſten aus der Gefangenſchaft los zu kaufen, (eine Aufgabe, der ſie jetzt, bis auf weitere Zeiten entbunden ſind,) und die, durch ſtrenge Regeln nicht übermäßig beſchränkt, ein ſehr heiteres Leben führen ſollen. Es ſind ihrer zwei und dreißig an der Zahl, und ihre einzige Beſchäftigung ſcheint jetzt die Bewachung eines kleinen Schiffes zu ſeyn, das eine Pilgerin im Jahre 1370 an einem wollenen Faden in der Kirche aufgehangen, und das jedesmal den herrſchenden Wind anzeigt.

Daß übrigens die Mönche, bis auf die spätesten Zeiten, noch Gelegenheit hatten, ihrer Pflicht, rücksichtlich des Loskaufs der Christensclaven zu genügen, ist nur zu gegründet, denn während wir andern Europäer mitten im Lande ruhig in unseren Betten lagen, ward des Nachts so manche sardinische Familie an der Küste überfallen und in die Sclaverei geführt, und an ein Entweichen war schwer zu denken. So ward ein Marchese Visconti, der es gewagt hatte, von Tunis zu fliehen, auf der That ertappt, und bekam funfzig Streiche auf den Sohlen. Erst mit vielem Gelde ward er losgekauft, und noch leben zu Cagliari zwei Damen, die lange Zeit in Gefangenschaft waren, und auch Erinnerungen mancherlei Art, wenn auch nicht gerade solche wie der arme Marchese, daran haben mögen. Ja! die Mutter des jetzigen Paschas von Tunis ist aus Sardinien gebürtig.

Doch das Schrecklichste fiel noch im Jahre

Jahre 1812 vor. An der Westseite von Sardinien, nicht weit vom Vorgebirge Teulada, liegt die ziemlich große Insel Antioco. Es war im Winter, die Carnevalsfreuden gingen zu Ende, als man sich mit der Nachricht herumtrug, daß die Tuneser einen Angriff auf die Insel beschlossen hätten, welcher indessen der dort stationirte Officier keinen Glauben schenken wollte, und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln verabsäumte. So kam der Dienstag, der letzte Freudentag heran, der aber in einen Trauertag enden sollte, denn noch in der Nacht zum Aschermittwoch überfielen die Tuneser die Insel und schleppten, nach einem schweren Kampfe mit den Truppen, die den sorglosen Hauptmann an ihrer Spitze, niedergemetzelt wurden, den bei weitem größten Theil der Bewohner der Insel nach Tunis hinüber.

Des andern Tages nach meiner Fahrt zum Kloster aß ich zu Mittag bei Don Errico Carobelli, wo ich in dem französischen Consul zum ersten Male

einen Fremden fand, der sich wahrhaft in Sardinien eingebürgert, ein hübsches Landhaus gebaut haben soll, und jedes andere Consulat sich verbeten hat. Auch fand ich hier aus dessen Garten einen Teller Erdbeeren, die so wie andere Früchte der Art, stets schwer zu erhalten sind, da sich von den Eingebornen höchst selten einer damit abgiebt, dergleichen zu ziehen, wonach der Begehr sich vielleicht nur auf das Haus des Vicekönigs und weniger anderen Personen beschränken möchte. Es scheint dieß eine Kleinigkeit zu seyn, aber sie beweist nur, wie mäßig das Leben im ganzen Lande seyn muß, wenn selbst in der Hauptstadt ein Teller voll Erdbeeren zu den Seltenheiten gehört.

Gewiß ist eine Nation noch zu den rohen, ungebildeten zu zählen, deren tägliches Leben nicht einen gewissen Comfort hat, sondern, welche das Geld theils nur an gewissen Tagen vergeudet, oder sich den Körper mit den prächtigsten Stoffen

an den Festtagen behängt, und die anderen Tage vielleicht dafür darbt. Und das ist noch immer in Sardinien, zum wenigsten in der unteren Classe der Fall. Man blicke einmal in die Wohnungen der ärmeren Leute, wo Kinder, trotz dem daß die Fruchtbarkeit in den Familien nicht ihres Gleichen hat, an der Erde kümmerlich liegend, zur Hälfte auch wiederum dahin sterben, und wo der Junggeselle, bis zum Augenblicke der Heirath, kein Bette kennt, während dagegen am Sonntage, Mädchen und Männer in den prächtigsten Brocatkleidern, die Mädchen mit goldnen Ketten und kostbaren Ringen bis an die Spitze der Finger, beim Schalle der Launedda tanzen. Gewiß ein Contrast, der nicht zum Vortheile der Intelligenz eines Landes ausgelegt werden kann.

Ein merkwürdiges Vergnügen hatte mir der Vicekönig versprochen, und dieß war der Fang des Thunfisches, der zu San Pietro, einer

Inſel dicht bei San Antioco, betrieben wird, und wohin uns das täglich zu erwartende Dampfboot, die Ichnuſa, führen ſollte, mit dem ich einige Tage ſpäter nach Genua zurück zu reiſen dachte.

Der Fiſche in ſüßem Waſſer giebt es mancher und ſehr gute, namentlich iſt der Aal vortrefflich, aber beſonders fiſchreich iſt das Meer um Sardinien. Die Fiſchereien der großen und kleinen Sardellen ſind meiſt in den Händen der Genueſer und Sicilianer, gleich dem Corallenfange, nur der Thunfiſch gehört Sardinien allein. Dieſer Fiſch kommt uns nur in veränderter Geſtalt (marinirt) zu, und man hält ihn, wenn man : das erſte Mal mit Oel genießt, für Etwas, worauf das franzöſiſche Sprüchwort: Ni chair ni poisson, ſehr gut anzuwenden iſt. Wenigſtens war es mir ſo vor vielen Jahren in Paris gegangen, daß ich nicht wußte, was ich aß. Hier zu Cagliari verzehrt man ihn

frisch, und da ist er von einem herrlichen Geschmack. Aber allein der Anblick dieses oft sicher an zweihundert Pfund wiegenden Fisches, der einem Ungeheuer sich vergleichen kann, weil er beinahe so dick und breit wie lang ist, gilt schon für Etwas, und wenn man nun bedenkt, daß drei- bis vierhundert solcher Fische oft zu derselben Zeit gefangen werden, und von der List hört, zu der sich der Schwertfisch einfältigerweise verleiten läßt, sie in verschiedene Netze und zuletzt in die sogenannte Todtenkammer zu führen, wo ihr Blut beim Morde das Meer weit hinein röthet, so wird man mir aufs Wort glauben, wenn ich sage, daß es eins der merkwürdigsten Schauspiele seyn muß, die es in der Natur giebt. Mit Bedauern sage ich nur seyn muß, denn ich habe diesem Schauspiele nicht beigewohnt.

Die Gründe des Fehlschlagens meiner Hoffnungen lagen in der aufgeregten See. Schon

bei Gelegenheit meiner Reiſe nach Malta habe ich der mancherlei Stürme erwähnt, die ich auszuhalten gehabt, auch nach Sardinien hin hatte ich, trotz dem daß wir im Monat Mai uns befanden, keine glückliche Fahrt, aber während meines Aufenthaltes in Cagliari nahm der Wind von Tage zu Tage zu. Zwar verſicherte man mich immer, zu Cagliari herrſchten ſtets Winde, und dieß ſey ſogar nothwendig um die africaniſche Hitze dort abzukühlen, wenn aber zuletzt das Meer immer höher ſtieg und ich auf der Straße ſtets meinen Hut feſtzuhalten genöthigt war, ſo erſchien mir dieſes doch etwas ſonderbar. Zuletzt ſchwankten ſelbſt alle Schiffe im Hafen, und die Ichnuſa erſchien endlich, aber vier und zwanzig Stunden ſpäter als gewöhnlich, weil der Capitain erzählte, wie er ſich genöthigt geſehen, in die Bucht von Spezzia, nicht weit von Genua, einzulaufen, wie er zuweilen nur fünf Knoten in der Stunde gemacht habe, und wie

die Fahrt um das Vorgebirge erum nach San Pietro, leicht eine Havarie am Schiffe veranlaſſen könne. Da nun, blieb der Wind von derſelben Stärke, überhaupt der Fiſchfang nicht vor ſich gehen konnte, ſo unterblieb die ganze Reiſe, und ich mußte mit der Erzählung davon zufrieden ſeyn, wie ich ſie hier auf Hörenſagen, wieder gegeben habe.

Schöne Kirchen, wie im übrigen Italien, giebt es in Sardinien nicht; die Kathedrale zu Cagliari iſt eigentlich nur nennenswerth. Zuerſt in einem halbgothiſchen Style erbaut, was man noch an manchen Nebenthüren erkennt, iſt ſie ſpäter einmal von einem Erzbiſchof verändert worden und hat ein rundes Gewölbe erhalten. Man ſieht auch in ihr eine Maſſe von Moſaiken, und einige Gemälde, die von großen Meiſtern herrühren ſollen, aber das Vorzüglichſte iſt der ſilberne Altar, die ſilbernen Rieſenleuchter, die großen ſilbernen Monſtranzen

und andere Gefäße von dieſem Metalle. Auch Ludwig der Achtzehnte hat nicht unterlaſſen, ihr eine Monſtranz von Vermeil zu verehren, als Andenken daran, daß der Leichnam ſeiner Gemahlin, einer ſardiniſchen Prinzeſſin, während der Unglücksperiode, dort einen Platz gefunden, bis er in Folge der Reſtauration nach Frankreich gebracht, dort beigeſetzt werden konnte. Die gute Comteſſe de Lille! wie ſie während ihres Aufenthaltes in Pyrmont in den Jahren 1800 und 1801 hieß. Ich war ihr dort als junger Student vorgeſtellt worden, und hatte manche Gründe, mich an ihrem kleinen Hofe ſehr zu gefallen, und da ſie immer gegen mich ſehr freundlich und gnädig war, ſo konnte ich die Monſtranz nicht ohne eine gewiſſe Bewegung anſehn, da ſich überdieß noch Erinnerungen mancherlei Art, von jener Zeit her, daran knüpften.

Sind die Kirchen im Ganzen in Cagliari nicht von großer Schönheit, ſo waren ſie dagegen

lange von groſser traurigér Bedeutung. Denn ſie waren bis auf die neuſten Zeiten, der Zufluchtsort von Verbrechern jeder Gattung. So erzählte mir unter andern Jemand, daſs er es mit angeſehen, wie die Gensd'armen einen Trupp Räuber angebracht hätten, und wie letztere, durch eine kühne Wendung, der Kirchthüre ſich zu nähern gewuſst, und ſo in die Kirche gedrungen wären. Vergebens habe nun die Gensd'armerie, zu ihrer Verfolgung, hinein gewollt, als Geiſtliche an den Kirchthüren erſchienen wären, und ſie durch ihre bloſse ſtumme Gegenwartdaran verhindert hätten.

Und ſonderbar genug, iſt die Form noch bis jetzt beibehalten worden, denn kein Polizeibeamter oder Militair darf in der Kirche Jemand feſtnehmen, aber die Auslieferung wird auf Requiſition nicht abgeſchlagen.

Recht und Gerechtigkeit ſind überhaupt noch nicht in Sardinien, was ſie ſeyn könnten, denn

die neuere piemonteſiſche Gerichtsverfaſſung iſt noch nicht dort eingeführt.

Den Grund aller Geſetzgebung bildet zuerſt die ſogenannte Carta de Logu vom Jahre 1395, gegeben von der großen Eleonore d'Arborée, welcher das Talent zugeſchrieben wird, die Geſetze den Unterthanen und ihren Gewohnheiten angepaßt zu haben. *)

Der Carta de Logu folgen in Criminalſachen die Regie Pragmatiche vom Jahre 1636 und die Editti, beide von den Königen ausgegangen, und zuletzt die Pregoni, das heißt: Decrete, welche der Vicekönig, in Verbindung mit der königlichen Audienza, erläßt.

---

*) Eleonore war die Tochter des Richter Peter III. und die Schweſter Hugo III., welche, vermählt mit Brancaleone d'Oria, nach ihres Bruders Tode vier Jahre lang allein regierte, und dann für deſſen Sohn Mariano die Regierung bis zu ihrem Tode führte, was den Beweis liefert, wie unabhängig ſich die Richter zu machen gewußt, indem ſogar Frauen zur Regierung kamen.

Nach dem geiſtlichen Stande iſt überhaupt derjenige der Rechtsgelehrten der erſte an Rang und der geſuchteſte. Daher giebt es zu Cagliari und Saſſari an Einhundert und funfzig Advocaten, und in beiden Orten an vierzig Procuratoren. Von den Notaren giebt es zwei Arten, die eine, die wie allenthalben Contrakte ſchließt und die andere, welche als Actuarien in den Civil- und den Criminalproceſſen auftreten.

Die Sarden bilden ſicher das gehorſamſte und ſeinem Monarchen treu ergebenſte Volk der Welt, und der Monarch iſt ihnen Alles. Was er befiehlt, iſt ihnen Geſetz. Dennoch giebt es noch ſogenante stamenti, d. h. die Vereinigung der drei Claſſen des Königreichs, 1) der Geiſtlichkeit, 2) des Militairs d. h. der Adlichen, die aber ein Alter von zwanzig Jahren müſſen erreicht haben, und 3) der stamenti reali, ſo heißen ſonderbarer Weiſe, die Deputirten der Städte. Dieſe haben nur das

Recht, jedes besonders oder zusammen, dem Monarchen ihre Bitten vorzutragen, die, sobald der Monarch sie genehmigt, Gesetzeskraft erlangen. Diese stamenti sind also gewissermaßen nur berathend. Eigentliche Cortes hat das Haus Savoyen nie zusammenberufen.

Der Adel theilt sich, obgleich er allen und jeden Unterschied von Baronen, Grafen und Marchesen hat, doch bis auf die neueste Zeit, hauptsächlich in die residirenden und nichtresidirenden Barone, wovon die letzteren, die indessen nun völlig aufgehört haben, durch sogenannte podatarii ersetzt wurden, das heißt durch Agenten, welche das Lehn vertraten. Alle andern Adeligen haben entweder den Titel Don, oder sind, was man Ritter di spada nennt. Letztere dürfen aber, gewiß ein ganz neuer Adelsunterschied, den Cavaliere nicht vor ihren Namen setzen, sondern nur hinterdrein.

Die Hauptvortheile des Adels sind:

1. daß sie blos unter der Audienza-Reale, aber unter keinem andern Gerichte stehen;

2. daß sie durchaus keine persönlichen Leistungen zu tragen haben;

3. daß sie jeder Aufforderung des Gerichtes erst in 26 Tagen Folge zu leisten haben;

4. daß sie in Criminalfällen nur von ihres Gleichen gerichtet werden und

5. daß sie — wahrlich eine große Gnade! — blos enthauptet, aber nicht gehängt werden.

Wenn man den Charakter des sardinischen Volkes und dessen Gewohnheiten, außerdem aber die steten Fieber bedenkt, so wird man leicht ermessen, daß Sardinien der Fabriken und Manufacturen, die eigentlich nur von Fremden begründet werden könnten, wenig oder gar keine zählt. So giebt es eine Baumwollenfabrik zu Cagliari, eine Seifenfabrik zu Sassari, eine Maroquinfabrik ebenfalls dort, man macht schlechte Tuche, wollene Fußdecken, die Furesi heißen, die Leinwand fängt

an, beſſer zu werden, aus der Pinne Marine, der Steckmuſchel *) wird die ſogenannte Gnacara gemacht, die zu Handſchuhen und zu Shawls dient, und das wäre, wenn man nicht noch die ſeit einigen Jahren angefertigte ordinaire Töpferarbeit, die Bereitung des dem Meere entnommenen und am Ufer getrockneten Salzes, und einige Färbereien, die mittels der Blätter der Myrte betrieben werden, dazu rechnen will, ſo ziemlich Alles, was die Induſtrie leiſtet; denn noch gehen die Rohſtoffe in die Fremde, und kommen verarbeitet zurück. Wer Sardinien wohl will, muß wünſchen, daß die Induſtrie ſich hebe, und da die Regierung es nicht an Unterſtützung fehlen läßt, ſo iſt auch das möglich Beſte zu erwarten.

*) Die Pinne Marine hat außerhalb eine Art Wolle, welche gegen Kopfweh und Flüſſe in die Ohren geſtopft wird und ganz braun iſt. Dieſe Wolle wird geſponnen und dann werden die erwähnten Handſchuhe und Shawls davon gemacht.

Ein Volk, das ſeinen Fürſten ſo verehrt, wie das ſardiniſche, dem fehlt es nicht an Gemeinſinn, und dieſes ſpricht ſich, wenn es auch noch an Fabriken und Manufacturen fehlt, in anderer Hinſicht ganz beſonders aus.

Das ganze in Sardinien befindliche Militair, Cavallerie, Infanterie, Artillerie, ja ſelbſt die Hellebardiere und Invaliden mit eingerechnet, überſteigt kaum 3300 Mann. Dagegen beſteht eine Miliz von nahe an 10000 Mann, wovon Drei Fünftel Infanterie, und zwei Fünftel Cavallerie ſind. Mitglied dieſer Miliz zu ſeyn, iſt nur eine Ehrenſache, denn ſie kleidet ſich ſelbſt, macht ſich auch beritten, und erhält keinen Sold. Ich glaube ſchon von den langen Gewehren und den großen Säbeln berichtet zu haben, ich muß aber hier noch der kleinen Pferde dieſer Miliz erwähnen, denen zufolge ein ſolcher Cavalleriſt unwillkürlich an die Koſaken erinnert. Aber dieſe Miliz hat

ſich auch tapfer zu ſchlagen gewußt, und ſo wurden nach dem geſchehenen Aufrufe, in Folge der von den Franzoſen im Jahre 1792 verſuchten Landung, die Sarden bald Meiſter derſelben, und der Verſuch der Beſetzung der Inſel mißlang.

Man reiſet in Sardinien mit der größten Sicherheit, denn dieſe ſtets wachſame Miliz läßt keine Räubereien zu, nur das Gefühl der Rache, namentlich der Blutrache, verurſacht, wie in Corſica, noch immer Morde und Anfälle, denn Corſen und Sarden können und wollen nicht begreifen, daß das Gouvernement auch nur das geringſte Recht habe, ſich in ihre Privatangelegenheiten zu miſchen. Corſen, die einen Mord begangen, flüchten ſich nach Sardinien und Sarden nach Corſica. Die Auslieferung findet auf Requiſition ſtatt.

So weit was die Polizei des Landes betrifft; gehen wir jetzt zu anderen gemeinnützigen Einrichtungen über, und dazu rechne ich nun zuerſt,

das unter dem Namen Barracellat beſtehende bewaffnete Corps der Barracelli, von welchem, wenn ein Raub an Vieh oder Ackergeräthſchaften auf offenem Felde nicht entdeckt wird und der Räuber nicht zu beſtrafen iſt, dafür aus einer gemeinſchaftlichen Caſſe, wozu jede der Gemeinden ihren Beitrag liefert, eine Entſchädigung gezahlt wird.

Das andere nennenswerthe Inſtitut, iſt der ſogenannte Monte di soccorso, Unterſtützungsberg, welcher dazu dient, Vorſchüſſe, es ſey an Getreide zur Saatzeit, (Monte granatico) oder an Gelde zum Ankauf von Vieh, (Monte numario) den ärmeren Landbewohnern zu machen, damit ſie nicht in die Hände der Wucherer fallen, wofür ein mäßiger Zins bezahlt wird. Jeder Canton hat ſeinen eigenen Monte di soccorso, und hat das Recht, die etwanigen Ueberſchüſſe zum Beſten des Cantons, es ſey zum Nutzen oder zur Verſchönerung, zu verwenden.

In Sardinien giebt es zwei Universitäten zu Cagliari und zu Sassari. Die theologischen und die juristischen Collegia sind, aus den früher angegebenen Gründen, die besuchtesten. Weniger besucht sind die Collegia der Mediciner und Chirurgen, welche, La Marmora zufolge, auf dem Lande durch die Dorfbarbiere verfolgt, gar nicht aufkommen können. Und doch wäre dies nirgends nöthiger als in Sardinien, wo namentlich die gräßliche unter dem süßlichen Namen der galanten bekannte Krankheit leider nur zu viel Verheerungen anrichtet; denn von einer der besten Autoritäten bin ich unterrichtet worden, daß bei der Aufnahme von armen Mädchen im Hospitale, schon zehnjährige Kinder an diesem scheußlichen Uebel litten. In der allerneuesten Zeit sind daher Distrikts-Aerzte eingeführt worden, welche von den Communen bezahlt werden, und von Zeit zu Zeit Reisen in ihrem Distrikte machen.

Außer den Universitäten bestehen nun noch

zu Cagliari und Sassari zwei Anstalten, beide unter Aufsicht der Jesuiten, wo die jungen Leute, bis zu ihrem Abgange nach der Universität, Unterricht genießen, und in Städten und Dörfern sind für den aller ersten Unterricht sogenannte Normalschulen eingerichtet, wo im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Catechismus, und selbst in den Anfangsgründen der Lehre vom Ackerbau Unterricht ertheilt wird. Für junge Mädchen, welche großentheils in den Klöstern erzogen werden, ist indessen noch neuerdings wiederum zu Cagliari ein Institut eröffnet worden, dessen Einrichtung mir jedoch nicht hinlänglich bekannt ist.

Rücksichtlich der Künste aber, es seyen die freien oder die bildenden Künste, so muß ich leider bekennen, daß, wollte ich ihnen eine Seite schenken, diese wohl mit sehr großen Lettern müßte beschrieben seyn, um doch etwas zu sagen. Um aber auch nicht ungerecht zu seyn, so will ich einer herrlichen colossalen Statue des

jetzigen Königs erwähnen, welche zu Cagliari in drei Theilen von einem Sarden gegossen worden, und die alles nur mögliche Lob verdient. Wo sie aufgestellt werden soll, ist mir noch unbekannt.

Sardinien verbirgt in seinem Boden, und zeigt auch auf der Oberfläche, vielerlei mineralogische Schätze, die schönsten Granite, Schiefer, Marmor vielerlei Art, grünen Cipollino, Trachyte, Basalt, und mehrere andere Steinarten. Vom Gold weiß man nichts, dagegen Silberblei und auch reines Silber gefunden wird. Mercur wird in manchen Theilen der Insel vermuthet, wo er sonst soll gefunden seyn, aber verschüttet wäre. Blei ist in großer Menge vorhanden, Eisen wird nicht genug bearbeitet, und eine Masse Geld geht dafür noch in's Ausland.

Im Durchschnitte von zehn Jahren (von 1827 bis 1838) wurden die Einkünfte Sardiniens auf drei Millionen drei hundert und fünf

und achtzig tauſend, fünf hundert und fünf und ſiebenzig Franken und zehn Centimen berechnet.

Daß ich in einem Lande, wo man in den untern Claſſen ſo mancherlei fremden Gebräuchen begegnet, auch manches Auffallende in der bürgerlichen Geſellſchaft antreffen würde, davon war ich im voraus überzeugt, aber doch nicht davon, eine Sitte zu finden, die völlig an das Mittelalter, an das ritterlich duldende, erinnern ſollte. Und doch war ich ſelbſt davon Zeuge.

Ein junger Menſch, der einem Mädchen wohl will und von ihr nicht zurück gewieſen wird, aber kein Vermögen und keine Anſtellung beſitzt, die hinreichend wäre, den Lebensunterhalt den beiden jungen Leuten in der Ehe zu ſichern, bekommt von den Eltern nicht die Erlaubniß, ihr Haus zu beſuchen, aber wohl diejenige, des Abends unter dem Balcon zu ſtehen, ſie anzuſehen, und gehört der Balcon zu der unte-

ren Etage, auch mit ihr zu ſprechen. Und ſo ſah ich denn eines Abends, bei angehender Dunkelheit, ein junges Mädchen auf einem Balcone, der nur ſo hoch von der Erde war, daß der Geliebte beinahe mit dem Kopfe von der Straße aus hinan reichte, lang ausgeſtreckt liegen, und durch das eiſerne Gitter des Balcons, mit demſelben gewiß die ſüßeſte Unterhaltung haben; denn konnte ſich auch der beiderſeitige Mund nicht berühren, ſo zog der Freund doch gewiß der Freundin Athem ein, und fühlte ſich belohnt. Dergleichen Verhältniſſe ſollen nun oft manche Jahre hindurch dauern, und wehe dem Theile, der eine Untreue beginge; der ſüße Hauch würde den ſtrafbaren Theil nicht mehr anfächeln, ſondern ein Dolchſtoß die tragiſche Entwickelung der langjährigen Aufopferung ſeyn.

Der letzte Sonntag, welchen ich zu Cagliari verbrachte, war für mich ein trüber Tag, denn es war derjenige, wo der Capitain der Ichnuſe

die Fahrt nach dem Thunfiſchfange für bedenklich erklärte, Regen beinahe den ganzen Tag über fiel, und eine Ausflucht nach Pirri oder Quartu, um die berühmten Tänze der Landleute zu ſehen, ebenfalls nicht thunlich war, und ſo blieb mir denn nichts übrig, als den Abend, für eine Stunde ins Theater zu gehen.

Das Theater von Cagliari iſt erſt ganz kürzlich auf Koſten der Stadt neu gebaut, und hat einen beträchtlichen Umfang und Höhe. Die Logen ſind, wie ſich in Italien immer von ſelbſt verſteht, abgeſchloſſen, und das Ganze ſieht, beſonders da Vergoldungen und Farben noch ganz friſch ſind, anſtändig und zierlich aus. Im Winter findet ſich ein italieniſcher Impreſario mit der Oper ein, und im Sommer ein anderer mit dem Schau- und Luſtſpiele, das übrigens in gutem Italieniſch, und nicht etwa in der Landesſprache geſprochen wird, die auch wiederum ein Gemiſch von vielerlei Sprachen iſt, der jedoch

immer, wie bei allen unter dem Namen der romaniſchen bekannten Sprachen, ſtets das Latein zum Grunde liegt.

Zum Beweiſe, wie nahe die ſardiniſche Sprache dem Lateiniſchen liegt, gebe ich hier einen Vers aus der National-Hymne, mit der italieniſchen Ueberſetzung.

Conservet Deus su Re
Salvet su regnu Sardu,
Et gloria à sustendardu
Concedat dé su Rè
Qui manchet in nois s'annnu
Qui langnat su valore
Pro forza o pro terrore,
No hapas suspectu, o Rè.

Ueberſetzung.

Iddio conservi il Re,
Conservi il Regno Sardo
Et gloria allo stendardo
Conceda ognor del Re
Che in noi languisca l'animo

E infermisi il valore,
Per forza o per terrore
Non mai temere, o Re.

Das böſe Wetter, ſtarker Wind und abwechſelnd Regen dauerten den ganzen Montag fort, und ſo kam ich des Morgens nur für kurze Zeit aus dem Hauſe, und des Abends fuhr ich mit dem Vicekönige im offnen Wagen dem Hafen zu, wo wir die See noch immer in großer Bewegung fanden. Aber ſchon am Dienſtage ſchien der Himmel ſich aufklären zu wollen, und endlich konnte ich dazu gelangen, etwas von den Anzügen und Tänzen der Landleute an Feſttagen zu ſehen, indem der Vicekönig mich einlud, mit ihm nach Pirri zu fahren und dort beim Geiſtlichen abzuſteigen, wo wir vielleicht Gelegenheit haben würden, wenigſtens die Anzüge derſelben kennen zu lernen.

Ein katholiſcher Landgeiſtlicher, ohne Frau und Kind, hat für mich ſtets etwas Trübes

gehabt, denn allein unter ungebildeten Menschen zu leben, muß den Geist herunter bringen, daher freuete es mich, hier einen Geistlichen zu finden, der, umgeben von Vater, Mutter und Schwester lebte, und dergestalt einer angenehmen Häuslichkeit genoß. Aber schon während drei Sommer hatte er am Fieber gelitten, in wenigen Tagen sollte es wieder zu Pirri heimisch seyn: welche Aussichten, welche Befürchtungen, da selbst gesund, er der Annehmlichkeiten des Lebens nicht allzuviel sich verschaffen kann, indem diese Landgeistlichkeit nicht immer gut bezahlt ist, und wenn sie es auch wäre, doch stets so Vieles, was nicht einkommt, mit Härte nicht herbei getrieben werden kann.

Auf unsere Bitte erschien nun eine der jüngeren Bäuerinnen des Dries in ihrem Sonntagskleide von dem prächtigsten Brocatstoffe, einem steifen Rocke, Jacke darüber mit weiten spitzen Aermeln am Ellenbogen, das Hemde

von da an hervorblickend, einen ſchönen Schleier über den Kopf tragend, und goldene Ketten in Menge um den Hals gewickelt. Nur die Ringe hatte ſie zu Hauſe gelaſſen. Mit ihr zugleich kam aber auch der bei der ganzen Gemeinde in jährigem Lohne ſtehende Muſiker mit ſeiner Launedda.

Die Launedda erinnert an den Anfang aller Muſik, in ſofern die Töne der Blaſeinſtrumente, als der menſchlichen Stimme am nächſten, gewiß den Streichinſtrumenten voran gegangen ſind.

Die Launedda beſteht aus drei Schilfröhren, die eine mittlere und längſte bildet den durchgehenden Baß; neben ihr an iſt ein kleineres Rohr, feſtgemacht, welches von der Octave die vier unterſten Töne durch Oeffnungen bildet und zur Bildung der drei andern, nebſt dem obern Tone der Octave, iſt eine andere Röhre mit vier Oeffnungen vorhanden, die aber nicht feſt gemacht iſt.

An allen dreien Röhren iſt nur eben eine Klappe, und alle drei werden auch mit dem Mundſtücke bis über die Klappe weg, in den Mund geſteckt, und ſo vermöge der Finger beider Hände wie eine Clarinette geſpielt. Da nun aber das Anhauchen der Luft, bei dem beſtändigen Spielen Stunden lang, die Bruſt zu ſehr angreifen würde, ſo beſitzen die Muſiker darin eine ganz eigne Geſchicklichkeit, die Luft aus der Naſe herunter zu ziehen, und bilden ſo ein Gegenſtück zum fertigen Tabacksraucher, welcher den Rauch, den er in den Mund läßt, durch die Naſe weiter zu geben verſteht. Der Muſiker ſtellt ſich nun bei den Sonntagsfeſten in die Mitte, und Burſchen und Mädchen umgeben ihn in der Runde, indem ſie ſich die Hand reichen, wo nun der anerkannte Geliebte das Recht hat, die Finger durch diejenigen des Mädchens zu ſtecken, und ſieht er einen Andern es thun, ſo der leidenſchaftlichſte Scene der Eiferſucht erfolgt, da dieſer nur die Hand leiſe

berühren darf. Man zeigte uns, bei den Tönen der Launedda, die Pas, welche gemacht werden, und die gewiß graziös und zierlich sind, wenn auch nichts eigentlich Munteres darin liegt. Und so bleibt es den ganzen Abend, denn der Sarde betrinkt sich nie, und daher wird auch niemals die Fröhlichkeit in Ausgelassenheit ausarten.

Uebrigens muß ich wünschen, daß die Sitten und Gebräuche der sardinischen Landleute, und überhaupt der unteren Classen niemals unseren Bäuerinnen bekannt werden, denn sonst würden sie, wenn sie nicht etwa das Fieber fürchteten, alle dorthin laufen; denn als ich mich über die, wenn auch verbrannte aber doch zarte Hand des jungen Mädchens wunderte, so erfuhr ich, daß außer Waschen und Spinnen sie den ganzen Tag nichts, gar nichts zu thun hätten. Sie arbeiten weder auf dem Felde, noch gehen sie in die Ställe, sondern alle Arbeit der Art verrichten die Männer. Nicht wahr, ihr Frauen und Mädchen! sie sind glück-

lich, überglücklich, denn spönnen sie nicht, so wären sie beinahe den Lilien auf dem Felde zu vergleichen, die nichts thun, und doch ernährt werden.

Nachdem der Geistliche uns noch die silbernen Schätze der Kirche gezeigt, die ihr nach und nach von Wohlthätern verehrt wären, traten wir unsere Rückfahrt nach Cagliari an, wo wir aber erst ganz im Finstern, d. h. um halb neun Uhr eintrafen; was mich manchmal in der Zeitrechnung irre machte, da in unsern Ländern im Anfange des Monat Juni um halb neun Uhr noch voller Tag ist.

Dieses Irren in der Zeitrechnung begreift sich, sie hat dabei ihren natürlichen Grund, und so wird und muß sich Niemand beklagen, wenn er im südlichen Italien schon um 8 Uhr im Sommer Licht ansteckt, während er es zu Berlin erst um 9 Uhr thut, und in Stockholm gar kein Licht gebraucht.

Aber ein Anderes ist es mit der italieni-

ſchen Uhr, die unnöthiger Weiſe noch immer ihre Eintheilung von 24 Stunden hat, und einen Fremden oft ganz confus macht.

Iſt man nun ſchon genöthigt, ſich in Rom und Neapel damit bekannt zu machen, ſo iſt dieß ganz beſonders in Sicilien der Fall, denn dort werden ſelbſt eingebürgerte Fremde von 16 und 17 Uhr reden, weil ſie ſonſt nicht verſtanden würden. Lange Zeit habe ich mich nicht darein finden können, jetzt aber glaube ich die Sache verſtanden zu haben, und ſo will ich verſuchen, folgende ganz einfache Erklärung zu geben.

Der Tag, (das heißt, die 24 Stunden,) fängt nämlich gewiſſermaßen mit der Nacht an, das will ſagen: von der Zeit des Unterganges der Sonne, vom Ave Maria, und geht bis wieder dahin. Ueber die Zeit, wann die Sonne untergeht, giebt es nun einen Calender, dem der Meridian zur Grundlage dient, (d. h. ſobald die Sonne gerade darauf ſteht, und es alſo

Mittag iſt. So und ſo viele Stunden nach Mittag, heißt es alſo, fängt in dem und dem Monate der Tag an. Indeſſen beſitzt wohl der gemeine Mann nur ſelten dieſen Calender, und richtet ſich einzig nach dem Ave Maria.

So weit wäre nun die Sache, wenn auch unbequem, doch verſtändlich; wenn man aber die Stadtglocke nie 12 ſchlagen hört, geſchweige 13 oder 14, ſo wird einem gewiß die Zeitrechnung ganz unklar. Aber auch dieſes will ich mich bemühen, aus einander zu ſetzen.

Die 24 Stunden ſind nämlich in viermal 6 Stunden berechnet, das heißt: keine Uhr ſchlägt, wann voll, mehr wie ſechs, und dazu giebt ſie die vier Viertelſtunden an.

Zum Beiſpiel: Ich will angeben, daß es fünf Uhr wäre, ſo wird die Glocke erſt die vier Viertelſtunden und dann 5 Uhr ſchlagen, und eben ſo, daß es ¾ auf fünf Uhr wäre, ſo wird die Uhr erſt dreimal ſchlagen, was ¾

bedeutet und dann 4 Mal, was sagen will: es ist vier und drei Viertel.

Will man aber nun sechs Stunden später drei Viertel auf eilf Uhr angeben, so wird die Uhr ebenfalls wie vorhin gesagt erst 3 Schläge, als drei Viertel und dann 4 Schläge als zehn und drei Viertel angeben, und hierin liegt nun besonders was der Fremde erst nicht begreifen kann. Genug, noch einmal sey es gesagt: die Glocke schlägt erst die Viertelstunden, und dann, so bald sie nicht voll schlägt, die verflossene volle Stunde, und da sie nie mehr wie sechs bei der vollen Stunde schlägt, so heißt sechs einmal 6 und nachher 12 oder 18 oder 24.

Etwas anderes ist es nun noch in Malta, wo unsere Stundenrechnung einmal angenommen ist, die Uhren der Stadt aber wahrscheinlich noch aus der alten Zeit herrühren, indem man dort niemals mehr wie sechs schlagen hört, und

wenn es zehn oder zwölf ſchlagen ſoll, die Uhren nur vier oder ſechs ſchlagen, und die Viertelſtunden gleich der italieniſchen Uhr ebenfalls voraus gehen.

In Sardinien kennt man nur unſere Art der Stundenberechnung.

Am Mittwoch den fünften Juni hatte ſich das Wetter etwas aufgeklärt, und die Abreiſe ſollte um zwei Uhr Nachmittags erfolgen. Voll des aufrichtigſten Dankes gegen den Vicekönig, der auch bis auf den letzten Augenblick nicht eine Gelegenheit verſäumt hatte, mir Abwechſelung und Vergnügen zu verſchaffen, verließ ich in ſeinem Wagen das Schloß. Er ſelbſt begleitete mich bis an Bord des Schiffes. Die Schnuſe nicht ſo raſch fahrend, wie die Gulnare (ſie macht höchſtens acht Knoten in der Stunde) aber die den Ruf einer ganz beſondern Sicherheit hat, war von Menſchen überfüllt, mehrere hatten die zweite Claſſe annehmen müſſen,

da die erstere besetzt war, und außerdem waren gar noch neun Pferde am Bord. Am Himmel sah man zwei zum Kampfe gegen einander gerüstete Gewitter, und in der Ungewißheit welches von beiden den Sieg davon tragen würde, stießen wir ab. Aber es schien, wie es oft nach langjährigen bürgerlichen Kriegen der Fall ist, als wenn die Parteien des Kampfes müde wären, denn nach und nach zogen sich beide Gewitter zurück, und das Meer, das, gleich einem Menschen der sich sehr geärgert, noch immer kochte, beruhigte sich ebenfalls mit der Zeit, und wenn wir auch, den Wind gegen uns, nur langsam fuhren, so hatten wir doch bis Genua hin, alles Angenehme einer Seereise, denn man konnte gehen, essen, schlafen, schreiben, Toilette machen, und die Küsten von Sardinien und Corsica genau beobachten.

Sardinien bietet auf der östlichen Küste eine große Abwechselung von Flächen und Felsen dar,

hat die ſchönſten und ſicherſten Buchten, und eigentlich nur in der Gegend der Inſel Serpentera und anderer kleiner Inſeln, an die wir bald kamen, findet ſich eine gefährliche Paſſage. Alles aber ward, mit Hülfe des geſchickten Capitain Lachantain ſicher paſſirt, um fünf Uhr ward das Mittagsmahl genommen, und um zehn Uhr zu Bette gegangen.

Um fünf Uhr früh war ich wieder geſtärkt, ging auf's Verdeck, und nach einiger Zeit erblickten wir in einer Bucht, die, felſenartig in die Höhe ſteigende, Stadt Poſada, und nicht weit von ihr einen andern Flecken, wo vor kurzem von funfzehn Soldaten dreizehn an dem Fieber geſtorben waren; dann kam das Cap Cavallo, und ſpäterhin die Inſel Tavolara, die eine beſondere Notiz verdient.

Die Inſel Tavolara iſt dem größten Theile nach ein unfruchtbarer gelber Fleck, der aber, ich möchte es mit Stalaktit-Höhlen vergleichen,

solche sonderbaren Formen darbietet, daß man in der Entfernung die allereigensten Gestalten zu sehen glaubt. Ein natürlicher Felsenbogen, durch den man weit blicken kann, nimmt sich ebenfalls höchst malerisch aus.

Aber das Merkwürdigste auf dieser Insel ist ein Hirt, der Ziegen hütet, und mit seiner Frau, (er soll übrigens deren mehrere auf den anderen kleineren Inseln haben,) und seinen Kindern, die einzigen vernünftigen Geschöpfe auf Tavolara sind. Dieser Hirt wird nun allgemein der König von Tavolara und den anderen Inseln genannt. Seine Unterthanen sind natürlich keine anderen als die verschiedenen Frauen und deren etwanige Nachkommenschaft, und an den Namen König und seinen Einfluß auf diesen Inseln, wo er ohne Constitution regiert, ist er so gewöhnt, daß, als der König von Sardinien ihn eines Tages bei seiner Landung zu sich beschied, er demselben

ganz würdevoll verſicherte, daß er eben ſo gut, denn Abgaben zahlt er nicht, König von Tavolara ſey, wie Seine Maieſtät Carl Albert, König von Sardinien.

Von Tavolara bis zur Meerenge von San Boniſacio folgt nun ein Golf dem anderen, zuerſt der ſchöne Golf von Terra Nuova, leider aus Eiferſucht gegen die Genueſer von den Piſanern verſchüttet, und auf ihn der Golf degli Aranci, beſtimmt, eine große verdiente Rolle zu ſpielen.

In der That muß man es der Regierung zum Ruhme nachſagen, daß ſie viel, ſehr viel thut, um Sardinien zu heben, und da der Hafen von Porto Torres nie, ſelbſt mit Aufwand vieler Koſten, ein guter, ſicherer, großen Schiffen zugänglicher Hafen werden kann, ſo iſt der Beſchluß gefaßt, den Golf degli Aranci zum Hafen einzurichten, und von dort aus eine Zweigbahn bis zur großen Chauſſée von Saſſari nach

Cagliari anzulegen. Es würden daher künftig die Dampfböte abwechſelnd hier und in Cagliari landen. Noch iſt indeſſen kein Haus gebaut, und daher müſſen die dorthin geſchickten Ingenieure auf den Briggs ſchlafen, mit denen ſie gekommen ſind, um die nöthigen Arbeiter zum bewußten Zweck zu leiten.

Gelingt es dem Grafen de la Marmora, womit er jetzt beſchäftigt iſt, Steinkohlengruben nicht weit vom neuen Hafen zu entdecken, ſo wäre einer großen Noth abgeholfen, indem natürlich bis jetzt dieſes, für die Dampfböte nothwendige Brennmaterial, ſtets von Genua aus mitgenommen werden muß.

Bald darauf erblickten wir das Vorgebirge Norbale, und rechts im Meere zwei Felſen, due fratelli genannt, dann folgt der Golf di Arſachena, die Inſel di Caprera, eigentlich mehr Felſen als Erde, und ſehr in der Ferne, ſchon im Golfe von San Bonifacio, ſieht

man die Inſel di Maddalena. Den Beſchluß macht die Inſel Santa Maria.

Hiermit endet Sardinien, aber ehe ich es ganz verlaſſe, muß ich noch eines Paares erwähnen, welches ſeine Wohnung auf der äußerſten Spitze von Santa Maddalena aufgeſchlagen hat. Dieß iſt ein Engländer und ſeine Frau, beide eher jung wie alt, wenn man dreißig Jahre noch jung nennen will, mit Namen Collins, die ſchon ſeit drei Jahren dort ſich angeſiedelt und ein hübſches Haus gebaut haben, wozu die Meubeln aus England verſchrieben worden ſind. Daneben haben ſie einen Garten angelegt, und Mann und Frau gehen täglich auf den Fiſchfang oder auf die Jagd, und ſchaffen ſich ſo die Bedürfniſſe des Tages. Zur Bedienung haben ſie nur ein einziges weibliches Weſen und nicht etwa eine Engländerin, ſondern eine Sardin, und ſehen in der Regel keinen Menſchen.

So lebt dieß Paar Jahr aus Jahr ein, und wer wollte ſie tadeln, wenn ſie an der Einſamkeit ein Vergnügen finden, ich zum wenigſten würde nie eine gewiſſe Frage an ſie richten, die man ſo oft hört, und die anfängt: Aber, wie können Sie u.ſ.w. Seyn wir froh, daß nicht ein Menſch dem andern gleicht, das Leben wäre ſonſt gewiß der langweiligſte Scherz im Leben ſelbſt.

Der heilige Bonifacius, bei meiner Hinreiſe nach Sardinien ſo feindlich geſtimmt, mußte in der Zwiſchenzeit erfahren haben, daß ich nichts Böſes im Sinne habe, und war von einer außerordentlichen Herablaſſung, denn ſogar konnte ich ihm gegenüber ruhig einen Brief ſchreiben. Corſica mit ſeinen Bergen war uns inzwiſchen näher gerückt, doch blieben ſeine Küſten für die erſten Stunden noch ſo weit entfernt, daß wir nichts unterſcheiden konnten, endlich kamen wir näher heran, und da befanden wir uns bald jenſeits

Porto Vecchio, an dem anmuthigen Thale von Aleria, einer Stadt, die aber ſelbſt in Ruinen liegt. Aber auch in dieſer langen ſchönen und breiten Fläche, die eine Menge Dörfer hat und gut angebaut zu ſeyn ſcheint, wüthet das Fieber wie in Sardinien, und ein Herr erzählte mir von einem Franzoſen und deſſen Frau, wie beide der Warnungen, welche man an ſie gerichtet, nicht geachtet hätten, und des Abends noch ſpät ausgegangen waren, von der Krankheit ergriffen, auch beide es mit ihrem Leben gebüßt hätten.

Baſtia bekam ich leider nicht zu ſehen, ſondern nur um zehn Uhr das Feuer ſeines Leuchtthurmes; die Nacht verging in leichtem Schaukeln, gegen Morgen ſah man wieder flüchtige Wolken, aber ſie verſchwanden immer mehr und mehr, gleich dem Capo Corſo, das wir bald hinter uns ließen. Von nun an waren die Augen nur dem Ziele unſerer Reiſe zugerichtet, und

wir ſuchten Genua zu entdecken, als unſere Aufmerkſamkeit plötzlich auf zwei ungeheure Hayfiſche gerichtet ward, die ſicher von der Länge unſeres Schiffes, immer zwei und zwei wild in in die Höhe ſchoſſen, und die merkwürdigſten Sätze machten.

Delphine ſieht man gern in der Nähe des Schiffes, ſie ſind die Freunde der Schiffer, und Niemand wird ſie tödten; anders aber iſt es mit dem Hayfiſche, der wohl nie einem großen Dampfſchiffe ſchaden wird, aber, trifft er ein Fiſcherboot an, ſich die Delicateſſe, einen Fiſcher auch ungekocht und ungebraten zu ſpeiſen, nicht leicht verſagen kann.

Doch bald verſchwanden ſie, die Riviera di Genova zeigte ſich immer mehr und mehr in aller Pracht, und nach kurzer Friſt war ich wieder heitern Muthes und zufrieden in der Croce di Malta angelangt, denn gewiß hatte mein Ausflug nach Sardinien gut und beſſer geendet,

als ich bei der Abfahrt zu glauben berechtigt war.

Von Genua ab enden eigentlich meine Reiſeberichte, denn ich eilte mit ſtarken Schritten der Heimath zu. Mein Aufenthalt daſelbſt dauerte indeſſen beinahe eine Woche. Wenn man drei Mal in Zeit von vier bis fünf Monaten in einem Orte iſt, ſo wird man dort gewiſſermaßen heimiſch und gefällt ſich. Aber es wäre zu viel vom Leſer verlangt, ihm bei den verſchiedenen einzelnen Vorfällen des täglichen Lebens daſſelbe Gefühl einpflanzen zu wollen, und man muß ihm daher, wie ich glaube, um ihn zu intereſſiren, nur dasjenige mittheilen, was uns ſelbſt neu, uns ſelbſt ungewöhnlich erſcheint.

Neu war mir dort nun noch immer ein großer Theil der Umgegend, bei meinen Promenaden, die ſich jetzt beſonders dahin erſtreckten, wo man wenig oder gar nichts vom Meere ſieht. Der Reichthum aller dieſer Landſchaften an Pa-

läſten, Häuſern und Gärten, die ſo verſchieden-artig geformten Berge, alles iſt entzückend. Die Wärme ſtieg ſchon bis auf ein und zwanzig Grad, aber hinderte dennoch nicht am Ausgehn. In der Oper ſah ich Verdis Hernani. Die Löwe ſchoß, wie wir ſprechen, den Vogelab. Ich habe ſie nie großartiger geſehen, und ſo verdient auch wiederum Verdi genannt zu werden, von dem wir, fährt er ſo in ſeinen Compoſitionen fort, noch manches Schöne zu erwarten haben.

Das Haus des Marcheſe Paulucci war, wie immer, gaſtfrei geöffnet, aber eine andere höchſt angenehme Bekanntſchaft machte ich noch in der Perſon des als Dichter und Literat bekannten Grafen Negro, welcher in ſeiner, neben der Promenade der Aqua Sola koſtbar gelegenen und mit Kunſtgegenſtänden und einer Menge Seltenheiten gefüllten Villa, eine Soiree gab, in der man ſehr gute Muſik hörte, und der ganze Garten erleuchtet war. Eine Harfe-

niſtin, Mademoiſelle Bertucca, zog uns ſowohl durch Spiel als Geſang ſehr an. Jedoch waren das Beſte immer die ſchönen Genueſerinnen, wie ich ſie zu finden erwartet, und auch wiederum fand.

Aber einen ganz neuen Anblick ſollte ich zu Genua haben, und dieß war eine engliſche Familie, welche incluſive von vier Domeſtiquen an vier und zwanzig Perſonen ſtark war, die eines Tages an der Table d'Hôte erſchien, und um derentwillen man ſie hatte zum Hufeiſen umändern müſſen. Als ſie abgereiſt waren, behaupteten Witzlinge, ein Kind ſei vergeſſen und wäre bei der Rückſendung eines Dieners einige Stunden darauf noch im Bette ſchlafend gefunden worden, folglich wie ein Paquet liegen geblieben, worunter man im Franzöſiſchen gewöhnlich beſchwerliche alte Frauen, aber nicht Kinder verſteht.

Am zwölften Juni kam ich in Mailand an,

verlebte einige Tage unter alten Bekannten, beſuchte nicht die Scala, aus dem ſehr einfachen Grunde weil ſie geſchloſſen war, dagegen aber die Canobbiana und das Teatro Ré, in welchem letzteren Il Borgomastro di Schiedam, komiſche Oper mit Muſik von Lauro Roſſi gegeben ward, die mich ſehr anſprach, ſo wie auch die Vorſtellung gut zu nennen war. Antonio Giunti, der Baß, aber beſonders Antonelli, der Tenor, waren brave Sänger.

Aeltere Leute werden ſich erinnern, daß der berühmte Vaucanſon zu Paris Verfertiger einer Ente geweſen war, von der man verſicherte, daß ſie, wie eine lebende Ente, alle nur möglichen Bewegungen mache, und ebenfalls äße und tränke, wovon man auch etwas ſpäter die Reſultate in derſelben Art als bei einer lebenden, erblickte. Auch der bekannte Profeſſor Beireis zu Helmſtädt ſollte im Beſitze einer ſol-

chen Ente geweſen ſeyn, wo man ſogar behaup-
tete, daß man dem ganzen Verdauungsproceſſe
hätte beiwohnen können. Die Erzählungen da-
von ſind wie ich glaube ſo ziemlich vergeſſen,
daher ich es für nöthig hielt, ſie demjenigen vor-
anzuſchicken, was ich im Begriff zu erzählen bin.

Denn als ich eines Tages die verſchiede-
nen Anſchlagezettel las, fand ich auch darunter
einen, der, außer der Anzeige eines Automaten-
Cabinets, auch diejenige der Ente von Vau-
canſon, Anitra di Vaucanson, enthielt.
Noch denſelben Tag begab ich mich daher mit einigen
Bekannten dorthin, und wenn die Automaten,
ein gewöhnliches Wachsfigurencabinet mit eini-
gen Bewegungen (walzte doch ſogar eine Ma-
demoiſelle Babet mit dem Beſitzer des Cabinets),
wenig Anziehendes für mich hatten, ſo intereſſirte
mich deſto mehr die erwähnte Ente, denn ſie be-
wegte ſich mit den Flügeln, ſchnatterte, trank das
Waſſer und aß die Körner mit einer ſo unglaub-

lichen Natur, daß es Niemand wundern konnte, wenn das Ende der Vorſtellung eben ſo natürlich wie der Anfang ablief. Zufälligerweiſe traf ich nachher in Graubünden auf einen Appenzeller, welcher mir ſagte, daß die Ente durch einen Schauſpieler bei einem Mechanikus zu Berlin verſetzt geweſen ſei, und vom Beſitzer des Cabinets eingelöſt worden, worauf er, der Appenzeller, vier und ein halbes Jahr an deren Wiederherſtellung gearbeitet habe. Ich empfehle die kunſtreiche Ente einem Jeden, der Gelegenheit hat ſie zu ſehen.

Am zwei und zwanzigſten Morgens war ich zu Como angelangt, wo das Dampfſchiff Larriano mich aufnahm. Man kann viel geſehen haben, aber der Comer See iſt und bleibt mit das Schönſte in ſeinen Bergen, ſeinen Villen und ſeiner ſich ſo gleich bleibenden, nicht zu heißen, nicht zu kühlen Temperatur. In Bellagio ſtieg ich ans Land.

Bellagio liegt auf der äußerſten Spitze eines Vorgebirges, das den Lago di Lecco vom Lago di Como trennt, der dann weiter bis gegen Chiavenna geht. Es iſt unſtreitig der ſchönſte Punkt auf dem ganzen See; die beiden Villen Melzi und Serbelloni befinden ſich zur Seite, und die Villa Sommariva, jetzt Villa Carlotta, Eigenthum Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Albrecht von Preußen, liegt am entgegengeſetzten Ufer. Jeder hat ſeine Vorliebe für dieſe und jene Gegend, und ſo konnte ich mich nicht enthalten, dort angekommen, den ſo öfters von mir ausgeſprochenen Satz zu wiederholen: Sähe ich die Welt von oben an, und man früge mich, wo willſt du niederfallen? ſo wäre meine Antwort: Hier am Comer See. Sogleich fuhr ich nach der Villa Carlotta hinüber, deren früheren Beſitzer ich einſt zu Rom viel geſehen, und der ein Beſchützer der Künſte war, wie ge-

wiß wenige, und erſtaunte über die Pracht der Gegenſtände, namentlich von Thorwaldſen und Canova, die ich dort antraf; und mit Recht kann man ſagen, wenn man in den kühlen Bosquets ſpazieren geht, wenn man den lieblichen See mit den andern Villen gegenüber ſieht, und wenn man dann ins Schloß zurückgekehrt, unter den Göttern und Göttinnen und den Helden der alten Welt, von den größten Künſtlern dazu erhoben, ruhig ſeinen Beſchäftigungen und den Freuden des Tages mit gewählten Freunden obliegt: Dieß iſt Leben, dieß iſt Genuß.

Mein Rückweg nach Deutſchland ging über den Splügen; in zwei Tagen war ich in Bregenz angekommen, wo ich etwas verweilte, und mich dann nach Conſtanz auf dem Bodenſee einſchiffte, der freilich nicht an Reiz, man verwöhnt ſich in dem Anblick des Schönen, dem Comer See und den Schweizerſeen gleicht. Von Conſtanz, wo ich den Gaſthof zum Adler

ganz beſonders, namentlich wegen ſeiner vortrefflichen Betten und der billigen Rechnung, empfehle, ging ich auf einem andern Dampfboote bis Schaffhauſen, den Rhein hinunter, der dort ſehr ſchöne Punkte hat. Man fährt an den beiden Schlöſſern vorbei, welche der verſtorbenen Herzogin von St. Leu gehört, und die beide verkauft ſind. Namentlich iſt das am ſchönſten gelegene Arenenberg an einen Inſtrumentenmacher in Paris verkauft, dem es von dem Sohne unbegreiflicher Weiſe mit einer Maſſe kleiner Andenken und Erinnerungen an die ſo raſch verflogene brillante Periode des Kaiſerhauſes, ſoll übergeben worden ſeyn. So geht es mit den Erbſchaften! Man ſammelt mit Mühe und dann fliegt es in alle Welt. Sommarivas Schätze in Paris ſind in wie viel Händen, und hätte nicht die Prinzeſſin Albrecht die Villa gekauft, ſo wäre Thorwaldſens Alexanderzug vielleicht ſchon ſtückweiſe in verſchiedenen Villen Englands zu ſehn, und

wahrſcheinlich wird es mit der Herzogin von St. Leu Nachlaß nicht anders gehen.

Jenſeits Schaffhauſen befindet ſich ſeit einigen Jahren, dem Waſſerfalle gegenüber, auf der Höhe, ein vortrefflicher Gaſthof. Man muß zwar vom Landungsplatze aus eine gute Viertelſtunde fahren ehe man dort ankommt, aber man iſt auch nachher belohnt, denn man kann bequem, von ſeinem Zimmer aus, dem immerwährenden prächtigen Schauſpiele zuſehn. Jeder Tropfen dieſes Waſſerfalles iſt ſchon, gleich einer homöopathiſchen Pille, als das Hunderttauſendtheilchen des Waſſerfalles in den Reiſebüchern beſchrieben, daher ich mich deſſen hier enthalte. Uebrigens weheten dort die Fahnen, welche die Schweizer mitbrachten, die von allen Cantonen aus, zum großen Schießen nach Baſel gingen. Bei aller Uneinigkeit im Innern, und bei allen religiöſen Differenzen, iſt doch im Vergnügen eine patriotiſche Einigung in der Schweiz vorhanden.

Möge ſie in den erſtgenannten Verhältniſſen ſich auch wieder finden, das wünſcht wohl jeder, welcher der Schweiz günſtig geſinnt iſt.

Noch denſelben Abend verließ ich Schaffhauſen, und fuhr mit der Diligence bis Offenburg. Hier befand ich mich alſo von Neuem auf einer der mir ſo werthen größeren Eiſenbahnen, die man erſt dann wahrhaft ſchätzen lernt, wenn man ihrer ſo lange entbehrt hat. Und ſo empfand ich außer dieſem, beim Eintritt in's liebe Deutſchland noch die Wohlthat von zwei Dingen; denn zuerſt ward leicht viſitirt und dann nicht wieder, ich declarirte etwas ſeidnen Stoff, den ich in Genua gekauft, und die Steuer war unbedeutend im Verhältniß zu demjenigen was man in andern Ländern zahlen muß; und das zweite betraf meinen Paß, der bis Berlin auch nicht ein einziges Mal vorgezeigt zu werden brauchte. So weit iſt Ordnung und Sicherheit vereinigt im geliebten Vaterlande vorgeſchritten.

Von dem Oertchen Dos ab, einige Meilen von Offenburg, führt eine Chauſſée rechts nach Baden-Baden. Ich hatte dieſen Ort ſeit meiner allererſten Reiſe in Deutſchland, nicht geſehen, und gewiß erſtaunte ich über die Veränderungen, die ich noch größer vorfand als ich ſie mir gedacht. Die deutſchen Bäder ſind an ſich ſchon, wegen der Zweckmäßigkeit und der Eleganz ihrer Einrichtungen, vor allen andern in Europa berühmt, aber Baden-Baden übertrifft ſie ſämmtlich an Comfort und Pracht, ſowohl rückſichtlich ſeiner Säle, als der öffentlichen verſchiedenen Tafeln, für welche meiſt franzöſiſche Köche, oder nach franzöſiſcher geſunder und ſchmackhafter Schule erzogene deutſche Köche arbeiten.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Carlsruhe, begab ich mich mit dem Dampfbote den Rhein hinunter nach Mainz und von dort wieder auf der Eiſenbahn nach Frankfurt, wo ich auch nur wenige Tage blieb, den Aufenthalt aber dort be-

nutzte, um Homburg kennen zu lernen. Baden kann nicht mehr ſteigen, aber Homburg, zu dem jetzt ſo viele Kranke geſendet werden, kann ſehr leicht Baden überflügeln. Und dabei ſcheint es, als wenn die Spielpächter der Banken von Baden und Homburg einander in Vortrefflichkeit der Einrichtungen zu übertreffen ſuchten. Denn der Luxus darin zu Homburg übertrifft ſchon beinahe jetzt denjenigen von Baden.

Nach einigen Tagen war ich in Weimar angekommen, wo ich in meinen erſten Jünglingsjahren gelebt, als unter dem leitenden Scepter des verſtorbenen hochverehrten Großherzogs und ſeiner hochgebildeten Mutter, alle jene großen Geiſter dort hauſten, deren Namen für jetzt und für ewige Zeiten die Welt erfüllen werden, und nachher von Zeit zu Zeit ſtets die intereſſanteſten, angenehmſten Tage meines Lebens, zugebracht hatte.

Stets gnädig von den früheren Herrſchern aufgenommen, und eben ſo von dem jetzigen re-

gierenden Hofe behandelt, ist es natürlich, daß der Aufenthalt zu Weimar schon aus diesem Grunde von Werth für mich ist, wenn es auch eben so gewiß ist, daß überhaupt dem Fremden manche Stunde dort angenehm und lehrreich verkürzt wird, da die großen Geister, welche Weimar einst gehegt, auf Wissenschaft und Kunst, und auf die Bildung der Einwohner einen unverkennbaren, nie verlöschenden Einfluß geübt haben.

Aber der großherzogliche Hof hat auch die alte deutsche Sitte der Gastfreundschaft aufrecht gehalten, und für jeden Fremden hat eine Einladung dort einen doppelten Werth, weil man weiß, daß es nicht blos Form, sondern daß die Anwesenheit von Fremden auch den höchsten Herrschaften nicht unwillkommen ist.

Durch die Vermählung des Herrn Erbgroßherzogs hat sich nun auch ein zweiter sehr eleganter Hof gebildet, der im Sommer auf dem sonstigen Jagdschlosse zu Ettersberg residirt, das

der Erbgroßherzog mit vielem Geſchmack und mit Herbeiſchaffung von Meubeln aus der mittleren Periode des verfloſſenen Jahrhunderts ausgeſtattet hat. Das Schloß an ſich iſt nicht groß, aber ſeine Lage auf einer Anhöhe, von deren vorderen Fronte man die Ausſicht auf Weimar hat, und von der anderen Seite einen der prächtigſten Wälder erblickt, iſt überaus ſchön.

Doch dieſer Wald iſt nicht allein als ſolcher bemerkenswerth, ſondern hat auch zu einer der ſchönſten Scenen in Schillers Maria Stuart Veranlaſſung gegeben. Denn Schiller wohnte, während er ſie ſchrieb, auf dem Ettersberg, und ſein Zimmer im Schloſſe lag dem Walde zu. Der Wald begeiſterte ihn, und die Unterhaltung zwiſchen den beiden Königinnen zu Fotheringhay verdankt ihm ihr Entſtehen.

Noch einige Tage Aufenthalt in Halle, und in dem hübſchen, mir aus früheren Zeiten ſo werthen Bade, Lauchſtädt, und ich war in Ver-

lins Mauern wohl und munter zurückgekehrt, und am nächsten Morgen, nach einer mehr denn sechsmonatlichen Abwesenheit, erhielt mein schöner Arra wieder das gewohnte Frühstück.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung sind ferner erschienen:

Beschreibung einer Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerica in den Jahren **1838—1840.** In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. von Gerstner unternommen von **Clara von Gerstner.** 8. 29 Bog. geh. 1⅚ Thlr.

Die geistreiche Verfasserin sah an der Seite ihres, der Welt zu früh entrissenen Gatten so viel Interessantes, erhielt von ihm so viele Aufschlüsse und Erklärungen, und kam mit so ausgezeichneten Personen in Berührung, daß dies Buch von keinem Gebildeten unbeachtet bleiben dürfte.

Egypten, wie es jetzt ist. Das Land, seine Bewohner und der Herrscher desselben. Von **Dr.** (D. G. W. Becker.)

Motto: So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien! Göthe.

8. VIII und 268 S. **1841.** geh. 1 Thlr.

Melusine. Gedicht in 3 Gesängen, von **Theodor Apel. 1844.** 8. broch. ⅔ Thlr. — Prachtausgabe in gepreßtem Einband mit Goldschnitt 1⅙ Thlr.

Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. von **Dr. Wilh. Dorow,** Königl. Pr. Hofrath ꝛc. 2 Thle. (30 Bog.) Velinp. broch. 1843. 2½ Thlr.

Wer jene Zeit, wer die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, die Lang'schen Memoiren ꝛc. kennt, wird dieses Buch nicht ohne das größte Interesse lesen. Das Namenregister weiset über 330 Personen nach, deren in dem Werke Erwähnung geschieht.

Dr. Dorow, k. Pr. Hofrath. Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Mit Portrait und Facsimile von Goethes Mutter. gr. 8. (19½ B.) geh. 1½ Thlr.

Inhalt. Briefe: Fr. Pavencerdt, Ludw. Robert, Oelsner, Fr. v. Schlegel, Schleiermacher, Benj. Constant, L. Ach. v. Arnim, Fz. v. Baader, Katharina Elisabeth Goethe, Friederike Bethmann, St. Gaze. — Geschichtliche Aufzeichnungen und Denkschriften: Fürst. Aug. Herz. v. Braunschweig an Friedrich den Großen. — Th. G. v. Hippels Unterredung mit Elisa v. d. Recke, Kant u. s. w. über die Kaiserin Katharina, Wöllners Religions-Edikt, Maurerei. Hippel über Verbesserung der Juden. Minister v. Schrötter an Hippel deshalb. Franz v. Gaudy, Gedicht an die Gräfin Ida. —

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1845. Herausgeg. von **Theod. Hell.** Neue Folge 5ter Jahrg. Mit 3 Stahlstichportraits. (Großherzogin v. Oldenburg; Markgrafin von Baireuth; Fredrika Bremer.)

Inhalt: Mermena die Walkenierin von F. Gust. Kühne. — Blätter aus meinen Erinnerungen von W. Alexis. — Das Damastkleid v. Wold. Seiffarth. — Agnes Franz von Jul. v. Großmann. — Dichters Jugend von W. v. Lüdemann. — Die Franzosen in Hamburg von M. Norden. — Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, von W. v. Eisendecher. — Wilhelmine von Baireuth von Th. Hell. — Friederike Bremer von Th. Hell.

2½ Bogen kl. 8. in gepreßten Decken mit Goldschnitt 1½ Thlr.

Die Jahrgänge der Penelope **1841—1844**, sind zusammen jetzt für **2** Thlr. (einzeln à ½ Thlr.) zu beziehen.

Druckfehler.

Theil I.

Seite 115 Zeile 1 v. u. und S. 117 Zeile 9 v. u. ſ
Gannebiana lies Ganebbiana.
" 174 Z. 4 v. u. ſtatt Caſverini l. Caſverini
" 176 Z. 4 v. o. ſtatt Nuntius l. Nuncius.
" 245 Z. 10 v. o. ſt. St. Marçan l. St. Marſa

Theil II.

" 4 Z. 8 v. u. ſtatt Demenicorni lies Domeni
coni.
" 109 Z. 5 v. o. ſtatt quo l. quod.
" 293 Z. 10 v. u. ſtatt galante l. galanten.
" 294 Z. 5 v. o. ſtatt aller erſten l. allererſte

Flüchtige Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Herausgegeben

von

C. O. L. von Arnim.

Fünfter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1850.

Das englische Haus zu Peterhof.

Reiſe

ins

Ruſſiſche Reich

im Sommer 1846

von

E. O. L. von Arnim.

Erſter Theil.

Mit Titelbild.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhandler.

1850.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede.

Mit den vorliegenden Bänden ſchließen die flüchtigen Bemerkungen, unter welchem Titel ich ſeit dreizehn Jahren die Berichte meiner verſchiedenen Reiſen der Oeffentlichkeit übergab. Eines Theiles verhindert mein herangerücktes Alter die Fortſetzung dieſer Excurſionen, anderen Theiles trägt die ſo ſchrecklich verjüngte Zeit daran die Schuld. Will der Menſch in die Fremde ziehn, ſo thut er es entweder als Flüchtling, als ein Unglücklicher, als ein Verarmter, oder als ein Freier, mit heiterem Muthe, mit

Gesundheit und mit einer Börse versehn, die ihn vor finanzieller Noth völlig sicher zu stellen vermag. Was sind aber jetzt die Zeichen der Zeit, die signatura temporis? Ein gesunkener wenn auch nicht gefallener Muth, eine ungewisse Aussicht in die Zukunft, ein Wunsch zum Besserwerden und ein stätes Kämpfen mit tausend Widerwärtigkeiten, welche sich selbst unseren besten Entschlüssen zum physischen und moralischen Wohle der Menschheit mitzuwirken, immer von Neuem entgegen stellen, unsere Stirn bewölken und diejenige Heiterkeit, diejenige Ruhe von uns verscheuchen, in deren Besitz sich der Reisende befinden muß, soll die Wanderung ihm einen Genuß bieten, und sollen die Eindrücke, welche die Gegenden, die Menschen und ihre Verhältnisse auf ihn ausüben, ihm diejenigen Annehmlichkeiten, denjenigen Comfort ersetzen, dessen er, trotz

alles ſonſtigen Misbehagens dennoch zu Hauſe genoß und jetzt entbehren muß.

In ſolcher dem Reiſenden nothwendigen Stimmung begann ich alſo noch im Jahre 1846 die Excurſion nach Petersburg und in's Innere von Rußland, als nur durch kleine Stürme unterbrochen im Ganzen Frieden in Europa herrſchte, und wenn man Jemand mit der Zeitung in der Hand ſah, und ihn befrug, was darin zu finden ſei, die gewöhnliche Antwort erhielt: Nichts, gar Nichts; während in der Geſellſchaft, in der allgemeinen Unterhaltung meiſt nur vom Theater, von den Damen Lind, Rachel, Cerito, oder von neueren Schriftſtellern, von Lamartine, Eugene Sue ꝛc., oder, wenn das Geſpräch auf Politik kam, etwa von den auf verſchiedenen religiöſen Anſichten beruhenden ſchweizeriſchen Wirren die Rede war, wobei man denn mit Wärme bald die eine

bald die andere Meinung vertheidigen hörte, und wohl schwerlich ahndete, daß bald der Augenblick würde gekommen sein, wo Kunst, Wissenschaft und eine blos leise Berührung der öffentlichen Zustände dem Bedürfnisse Platz machen, und wir uns gezwungen in solche Unterhaltungen würden werfen müssen, die den Menschen als Menschen betreffen und auf sein geistiges und leibliches Wohl Einfluß ausüben.

Meine Reise war nach einigen Monaten vollendet, und eben so hatte im Anfange des Jahres 1848 der Druck der Beschreibung derselben begonnen, und war im Monat März bis zum Ende meines ersten Aufenthaltes in Petersburg fortgesetzt worden. Nur die Vorrede war erst im Entstehen. Schon waren die Schreckensbotschaften von Paris zu uns gelangt, und bald übten diese unglückseligen Nachrichten ihren

verbrecherischen Einfluß auch auf Deutschland und folglich auch auf Preußen aus. Die Gemüther erhitzten sich, genau genommen, um Nichts, denn eine eigentliche Klage gegen das Gouvernement, die auch nur im allergeringsten einen blutigen Aufstand gerechtfertigt hätte, wenn dergleichen überhaupt zu rechtfertigen ist, war nicht aufzufinden; im Gegentheil waren für Preußen über dreißig der glücklichsten Jahre verflossen, die Finanzen des Staats in Ordnung, und Auflagen erlassen worden; aber auf der einen Seite gab gerade das Einerlei des Glückes den Leuten den Anstoß zum Wunsche der Veränderung dieses Zustandes, und auf der anderen Seite benutzte die stets thätige Verbrüderung der blutdürstigen Ehrgeizigen mit den für sogenannte Volksrechte schwärmenden Fanatikern, jene nervöse Unbehaglichkeit und fing an, Zwietracht zu

fären, die sie auch bald zu steigern verstand. Noch schmeichelten sich viele der Gutgesinnten, daß Alles wie bisher bei ähnlichen Gelegenheiten mit einigen blutigen Köpfen enden würde, und dankbar nahm man das Versprechen des Königs der Gewährung der Periodicität des Vereinigten Landtages an, als nach achttägigen kleinen Kämpfen der Morgen des achtzehnten März anbrach. Doch, welche Täuschung untergräbt nicht oft das gesündeste Urtheil! Denn schon gegen Mittag hatten sich Massen von Menschen theils aus Neugier, wie leider bei allen Revolutionen, theils als Verschwörer auf dem Schloßplatze eingefunden und Militair hatte das Innere des Schloßhofes besetzt um dem etwanigen gewaltsamen Eindringen der Menge in denselben zu begegnen, aber man hörte auch zugleich von den gnädigsten Zusicherungen des Königs an ver-

ſchiedene Deputationen, und ſo ſchmeichelte man ſich mit einer hoffentlich baldigen Beendigung aller und jeder Unruhen.

Vom Schloßplatze, wohin mich der Zufall geführt, in mein Zimmer zurückgekehrt, ſetzte ich mich daher beruhigt an den Schreibtiſch und ſchrieb die oben erwähnte, jetzt wohl nicht mehr genügende und deshalb beſeitigte Vorrede, als plötzlich, gerade im Augenblicke wo ich die Feder aus der Hand legte, Jemand in mein Zimmer ſtürzte, und den nur zu bekannten Anfang des Aufſtandes mir mittheilte. Die Schreckensſtunden hatten begonnen.

Seit dieſem Tage ſind über anderthalb Jahre verfloſſen, von denen ich die erſten acht Monate in einer Art von Anarchie in Berlin zugebracht habe. Erſt das kühne Miniſterium Brandenburg-Manteuffel, der Einzug der Truppen unter dem hochverdienten

praktiſchen Wrangel, die Aufhebung der Nationalverſammlung, die Auflöſung der, trotz mancher braven Männer, dennoch aus Mangel der militairiſchen Disciplin, ſchon in ſich ſelbſt zerfallenden Bürgerwehr, endlich der zugleich verkündete Belagerungszuſtand der Hauptſtadt haben die Gemüther beruhigt, und ſo Vieles, was ſeitdem das Miniſterium beſchloſſen, wenn auch nicht alles aus der anarchiſchen Zeit der Geſetzgebung Ererbte, hat ſich als nützlich bewährt und läßt es vielleicht jetzt zu, unſere leſenden Blicke nicht allein den Zeitungen zuzuwenden, ſondern uns auch in eine frühere poetiſchere Zeit als die jetzige zurück zu verſetzen. Denn war damals auch Manches proſaiſch, ſo fehlte es doch nicht ganz an Eindrücken, die angenehm unſere Phantaſie beſchäftigten. Und weſſen Phantaſie iſt dazu wohl geeigneter als die des ſorgloſen Wanderers?

Von Neuem hatte ich daher die Fortsetzung der Herausgabe meiner russischen Reise beschlossen und muß dabei mir nur zu bemerken erlauben, daß wenn der erste Abschnitt derselben nach vollendetem Drucke im vorigen Jahre unverändert erscheint, die übrigen Abtheilungen nur diejenigen unbedeutenden Abänderungen von früheren Ansichten erfahren haben, welche sie, gleich einer neuen Ausgabe erfahren mußten, die ich aber geflissentlich beinahe jedes Mal besonders bemerkt habe.

Wird daher die Aufmerksamkeit meiner mir bisher freundlichen Leser für einige Stunden von den Betrachtungen über die so wichtige Gegenwart abgelenkt, so ist mein Zweck erfüllt und es ist Alles was ich zu erwarten habe, denn wer denkt wohl noch späterhin an dasjenige zurück, was vor zwei bis drei Jahren auf einer sorgenfrei gemach-

ten Reiſe vorgefallen, während jeder Tag ihm jetzt vielleicht die wichtigſten Begebenheiten vorzuführen im Stande iſt, die ihm in der letzteren Periode ſelbſt diejenigen der früheren Monate ſchon in Vergeſſenheit bringen.

Leſen, ſich an dem Geleſenen erfreuen, und dann wiederum vergeſſen: Das iſt daher wohl Alles was ich zu wünſchen und zu hoffen berechtigt bin.

von Arnim.

Zuruf

dem Reiſenden.

Fürchte den Norden nur nicht!
Menſchen findeſt Du dort
Gut und ſchlecht wie auch hier.
Such' nur das Wetter Dir aus,
Wenn es nicht ſtürmet und friert
Dann iſt auch Milde bei Dir
Und ſo giebt man's zurück.
Denn in der Sterblichen Macht
Steht es ſo vieles zu ordnen
Haben ſie Fleiß und Geduld.
Dann kehrt das Unrecht zum Rechten
Und aus der Wildheit entſpringt
Zucht und Ordnung und Glück.

Reiſe

über

Stettin zur See nach Petersburg,

Aufenthalt daſelbſt

und

in Peterhof.

Wenn in meiner Kindheit bei Ertheilung des geographiſchen Unterrichts die Rede auf Rußland kam, ſo ward dabei immer hervorgehoben, daß zuvörderſt das ruſſiſche Reich größer als Europa ſei, daß eine Kaiſerin, eine in jeder Hinſicht ſehr ausgezeichnete Fürſtin, es regiere, daß es im Anfange des Jahrhunderts einen berühmten Herrſcher gehabt, wobei gewöhnlich des Swift'ſchen Witzes gedacht ward, daß er nicht der große Peter, ſondern Peter der Große genannt worden ſei, daß ferner die Häuſer auf dem Markte gekauft würden, und daß endlich, was ich jedoch ſeitdem nicht wieder vernommen, die Bettlerinnen auf den Straßen nicht um

Geld zu Brod bäten, sondern um sich Schminke dafür zu kaufen.

Dieses waren die ersten Eindrücke, Rußland betreffend, welche ich aufnahm, und wenn nach und nach und immer mehr und mehr alles bei mir sich aufklärte und rectificirte, so blieb die Neugier nicht minder geschäftig, ein jedenfalls höchst merkwürdiges Land und Volk näher kennen zu lernen. Doch Jahre vergingen, der stete und wohl den mehrsten Nordländern innewohnende Hang nach dem Süden veränderte öfters den schon feststehenden Plan, als endlich sich manche, hier nicht her gehörende Umstände vereinigten, und meine Reise für den Monat Juli 1846 festgesetzt ward, der ich drei Monate zu widmen beschloß.

Reisen nach dem Süden werden, sobald sie nicht ein volles Jahr dauern sollen, am zweckmäßigsten mitten im Winter angefangen, und es ist ein wahrer Hochgenuß, wenn so mit

jeder Meile zu Anfang der Glaube an ein wärmeres Klima und immer weiter und weiter die Wirklichkeit eintritt, Eis und Schnee ſich in wonnige warme Luft verwandelt, und die völlig unbelaubten Bäume erſt Sproſſen treiben und ſich zuletzt grün und blühend entfalten.

Ein anderes iſt eine Reiſe nach dem höheren Norden, den man im Sommer begrüßen und jenem Glauben an die wärmere Luft ſich ergeben muß, wann der Herbſt nahet und man auf der Rückreiſe begriffen iſt.

Und ſo beſtieg ich am 2ten Juli 1846 den Dampfwagen nach Stettin, war bald in Neuſtadt mit ſeiner ganz hübſchen Gegend, ſeinen Eiſenfabriken, ſeiner Forſtakademie und ſeinen warmen Bädern, angelangt, und ſpäterhin in Angermünde eingetroffen, wo vor einigen Jahren im Gewölbe der Kirche ſich ein anfänglich höchſt tragiſcher aber zuletzt ſcherzhaft auflöſender Vorfall ereignete.

Der neugierige Reisende findet nämlich in katholischen und griechischen Kirchen öfters große Schätze an Silberzeug vor, die ihm bereitwillig gezeigt werden, viel seltener indeß in protestantischen Kirchen, dagegen werden ihm zuweilen die leeren Kasten gewiesen, worin sich einst das Silber befand; so sehen wir unter anderem zu Jüterbock den Kasten, in welchem die Abläße lagen, die Tezel verkaufte, und das Geld hinein-gethan ward, und in Angermünde steht ebenfalls ein leerer Kasten, der Schatz genannt, mit dem es aber eine andere Bewandtniß hat, die ich mich nicht enthalten kann, obgleich vielleicht schon manchem bekannt, dennoch hier kurz zu berühren.

Die Wahl eines neuen Erzbischofs von Magdeburg hatte im Jahre 1277 Anlaß zu vielfältigen Streitigkeiten und Fehden gegeben, in welchen Otto IV, der Sohn des nicht lange verstorbenen Markgrafen von Branden-

burg Johanns I, besonders thätig war und für seinen übergangenen Bruder Erich gegen den neugewählten Erzbischof von Magdeburg, Günther von Schwalenberg, die Waffen ergriffen hatte, aber zuletzt gefangen genommen und in einem von Bohlen verfertigten Kasten dem Gespötte des Pöbels preis gegeben ward.

Um ihn zu befreien, wandte sich nun Hedwig, Ottos Gemahlin, an den höchst ausgezeichneten früheren Minister Johanns, den Herrn von Buch, auf dessen Rath sie sich nach Magdeburg begab, und durch Bestechung der einzelnen Domherren die Entlassung des Markgrafen aus der Haft auf sein Ehrenwort und unter der Bedingung, sieben tausend Mark Silber Lösegeld binnen vier Wochen zu bezahlen bewirkte. Nur fehlte es an dem nöthigen Gelde, und wie freudig war nicht ihr Erstaunen, als Herr von Buch ihr in der Sakristei von Angermünde einen mit Eisen beschlagenen Kasten

zeigte, worin ſich eine bedeutende Summe vorfand, die Johann dem Herrn von Buch vor ſeinem Tode übergeben hatte, und zwar mit dem ausdrücklichen Befehl, ihrer gegen ſeine Söhne nur in der höchſten Noth Erwähnung zu thun. Und ſo ward das Löſegeld bezahlt, und der Kaſten als ewiges Angedenken der Treue und Rechtlichkeit des Herrn von Buch, deſſen Nachkommen, unter andern der ſo rühmlichſt bekannte Leopold von Buch, noch jetzt in der Nähe von Angermünde anſäſſig ſind, im Gewölbe aufbewahrt.

So weit die Geſchichte dieſes Kaſtens, zu deſſen Beſichtigung der noch gegenwärtig fungirende Ober-Präſident der Mark Brandenburg, Herr von Meding, vor einigen Jahren bei ſeiner Geſchäftsreiſe durch die Ukermark aufgefordert ward, und in Begleitung der drei Landräthe der Provinz und der erſten

Autoritäten der Stadt ſich nach der Kirche begab und das Gewölbe öffnen ließ.

Aber kaum war die Geſellſchaft, und mit ihr zugleich der den Schlüſſel führende Küſter, den er in der Thür ſtecken gelaſſen, hineingetreten, als plötzlich das ſchwere Schloß zufiel, und die höchſten Behörden des Landes, der Provinz und auch der Stadt Angermünde ſelbſt gefangen nahm.

Es iſt ſchon eine böſe Sache in der Freundſchaft oder in der Liebe vergeſſen zu werden, aber eben ſo böſe muß ſich doch die Idee ſtellen, wirklich, und wenn auch nur Stunden lang, in einem ſchauerlichen Gewölbe ohne Eſſen und Trinken und vielleicht unter Ratten und Mäuſen des Tageslichts beraubt und vergeſſen zu ſein. Auch war die Hülfe nicht ſchnell, denn von innen die Thür zu erbrechen, dazu fehlten die nöthigen Inſtrumente, und nur einer zufälligen Oeffnung in der Mauer ver-

dankte man die Möglichkeit ſich bemerkbar zu machen und endlich befreit zu werden.

Mein Aufenthalt in Angermünde war nur von kurzer Dauer; bis Stettin giebt es nichts ähnliches an großen Begebenheiten zu berichten, es ſei denn daß man einem ſonſt der von Arnimſchen Familie gehörigen Dorfe vorbei fährt, welches den Thurm auf der verkehrten Seite, das heißt nach Abend hat, und deshalb Verkehrten Grunow heißt. Bei guter Zeit in Stettin angelangt, nahm ich meine Wohnung im Hotel de Pruſſe bei Herrn Trüchot, deſſen vortreffliche Küche ich früher zu Berlin vielfach zu erproben Gelegenheit gehabt.

Aus mancherlei Gründen verlebte ich einen vollen Tag in Stettin, das von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und folglich an Wohlhabenheit und ſelbſt an Reichthum zunimmt. Das Leben auf den Straßen und am Hafen entſpricht

demjenigen einer mit Glück betriebſamen Seeſtadt, woran die durch Dampfböte leichte Verbindung mit Rußland, Schweden und Dänemark, wenigſtens während acht Monate im Jahre, auch einen großen Theil hat. In einer ſolchen Stadt lebt es ſich im Freien ganz angenehm, denn wird man auch in manchen Straßen, und namentlich am Hafen, viel rechts und links geſtoßen, ſo freut man ſich darüber als eine Folge des blühenden Handels, gleich mir, als ich einſt bei naſſem Wetter auf einem meiner Güter öfters in den ſchweren Boden einſank und nur immer ausrief: „Tiefer! tiefer! Es iſt ja mein Grund und Boden.“

Der Handel alſo bereichert Stettin von Jahr zu Jahr; aber die Kaufleute dieſer Stadt gleichen nicht manchen anderen, die nur Geld auf Geld häufen und es nicht vernünftig zu ihrem und ihrer Mitbürger Beſten auszugeben verſtehn. Ein Beiſpiel wird dies beweiſen.

Zwei Offiziere, die Herren von Fallois, meine sehr guten Bekannten, schlugen mir nämlich vor, mit ihnen Nachmittags an einer Wasserparthie auf der Oder Theil zu nehmen, was ich mit Dank annahm. Und so fuhren wir den Fluß hinunter, dem schönen auf der Höhe gelegenen Landsitz der Geheime-Räthin Thielebein vorbei und landeten bei einem Dorfe Namens Götzlow. Die bebuschten Höhen wurden hier erklettert, schön geebnete Wege führten uns immer weiter und weiter, Ruhebänke, kleine Tempel nahmen uns auf, von denen aus die gegenüber am rechten Ufer der Oder liegenden Dörfer, Aecker und Wiesen einen sehr freundlichen Anblick boten, und als ich nach dem Wohlthäter mich erkundigte, der diese hübschen, sich sehr weit erstreckenden Spaziergänge geschaffen, erfuhr ich, daß die ganze Kaufmannschaft daran Theil genommen und auch durch

beträchtliche jährliche Beiträge für deren fernere Erhaltung Sorge trage.

Ein den ganzen Tag über scharf wehender Wind hatte nachgelassen, der Abend ward ruhig, der Himmel heiter, wir schifften uns zur Rückfehr von neuem ein, und fuhren so eben einem nach der Neuen Welt bestimmten Kauffahrer vorbei, als ein junger Mensch auf demselben begrüßt wurde, den leichtsinnige Streiche genöthigt, sich dort mit gezwungener Zustimmung seines Vaters als Schiffsjunge zu vermiethen. Er gehörte den höheren Ständen an, ich selbst hatte ihn über die Taufe gehalten, zu thun war nichts für ihn gewesen, nur ein strenger niedriger Dienst könnte ihn bessern. Möge dies gelingen, und er nicht ganz verloren sein, das ist alles, was ich für ihn wünschen kann.

Noch einmal ward in einem kleinen Orte, Frauendorf genannt, gelandet und in einem auf der Höhe hübsch gelegenen Häuschen Ra-

mens Eliſabethhöhe das Abendbrod verzehrt. Beim ſchönſten Mondenſchein kehrten wir zu Waſſer nach Stettin zurück, und ein ſo angenehm verlebter Tag und Abend war ein gutes Zeichen für die des andern Tages zu Schiffe anzutretende Reiſe.

Am 4ten Juli Nachmittags 1 Uhr nahm uns alſo die Boruſſia, ein kleines Schiff, das am Schlepptau genommen ward und uns bis Swinemünde bringen ſollte, an Bord, wo unſerer das eigentliche große ruſſiſche Dampfſchiff der Wladimir, von 310 Pferden Kraft, wartete. Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, da außer den nach Petersburg Reiſenden noch alle diejenigen uns begleiteten, welche Swinemünde und Putbus zu beſuchen gedachten, die See war ruhig, und von eigentlicher Krankheit alſo nichts zu ſpüren. Um halb ſieben Uhr waren wir zu Swinemünde angelangt, dieſem Swinemünde mit ſeinen ungepflaſterten

Straßen, ſeinem vielen Sande und den meiſt einſtöckigen Häuſern, von denen man zu glauben in Verſuchung gerathen möchte, ſie wären nach einem Erdbeben und in der Befürchtung eines neuen gleichartigen Natur-Ereigniſſes ſo niedrig gebaut worden. Uebrigens ſchien die Zahl der Badegäſte nicht allzubeträchtlich zu ſein, denn Miethszettel ſah ich an allen Häuſern, und im großen Saale war Niemand anzutreffen.

Die Umſchiffung dauerte eine geraume Zeit, im Hafen lag die ruſſiſche Dampffregatte der Bogatir, von vier und dreißig Kanonen und zwei hundert fünf und ſiebenzig Mann, geführt vom Kapitän Glaſenap, beſtimmt den nicht völlig geneſenen, aus Italien zurückkehrenden, ſo hoch geachteten und vieljährigen treuen Begleiter der beiden letzten ruſſiſchen Herrſcher und ihrer Gemahlinnen, Fürſten Peter Wolkonski, an Bord zu nehmen. Alles war auf

dieſer Fregatte in der ſchönſten Ordnung und die Zimmer höchſt gemächlich und mit Eleganz meublirt, nur des Kaiſers Gemach mit ledernem Schlafſopha, das einfachſte was man nur erblicken konnte, und ein Vorgeſchmack von deſſen einfacher Lebensart, da der Kaiſer ſich nur bei feierlichen Gelegenheiten mit allen Attributen ſeiner Würde und allem Luxus einer zahlreichen Dienerſchaft in prächtigen, aber dann auch ſehr prächtigen Gemächern zu umgeben pflegt.

Endlich erſcholl der letzte Glockenſchlag, Alles war auf dem Schiffe verſammelt, und bei Mondenſchein begann die Reiſe. Die Geſellſchaft war nicht zahlreich, denn Anfangs Juli reiſt wohl alles von Rußland fort, aber die Rückreiſe findet erſt ſpäter ſtatt, und außer der Dienerſchaft bildeten wir vielleicht kaum ſechszig Perſonen. Aber ſie war deſto angenehmer. Als Landsleute begrüßte ich den wackeren General von Möllendorf und den Lieutenant Job von

Witzleben, dem bei steter Heiterkeit die erste Silbe seines Namens nicht mit Unrecht gebührt, beide dazu bestimmt, das Gefolge des Prinzen von Preußen zu vergrößern, welcher vom Könige dazu erwählt war, als beglückwünschender Zeuge der in den nächsten Tagen zu vollziehenden Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg beizuwohnen, und an Russen fand ich auch manchen alten Bekannten wieder, zu denen ich vorzugsweise den stets so jugendlich feurigen Grafen von Nesselrode, einen Sohn des Reichskanzlers, nebst seinem Schwager, Herrn von Chreptowitsch, zeitigem russischen Gesandten zu Neapel, und den wirklichen Geheimen-Rath von Gedeonoff rechne, welcher in seiner Stelle als Chef sämmtlicher kaiserlichen Theater zu Petersburg und Moskau mir späterhin alle nur mögliche in seinen Bereich schlagende Gefälligkeiten erwies.

Aber auch manche neue ſehr angenehme Bekanntſchaften wurden gemacht, und da die Schönheit und Liebenswürdigkeit bei mir vor allem den Vorzug hat, ſo citire ich hier beſonders eine Dame aus Moskau, Madame Kiréeff, welche wenn nicht mehr in der erſten Jugend, doch noch immer eine ſchöne Frau zu nennen war, und deren Unterhaltung es ſehr leicht überſehen ließ, daß ſie mehr als zwanzig Jahre zählte. Von europäiſcher Berühmtheit war dagegen die Schauſpielerin Madame Arnould-Pleſſy mit ihrem Manne, dem Dichter Arnould, dem Verfaſſer des Struenſee und mehrerer anderer Romane. Auch ſie war eine hübſche und liebenswürdige Frau mit unaffectirter Heiterkeit, von der ſpäterhin mir Jemand die Behauptung aufſtellte: ihr Takt im gewöhnlichen Leben ſei ſo groß, daß ihre Verbeugungen ſich vollkommen immer der Perſon anpaßten, der ſie ihre Achtung bezeigen wolle.

Aber auch unter den Männern fand ich noch andere sehr angenehme Reisegenossen, wozu ich vor allem den Grafen von Bray, zeitigen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu München *), der ein Sohn des mir von meiner Jugend her so werthen und allgemein hochgeachteten verstorbenen baierischen Ministers gleiches Namens ist, und den österreichischen General-Consul Thal zähle, der mir sogleich nicht blos seine Dienste anbot, sondern mir auch späterhin nützlich ward. Und so konnte ich die Reise schon in dieser Hinsicht zu einer der unterhaltendsten rechnen, die mir je geworden, noch besonders aber, wenn ich mich dabei der mancherlei Originale erinnere, deren man stets auf gemeinschaftlichen Reisen antrifft. So fand ich einen sonstigen russischen Offizier, der wahr-

*) Graf von Bray hat sich wie bekannt späterhin von diesem Posten zurückgezogen und ist von neuem königlich baierischer Gesandte in Petersburg.

ſcheinlich einſt übergangen, über manche der höchſten ruſſiſchen Militairs ſich in einer Art ausließ, die ihm gewiß Ahndung zugezogen hätte, wenn ſie es gehört, und das Eigenthümliche der engliſchen Nation zeigte ſich wiederum in einem beinahe achtzigjährigen Geiſtlichen, der mit ſeiner Tochter und Schwiegerſohn den Sommer dazu benutzte, um in dieſem hohen Alter noch den Norden, Schweden, Dänemark, Rußland und die deutſchen Oſt- und Nordſee-Provinzen zu beſuchen, jedoch, wie begreiflich, die mehrſte Zeit zur See zuzubringen ſich genöthigt ſah, da die große Reiſe mit Anfang des Herbſtes auch beendigt ſein ſollte.

In einer ſo bunten Geſellſchaft vergeht bei ruhiger See und einer guten Koſt die Zeit raſch. Sechshundert und ſiebenzig Seemeilen waren zu vollenden, und wie ſchnell war alles abgemacht. Man unterhielt ſich, man ſpielte, man ſang und muſicirte auf dem Forte-

piano, für das auch geſorgt war, und nur einmal bis zur letzten Nacht mußte die Maſchine bei eintretendem Nebel angehalten werden, der ſich nach etwa einer Stunde verzog, während dem jedoch ein uns entgegen kommendes Segelſchiff nahe daran war, auf uns zu ſtoßen, was natürlich mit aller Kraft würde geſchehen ſein, ſobald der Wladimir in vollem Laufe geblieben wäre.

So verfloſſen zwei Tage höchſt befriedigend, und am Morgen des einen ſteht in meinem Journal: „Jetzt ſo eben gefrühſtückt, wir haben das ruhigſte ſchönſte Wetter, ich bin ſeelenfroh"; und das war keine Phraſe, denn in einem Journal, was keiner zu ſehen bekommt, phraſirt man nicht. Nur beim Anbruche der dritten Nacht ſchien das Wetter ſich ändern zu wollen, und einige Damen erwarteten es mit nicht verhehlter Aengſtlichkeit. Ohne zu wiſſen warum, beruhigten wir ſie indeſſen ſo gut wir konnten,

und ſuchten ein jeder ſein Lager, nachdem wir längſt die Inſel Gothland paſſirt und in den finniſchen Meerbuſen gelangt waren. Plötzlich in der Nacht hielt aber das Schiff an, hinter mir ſchlief einer der korpulenteſten Herren ſeiner Zeit und ſeines Landes, ein ſehr reicher Ruſſe, der wahrſcheinlich darüber erwachte — denn kurz vorher hatte ich ihn noch ſtark ſchnarchen gehört — und mit ängſtlich lauter Stimme ſchrie: la machine s'arrête. So wenig wie mich die Sache bewegte, denn an dergleichen muß man ſich auf Dampfſchiffen gewöhnen und ſich nicht, wie Herr von Cuſtine, von pressentiments leiten laſſen, ſo war ich doch, nachdem es eine Weile gedauert, im Begriff aufzuſtehn und mich nach der Urſache des Aufenthalts zu erkundigen, als jedes Hinderniß beſeitigt ſchien und das Schiff wieder in Gang kam. Ich entſchlief von neuem, aber ich kann beinahe nicht mehr ſagen: bis zum anbrechen-

den Morgen; denn ſchon waren wir hoch in den Meerbuſen hinauf gekommen, und von eigentlicher Finſterniß war nicht mehr die Rede. Was aber den Aufenthalt in der Nacht verurſacht habe, war ich doch begierig zu erfahren, und hörte, daß die Maſchine ſich auf der einen Seite geſenkt und daher das Oel nicht habe dahin gelangen können, wohin es geſollt, und dergeſtalt der auf und nieder gehende Cylinder in Erhitzung gerathen ſei, was man ſogleich zu repariren beabſichtigt habe; ein großer Zeitverluſt würde aber dadurch entſtanden ſein, und ſo habe man ſich genöthigt geſehen den Cylinder mit Waſſer zu begießen, was auch unausgeſetzt bis zum Ende der Reiſe geſchah.

Der letzte Tag unſerer ſo glücklichen Fahrt war erſchienen; ſchon ſahen wir, wenn auch entfernt, Land auf beiden Seiten, mehreren grünen Inſeln fuhren wir vorbei und bald erblickten wir rechts die ganze kaiſerliche Flotte

en Parade mit bunten Wimpeln (es war des Kaiſers Namenstag), und links die Feſtung und den Hafen von Kronſtadt mit ſeinen Regierungs-Gebäuden, hinter und zwiſchen denen ein Wald von Maſten hervorragte. Der prächtige, neuerbaute, befeſtigte Thurm lag davor, und nicht lange darauf hielt das Schiff an.

In nicht vollen ſechs und ſechszig Stunden befand ich mich alſo fünf Grade weiter gerückt, begrüßte den für jetzt nicht eiſigen ſchönen Norden und ging manchem und vielſeitigem hohen Genuß entgegen. Mit Freuden beſtieg ich alſo wiederum das kleinere Dampfboot, beſtimmt, uns ſämmtlich in die kaiſerliche Reſidenz zu führen, wovon nur die Herren von Möllendorf und von Witzleben eine Ausnahme machten, die ein Regierungs-Fahrzeug dem Prinzen von Preußen zuführen ſollte, welcher mit der kaiſerlichen Familie im Luſtſchloſſe zu Peterhof, am inneren Golfe gelegen, verweilte; denn

wenn auch der Golf bis Kronſtadt ſich verengt, ſo daß er bis zum gegenüberliegenden Schloſſe Oranienbaum kaum eine deutſche Meile breit iſt, ſo dehnt er ſich doch ſpäterhin mehr aus, und verengt ſich erſt wieder dort, wo die Newa anfängt.

Unſer Aufenthalt vor Kronſtadt währte, der Viſirung der Päſſe wegen, volle drei Stunden. Wer viel auf der Wanderung begriffen iſt, verlernt was Ungeduld heißt, nur der Neuling iſt mit jedem was Zögerung genannt wird, unzufrieden, daher ich, ſo ſehr ich mich auch nach Petersburg geſehnt, doch mich bald in mein Schickſal fügte. Ueber das Paßweſen, das, mit Ausnahme von England, wohl in ganz Europa exiſtirt, und in manchen Ländern noch viel drückender als in Rußland iſt, habe ich mich ſchon in meinen früheren Reiſeberichten ausgelaſſen, daher ich jetzt nicht lobend auftreten kann, und nur wiederhole, daß ich die Päſſe in ruhi-

gen Zeiten für unnütz halte, da der Aventurier, wie ich es ſo oft erlebt, gerade die ſcheinbar richtigſten beſitzt, und der rechtliche Mann nur Koſten und Aerger davon hat; denn wenn ich alles Geld, was ich in meinem Leben dafür ausgegeben, zuſammen zählen ſollte, ſo könnte ich davon allein eine recht hübſche kleine Reiſe machen. Indeß wie einer meiner früheren Bekannten immer ſagte, wenn er doch nichts ändern konnte: Que voulez-vous? Was hilft das Reden? Allons! allons! ſo ſagte ich auch Allons! allons! und wartete meine drei Stunden ruhig ab. Von Kronſtadt nach Petersburg fährt man ungefähr zwei Stunden. Rechts in weiter Entfernung ſieht man zuerſt die Gärten von Peterhof und von da bis Petersburg abwechſelnd Häuſer und Gärten, links nehmen Gebäude und Gärten zu, je näher man der Newa kömmt, und ſchon ſahen wir Petersburg ſelbſt und die goldene Kuppel der Iſaakskirche,

von der Abendſonne blendend erleuchtet, als das Schiff plötzlich feſt ſaß, denn der finniſche Meerbuſen iſt voller Sandbänke, und zwar nicht blos ſolcher, welche ihrer Stelle getreu bleiben, ſondern die den Reiſenden gleichſam zum Beſten haben und ihm zuweilen die angenehmſte Excurſion zu verkümmern verſtehn. Zwar iſt die Fahrt, welche das Schiff zu halten hat, genau bezeichnet, aber auch hier ſieht man ſich manchmal aufgehalten, genug daß wir dreimal auf der kleinen Reiſe feſtſaßen und der Art erſt gegen neun Uhr in die Newa einliefen.

Die Newa iſt gewiß, wenngleich ihre Ufer nur Flächen darbieten, welche die Kunſt zu dem gemacht was ſie ſind, einer der ſchönſten Ströme der Welt, und das wegen ihrer Breite und des klaren Waſſerſpiegels, der zugleich beim Mangel aller Brunnen das angenehmſte und geſundeſte Getränk giebt, ſobald man,

gleich dem Effecte des Pariſer Waſſers, die erſten Tage glücklich überſtanden hat. Aber jene flachen Ufer ſind durch Fabriken und Schiffswerfte gleich im Anfange belebt, und bald nach ihnen beginnt die Stadt der Palläſte, in den reinſten architectoniſchen Verhältniſſen gebaut, und wenn der Marquis von Cuſtine in ſeinem vielgeleſenen Buch der Meinung iſt, daß ſich für Petersburg und ſein Klima der Thurm von Peking *) beſſer paſſe als Nachahmungen des Parthenon und der Kuppel des Pantheon, ſo muß man es wohl für einen gutmüthigen Scherz und für weiter nichts nehmen, da die Façade eines Gebäudes durchaus nichts mit dem Klima zu thun hat, und das Innere der ruſſiſchen Häuſer an Eleganz und Comfort, namentlich an wollüſtiger Wärme, wohl nichts zu wünſchen übrig läßt. An der

*) Sollte wohl Nanking heißen, wo der große Porzellan-Thurm iſt, und nicht Peking.

Douane lief das Schiff ein, sie war erleuchtet, wie an diesem Tage alle Regierungs-Gebäude; die Visitation, die einzige in Rußland, denn im Lande selbst weiß man nichts davon, war bald beendet, und sogleich bestieg ich den auf mich wartenden Wagen des preußischen Gesandten, General von Rochow. Jetzt ging es den englischen Quai entlang über den großen Isaaksplatz weg, und bald war ich der noch im Innern unvollendeten Isaakskirche gegenüber, in der Straße Wosnesenski, in einem neuen französischen, selbst vom Journal des Débats empfohlenen Gasthofe mit seinem bescheidenen Titel Grand Hotel Napoléon angelangt, wo zwei sehr hübsche Zimmer und ein drittes für meinen Diener mich empfingen, und ich nach vollendetem ganz guten Souper Freude oder Leid, wie es schien, auf dem in einem der Zimmer befindlichen Piano auszudrücken angewiesen war. Nach einer Weile sah ich

aus dem Fenſter, wir hatten den 7ten Juli, den 25ſten Juni nach altem Styl, und ſo konnte ich bei der wenigen Nacht noch immer die ſchöne korinthiſche Säulenordnung und die Kuppel der Iſaakskirche bewundern, während in den Straßen ſchon völlige Stille eingebrochen war.

Der General von Rochow war für den Augenblick in Peterhof und wurde erſt nach zwei Tagen zurückerwartet. Küche, Keller und Equipage hatte er aber ſehr gütig zu meinen Dienſten geſtellt, und Herr Calow, einer ſeiner Secretaire, welcher ſchon Abends vorher mich begrüßt, führte mir des anderen Morgens den Doktor Kähne, einen ausgezeichneten Numismatiker, zu, welchem unter der Oberleitung des Staatsrathes Herrn Gilles die ſpecielle Aufſicht über die Münzen und Medaillen, und namentlich über die in der Krimm aufgefundenen Seltenheiten von Gold, Silber und Bronze, übertragen iſt, und der ſich höchſt

bereitwillig erbot, mein Begleiter zu allen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſein, die in ſeinem Bereiche lägen.

Ermuthigt durch ein ſolches Anerbieten ermangelte ich daher auch nicht, auf der Stelle davon Gebrauch zu machen, und ſo verließen wir das Hotel in der Abſicht, uns zuerſt nach dem ganz nahe gelegenen Winterpallaſte und der Ermitage zu begeben und die dortigen Gemächer und wichtigen Gallerien und Sammlungen zu beſehen.

Wie erſtaunte ich aber nicht, als ich von hier aus und nun am Tage mich bald von der unglaublichen Ausdehnung Petersburgs mit ſeinen viermal hundert und funfzig tauſend Einwohnern durch den einzigen Anblick des Platzes der Admiralität und der angrenzenden Straßen zu überzeugen Gelegenheit hatte, denn in der Anlage von St. Pe-

tersburg hätte man wohl den Kampf voraus-ſehen können, der ſich einſt zwiſchen der Größe der Plätze und der Breite der Straßen mit den Palläſten ſelbſt erheben würde, da der Menſch hier in keine Betrachtung kömmt, und die größte Volksmenge ſich auf dieſen Plätzen und in den meiſten Straßen verliert *). Doch

*) Von dem eben erwähnten giebt es nur wenige Ausnahmen, zu denen ich aber vor allen den im ſchönſten reinſten Style auf Befehl des Kaiſers Alexander erbauten Pallaſt des Großfürſten Michael auf dem Platze gleiches Namens zählen muß, welcher letztere gleich den engliſchen Squares mit Bäumen und Geſträuchen innerhalb eines eiſernen Gitters bepflanzt iſt, und wenn man will, eine ſchöne grüne Vorlage bildet, ſo daß der Pallaſt in ſeinen großartigen Proportionen uns ſchon in der Entfernung gleichſam näher gerückt erſcheint. Auch der große Pallaſt in der Gegend des Champ de Mars, welchen Kaiſer Paul verſchönerte und in welchem er lebte und ſtarb, der aber als ſolcher nicht mehr benutzt wird, ſteht im Verhältniſſe zu ſeinen Umgebungen.

Petersburg iſt eine neue Stadt, und ſo wie der Gedanke der Größe und Weite hier koloſſal wird, ſo hat man es nachher in den meiſten neueren Städten auch in anderen Ländern nachgeahmt, wo, bei weitem kleinerer Volkszahl, dieſer koloſſale Gedanke oft ins Erbärmliche fällt und Leuten, denen ein Unfall zuſtößt, öfters in den ſchönen breiten Straßen lange Zeit Niemand begegnet, der ſich ihrer annähme.

Dies iſt die Kehrſeite von Petersburg, dagegen es wohl wenige Städte giebt, wo ſich der Fremde ſo leicht zurecht findet und ſich daher gewiſſermaßen bald einheimiſch fühlt. Denn wer ruſſiſch verſteht, kann nach zwei Tagen ſeinen Lohnbedienten verabſchieden und iſt ſicher, ſich nicht zu verirren.

Zuvörderſt wird die Stadt durch die große Newa getrennt, von der ſchon früher ein Arm, große Newka genannt, alle Stadtviertel und

Inſeln auf dem rechten Ufer der großen Newa umſchlungen hält, welche, durch Arme des Fluſſes gebildet, am Ende das ſchöne Stadtviertel Waſiliewski-Oſtroff enthält, das wegen ſeines feſteren Bodens, als derjenige auf dem linken Ufer der Newa iſt, eigentlich durch Peter den Großen zum Sitze der Hauptſtadt beſtimmt ward, die er nach holländiſcher Art durch breite Kanäle zu trennen gedachte. Doch falſch verſtanden, fand er bei ſeiner Rückkehr aus Holland die Kanäle auch völlig falſch angelegt, und ſo ſah er ſich gezwungen, die eigentliche Reſidenz auf das marſchige linke Ufer der Newa zu verlegen und ſeine Idee der Kanäle, wovon ſie durchſchnitten iſt, dort auszuführen. Hinter Waſiliewski-Oſtroff kommen nun zuerſt, durch die kleine Newa getrennt, die jetzt ſo wundervoll angebauten und mit den ſchönſten Landhäuſern und Parks verſehenen ſogenannten Inſeln, deren ſämmtliche ſie trennenden

wäſſer ſich wiederum in die groſse Newa, bei deren Ausfluß in den Golf, ergieſſen, während am Anfange der Trennung der groſsen und kleinen Newa man rechts diejenige Inſel erblickt, auf der die eigentliche Feſtung ſich befindet.

So weit was das rechte Ufer der groſsen Newa betrifft. Dagegen fängt vom Admiralitätsplatze ab, wo ich mich eben befand, das eigentliche groſsartige Petersburg erſt an, läuft von dort an der Newa hinauf, und giebt einen Blick auf die rechts in gerader Linie fortlaufenden drei bedeutendſten Straßen der Stadt, in deren einer, der Perſpective von Wosneſensli, ich wohnte und die gröſste derſelben, die Perſpective von Alexander Newski, auf eine Länge von vier Werſten *) durchweg eine Breite von hundert und vierzig Fuß hat, und ſo iſt ſie rück-

*) Sieben Werſte geben auf eine deutſche Meile.

ſichtlich der Palläſte, Kirchen und ſonſtigen Privatgebäude und der daran ſtoßenden Plätze wohl eine der prächtigſten Straßen der Welt zu nennen. Der viereckige Thurm der Admiralität mit ſeiner von einem leichten eiſernen Gitter umgebenen Laterne und der hohen vergoldeten Spitze darüber dient allen dreien auf der einen Seite zur Anſicht, und ſo mag der Fremde ſich bewegen wohin er will, ſtets wird er, es ſei auf die Newa oder auf eine dieſer Straßen ſtoßen und ſich leicht zu Hauſe finden. Kehrt man nun auf dieſem Platze, der Admiralität den Rücken zu, ſo erblickt man im rechten Winkel rechts gelegen das Senatsgebäude mit der vor ihm ſtehenden und durch ſo viele Kupferſtiche bekannten Reiterſtatue Peters des Großen, und links, durch eine nach der Newa führende und mit Bäumen bepflanzte Straße getrennt, den Winterpallaſt, welcher einem Phönix gleich, in der-

ſelben Pracht als früher, aus der Aſche erſtanden, ſich erhebt.

Und ſo ſei der Kaiſer geſegnet, der den hiſtoriſchen Grund nicht verlaſſen und bei der kurzen Geſchichte, die Petersburg darbietet, die alte Architektur eines ſeiner merkwürdigſten Gebäude auch nicht im geringſten verändert hat. Die Fabeln, betreffend den Tod ſo vieler Arbeiter bei dieſem Bau, berühre ich nur im Vorbeigehn, da auch, ſo zu ſagen, nicht ein wahres Wort daran iſt. Fürs erſte waren die Arbeiter freie Leute, die richtig bezahlt wurden und wegbleiben konnten wann ſie wollten, und keine Sklaven, und zweitens waren es meiſt Stubenmaler, Stuckaturarbeiter und ähnliche Handwerker oder Künſtler, die wohl in allen Ländern des Winters im Innern der Häuſer arbeiten, und für die natürlich in einem kalten Klima ſtark geheizt werden muß. Daß einige ſich beim Herausgehen erkältet und in

Folge deſſen erkrankt und einer oder der andere geſtorben ſei, iſt eben ſo gut möglich, wie öfters junge Mädchen nach einem Balle durch Erkältung ſich den Tod geholt. Aber deswegen auf die Regierung ein böſes Licht werfen zu wollen iſt abſurd. Uebrigens leſe man darüber nicht allein was Gretſch geſchrieben, den man als Ruſſen für parteiiſch halten könnte, ſondern was Bourke in St. Petersburg und Moskau, und in ganz letzter Zeit Eduard Pelz im Magazin für die Literatur des Auslandes berichtet hat, und man wird ſich von dem ganzen Ungrunde jener Behauptungen auch ohne meine Verſicherung hinlänglich überzeugt halten, daß mir auf mehrere deshalb zu St. Petersburg gemachte Anfragen nur ſtets die Antwort zu Theil geworden, wie alles der Art verbreitete die gehäſſigſten Unwahrheiten wären, die man dem Reiſenden ſo leicht aufbürdet, was dieſer, um ſeine Reiſeberichte in-

tereſſant zu machen, alsdann dem Drucke überliefert.

Neben dem Winterpallaſte zur linken und mit ihm in Verbindung ſteht die in der Reſtauration begriffene, durch Catharina ſo berühmt gewordene Ermitage *), im rechten Winkel links von ihr das Exercierhaus und gegenüber im Halbzirkel mit gewölbter Durchfahrt ein hohes Gebäude, welches das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, das Hotel des Chefs des Generalſtabes und den Generalſtab der Garden enthält. In der Mitte befindet ſich endlich die berühmte, erſt 1834 dem Kaiſer Alexander zu Ehren errichtete Säule von finnländiſchem Granit, aus einem einzigen Stücke hervorgegangen, das auf zwei

*) Man leſe darüber des Grafen von Segur höchſt anziehende Beſchreibung im zweiten Theile ſeiner mémoires ou souvenirs et anecdotes.

und zwanzig Fuß im Durchschnitt, acht und neunzig Fuß Länge hat, und das selbst nach der Bearbeitung noch ein Gewicht von einer Million sieben mal hundert und vier und sechszig Pfund zeigte. Das Fußgestell ist ebenfalls von Granit mit Bronze bekleidet, gleich der auf der Spitze der Säule angebrachten Unterlage, die einen Engel von demselben Metall trägt, dessen eine Hand ein Kreuz hält, während er die andere gen Himmel hebt, wo nur die Gerechten wohnen. Bronzen mit Allegorien, welche die verschiedenen glänzenden Regierungs-Epochen des Kaisers, und namentlich die Kriegsbegebenheiten bezeichnen, zieren mit einer passenden Inschrift das Fußgestelle.

Dies ist die ungefähre Angabe der Gebäude und Statuen, die den ungeheuren Admiralitätsplatz in diesem Augenblick zieren, und ist erst die Isaakskirche, was endlich einmal zu wünschen wäre, von allen zeitlichen Gebäuden

und Befriedigungen befreit, ſo wird das Ganze den erhabenſten Anblick gewähren, da der Iſaakskirche gegenüber ſich jenſeits einer, beide Ufer verbindenden Brücke, von der anderen Seite wiederum die prächtigſten Regierungs-Gebäude zeigen.

Und ſo genießt man des Ueberblicks über alle dieſe verſchiedenartigen wichtigen Gebäude dieſſeits und jenſeits der Newa, ſobald man aus einer der drei oben erwähnten großen Straßen auf den Platz der Admiralität gelangt. Aber gleich der Peterskirche zu Rom, deren rieſenartige äußere und innere Dimenſionen man erſt gewahr wird, wenn man ſich ihnen vollkommen genähert, eben ſo erſcheinen uns die Gebäude bei der unglaublichen Ausdehnung des Platzes, ſobald man dicht vor ihnen ſich befindet, erſt dann ſo groß als ſie es wirklich ſind.

Im Winterpallaſte angelangt, wozu ich hier denjenigen Theil der Ermitage rechne, deſſen Zimmer noch, trotz des Baues, den größten Theil der Kunſtſammlungen enthalten, war nun das Erſte: die Beſichtigung der aus der Zeit des Mithridates und ſeiner Vorgänger herrührenden und in der Krimm ausgegrabenen Schätze an Gold und Silber, ſämmtlich von der zierlichſten und ſchönſten Arbeit, namentlich einer bewunderns-würdigen, leicht gearbeiteten goldenen Krone. Von allen dieſen Schätzen giebt es aber bis jetzt noch keinen gedruckten Katalog, indeſſen hoffe ich ihn nicht fern, da die Zeichnungen derſelben durch einen franzöſiſchen Künſtler in dieſem Augenblick mit der höchſten Genauigkeit verfertigt und wahrſcheinlich nachher lithographirt werden.

Das Zweite, was wir an Kunſtſachen beſahen, waren die in den verſchiedenen Zim-

mern vertheilten koſtbaren Gemälde, bekannt unter dem Namen die Gallerie der Ermitage, welche der Kaiſerin Catharina ihre Entſtehung verdankt.

Wenn unter den neueren Sammlungen das Muſeum von Madrid in Betreff der großen Anzahl ſeiner Bilder, über ein tauſend fünf hundert an der Zahl, aus allen Schulen und wohl ſämmtlich Originale, und das Muſeum in Berlin rückſichtlich des geſchichtlichen Werthes deſſelben, den erſten Rang verdienen, ſo muß die Wichtigkeit des Petersburger Kabinettes nicht überſehen werden, wenn man die Kürze der Zeit bedenkt, in welcher ſich die ruſſiſchen Herrſcher dieſe Schätze, nicht etwa durch Eroberungen, ſondern mit baarem Gelde, zu verſchaffen gewußt.

Den Anfang machte unter Catharina der Ankauf einzelner Gemälde, namentlich der des Kabinettes Crozat in Frankreich, wodurch die

heilige Familie und der heilige Georg von Raphael erworben wurden; diesem folgte der Ankauf der Brühlschen Gallerie, welche die schönsten niederländischen Bilder enthielt, namentlich Potters so berühmte, die Erde bewässernde Kuh. Auch die schönsten spanischen Gemälde wurden auf der Kaiserin Befehl erworben. In Cathari-nens Fußtapfen trat der Kaiser Alexander, und erkaufte 1817 die Gallerie der Kaiserin Josephine zu Malmaison, unter deren Bildern sich auch jene vier berühmten Tageszeiten des Claude Lorrain befanden, welche ich früher in der Gallerie von Kassel zu bewundern Gelegenheit gehabt. Den Beschluß machen endlich die Erwerbungen unter dem jetzt regierenden Kaiser, d. h. die vorzüglichsten spanischen und italienischen Meister, welche die Gallerie des Friedensfürsten zu Madrid zierten, ferner die mit anderen Seltenheiten durch Testament des verstorbenen Botschafters zu Wien Bailli

Tatitſcheff der Gallerie einverleibten Gemälde, und endlich der Ankauf des Kabinets eines Engländers Namens Coesveld, wodurch Raphaels bewundernswürdige Madonna, aus dem Hauſe Alba genannt, in die Ermitage gelangte.

Aus ſolchen verſchiedenen Ankäufen und Geſchenken beſteht dieſe prächtige Sammlung, welche es wohl verdiente, gleich mancher anderen, vollſtändig in Kupfer geſtochen zu werden, da Camille's radirte Zeichnungen und der dazu gehörige kritiſche Text, herausgegeben von Labensky, nur von jedem Künſtler ein einziges Bild uns geben, und ſo reich das Werk auch ausgeſtattet iſt, aus dieſem Grunde doch nicht vollkommen ſeinen Zweck erfüllt.

Der Winterpallaſt ſelbſt bildet ein um einen Hof laufendes Viereck, deſſen Haupteingang, dem Platze zu, eigentlich wenig benutzt wird, ſondern faſt einzig das Thor, welches auf der rechten Seite deſſelben, der Admiralität

gegenüber liegt. Hier in der erſten Etage angekommen, tritt man nun zuvörderſt in einen langen Corridor und dann links in ein Vorzimmer, dem der ſogenannte Mohrenſaal folgt, von dem aus eine Treppe oben zu des Kaiſers Privatzimmern führt, und wo ſich eine Maſchine befindet, mittelſt deren die Kaiſerin ſitzend in die zweite Etage hinauf gewunden werden kann. Der Mohrenſaal führt in die Gemächer der Kaiſerin, die, der Newa zugekehrt, natürlich mit allem nur möglichen Luxus und Geſchmack dekorirt ſind, wie ſie ſich für den Stand der hohen Bewohnerin nur immer paſſen, und wobei der Geſellſchaftsſaal mit ſeinen Malachitſäulen ſtatt der beim Brande zertrümmerten Jaspisſäulen nur noch einer beſonderen Erwähnung verdient.

Dieſen Gemächern folgt ein Conzertſaal in weißem Stuck, dann ein großer Vorſaal, wo der Kaiſer die für die Garden beſtimmten

Rekruten beſichtigt, und zuletzt, nach einem kleineren Vorſaale, der Wachtſaal der Chevalier-Garde.

Wir kommen jetzt an den kleinen Thronſaal mit Peters des Großen Bild, und an den höchſt geräumigen Tanzſaal in weißem Stuck, worauf die mit den Bildniſſen berühmter ruſſiſcher Feldherren gezierte ſogenannte Gallerie der Generäle folgt, an deren einen Querwand die Bilder der drei erhabenen Friedensſtifter, der Kaiſer Franz und Alexander und Friedrich Wilhelm des Dritten, alle drei in Lebensgröße, zu ſehen ſind.

Jetzt treten wir in den großen Georgenſaal mit dem Throne, deſſen Verzierungen, ſich mehr oder minder auf den Georgen-Orden beziehen, dem die ſogenannten Zimmer des Königs von Preußen folgen, die meiſt die Fronte des Schloſſes einnehmen, und welche bei den wiederholten Beſuchen, es ſei der letz-

teren Könige von Preußen oder der Mitglieder der königlichen Familie, ihnen zur jedesmaligen Wohnung bestimmt sind. Die Zimmer der verstorbenen verwittweten Kaiserin Marie machen den Beschluß.

Um fünf Uhr aß ich zu Mittag mit den Herren Calow und Kähne im preußischen Gesandtschafts-Hotel, dessen Eleganz und geschmackvolles, zum Theil prächtiges Ameublement mich gleich unendlich ansprach, da es das erste der Hotels von Petersburg war, in welches ich trat, und das dem mir sehr wohl bekannten Herrn von Smirnoff gehört, welcher zum Civil-Gouverneur von Kaluga ernannt, es völlig meublirt der preußischen Gesandtschaft vermiethet hat, und was unbewußt dazu bestimmt zu sein schien, da es, mir sehr unerwartet, unter einer Menge schöner Gemälde auch das allen Berlinern sehr bekannte Hopfgartensche Bild der Madame Crelinger und ihrer Töch-

ter enthielt, welche Schwäne füttern. Und ſo iſt man jetzt in der Fremde nicht mehr allein, wie früher. Selbſt auf den Gemälden findet man oft alte Freunde und Bekannte wieder.

Nach Tiſche war eine Fahrt nach den Inſeln beſchloſſen, wohin der Wagen des Geſandten mit vier Pferden und ruſſiſcher Anſpannung und Livrée, Kutſcher und Vorreiter, letzterer auf dem rechten Pferde, beide in den bekannten langen Röcken mit aufgeſchlagenem runden Hute, mich abzuholen kam.

Ueber die Newa laufen bis jetzt nur drei auf Schiffen ruhende Brücken, während an einer ſteinernen in der Nähe der Admiralität noch gearbeitet wird, und führen die erſtere, Iſaaksbrücke genannt, nach Waſiliewski-Oſtroff, die zweite, Troitzk, nach der Feſtung und dem alten Petersburg, und die dritte, Woskreſensk genannt, über die Newa vor ihrer Theilung nach dem Quartier von Wiborg. Die beiden erſten

Brücken sind es nun, welche zu den Inseln führen, und so begann unsere Fahrt mit der, der Admiralität am nächsten liegenden Brücke über den Stadttheil weg, der auf Wasiliewski-Ostroff liegt und der die breitesten Straßen mit den regelmäßigsten Häusern und zum öftern pallastähnlichen Schulen und Kasernen enthält, bis wir an eine zweite Brücke über die kleine Newa in die eigentlichen, vortrefflich bepflanzten Inseln gelangten, die von theils steinernen theils hölzernen Landhäusern, aber stets verschiedenartig und in den graziösesten, höchst phantastischen Formen erbaut, nebst den dazu gehörigen Gärten gleichsam übersäet sind, und wodurch mir nur von neuem der alte Satz bewiesen ward, daß alles möglich ist, sobald der Mensch gezwungen ist zu arbeiten und sobald er auch den festen Willen dazu hat.

Denn kaum zwanzig Jahre sind verflossen, daß ein großer Theil dieser jetzt so anmuthigen

Inſeln nur die traurigſten Sümpfe darbot, doch ſo iſt ja der größte Theil der Umgegend von Petersburg, und wenn der Weg nach Peterhof theilweiſe eine Ausnahme macht, ſo war dieſe Gegend längſt bebaut, der Reichthum in der Reſidenz vermehrte ſich, und ſo führte die Nothwendigkeit zur Ausführung, und alles iſt vollkommen gelungen. Zwar giebt es hier nur wenige Eichen und Buchen, und man muß ſich meiſt mit Birken und anderen wenigen Bäumen, die auf ſolchem ſchlechten Grunde wachſen, begnügen; dennoch iſt alles grün, und lieblich anzublicken, und während in den öffentlichen Gärten Schaukeln und alle Arten von Vergnügungen anzutreffen ſind und die rein und ſchön gehaltenen Wege an Sonn- und Feſttagen mit Wagen und Reitern gefüllt ſind, laden die bereit ſtehenden Kähne zu den Waſſerfahrten ein, und iſt der Abend ſchön, wie er es in dieſem Sommer ſo oft war, und ich

ſpäterhin ſelbſt erfuhr, ſo muß man alle Vernunft zuſammen nehmen, um ſich davon zu überzeugen, daß man wirklich, umgeben von früheren Sümpfen und unter dem neun und funfzigſten Grade auf dem ſpiegelglatten Fluſſe ſo wollüſtig herumgerudert werden kann.

Aber nicht blos kleine Landhäuſer, ſondern kaiſerliche Schlöſſer ſind hier vorhanden, unter denen dasjenige auf der Inſel Yelaghine das bedeutendſte iſt, das mit ſeinem reizenden Parke gegen Ende des Sommers gewöhnlich für kurze Zeit von der kaiſerlichen Familie bewohnt wird, und dem gegenüber auf der Inſel Kamenov-Oſtroff man ein gefälliges ſchönes Theater erblickt.

So iſt auf dieſen herrlichen Inſeln für alles geſorgt, und der Bürger von Petersburg, deſſen Geſchäfte ihn im Sommer in der Nähe von Petersburg zu bleiben nöthigen, kann dort Erholung für manchen durcharbeiteten Tag

genießen und gestärkt des anderen Morgens wieder zu seinem Tagewerke zurückkehren.

Die Spazierfahrt dauerte mehrere Stunden; für den Abend, so wie für die ganze Dauer meines Aufenthaltes, hatte mich Herr von Gedeonoff in seine Loge in den verschiedenen Theatern Petersburgs eingeladen, und ich, geborner Theatermann, zögerte auch nicht dies zu benutzen und mich nach dem Theater Alexandra zu verfügen, wo russische Oper und zwar Fra Diavolo angekündigt war und mir, mit dem Stoff hinlänglich bekannt, auch ohne Kenntniß der Sprache, die Möglichkeit gegeben war, Spiel und Gesang zu beurtheilen.

Sämmtliche Schauspielhäuser in Petersburg und Moskau gehören dem Kaiser,. und das ganze in ihnen dienende Personal wird vom Gouvernement besoldet, wozu für Petersburg eine Million und für Moskau viermal hundert

tauſend Rubel in Papier ausgeſetzt ſind *). Außerdem bezieht der Künſtler, ſobald er ein Ausländer iſt, nach zehnjährigem und der Inländer nach zwanzigjährigem Dienſte aus einem beſondern Fonds ſein volles Gehalt als Penſion, die er ſogar alsdann erhält, wenn er noch fernere Dienſte leiſtet, ſo daß der Art eine Cumulation ſtatt findet. Die Theater ſtehen im Allgemeinen unter dem Oberbefehl des Hausminiſters, Fürſten Wolkonski, und unter der ſpeciellen Leitung des ſchon oben genannten Herrn von Gedeonoff. Es ſind ihrer in Petersburg vier an der Zahl:

1. das große Opernhaus, in welchem nur Opern in ruſſiſcher und italieniſcher Sprache und die großen Ballets gegeben werden;

*) Drei ein halber Rubel geben auf einen Silberrubel, welcher nach unſerm Gelde ungefähr einen Thaler drei Silbergroſchen gilt. Sobald ich in der Folge nicht Silberrubel dabeiſetze, ſind darunter nur immer Papierrubel zu verſtehen.

2. das Theater Alexandra, allein dem ruſſiſchen Theater und zuweilen dem Ballet gewidmet;
3. das Theater Michael, vorzugsweiſe dagegen für das franzöſiſche und das deutſche Schauſpiel und Opern beſtimmt, und
4. das ſchon früher genannte Theater auf den Inſeln, wo blos des Sommers Vorſtellungen, und zwar in franzöſiſcher Sprache gegeben werden *).

Außerdem ſpielen dieſe verſchiedenen Geſellſchaften auf Befehl des Kaiſers auch zu Peterhof oder zu Sarskoe-Selo, wo aber nur

*) Außer dieſen Theatern iſt ſeit meiner Abreiſe von Petersburg unter dieſelbe Direction auf kaiſerlichen Befehl noch ein Circus, gegründet durch die Familie Lejars geſtellt worden, in dem — es klingt faſt unglaublich, doch ruſſiſcher Kraft und Geſchicklichkeit gelingt ſo vieles — junge Mädchen, der Tanzſchule entnommen, ſich für die kurze Zeit des Unterrichts ſchon genügend auszeichnen ſollen.

beſonders dazu Eingeladenen der Eintritt vergönnt iſt. Natürlich iſt die Rekrutirung des Theaters in der Landesſprache die leichteſte und beſonders in der Oper, namentlich rückſichtlich der Männer, denn die Menge der vortrefflichen Stimmen, vorzüglich aber der Bäſſe, worüber ich mich ſpäterhin weiter auszulaſſen gedenke, iſt unglaublich, und wenn man an die große Anzahl der Kirchen denkt, wo, dem griechiſchen Ritus zu Folge, nie ein künſtliches Inſtrument ertönt, ſondern blos das uns vom Schöpfer verliehene, ſo müſſen wir zugeſtehn, daß uns nirgends etwas ähnliches geboten wird. Die Religion, ſeien es ihre Dogmen oder ihr Ritus, ſchafft in jedem Lande die Künſtler; ſo hat die chriſtliche Religion in ganz Europa den größten Theil der Maler, Bildhauer und Baumeiſter erzogen, und wenn ich daher ſo eben erwähnt, daß in den Kirchen durchaus keine Inſtrumental-Muſik ertönt, ſo

wird man den Grund zu deren verhältnißmäßig geringer Ausbildung in Rußland begreifen *), denn faſt das ganze Orcheſter der großen Oper ſind Deutſche, und ſitzt man, es ſei im franzöſiſchen Vaudeville oder in der ruſſiſchen Oper, in deſſen Nähe, ſo glaubt man ſich unwillkürlich bald nach Dresden, Berlin oder Stuttgart verſetzt, denn alle verſchiedenen deutſchen Dialekte hört man, und die Redensarten und Witzworte, die jeder Stadt eigen ſind; ja der große Adelung, welcher gegen eine meiner Bekannten zu Leipzig einſt äußerte: er liebe in ihrer Nähe zu ſein, weil er da, zur Zeit mit ſeinem deutſchen Wörterbuche beſchäftigt, ſo viele neue berliniſche Wörter und Redensarten kennen lerne, würde, wenn er noch lebte, in dem Orcheſter

*) Um deſto mehr vergeſſe man nicht die beiden ausgezeichneten Dilettanten die Gebrüder Grafen Wielhorski zu nennen, von denen namentlich der jüngere Graf ein höchſt ausgezeichneter Cello-Spieler iſt.

von Petersburg in ſeinen gelehrten Sprachſtudien außerordentlich unterſtützt werden.

Die Theaterſchulen in Tanz und Muſik befinden ſich in den zum Theater Alexandra gehörigen Gebäuden der Krone, worin auch der Intendant wohnt. Die Kinder und jungen Leute beiderlei Geſchlechts gehen nicht blos wie bei uns des Morgens dahin, ſondern ſind in vollkommener Penſion dort wohnhaft. Beide Geſchlechter ſind von einander in jeder Hinſicht getrennt, und haben ebenfalls ihre Stunden nach Geſchlechtern abgeſondert; auch ein Geiſtlicher iſt angeſtellt, bei dem ſie Religionsunterricht haben, und in der mit dem Inſtitute verbundenen Kapelle dem Gottesdienſte beiwohnen. Ueber den Tanzunterricht unter dem früher zu Berlin angeſtellten Balletmeiſter Titus, dem ich eines Morgens eine Stunde widmete, kann ich mich nur lobend ausſprechen, wenn auch an Schönheit manch

anderes Ballet, vor allem aber dasjenige zu Warſchau, was ich erſt im folgenden Jahre ſah, den Vorzug hat.

Die Aufführung des Fra Diavolo war eine ſehr gelungene. Alles ging ſehr präcis, die erſte Sängerin mit Namen Lielewa und der Tenor Leonoff waren tüchtige Künſtler, beide von deutſcher Abkunft, und überdies war die erſtere noch eine recht hübſche Perſon, was niemals ſchadet, und ſo ging ich ſehr befriedigt zu Hauſe *). Wie ich denn überhaupt nach einem längeren Aufenthalte in Petersburg und ziemlich gründlicher Prüfung der dortigen Theaterverhältniſſe dem Herrn von Gedeonoff als dem Bühnenchef nicht das Lob verſagen kann, daß

*) Leider iſt in keinem ruſſiſchen Theater die Gasbeleuchtung eingeführt, und ſo ſitzt man noch immer in jenem Halbdunkel, was früher die deutſchen Theater im Vergleich zu den franzöſiſchen und engliſchen ſo unglücklich auszeichnete.

ich in ihm einen Intendanten gefunden, der ſich in ſeinen durch die verſchiedenen Sprachen und die verſchiedenen Landsleute höchſt verwickelten Verhältniſſen auf geſchickte Art zu finden weiß, der nur in ſeinem Geſchäfte lebt, nicht an Kleinigkeiten klebt, aber über die wichtigeren Angelegenheiten auch nicht die Kleinigkeiten vernachläſſigt. Denn er iſt all überall und hat, was die Hauptſache iſt, ohne viel ſelbſt die Feder in die Hand zu nehmen — das Nutzloſeſte was ein Theaterchef thun kann — einen raſchen Ueberblick, wonach ſeine Entſcheidungen erfolgen.

So iſt mir Herr von Gedeonoff erſchienen, über den wahrſcheinlich, wie über alle Theater-Intendanten der Welt, Klage geführt wird, da ſie es immer einem jeden Recht machen ſollen. Denn drei Beſchäftigungen giebt es einmal, die einer völlig falſchen Beurtheilung von der Menge ausgeſetzt ſind, das erſte iſt die Land-

wirthſchaft, wo man nur glaubt, daß die Körner in den Boden geworfen werden dürften, um gute Frucht zu liefern; die zweite Klaſſe ſind die Diplomaten, von denen der Troß glaubt, ſie brauchen nur Diners zu geben und deren anzunehmen, und ich kannte ſelbſt einen jungen, ſonſt ſehr gebildeten Mann, welcher, ſobald von einem Geſandten die Rede war, nur immer frug: Giebt er Diners? und danach das Urtheil über deſſen Fähigkeiten fällte; und das dritte ſind die Theater-Intendanten, von denen man ſich einbildet, daß ihre Hauptbeſchäftigung darin beſtehe, die Viſiten der hübſchen Künſtlerinnen zu empfangen und ihren Intereſſen allein ihre Zeit und Arbeit zu widmen. Und in welcher angeſtrengten Thätigkeit ein Jeder lebt, der einer dieſer drei Klaſſen angehört, wird auch jeder derſelben am beſten wiſſen und der Leſer mir meine kleine Abſchweifung entſchuldigen, da ich ihnen

allen dreien mehr oder minder angehört, und daher deren Wichtigkeit zu beurtheilen mich im Stande fühle.

Am anderen Morgen, nachdem ich mein gutes Frühstück eingenommen, was außer dem Kaffee in vortrefflichem Weitzenbrod von der schönsten Weiße und ungesalzener frischer Butter bestand, wie ich beides, ein für allemal sei es bemerkt, durch ganz Rußland gefunden *), ward ich durch den Besuch einiger Herren des Gefolges des Prinzen von Preußen sehr angenehm überrascht. Sie waren den Morgen von Peterhof gekommen, und der eine, der Graf von Königsmark, welcher schon mehrere Male in Petersburg gewesen, hatte es gefälligst übernommen, für diesen Morgen den Cicerone abzugeben, und so besah ich mit ihnen noch einmal den schon Tages vorher

*) Sonderbarer Weise sind zu Petersburg alle Bäcker bis auf zwei deutschen Ursprungs.

beſuchten Winterpallaſt, worauf der Zug nach der Alexander Newski Perſpective ging, gerade der Kirche Unſerer lieben Frau von Kaſan zu, als der neueſten, prächtigſten und merkwürdigſten im Reiche, wenn nicht die noch unvollendete Iſaakskirche ihr einſt, was ich jedoch bezweifle, dieſen Vorzug ſtreitig macht.

Das Innere der ruſſiſchen Kirchen iſt nicht, wie bei katholiſchen und beſonders proteſtantiſchen Kirchen, verſchieden, ſondern ſtets ein und daſſelbe, nur die mehr oder minder groſſe Pracht in denſelben bedingt die Veränderung. Drei Thüren in einer reich mit Bildern aller Art verzierten Wand, Iconoſtaſe genannt, verſtecken einen Tiſch der eine ſeidene Decke trägt, mit dem Grabe Chriſti geſtickt, auf welchen, ſobald das Abendmahl gereicht werden ſoll, eine ſilberne Schüſſel geſetzt wird, worin das Brod in dreieckige Stücke geſchnitten und in den mit Wein und Waſſer vermiſcht

gefüllten Kelch gelegt wird, während bei uns die Verwandlung in Fleisch und Blut, d. h. die Transsubstantiation bei den Katholiken, oder Consubstantiation bei den Alt-Lutheranern, öffentlich geschieht. Die mittlere der drei Thüren, aus welcher der Priester mit den heiligen Speisen tritt, heißt die heilige Thür, und durch sie darf kein Laie gehen, mit Ausnahme des Kaisers. Der Priester reicht nun mit einem Löffel das getränkte Brod dem Communicanten und giebt ihm dann den Wein zu trinken. Sobald die Ceremonie vorüber und die Geräthe bei Seite gesetzt sind, wird auf denselben Fleck wieder das Evangelium gelegt, hinter dem stets ein kleiner goldener Sarg steht, in welchem sich einige Gebeine des oder derjenigen Heiligen befinden, denen die Kirche gewidmet ist. Auf beiden Seiten des gedachten Tisches erblickt man endlich hinter den anderen zwei Thüren theils prächtige

Kirchengefäße, theils die meist überaus reichen Meßgewänder der Geistlichen.

So viel im Allgemeinen über die Kirchen in Rußland und was zur Erklärung ihrer Einrichtung mir nöthig erschien, wobei ich jedoch noch zu bemerken nicht unterlassen kann, daß die Kirchensprache die Altslavonische ist, welche ein gelehrter Sprachkundiger, Surowiecki, aus der Quelle des Sanscrit ableiten will, und nicht die russische, welche der altslavonischen jedoch — nimmt man nach Schaffarick's zu Ofen erschienener Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nordwestliche und südwestliche Slaven an, zu denen letzteren er namentlich die Russen zählt, — besonders nahe verwandt zu sein schiene.

Die Kirche von Kasan, deren Bau im letzten Lebensjahre des Kaisers Paul beschlossen ward und wozu Kaiser Alexander den Grundstein legte, verdankt ihre Entstehung dem Bilde

der Jungfrau zu Kasan, welche vom Großfürsten Johann Wasiliewitsch zuerst nach Moskau und durch Peter den Großen späterhin nach Petersburg zum göttlichen Schutz der Hauptstadt hinübergeführt ward. Gewiß verdienten so viele und hohe Erinnerungen die Errichtung eines ihrer würdigen Tempels.

In der That wird man höchst angenehm überrascht, wenn man in der breiten Alexander-Newski Perspective, nachdem man eine Zeit lang darin gewandert, und des Glaubens wird, daß alles an Kirchen und Palläſten erschöpft sei, plötzlich zur Rechten an einen Platz gelangt, wo man außer den Statuen von Kutusoff und Barclay de Tolly, zwischen den im Halbkreise befindlichen Gängen, welche durch mehr denn hundert kannelirte korinthische Säulen, jede versehen mit einem bronzenen Fußgestell und bronzenen Kapitäle, getragen werden, gleich dem Vorbau der Peterskirche zu

Rom, die prächtige Kirche ſelbſt erblickt, in die man jenſeits der Säulen, welche den Fronton tragen, durch die dem Baptiſterio zu Florenz nachgebildete Hauptthür von Bronze den Eingang findet. Sechszehn Pilaſter, ebenfalls von korinthiſcher Ordnung, tragen die Kuppel, welche mit drei und dreißig Saſchenen Höhe über dem Boden endet *).

Die griechiſchen Kirchen ſind der wahre Ausdruck der Gleichheit, daher beſondere Sitze, beſondere verſchloſſene und verzierte Tribunen hier nicht geſucht werden müſſen, eben ſo wenig kann die Kunſt frei walten, denn alle Statuen, es ſei in Marmor oder Bronze, ſind ausgeſchloſſen, aber auch Gemälde können in ſo fern den Künſtler ſelbſt nicht verherrlichen, als die älteſten, gewöhnlich die ſchwärzeſten, die geachteſten ſind, weil man ſie für getreu

*) Die Saſchene hält ſieben Fuß Rheinländiſch.

hält, ſobald man einen Rückblick auf die Zeit wirft, wo die Heiligen lebten, welche ſie vorſtellen. Es kann daher, wie ſchon erwähnt, Pracht und Geſchmack im Innern nur durch Architektur, ſeltene Steinmaſſen, Gold und ſilberne Zierathen und ſelbſt koſtbare Juwelen und Steine vorherrſchen. So theilen finnländiſche Granitſäulen mit Fußgeſtell und Kapitälen von Bronze, gleich denen am Vorbau, die Kreuzform der Kirche. Die Iconoſtaſe und der Altar ſind von ciſelirtem Silber, noch verherrlicht durch vier Säulen von ſibiriſchem Jaspis, über denen eine ſilberne Glorie ſchwebt, welche in prächtigen Steinen das Wort Gott zeigt. Die Thür und die Baluſtrade vor dem Hauptaltare ſind ebenfalls von Silber, und wo nur prächtige Steine eine Anwendung fanden, ſind ſie auch zu ſchauen.

Alle Pracht aber wird endlich durch den Reichthum an Diamanten, Saphiren, Sma-

ragden und anderen ſchönen Steinen übertroffen, welche das Bild der Jungfrau und des Jeſuskindes umgeben. Neuere Gemälde ſind außerdem von den beſten ruſſiſchen Künſtlern gemalt zu ſehen, ſo wie das ganze Gebäude, wie es ſcheint, mit dazu beſtimmt iſt, einen Begriff von der Güte und Vortrefflichkeit ruſſiſcher Materialien, und deren geſchickter Bearbeitung durch ruſſiſche Künſtler und Handwerker abzugeben, da mit wenigen Ausnahmen faſt alles von ihnen und mit inländiſchem Material erbaut iſt.

Nicht weit von der Kaſanſchen Kirche befindet ſich auf derſelben Seite der, ein regelmäßiges Viereck einnehmende und faſt ganz von Steinen und Eiſen unter der Regierung der Kaiſerin Catharina II erbaute Goſtinoi Dwor, d. h. großer Bazar, deſſen längſte Façade ungefähr hundert und zwei und ſiebenzig Saſchenen, und die kürzeſte über funfzig

hat. Die Zahl der Läden beläuft ſich auf hundert und ſiebenzig. Gleich allen Bazars, die ich geſehen, laufen verdeckte Gallerien herum, in denen man ſich bewegen und bis zu einer gewiſſen Stunde ſeine Einkäufe machen kann, nach der, durch frühere Brände belehrt, kein Feuer mehr dort brennen darf, und die Kaufleute ſich zu ihrem Diner oder Abendbrot, wie man es nennen will, an dem beim noch bärtigen Ruſſen nie Capuſti (Kohl) oder Gorodh (Erbſen) fehlen dürfen, nach Hauſe begeben, indem ſie den Tag über ſich nur von demjenigen nähren, was ihnen die Garköche auf großen bretternen Tafeln bringen.

Ruſſiſche Boutiquen muß man nun im Ganzen genommen nicht mit jenen zu London, Paris, Berlin u. ſ. w. vergleichen, denn an ein ſchönes Aufputzen der Waaren wird nicht viel gedacht, ſondern mit einigen Ausnahmen gleichen ſie eher den Boutiquen zu Conſtanti-

nopel und Smyrna als den europäiſchen; aber ſo wie alles in Rußland den Typus der Ordnung und Regelmäßigkeit in den Formen hat, ſo ſind auch hier die zu verkaufenden Gegenſtände nicht durch einander placirt, ſondern die Seidenſtoffhändler ſind ſämmtlich neben einander, eben ſo die Lederhändler, und ſo geht es nach der Waare, bis es zuletzt dahin kömmt, was man in Frankreich bric-à-brac nennt, d. h. was zu allem gehört, und womit man kleine, alte und neue Gegenſtände bezeichnet. Jedem Fremden rathe ich nun hier Lederwaaren zu kaufen, denn ſchöner und wohlfeiler wird er ſie nirgends finden, und will er ſich ſeine Reiſe bezahlt machen, ſo darf er nur davon nach Hauſe bringen, und wird ſelbſt mit Inbegriff der Steuer, ſobald er zu Waſſer zurückreiſt, doch immer ein gutes Geſchäft machen.

Ich speiste mit meinen Landsleuten im Winterpallaste zu Mittag *), die gleich darauf wiederum die Stadt verließen, setzte mich in den Wagen und fuhr den Inseln wie Tages vorher von neuem zu, in der Absicht, dem Reichskanzler Grafen von Nesselrode meinen Besuch zu machen, welchen ich schon in unserer beiderseitigen Kindheit zu Berlin gekannt, wo er bei einem der berühmtesten Schulmänner in Pension war.

Der russische Dienst theilt sich bekanntlich seit Peter dem Großen in vierzehn verschiedene Klassen, und wer nicht dazu gehört, auch wenn er adlichen Herkommens ist, hat gar keinen Rang und darf nicht bei Hofe erscheinen.

*) Man ersieht hieraus die Aufmerksamkeit, welche der Hof von St. Petersburg hohen Fremden und deren Begleitern widmet, daß selbst bei dieser kleinen Fahrt letzteren ein Diner aus der kaiserlichen Küche nebst vollständiger Bedienung bei der Tafel ward.

Wenn nun alſo der Graf von Neſſelrode, von deutſcher Abkunft, alle dreizehn Klaſſen überſprungen und allein mit dem Fürſten von Warſchau die Ehre der erſten Klaſſe theilt, und man ſein nobles, loyales, niemals kriechendes Benehmen kennt, ſo muß er ſicher ein außerordentlicher Mann ſein. Und ſo iſt es auch, und ſollte er Neider haben, wiewohl ich nie davon gehört, ſo werden ſie ſchwerlich laut werden, denn die Schwäche ihrer Argumentation müßte ſich gleich kund geben.

Von ihm aufs freundſchaftlichſte begrüßt, verweilte ich etwa eine Stunde in der ſehr hübſchen Campagne, die er bewohnt, wo er ſeiner Neigung für Botanik ſich auch überläßt, und fuhr ſodann nach dem ſchon erwähnten Sommertheater, das höchſt anſprechend im Innern eingerichtet, ſich aber, gleich allen Sommertheatern, und namentlich wo in einer fremden Sprache geſpielt wird, keines großen Zu-

ſpruches an dieſem Tage zu erfreuen hatte. Die beiden Stücke L'homme blasé und Quand l'amour s'en va... wurden aber, an ſich unbedeutend, vortrefflich gegeben, und da wir gerade den Winter vorher, mit Ausnahme einiger früheren Schauſpieler, eine vollkommen ſchlechte franzöſiſche Truppe zu Berlin gehabt, ſo war es mir eine wahre Freude, einmal wieder ein gut aufgeführtes franzöſiſches Luſtſpiel zu ſehen, denn obgleich Madame Pleſſy nicht erſchien, ſo waren doch alle anderen, die Damen Eſther und Pages, die Herren Vernet u. ſ. w. an der Spitze, ſo gut, daß ich mit wahrer Zufriedenheit das Theater verließ.

So verliefen die erſten Tage meines Aufenthalts zu Petersburg; am dritten ging ich des Morgens aus, in der Abſicht mehrere meiner alten Bekannten aufzuſuchen, deren Hotels längs der Newa den Strom hinauf liegen. Nur wenige fand ich zu Hauſe, aber die Promenade

an ſich hatte einen großen Reiz für mich, denn auf dieſem Quai liegen das Marmor-Palais, der tauriſche Pallaſt und der Sommergarten mit ſeinem dem Quai zugewendeten, durch Catharina II errichteten, ſo berühmten eiſernen Gitter, welches mit dreien breiten Eingängen verſehen, ſechs und dreizig aufs trefflichſte polirte Granitſäulen zieren. Dieſer prächtige Sommergarten gab mir nun, wie ich es auch nachher fand, den erſten Beweis, daß nicht, wie es zu heißen pflegt, die Birke allein im Sumpfboden von Petersburg gedeiht, ſondern daß es auch Theile giebt, wo andere ſchönere Bäume fortgehen, denn dieſer Garten enthält die belaubteſten höchſten Lindenalleen, in welchen ſich namentlich im Frühjahr die ſchöne Welt zu Fuß und zu Pferde zu vergnügen pflegt.

Mein letzter Beſuch am Morgen galt meinem vieljährigen guten Freunde, dem jetzigen

Ober-Kammerherrn Herrn von Ribeaupierre, mit dem ich zuſammen einſt in Wien nur zu raſch entflohene Jugendzeiten verlebt hatte und auch ſpäterhin, während der Geſandtſchaft in Berlin, in ſeiner Geſellſchaft und im Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie manche angenehme Stunden zugebracht. Wahrhaft herzlich aufgenommen, verplauderten wir eine geraume Zeit, bis der Augenblick erſchien mich zum Diner beim General von Rochow zu rüſten, der von Peterhof zurückgekehrt war, und wo ich unter anderen Gäſten auch meinen Landsmann, den General von Rauch antraf, welcher der beſonderen Auszeichnung genießt, gewiſſermaßen am jedesmaligen Hoflager des Kaiſers zu reſidiren und ſich durch Geradheit, mit einem lobenswerthen Takt verbunden, ſeiner ununterbrochenen Gunſt zu erfreuen.

Die Unterhaltung war ſehr lebhaft, und ſo ſprachen wir eben über die bevorſtehende

Vermählungsfeier, als das für mich bestimmte Einladungsschreiben vom Ober-Ceremonienmeister eintraf, dem das Programm des dabei zu erwartenden Ceremoniels beigefügt war.

Im russischen Theater beschloß ich den letzten Theil des Abends, wo die Hauptrolle in der Einfalt vom Lande ganz der leider von uns für immer geschiedenen und sobald nicht wieder zu ersetzenden Charlotte von Hagn, die sie früher auf dem deutschen Theater zu Petersburg gegeben, nachgespielt zu sein schien. Ich sage, zu sein schien, denn der Mensch ahmt schon im täglichen Umgange, oft ohne es zu wollen, bedeutende Menschen nach, und warum sollte es nicht viel eher der Künstler thun, der, angezogen von einer Persönlichkeit, sie so mit sich verwebt, daß er oft ganz ohne Absicht beim Schaffen der Rolle dem Zuschauer als Nachahmung erscheint.

Am nächſten Tage ſpeiſte ich auf meinem Zimmer, und da die Entfernungen in Petersburg zu bedeutend ſind und überdies das Wetter unfreundlich war, ſo wollte ich einmal, den Inſeln ins franzöſiſche Theater zufahrend, dies in einer der auf allen Plätzen haltenden Droſchken thun; aber dieſe Droſchken ſind nicht allein ohne Verdeck, ſondern das Pflaſter iſt, wo es nicht aus getäfeltem Holze beſteht, was jetzt immer häufiger wird, ſchlecht, und ſo kam ich denn halb zerſtoßen dort an, ſah das alte Molièreſche Stück „Le dépit amoureux“, das überaus gut geſpielt ward, und nachdem „Un mari qui se dérange“, und war nur froh, mit einem Bekannten in deſſen bequemen Chaiſe den Rückweg nehmen zu können, um nicht Tages darauf, wir hatten den 11ten Juli, mich zu der Vermählungsfeier nach Peterhof en vrai roué zu begeben, welche auf Montag den 13ten Juli angeſetzt war. Welche

Macht liegt doch nicht in der Gewohnheit! der gemeine Russe schläft auf einer Bank, ja auf der Erde (war ich doch einmal auf der Reise in der Nacht nahe daran, auf einen vor dem Hause schlafenden Russen Wasser auszugießen) und der vornehme weiß nichts von den Unbequemlichkeiten eines schlechten Pflasters, ja sogar auch sein Lager ist das allerhärteste, und selbst Frauen finden es angenehm und halten es der Gesundheit, ja zur Erhaltung der Schönheit selbst zuträglicher so zu ruhen als auf solchen Matratzen (denn Gott behüte mich eben so vor vaterländischen schmalen Bettstellen mit Federbetten darin), in denen eine gewisse Sprungkraft sich vorfindet.

Am Sonntage Nachmittags verließ ich endlich mit dem General von Rochow Petersburg, und flog gewissermaßen Peterhof zu, denn wenn auch an diesem Tage eine solche Fahrt an ein hundert und funfzig Rubel kostete, so war

man doch wahrhaft gut bedient, und von bloßem Trabe war mit dieſen vier Pferden in Front geſpannt gar nicht die Rede.

Indeſſen iſt auch der ſchnellſte Galopp nicht einer Eiſenbahn zu vergleichen, und es blieb mir daher bei dieſer Excurſion Zeit genug, alles Merkwürdige und Schöne an Gebäuden, Gärten und ſonſtigen Gegenſtänden zu überblicken, wovon das Erſte gleich der ſpäterhin von mir genauer beſchauete, als Thor dienende Triumphbogen war, welcher dem Andenken an die kaiſerliche Garde und deren Wiederkehr nach St. Petersburg im Jahre 1815 gewidmet iſt; ein prächtiges Monument, nach der Zeichnung des ruſſiſchen Akademikers Demuth Malinowski entworfen und von ruſſiſchen Künſtlern verfertigt, das mit Bronze bekleidet und mit Figuren und mannigfachen Zierathen verſehen iſt, die ſich mehr oder minder auf den letzten Befreiungskrieg beziehen.

Kaum hatten wir aber dieſe Pforte verlaſſen, als der Weg auf einer vortrefflichen Chauſſee einer der anmuthigſten ward und würdig, uns nach einem fürſtlichen Luſtſchloſſe zu führen, denn für lange Zeit ſah man, in einer hohen Allee fahrend, rechts und links nichts als Gärten und Landhäuſer von gleicher Schönheit als jene auf den Inſeln. Iſt nun auch vielleicht der größte Theil derſelben nur von Holz gebaut, ſo kann und wird es Niemand läugnen, daß dieſe Häuſer, da ſie ſchon ihrer beſſeren Erhaltung wegen mit Oelfarbe überſtrichen werden, in ihren häufig unregelmäßigen aber phantaſtiſchen Formen, welche oft das innere Bedürfniß und der Comfort bedingt hat, etwas dem Auge ſo höchſt Gefälliges darbieten, daß man ſie für ein Spielzeug nehmen möchte, wenn man beim Hineintreten ſich nicht durch die hohe und meiſt koſtbare Eleganz, die man wohl in den meiſten antrifft, ſo beſonders

angezogen fühlte, wie es in anderen Ländern, mit Ausnahme Englands, wohl nur zu Zeiten der Fall ist.

Wie gerade im hohen Norden dieser Sinn für Comfort sich gestaltet hat, ist nun gewiß leicht zu erklären, denn wer über acht Monat des Jahres so gut wie eingesperrt bleiben muß, will sich auch das Innere seiner Wohnung so bequem wie möglich einrichten; daß er aber dieses mit unglaublicher Phantasie verbindet, macht den Russen alle nur mögliche Ehre, denn, hier nur ganz beiläufig angeführt, fand ich überall in den russischen Stadt- und Landhäusern die Zimmer geschmackvoll und reichlich gefüllt, aber nirgends eine Ueberladung an Meubeln, wie man dies jetzt wohl in südlicher gelegenen Ländern anzutreffen pflegt.

Späterhin blieben die hübschen Landhäuser nur noch zur Linken, bis wir an das in gothischem Style gebaute Strelna, mit seinen

weitläuftigen, dem finnländiſchen Golfe zublikkenden Gärten kamen, deſſen Schloß jedoch nicht von der Straße aus zu ſehen war.

Das ſtets hügelichte Terrain blieb auch ſo bis gegen Peterhof, ſieben und zwanzig Werſte von Petersburg entfernt, wo der Wagen in einen Park lenkte, in deſſen Mitte wir ein groſſes Landhaus erblickten, das engliſche Haus genannt *), welches wie ich erfuhr zur Aufnahme des ganzen diplomatiſchen Corps und der Fremden eingerichtet war.

Das engliſche Haus liegt ungefähr eine viertel Stunde vom Schloſſe von Peterhof entfernt und iſt von Catharina II erbaut, welche auch den dazu gehörigen Park angelegt hat. Auf der Seite der Anfahrt beſteht es aus einem Corps de Logis mit zwei Flügeln, und hat ein niedriges Rez de Chauſſee

*) S. das Titelkupfer.

und zwei Etagen, während es auf der Hinterfronte eine gerade Façade hat, an der vor der ersten Etage ein Balcon mit sechs Säulen sich befindet, von dem eine breite steinerne Treppe wiederum nach dem Garten führt, wo man einen großen Wasserspiegel erblickt. Alle Proportionen der Säle und Zimmer sind bedeutend und letztere mit den Bildern der zur Zeit Catharina's lebenden Fürsten und Fürstinnen geziert. Da es die Stunde des Soupers war, so hatte ich bald Gelegenheit, mit dem versammelten diplomatischen Corps theils bekannt zu werden, theils frühere freundschaftliche Verhältnisse zu erneuern. Der stets heitere, offene und selbst so gastfreie Ober-Ceremonienmeister Graf von Woronzoff Daschkoff, früherer Gesandte in München und Turin, einer meiner ältesten guten Bekannten, in dessen Hause bei seinen verschiedenen Missionen ich manche genußreiche Stunde verlebt, präsi-

dirte mit ſeiner ihm an Frohſinn gleichen ſo hübſchen jungen Gemahlin an der Tafel, und ihm zur Seite der Fürſt Kotſchubei und Herr Saburoff, Ceremonienmeiſter des Ordens von Alexander Newski. Zur Nachbarin hatte ich die Gemahlin des ſächſiſchen Geſandten Herrn von Seebach, Tochter des Grafen von Neſſelrode, deren angenehme und leichte Unterhaltung die ganze Geſellſchaft froh zu ſtimmen verſtand, und eine Allgemeinheit der Converſation herbeiführte, die bei größeren Gaſtmählern nicht immer angetroffen wird.

Nach einer Stunde war das Souper beendet, und der eine früher der andere ſpäter zog ſich in das ihm beſtimmte Gemach zurück. Ich hatte ein beſonders geräumiges Zimmer bekommen und entſchlief unter dem Schutze der kaiſerlich öſterreichiſchen Familie vom Ende des verfloſſenen Jahrhunderts, deren Mitglieder mich von mehreren Seiten in Lebensgröße um-

ringten, glücklicher Weiſe ſehr bald, um früh-zeitig wieder meinen Geſchäften, d. h. dem Vergnügen, obliegen zu können.

Denn gleich nach eingenommenem Frühſtück ſaß ich im Wagen und fuhr dem kaiſerlichen Privat-Landſitz Alexandra, gleich in der Nähe von Peterhof, zu, wo ich, es war der Geburtstag der Kaiſerin, ihr meine Glückwünſche darzubringen Gelegenheit hatte, von beiden Majeſtäten auf das herablaſſendſte aufgenommen wurde und die Kaiſerin ſich nur zu wundern ſchien, daß mir die ſchon für die früheren Tage beſtimmte Einladung nicht zugekommen wäre.

Dieſer ſo einig und herrlich ſich geſtaltende Familienkreis war durch die Ankunft des Prinzen von Preußen noch vermehrt, und wenn ſeit einigen Jahren Trauer und Beſorgniſſe mancher Art alle Freuden vom kaiſerlichen Hoflager verbannt hatten, ſo war es etwas Wohl-

thuendes, einmal wieder das Glück eingekehrt zu ſehen und die Gemüther durch die Hoffnung auf beſſere Zeiten beruhigt zu wiſſen. Göthe's philoſophiſch troſtreiche Worte: „Leiden und Freuden, wie wechſelt ihr!“ ſollte doch jeder ſtets bedenken, dann würde er, wenn auch nicht leichtſinnig ſich gerechter Trauer zu entſchlagen ſuchen, doch immer, ſelbſt im Schmerze daran denken, daß nützliche Thätigkeit auf Erden der Hauptzweck des Lebens iſt, und daß eine ruhige Ergebung in das Unvermeidliche auch durch folgende glücklichere Zeiten wieder belohnt wird *).

Eine Tournée von Viſiten, die aber nur im Abgeben der Karten beſtand, weil alles ſchon mit ſeiner Toilette zur großen Feſtlichkeit beſchäftigt war, beſchloß den Morgen.

*) Leider iſt ſeitdem ich dieſes ſchrieb, dies Glück durch das zu Wien erfolgte Hinſcheiden der Großfürſtin Marie von neuem unterbrochen worden.

Ehe ich nun die Beſchreibung der feſtlichen Tage ſelbſt beginne, halte ich es für paſſend, zum Verſtändniß des Ganzen das Geſchichtliche der Entſtehung von Peterhof und den jetzigen Zuſtand deſſelben zu beſchreiben.

In demſelben Augenblicke, als Peter der Große Petersburg zu bauen beſchloſſen und die im Golfe von Finnland lagernde neu erſchaffene Flotte und die Bauten von Kronſtadt auch von der Entfernung aus zu beſichtigen wünſchte, war nichts natürlicher, als daß er Gebäude in dieſer Gegend aufführen ließ. Der große Mann war aber nicht allein ein kalter, weiſer Regent, der bloß dem ſogenannten Nützlichkeitsprinzipe nachjagte, ſondern auch Geſchmack und Sinn für die Schönheiten der Natur hatte. Und ſo entſtanden auf den beiden ſchönſten Punkten des linken Ufers des finniſchen Meerbuſens Oranienbaum und Peterhof.

Die Lage von Peterhof iſt ohne Zweifel die ſchönſte um Petersburg herum und eine der lieblichſten, ſelbſt mit anderen Ländern verglichen, die eine große Stadt in ihrer Nähe nur haben kann. Das Schloß ſelbſt, in einem halb orientaliſchen halb europäiſchen Style, mit bizarren, zum Theil vergoldeten Thürmen erbaut, liegt mit ſeiner Hauptfaçade dem Golfe gegenüber, zu welchem in dem daran ſtoßenden überaus weitläuftigen und bis an das Meer laufenden Park eine Ausſicht bergunter geöffnet iſt, welche nur durch zierliche Waſſerkünſte mit mythologiſchen Figuren aller Art geſchmückt, doch ohne im geringſten der Ausſicht ſelbſt zu ſchaden, mehrere Male unterbrochen wird. Die Hinterfronte des Schloſſes öffnet ſich eben ſo einem anderen mehr in gerader Linie angelegten Theile des Gartens, einem Baſſin gegenüber, an deſſen beiden Seiten die belaubteſten Linden-Alleen grenzen, die der Kaiſer aus

Holland kommen ließ, ein Land, was damals überhaupt für so viele Garten-Anlagen im Norden als Muster diente, wie es späterhin England ward. Ein Flügel rechts und ein eisernes Gitter auf der linken Seite des Schlosses begrenzen dasselbe, und hat man den Flügel rechts durchschritten, so findet man dessen Façade einem bedeutenden Platze zugewendet, der von großen, weißen, massiven, zum Schlosse gehörigen Gebäuden umgeben ist, woran sich eine Menge anderer einzelner Gebäude schließen, sämmtlich auf kaiserliche Kosten erbaut, und welche wiederum die eine Seite der großen Straße einnehmen, die nach Oranienbaum führt.

Aehnliche einzeln stehende Gebäude, welche in der Nähe eines mit einer Allee umgebenen Teiches liegen, und unter ihnen in einiger Entfernung das sehr hübsche Schauspielhaus, bilden die Aussicht von der linken Seite des

Schloſſes, und von hier aus gelangt man nach Alexandra, der kleinen, ſehr hübſchen Cottage, welche der Kaiſer und die Kaiſerin bewohnen und wo ich die Ehre genoß, von ihnen empfangen zu werden.

Gebäude kann der Reiche und Mächtige ſich allenthalben ſchaffen, aber nicht ſo Bäume, und das aus den ſchon mehrfach erwähnten Urſachen, in einer Umgegend wie diejenige von St. Petersburg. Man hat öfters die Gärten von Verſailles mit denen von Peterhof vergleichen wollen und hat vielleicht gedacht, den letzteren eine groſſe Ehre zu erzeigen; aber unverholen ſage ich es, daß die Gärten von Peterhof nicht allein durch ihre Ausbreitung, ſondern hauptſächlich fürs erſte wie begreiflich durch ihre Lage bis dicht an das Meer, mit ſeinem kleinen Hafen, und dann durch den dichten Schatten und die Abwechſelung und Verſchiedenheit ihrer Gänge, Lauben,

Gewäſſer und Luſthäuſer, nach meiner Anſicht zum wenigſten, durchaus viel höher ſtehen als Verſailles, ſo daß ich, wann ich in ihnen die ſpäteren Morgen und Abende bei dem warmen Wetter welches eingetreten war zubrachte, nach meiner unglücklichen Art, manchmal laut zu denken, mich nicht enthalten konnte, zuweilen Exclamationen der Bewunderung erſchallen zu laſſen, die manchem der Vorübergehenden wohl mit Recht ſehr aufgefallen ſein mögen, man mir aber wohl verzeihen wird. Die Natur iſt einmal mein Buch, und leſe ich darin, ſo muß man mir das Lautleſen, das Deklamiren einer ſchönen Stelle zu gut halten. Daß nun aber in dieſen ſo wie in allen kaiſerlichen Gärten auch die größte Reinlichkeit und Sauberkeit herrſcht, daß kein gefallenes Blatt ſich die Ehre zumeſſen kann, nur vielleicht während zehn Minuten ſeine Stelle in einer Allee behauptet zu haben, wird mir wohl jeder ohne

Betheuerung glauben, der den Gehorſam, mit welchem den kaiſerlichen Befehlen nachgekommen wird, und zugleich die bedeutenden Summen kennt, welche man auf Erhaltung der Schönheit der Gärten jährlich verwendet.

Wenn indeſſen Peter der Große der Schöpfer von Peterhof und deſſen Gärten war, ſo dachte er doch ſchwerlich zu einer Zeit, wo eigentliche Geſellſchaft in Rußland wohl noch in ihrer Kindheit lag, daran, daß dieſes Schloß mit ſeinen Gärten einſt der Mittelpunkt eines Fleckens werden ſollte, in welchem die größtmöglichſte Gaſtfreiheit ihr Aſyl alle Sommer über aufſchlagen würde, und daß zur bevorſtehenden Vermählung die Einladungen dazu in dem Grade würden ausgedehnt werden, daß gewiß an acht hundert Perſonen, und wenn wir die Dienerſchaft dazu zählen, vielleicht an zwei tauſend Perſonen täglich ſich der vortrefflichſten und reichlichſten Bewirthung würden

zu erfreuen haben, und daß Wagen, Pferde, Diener ſtets den Befehlen der Eingeladenen zu gehorchen, würden angewieſen ſein.

Die Stunde der Vermählung rückte heran. Das dabei zu beobachtende Ceremoniel befindet ſich in der Beilage Nr. 1, und ich will nur hinzuſetzen, daß, ſo reich verziert auch die Zimmer in Peterhof ſind, ſie ſich doch begreiflich nicht an Umfang und grandioſem Style mit denen zu St. Petersburg im Winterpallaſte meſſen können, und daß namentlich der beſchränkte Raum in der Kapelle nur wenigen es möglich machte, der eigentlichen Trauungs-Ceremonie beizuwohnen, daher ich mich als Fremder ſehr glücklich zu ſchätzen wußte, dieſer Auszeichnung gewürdigt zu werden.

Im Augenblick der Trauung einer Jungfrau iſt es mir immer, als wenn noch ein beſonderer Heiligenſchein über ihr ſchwebte und ihr etwas Göttliches verliehe, und um ſo

mehr einer Braut wie die jetzige Kronprinzessin von Würtemberg, deren Schönheit allgemein anerkannt ist. Eine Vermählung ist mir daher von je an mit der feierlichste Akt in der christlichen Kirche gewesen, und um so mehr aus den oben angeführten Gründen dieses Mal, wo außerdem die von den kaiserlichen Sängern so vortrefflich ausgeführten Gesänge und die Pracht des griechischen Ritus mich besonders erfreueten. Zuvörderst aber will ich den Sängern ein Paar Worte widmen, und dann einiges, dessen im Programm nur beiläufig gedacht ist, näher bezeichnen.

Zur Heranbildung dieser Kirchensänger besteht nämlich unter der Leitung des kaiserlichen Flügel-Adjutanten General Lwoff, bekannt als Tonsetzer der vortrefflichen russischen Volks-Hymne (ein würdiges Seitenstück zum God save the king), eine besondere Lehr-Anstalt, die ein hundert und acht Schüler an

Tenoriſten, Altiſten und Bäſſen zählt, von denen die letzteren oft eine unglaubliche Tiefe haben und das Contra G noch in der ſchönſten Fülle erſchallen laſſen. In dieſem Augenblick ſind in gedachter Anſtalt zwölf ſolcher Baſſiſten vorhanden, wie im übrigen Europa vielleicht alle funfzig Jahre einer geboren wird, und der preußiſche Muſik-Direktor Reithard, Vorſteher des unter dem Grafen von Redern ſeit einigen Jahren neu erſchaffenen, ſo ganz vortrefflichen Domchors, welcher von dem General Lwoff eingeladen worden, einer Prüfung beizuwohnen, hat mich verſichert, daß jenes Contra G nicht etwa ein einzelner Ton wäre, den ein Sänger mit vieler Mühe herausbrächte, ſondern daß dieſe Männer die Skala abwärts vom großen C (man lache nicht über den Doppelſinn) bis Contra G jede Note mit derſelben Sicherheit und Fülle hervorbrächten, wie es nur immer möglich

wäre die Skala eine Octave höher zu ſingen. Daß daher vierſtimmige Geſänge von Künſtlern mit ſolchen außerordentlichen Mitteln begabt in ihrer Art auch das Außerordentlichſte iſt was es nur giebt, leuchtet in die Augen.

Ich kehre zur Beſchreibung der Kirchenfeier zurück.

Nach dem griechiſchen Ritus führen nun Braut und Bräutigam jeder eine brennende Kerze in ihren Händen, und die hinter ihnen ſtehenden zwei Männer, welche goldene Kränze über beiden halten, müſſen ſtets unverheirathet, dürfen aber niemals Wittwer ſein. Gewöhnlich wählt man dazu die nächſten Verwandten oder Freunde der Familie, und ſo waren es diesmal die Großfürſten Conſtantin und Nicolaus, ſo wie bei der Vermählung der Herzogin von Leuchtenberg, rückſichtlich der noch großen Jugend der beiden jüngeren Großfürſten, einer von ihnen

der Graf von Pahlen war, welcher, alle übrigen hohen und ausgezeichneten Verdienste deſſelben abgerechnet, einer der wenigen und vielleicht der einzige Privatmann von Bedeutung unter den ruſſiſchen Großen iſt der bei vorgerücktem Alter noch unvermählt wäre. Soviel daher für Herrn von Cüſtine, welcher ſich manche Worte bei dieſer Gelegenheit hätte erſparen können, wenn er nähere Erkundigungen eingezogen hätte.

Einige Bemerkungen, das Koſtüm betreffend, kann ich jedoch bei dieſer Vermählungsfeier nicht unterdrücken. Die erſte betrifft die Uniform der Pagen, denn ſo ſchön die Militair-Uniformen und ſo glänzend die Hofkoſtüme der Männer in Rußland, ſo brillant auch die Livreen ſind, beſonders der vier orientaliſch gekleideten rabenſchwarzen Mohren, ſo fand ich auch dort die Uniform der Pagen, wie jetzt an manchen anderen Höfen, völlig

militairiſch, ja ſogar mit ſteifen Stiefeln, nicht zweckmäßig beſtimmt, denn Pagen ſollen nicht Militairs ſein, wenn ſie auch künftig gewöhnlich Offiziere werden, ſondern ſie gehören zum Hofſtaate, folgen gewiſſermaßen auf die Kammerjunker und warten eben ſo gut, gleich den höheren Hofchargen, blos Prinzen und Prinzeſſinnen, aber niemand anderm auf. Ihr Anzug müßte daher, wie es früher an allen Höfen und auch jetzt noch an vielen der Fall iſt, ſtets ein reiches Hof-Koſtüm, aber kein militairiſches Kleid ſein.

Eine andere Bemerkung, welche ich mir zu machen erlaube, betrifft das Koſtüm der ruſſiſchen Damen, nämlich die ſeit ungefähr zwölf Jahren angeordnete ſehr ſchöne Mütze derſelben, welche, ſonſt allgemeine Volkstracht, jetzt nur noch wenig angetroffen wird. Dieſe Mütze war, als ſie zur Hoftracht aufzuſetzen befohlen ward, höher als jetzt, und ſo hatte ſie mehr

oder minder, den Vermögensverhältniſſen eines jeden zufolge, mit Edelſteinen oder Perlen beſetzt, etwas für mich außerordentlich impoſantes als ich ſie zuerſt in Berlin im Vorzimmer der Kaiſerin, vor dem Beginn einer Feierlichkeit, auf den Köpfen aller ruſſiſchen Damen erblickte, und der Kaiſer ſelbſt, als er aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin trat, höchſt angenehm überraſcht mit aller ihm eigenen verbindlichen Grazie ausrief: **Mes dames, vous êtes superbes.** Jetzt in ihrer niederern Form wäre alſo das eigentlich charakteriſtiſche derſelben dahin.*)

Das ſpäter folgende Banquet, woran jedoch, mit Ausnahme des öſterreichiſchen Botſchafters und der Geſandten von Preußen und von Würtemberg, das diplomatiſche Corps nicht Theil nahm, ſondern mit einem beſonderen Diner im engliſchen Hauſe beehrt wurde, fand

*) Wie ich höre, wäre die Mütze ſeitdem wieder in ihre hohen Rechte eingeſetzt.

in zweien Sälen, und zwar zuerſt in einem weißen mit Gold verzierten Saale ſtatt, in dem drei Tafeln der Länge des Saales nach gedeckt waren und am oberen Ende eine vierte Tafel die Breite deſſelben einnahm, an welcher letztern außer den erlauchten Perſonen noch der Fürſt von Warſchau, der Graf Neſſelrode, der General Yermoloff, die drei oben benannten Geſandten, in allem vielleicht zwanzig Perſonen ſaßen, verſchieden von der Etikette zu Berlin, wo an ſolchen Tagen der Hof in einem beſonderen Saale ſpeiſt und nur ſouveraine Fürſten oder Abkömmlinge von alt-fürſtlichen Häuſern dazu geladen werden. Die prächtigſten ſilbernen Aufſätze ſtanden auf den verſchiedenen Tafeln vertheilt, und da mir mein Platz ganz nahe der kaiſerlichen Tafel, zwiſchen dem ſchon in meinen früheren Reiſeberichten erwähnten, in Palermo anſäßigen Duca di Serra di Falco und der ſo ſchönen Frau von Krü-

dener, Gemahlin des ruſſiſchen Geſandten zu Stockholm, angewieſen war, ſo konnte ich das Ganze leicht und gut überſehen und mich an allem was ich ſah, erfreuen; wenn auch aller Glanz und Pracht mich nicht davon abhielten, dem ſo völlig wieder hergeſtellten Geſundheitszuſtand der Kaiſerin meine Theilnahme zu widmen, welche alle Fatiguen des Körpers und der Seele gut zu ertragen ſchien, und wie die Folge es bis jetzt bewieſen, hoffentlich lange noch als liebende Gattin und ſorgſame Mutter wird verehrt werden.

Am Abend war Bal paré im Schloſſe. Ein ſolcher Bal paré war in früheren Zeiten, zum wenigſten in Berlin, und wahrſcheinlich wird es auch eben ſo in Petersburg geweſen ſein, nur der Menuet gewidmet, welche indeſſen blos die fürſtlichen Perſonen tanzten. Da das Erlernen der eigentlichen Menuet, die mir in meiner Klugheit manche ſauere Stunde gekoſtet,

immer mehr und mehr in Abnahme kam und keiner sie zu tanzen sich getrauete, so hörte sie mit dem Aufhören der Reifröcke ebenfalls auf. Bei der Doppelheirath des Prinzen von Oranien, der noch im Drap-d'argent-Kleide mit fliegenden Haaren getraut ward, und des Herzogs von York mit den beiden preußischen Prinzessinnen Wilhelmine und Friederike im Jahre 1791, rühmte man noch das besonders kunstreiche und graziöse Tanzen des Herzogs von York, der alle anderen übertroffen habe. Jetzt heißt wohl in allen Ländern Bal paré stets nur ein Polonaisenball, und so war es auch ein solcher an diesem Abende, an dem der Kaiser und die Kaiserin einige Male Theil nahmen, und der nach einer Stunde beendigt war. Einige georgische Prinzessinnen, welche sich stets in der Nähe der Kaiserin befanden, wann sie nach beendigter Tour an ihren Platz zurück-

kehrte, der durch ein offenes Gitter vom übrigen Theile des Saales etwas getrennt war, zogen durch ihr fremdartiges reiches Kostüm, besonders aber durch ihre gezirkelten schwarzen Augenbrauen meine Aufmerksamkeit auf sich, denn etwas genauer abgemessenes hatte ich nie gesehen, und auf meine Bemerkung, daß dies jedenfalls gemalt sein müsse, da in der Natur doch kein Blatt dem anderen ähnlich sehe, warum also ein Haar an den Augenbrauen von gleicher Länge als das andere? wollte man mich sogar versichern, daß es nicht gemalt, sondern eine künstliche Plattirung von schwarzem Sammet sei, die man den natürlichen Brauen aufgelegt habe, welches ich indessen dahin gestellt sein lasse, da ich diese reifen georgischen Schönheiten, gewöhnlich les reines genannt, nicht wieder gesehen habe; denn diese Damen erscheinen sonst nie in der Gesellschaft, so selten wie in Moskau eine der

letzten Herrſcherinnen Georgiens, welche, wie ich glaube geleſen zu haben, ſeit einigen Monaten geſtorben iſt, ihr Haus verließ, dagegen ihr Sohn in der Armee gedient hat und zu den völlig altgläubigen Griechen gehört, welche den Patriarchen zu Konſtantinopel als ihren Chef erkennen, während es in Rußland ſeit Peter dem Großen der Kaiſer ſelbſt oder, wenn man will, der heilige Synod iſt.

Da ich zufällig von einer heiteren Feierlichkeit auf kirchliche Angelegenheiten gekommen bin, ſo verzeihe man mir eine kleine Abſchweifung.

Das Schisma in der ruſſiſch-griechiſchen Kirche iſt nämlich von hoher Bedeutung, denn die jetzige ſeit dem Patriarchen Nicon in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts eingeführte und von Peter dem Großen beſtätigte Kirchenordnung, über welche der heilige Synod zu Petersburg wacht, ſieht die altgläubigen Ruſſen, Starowerzi, als Ketzer an, und wenn auch der

Kaiſer Alexander ſie an ſich zu ziehen glaubte, ſo iſt ihm dieſes doch nicht gelungen, da ſie alles, was Chriſtus nicht beſtimmt verändert hat, als noch beſtehend anerkennen, und unter andern ſich nicht den Bart ſcheeren wollen, weil auch Chriſtus ihn getragen *).

Aber auch ſie haben wieder Unterabtheilungen:

a. die Jedinowerzi, Gleichgläubige, die ſich von der herrſchenden Kirche eigentlich nur in Ceremonien und ſymboliſchen Gebräuchen trennen;

b. die Staro-obrädzi, welche alle und jede Verbindung mit ihr verſchmähen;

c. die Pomerane, die Prieſterloſen, von

*) Siehe von Haxthauſen merkwürdige Unterredung in ſeinem neueſten gewichtigen Werke: Studien über die inneren Zuſtände, das Volksleben und insbeſondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands.

denen es wiederum Unterabtheilungen giebt, unter denen einige ſogar den Nicon für den Antichriſt halten.

So weit was die altgläubigen Ruſſen betrifft, indeſſen kann ich nicht umhin, hier in wenigen Worten die ruſſiſchen Geiſtlichen zu berühren, welche gewöhnlich bei uns als unwiſſende, öfters ſelbſt verworfene Menſchen geſchildert werden, vor denen, und das namentlich auf dem Lande, der Bauer nur während der kirchlichen Feier allen möglichen Reſpekt habe, aber nachher mit ihnen trinke, und einen ſolchen als ſeines Gleichen, ſeiner Perſönlichkeit zufolge zuweilen mit Achtung, gewöhnlich aber mit großer Geringſchätzung, behandele. Den Morgen bei der Vermählung hatte ich indeſſen ſchon einen Beweis vom Gegentheil erhalten, da ich erfuhr, daß der Geiſtliche, welcher die beiden hohen Perſonen verband und ihnen zuſprach, ſogar einmal in wenigen deutſchen Wor-

ten dem Bräutigam ſeine Pflichten ans Herz legte, ein höchſt würdiger und ausgezeichneter Mann war, welcher der Kaiſerin noch vor ihrer Vermählung den nöthigen Religionsunterricht ertheilt hatte und jetzt noch der Beichtvater am Hofe war. Begreiflich fiel mir dieſes indeſſen nicht weiter auf, da ich wohl denken konnte, daß man zu ſolchem hohen Berufe keinen unwiſſenden, unmoraliſchen Mann gewählt haben würde, wozu noch der Umſtand kömmt, daß die hohe Geiſtlichkeit in den Klöſtern, ſämmtlich dem h. Baſilius gewidmet, erzogen wird und dort von je an einer ſehr gelehrten Erziehung ſich zu erfreuen gehabt. Als ich aber eines Tages gegen einen meiner ruſſiſchen Freunde alles was ich früher über ruſſiſche niedere Geiſtliche vernommen, mitgetheilt, ſo erwiederte er mir ganz ruhig: „Lieber Freund! alles was Sie mir ſagen, wäre vielleicht noch vor einigen vierzig Jahren wahr geweſen, paßt aber nicht mehr auf

die Zeit, denn die Seminare zu Kiew, Moskau, Petersburg und Kasan sind vortrefflich eingerichtet, und kein Geistlicher wird mehr angestellt, welcher nicht seine Erziehung dort genossen und ein völliges Examen ausgehalten hat.“ So weit also die Berichtigung eines Irrthums, so wie es mir auch von allen, welche die Sache näher kennen, bestätigt ward.

Aber noch eines anderen Irrthums, in welchem ich sogar manche Russen selbst befangen sah, kann ich zu erwähnen nicht unterlassen, und der ist, daß die griechisch-russische Kirche und die römisch-katholische eigentlich ein und dasselbe wären, und der einzige Unterschied darin bestände, daß der Kaiser und der heilige Synod in der einen und der Pabst in der anderen die Aufrechthaltung des Glaubens bewachten. Dem ist jedoch nicht so.

1. Geht nach der Lehre der russischen Kirche der heilige Geist blos vom Vater aus,

während er in der römiſch-katholiſchen vom Vater und Sohne ausgeht.

2. Erkennt die ruſſiſche Kirche kein Fegfeuer an.
3. Während die römiſch-katholiſche Kirche die Lehre von den überverdienſtlichen Werken hat, d. h. daß Chriſtus den Sündern auch für alle kommenden Zeiten die Sünden vergeben habe, und dem Pabſte und den angeſtellten Geiſtlichen bei jedem ſpeciellen Falle vorbehalten habe, noch beſonders den Ablaß zu ertheilen und Strafbeſtimmungen gegen den Sünder feſtzuſtellen, weiß die ruſſiſche Kirche nichts von einer Strafbeſtimmung oder vom Ablaß, ſondern die Vergebung findet wie bei den Proteſtanten durch die innere Reue ſtatt.
4. Hat die ruſſiſche Kirche gleich der römiſch-katholiſchen auch ſieben Sakramente, aber weicht in manchen Stücken ſehr von ihrer Anwendung ab. So wird bei der Taufe

der Täufling mit dem ganzen Körper in das Waſſer getaucht und dann ſogleich gefirmelt, während bei den Katholiken die Firmelung, gleich der Einſegnung bei den Proteſtanten, erſt im vierzehnten oder funfzehnten Jahre ſtattfindet.

5. Wird beim heiligen Abendmahle das Brod geſäuert, das, wie ſchon erwähnt, in beiderlei Geſtalt mit dem mit Waſſer vermiſchten Weine dem Communikanten und ſelbſt den Kindern gereicht wird, während nach der römiſch-katholiſchen Lehre das Brod ungeſäuert iſt und das Abendmahl nur in einer Geſtalt gereicht wird, Kinder auch vor der Firmelung nicht zum Tiſche des Herrn gehen dürfen.
6. Verbietet die katholiſche Kirche dem Geiſtlichen alle und jede Ehe, während die ruſſiſche ihm die Ehe mit einer Jungfrau ſogar befiehlt, nach deren eintretendem Tode

er jedoch ins Kloſter ſich begeben muß, es ſei denn, daß ihn der Biſchof davon diſpenſire, während ein Mitglied der höheren Geiſtlichkeit ſelbſt jedoch keine Ehe eingehen darf.

7. Hält die ruſſiſche Kirche die Ehe der Layen nicht für unauflöslich, geſtattet jedoch niemals eine vierte Ehe.

8. Das heilige Oel wird nicht blos bei Sterbefällen gebraucht, ſondern es kommt auch bei Kranken zur Wiederherſtellung der Geſundheit, Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seelen in Anwendung.

Daß alſo beide Kirchen nicht allein im Ceremoniel, ſondern auch in Glaubensſachen manche bedeutende Verſchiedenheit haben, erhellt aus dem Geſagten wohl hinlänglich. Nur darin gleichen ſie ſich, daß ſich jede die rechtgläubige nennt und zu Bekehrungen anderer geneigt iſt, während wir Proteſtanten uns wohl

innerlich für rechtgläubig halten, aber jeder Bekehrungsverſuch ſtrenge verboten iſt. —

So weit dieſe Abſchweifung.

Den nächſten Mittag ſpeiſte ich mit dem diplomatiſchen Corps im engliſchen Hauſe. Für den Abend hatten wir nach der Cour bei den Neuvermählten den ſogenannten maskirten Ball und die Illumination des Parks zu erwarten, wobei ich nur zu bemerken habe, daß unter dem Namen maskirter Ball nichts anders verſtanden wird, als daß die Männer einen kleinen ſeidenen Mantel über die Schulter geworfen tragen, jedoch ſo daß die Uniform immer ſichtbar iſt, und daß eben ſo bei den Frauen, trotz des Mantels, die Balltoilette ſtets hervorſtechend iſt. An Tänzen wurden, wie Tags vorher wiederum nur Polonaiſen getanzt. Wenn nun früher an allen Höfen Deutſchlands, die ich geſehen, und eben ſo gewiß an anderen europäiſchen Höfen, bei den

öffentlichen Gastmählern, Concerten, Vermählungen und Bällen es den Einwohnern der Residenz, welche nicht hoffähig waren, gestattet wurde, als Zuschauer daran Theil zu nehmen, so kann es mir nur Leid thun, daß diese Sitte immer mehr in Verfall kömmt und nur noch etwa bei Vermählungen angetroffen wird; aber höchst auffallend mußte es mir sein, wenn Herr von Cüstine sich bei einer einfachen kaiserlichen Erlaubniß den aller sonderbarsten Conjecturen ergiebt, die nur zu sehr seiner vollkommenen Unkenntniß der früheren und zum Theil noch bestehenden Hofsitte zuzuschreiben sind, ja daß er so weit geht, sich einzubilden, die Reichen und Vornehmen ließen von ihren Gütern zwangsweise Leute kommen, welche an solchem Balltage das Volk zu repräsentiren hätten, gleich wie einst Anacharsis Cloots in der National-Versammlung mit ausgeputzten Leuten aus allen Ländern der Welt erschien. In der That,

wenn man die Schwierigkeiten kennt, die es in anderen Residenzen giebt, sich zu solchen Festen Zuschauerbillets zu verschaffen, so ist doch auch kein Grund vorhanden, sich eines Theils einzubilden, daß in Petersburg nicht ein gleiches Sehnen darnach wie zu Wien oder zu Berlin sich zeigen sollte, und anderen Theils, daß die Edelleute noch schwere Kosten bezahlen würden, um von ihren oft wohl sehr weit gelegenen Besitzungen ihre Unterthanen herbei zu holen, wovon der Kaiser höchst wahrscheinlich nichts wissen würde, und wenn er es erführe, ein solches Opfer ihm nicht einmal Freude machen könnte, da es nur den wenigen Drang der Petersburger Bevölkerung selbst beweisen möchte, ihn und seine Familie zu schauen und den so brillanten Festen beizuwohnen.

Auch dieser Ball dauerte nicht allzu lange, ein großes Souper machte den Beschluß; aber wer vermag unseren Schmerz zu ermessen, als

wir erfuhren, daß inzwiſchen ein wahrer Platzregen gefallen und die Wiederholung deſſelben zu befürchten war, und daher die angeordnete Illumination der Gärten wahrſcheinlich höchſt mangelhaft ausfallen würde. Doch in Rußland iſt einmal alles möglich, und als wir uns dem Garten näherten, fanden wir ihn in vollem Feuer und erblickten zu unſerer Aufnahme eine Menge ſogenannter Linien, bei uns Wurſtwagen genannt, welche Bänke von beiden Seiten haben, wie ich mich deren in früheren Zeiten zu Schönhauſen erinnere, worin die Königin Eliſabeth, Gemahlin Friedrichs des Großen, mit ihrem Hofe ſpazieren fuhr.

Die Illuminationen des Parks von Peterhof ſind berühmt in der ganzen Welt, und dennoch fand ich ſie bei weitem glänzender als ich ſie mir gedacht, wozu nicht allein die Ausdehnung der Gärten, ſondern auch vorzüg-

lich die außerordentliche Höhe beiträgt, bis zu welcher die Lampen an den Hecken zu beiden Seiten der Wege, in denen man fährt, angebracht sind. Nimmt man hiezu die vielen Wasserspiegel, die Fontainen, an denen die steinernen Figuren in vollem Glanze zu sehen sind, das niedliche so geschickt erleuchtete Häuschen, Marly genannt, an einem Bassin, und Musik, die von allen Seiten ertönt, so hat das Ganze gewiß etwas so unglaublich magisches, wie ich nie etwas ähnliches gesehen, und zu bewundern wohl nie wiederum mir vergönnt sein wird. Und glücklicher Weise hielt das gute Wetter während dieser entzückenden Fahrt an und ward durch keinen Unfall gestört, so wie überhaupt der Himmel mit wenigen Ausnahmen für den Sommer seine letzten Regengüsse uns gesendet zu haben schien, da von diesem Augenblicke an die herrlichste warme, oft nur zu heiße Temperatur uns beglückte, und das lieblichste Wetter

alle Feste zu Peterhof verschönerte, und mich auch während meiner ganzen Reise durch Rußland nicht verließ.

Das diplomatische Corps reiste des anderen Tages nach Petersburg zurück; auf eine gnädige Einladung des Kaisers blieb ich aber noch acht Tage länger zu Peterhof, und zwar bis zu dem Feste, das der Großfürst Thronfolger dem neuvermählten Ehepaare zu geben beschloß, wozu das englische Haus noch besonders eingerichtet werden sollte, und ich daher nach zwei Tagen eine Wohnung im Schlosse von Peterhof selbst erhielt, die so bequem und angenehm wie nur immer möglich eingerichtet war.

Gedrängt voll war am anderen Tage die Marschalls-Tafel, an der alle zu Peterhof eingeladenen Fremden ohne Unterschied speisen, und nur ab und zu einzelne Personen zum Diner der kaiserlichen Familie als eine beson-

dere Auszeichnung geladen werden; und da es nun mehrere Tage hinter einander keine Feste gab, so hatte ich Zeit genug, mich theils zu Fuß theils zu Wagen in den reizenden Umgebungen von Peterhof umzusehen, und mehrere meiner früheren Bekannten zu besuchen, von denen einige vom Kaiser ihnen angewiesene Villen bewohnen, andere dagegen die ihrigen auf eigene Kosten erbaut haben. So besuchte ich auf der seinigen unter anderen den Wirklichen Geheimen-Rath von Chambaud, den Privat-Secretair der Kaiserin, den sie, einen geborenen Preußen, von Berlin aus nach ihrer Vermählung mit sich nach Rußland genommen und ihn, ihrer so lobenswerthen Anhänglichkeit für alte treue und nützliche Diener zufolge, nie entlassen hat.

Eine andere meiner früheren Bekannten, welche zu Peterhof sich ein Haus gebaut, wozu ihr der Kaiser das Terrain geschenkt, ist die

verwittwete Gräfin Léon Razumowski, man kann ſagen dankbarlich bekannt im In- und Auslande, weil wo ſie gelebt die ſchönſten Erinnerungen an die Güte ihres Herzens durch vielerlei von ihr geübte Wohlthaten, verbunden mit dem Wunſche, in ihrem gaſtfreien Hauſe ſich und anderen Freude zu ſchaffen, bewahrt bleiben.

Der Gründer des erſt unter der Kaiſerin Eliſabeth in die Reihe des Adels getretenen Geſchlechts der Raſumowski war aus niederem Stande und erſt kaiſerlicher Sänger, dann Eliſabeths Günſtling, ja wie man ſagt ihr angetrauter Gemahl. Der Günſtling war eines Tages traurig geſtimmt, die Kaiſerin befragte ihn um die Urſache, und auf die Antwort, daß es ihn betrübe nichts von Mutter und Bruder zu wiſſen, die vielleicht eben ſo wenig davon gehört, was aus ihm geworden, ward ein Hofbeamter an beide geſandt, welche

auch bald in Petersburg erſchienen; der Mutter ward indeſſen auf ihren Wunſch ihren Aufenthalt außer Petersburg wählen zu dürfen, ein Hotel in Moskau eingerichtet, wo ſie bis zum Ende ihres Lebens geblieben iſt. Der Sohn aber trat in die Armee und ſchwang ſich durch ein hohes militairiſches Genie und durch die geſchickte Leitung der ihm in den verſchiedenen Feldzügen übergebenen Truppen zu den höchſten Ehrenſtellen empor. Zu dieſer Zeit exiſtirte noch die wohl jetzt bei größeren Anſprüchen in Rußland ſo wie allenthalben ganz untergegangene Sitte der offenen Tafel in den Häuſern der Großen. Auch Razumowski hielt eine ſolche, und es heißt, daß in dem Eßſaale ſein Bildniß als Landmann zu ſehen geweſen wäre. Er hatte vier Söhne, und ſo habe es, wenn einer oder der andere von ihnen in ſeinen Anſprüchen das Maaß überſtiegen habe, nicht gefehlt, daß der Vater, indem

er es ihm verwies, ihn auf das Bild aufmerksam gemacht, das hinreichend bewiese, welcher Abkunft sie wären, und die ihnen noch weniger wie andern ein Recht ertheile, auf ihren jetzigen Rang in der Gesellschaft zu pochen. Ich habe von den Söhnen nur zwei gekannt, den einen welcher Kunstkenner war und damals mit einem bayerischen sehr schönen Fräulein verheirathet war, in dessen verschiedenen Ehestandsgeschichten indessen nicht rechte Klarheit herrschte, und der andere der Fürst Razumowski, viele Jahre hindurch Botschafter zu Wien, zweimal vermählt, zuerst mit einer Gräfin Thun und dann mit dem schönen Fräulein von Thürheim, welche als Wittwe noch jetzt zu Wien lebt, und der mit dem vornehmsten Aeußeren und in Rückerinnerung der Gunst, in der er, wie man sagt, bei erlauchten Damen gestanden, an Liebe zur Pracht und Glanz der erste Seigneur war, den ich je gesehen, wovon

allein der Bau des in der Vorſtadt von Wien an einem Arme der Donau gelegenen prächtigen, jetzt dem Fürſten von Lichtenſtein gehörigen Pallaſtes ein redendes Beiſpiel iſt. Er erblindete, andere körperliche Leiden abgerechnet, am Ende ſeines Lebens völlig, ertrug aber ſein Unglück als wahrer Stoiker, der beweiſen zu wollen ſcheint, daß der wahre Grand-Seigneur ſich weder zu ſehr der Freude überlaſſen, noch dem Aerger oder dem Schmerze Raum geben müſſe.

Die franzöſiſche Theater-Geſellſchaft war auch für einzelne Tage zu einer Vorſtellung nach Peterhof befohlen, zu der Billets als Einladungen ausgetheilt wurden. Das Innere des Schauſpielhauſes zu Peterhof hat eine höchſt gefällige Form, iſt faſt ganz weiß gehalten und hat in der Mitte eine groſſe Loge, eigentlich nur für den Hof des Kaiſers beſtimmt, da er ſelbſt und ſeine Familie ſich gewöhnlich in Seitenlogen befinden. Eines Abends ward als

erſtes Stück Rodolphe, ou frère et soeur aufgeführt, eine Nachbildung der Göthe'ſchen Geſchwiſter, was aber der Verfaſſer weislich verſchwiegen. Die Pleſſy ſpielte wundervoll. Nach Beendigung deſſelben erſchienen die höchſten Herrſchaften im Zimmer hinter der Mittelloge, unterhielten ſich mit dem Theile der Geſellſchaft, der ſich gerade dort befand, und kehrten dann zum zweiten Stücke in ihre Loge zurück. Man gab le code des femmes von Dumanoir; indeſſen waren kaum einige Scenen geſpielt und die Pleſſy ſo eben auf der Bühne, als rechts von der großen Loge eine Anzahl alter und junger Damen ihre Plätze verließen und ich erfuhr, daß eine der Mütter das Stück nicht geeignet für ihre Töchter gefunden und ihrem Beiſpiele alle anderen auf dieſer Seite der Logen gefolgt und ſo eine wahre Emigration eingetreten war.

So hat ſich die neuere Zeit geſtaltet; unſere Mütter und Großmütter würden erſtaunen, wenn ſie dergleichen ſähen, denn ſonſt war man nicht ſo delikat, und gewiß enthielten die Stücke viel ärgere Sachen als jetzt; man denke nur in England an Gay's Bettler-Oper, wo Courtiſannen ſich ihre Avantüren erzählen, in Frankreich an Beaumarchais Eugenie und in Deutſchland an Don Juan und den deutſchen Hausvater von Gemmingen, und es fiel Niemand ein, ja den jungen Mädchen am wenigſten, darin etwas zu ſuchen, was den ſehr witzigen Miniſter Ancillon einſt auf Verwunderung ſeines Nachbarn, betreffend einige nicht ganz korrekte Redensarten in einer franzöſiſchen Vorſtellung, zu der ſehr treffenden, die Unſchuld der jungen Mädchen beweiſenden Bemerkung veranlaßte, que ces dames ne savaient pas le latin.

Des anderen Tages nach diesem Theaterabende sollte früh Morgens zu Ehren des schwedischen Admirals, Prinzen Oskar von Schweden, welcher bei seiner Abfahrt von Schweden durch hohe See und Beschädigung des Schiffes sich genöthigt gesehen in Karlskrona einzulaufen, und erst den Tag nach der Vermählung eingetroffen war, die Besichtigung der Flotte vor sich gehn, wozu mich der Kaiser zu meiner nicht geringen Freude mit einer Einladung beehrt hatte. Alles versammelte sich daher in großer Uniform am Hafen, wo drei Dampfschiffe bereit lagen und ich meinen Platz auf dem ersten erhielt, auf dem sich der Kaiser selbst und die ganze kaiserliche Familie mit ihren hohen Gästen, dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen von Holstein und dem eben erwähnten Prinzen von Schweden, befand. Auch hatte ich hier Gelegenheit, dem so viel versprechenden Großfürsten Con-

ſtantin und ſeinen jüngern Brüdern und dem Prinzen von Oldenburg, dem thätigen Chef ſo vieler Wohlthätigkeits-Anſtalten in Rußland, vorgeſtellt zu werden. Von ausgezeichneten Ruſſen ſah ich außer den beim Banket erwähnten Generälen noch den Kriegs-Miniſter Fürſten Tſchernitſcheff, den General Grabbe (welcher letztere fünf Jahre im Kaukaſus kommandirt hat und völlig überzeugt von dem, wenn auch langſamen, doch jedenfalls unausbleiblichen Gelingen des Kampfes in dem dortigen Lande zu ſein ſchien), und eben ſo noch mehrere andere, deren Namen mir nicht gleich beifallen. Auch der Begleiter des Großfürſten Conſtantin, der geachtete Admiral Lüdke, befand ſich auf dem Schiffe.

Wir ſtachen in See; ſie war nicht gerade hoch, aber ein gewiſſes Schwanken, beſonders bei den Wendungen, veranlaßte einigen Damen Unwohlſein, und es war den letzteren wohl

ſehr angenehm, als wir zu Kronſtadt vor dem bei meiner Ankunft nur im Vorbeifahren geſehenen Thurme anhielten und hinein gegangen ward.

Und hier konnte ich erſt die wahre Pracht dieſer herrlichen Befeſtigung bewundern, an deren äußerer von dem ſchönſten Granit erbauten Seite man kaum die Zuſammenfügung der einzelnen Stücke, gleich den alten griechiſchen Bauten zu Athen, entdecken kann, während das Innere von Mauerſteinen ausgeſetzt iſt. Nachdem wir die ein hundert Stufen hoch von Eiſen erbaute Treppe hinangeſtiegen und die Kenner die innere zweckmäßige Einrichtung zur Vertheidigung der Einfahrt in den Meerbuſen bewundert hatten, ging es wieder zu Schiffe, worauf wir die ganze Flotte von achtzehn Linienſchiffen und ſiebzehn Fregatten und Kuttern hinunterfuhren und von den Matroſen eines jeden Schiffes, welche bis oben

heran saßen, mit dem Wehen der Fahnen bewillkommnet wurden, zu dem sich ein oftmaliges weittönendes Hurrah gesellte.

Es war dies gewiß ein pracht- und bedeutungsvolles Bild, auch schien der Kaiser ganz darin versunken, und nichts entging wohl seiner Beobachtung. Ein reichliches Frühstück beendete die Fahrt, und so waren wir um vier Uhr wieder zum Landungsplatze gelangt, wo die Wagen warteten, in denen wir bald unsere Wohnung erreichten.

So schöne Gemälde, so bedeutende Kunstsachen aller Art man auch in Rußland hat, und so viel wie auch die Reichen und Großen von ihren Reisen zurückbringen, so wenig Künstler von Bedeutung, was ich schon bei Gelegenheit der Besichtigung der Kirche von Kasan zu bemerken gefunden, hat das Land noch immer aufzuweisen, und um so überraschender war es mir daher des anderen Mittags, als

ich an der Marſchalstafel erſchien, eine Reihe vortrefflicher Landſchaften von einem Ruſſen Namens Aiwazowski zu finden, welche Odeſſa, Kertſch, Sewaſtopol vorſtellen, aber meiſt Nachtſtücke bei Mondbeleuchtung ſind, dem etwa noch ein Feuer zur Erde beigeſellt iſt. Daß übrigens die Gemälde dieſes Künſtlers von außerordentlichem Effecte ſind, beweiſt der ungetheilte Beifall, deſſen ſich ähnliche von ſeinem Pinſel erfreueten, welche ich bei meiner Rückkehr zu Berlin auf der Ausſtellung vorfand. Jeder Künſtler hat ſein Genre, und wenn es auffallen mag, daß Aiwazowski meiſt Nachtſtücke malt, ſo laſſe man ihn dabei, denn es iſt beſſer groß in dem einen als mittelmäßig in allen Genres zu ſein.

Die Geſellſchaft zu Peterhof hatte ſich ſchon um vieles verringert, jedoch war ſie noch immer groß genug, um die Veranlaſſung zu einem ſehr munteren Balle zu geben, den die Kaiſerin

auf einem früher der Familie Metcalf gehörigen reizend gelegenen Landsitze mit Namen Snamenskoi, veranstaltet hatte, und wo man sich mannigfach ergötzte, denn man lebte halb im Freien und halb im Schlosse.

Die Bälle dieser Art, welche die Kaiserin giebt, sind eigentlich nach dem deutschen Ausdruck Kammerbälle zu nennen, denn wiewohl die Militairs nie ihre Uniform ablegen, so erscheinen sie doch auf denselben in kurzen Ueberröcken und die Civilisten im Uniformfrack, ja selbst Fremde bedürfen nicht der Uniform. Auch herrscht auf diesen Bällen, so viel es nur irgend thunlich ist, ohne die Achtung für die höchsten Herrschaften zu verletzen, die größtmöglichste Freiheit. Der erste Theil des Balles dauerte bis nach zehn Uhr, wo das Souper an kleinen Tischen servirt ward, und ich meinen Platz zwischen der Gräfin Razumowski und der Fürstin Soltykoff

mir gut zu wählen verſtand, welche letztere ihrer noch lebenden Mutter, der einſt auch im Auslande durch Schönheit, Geiſt und die vornehmſte Haltung ſo berühmten Fürſtin Dolgorucki, mit einer impoſanten Figur nichts nachgiebt und damit die edelſten, vortrefflichſten Eigenſchaften des Herzens verbindet. Ich erneuerte an dieſem Abende manche alte Bekanntſchaft, und beſchloß alſo den Tag auf ſehr angenehme Art.

Wenn ich hier meiner liebenswürdigen Nachbarinnen beſonders Erwähnung thue, ſo möge mir auch vergönnt ſein, über den Charakter der höheren Geſellſchaft in St. Petersburg und namentlich derjenigen, welche mehr oder minder zu dem engeren Kreiſe des Hofes gehört, einige Worte fallen zu laſſen.

Wenn wir annehmen, was indeſſen von manchen Ruſſen, mir nicht genügend, beſtritten wird, daß die eigentliche Kultur Rußlands erſt mit

Peter dem Großen beginnt, so müssen wir auch anerkennen, daß er, so wie in allem groß, auch darin nicht einer miserablen Eitelkeit nachgab, das Volk durch sich selbst erziehen zu wollen, sondern rasch fremde Muster annahm und so die Bildung förderte. So ist dieselbe auch im letzten Jahrhundert zu der Höhe gestiegen, auf welcher sie sich jetzt befindet, ohne daß nicht theils gut, theils schlecht, ihr vieles nationales geblieben wäre, wodurch sich die russische höhere Gesellschaft, sobald man mehr und mehr mit ihr bekannt wird, von derjenigen anderer Länder unterscheidet. Was hingegen den bloßen geselligen Umgang betrifft, d. h. den Umgang, welcher durch Höflichkeit, Leichtigkeit der Unterhaltung, gegründet auf Kenntniß fremder Sprachen, gepaart mit derjenigen der einheimischen und fremden Literatur, und eben so der Musik und der bildenden Künste sich auszeichnet, so bin ich vollkommen der Ansicht, daß sie hierin keiner

anderen Nation nachſteht, ja daß, was beſonders die Frauen betrifft, man durch ihre zuvorkommende Artigkeit ſich bald befreundet fühlt und gern in ihrem Kreiſe weilt. Herr von Cüſtine, dem ich es hauptſächlich zum Vorwurf mache, daß er immer, was man nennt midi à quatorze heures ſehen will, findet die Geſellſchaft heuchleriſch, d. h. ſie ſpreche Philanthropie und Liberalismus, weil ſie glaube, daß ſie dies thun müſſe, um ſich den anderen europäiſchen Gouvernements mehr zu nähern, und auf einer anderen Seite ſage man: wir dürfen nicht liberal ſein, obgleich wir alsdann reicher und kräftiger wären, weil wir es mit aſiatiſchen Völkern zu thun haben, die dieſes nicht begreifen. Sogar in der ſonſt ſo gerühmten und von Herrn von Cüſtine ſelbſt erprobten cordialen Gaſtfreiheit der Ruſſen bemerkt er eine Falſchheit, weil — man weiß auch gar nicht aus welchem Grunde, denn alles ſind bei ihm Suppoſitionen — er ſich

einbildet, daß der Ruſſe, welcher froid, moqueur, spirituel wäre und dabei, gleich allen Ehrgeizigen, kein fühlend Herz habe, auch mißtrauiſch gegen den Fremden ſei, weil er ihn ſich nicht günſtig glaube, und er daher gegen ihn, den Fremden, feindlich geſtimmt ſei.

So befangen iſt Herr von Güſtine in ſeinen Hypotheſen, und ſo gehn ſie durch ſein ganzes Buch. Daß dieſer Reiſende die ganze ruſſiſche Geſellſchaft geradezu für ſklaviſch den Befehlen und ſelbſt den heimlichen Wünſchen des Monarchen heuchleriſch unterworfen hält, verſteht ſich daher von ſelbſt. Daß es in Rußland niedere, kriechende Schmeichler giebt, wer wollte daran zweifeln, doch ſie finden ſich in jeder Autocratie gegen die Perſon des Souverains, ſo wie in Republiken und conſtitutionellen Monarchien gegen die Miniſter und auch gegen deren Frauen. Giebt es denn wohl ein Land in der Welt, wo mehr vor einflußreichen

Männern und Frauen gekrochen und mehr solicitirt wird als in Frankreich ſelbſt, und welchen unwürdigen Scenen habe ich nicht während meines öfteren Aufenthalts in dieſem Lande in Perſon beigewohnt, um ein Urtheil darüber fällen zu können? Und würde ich deswegen die ganze franzöſiſche Nation, zum wenigſten ihre Mehrzahl, als heuchleriſch verdammen wollen?

Und ſo muß ich es aufrichtig bekennen, daß ich am Hofe von St. Petersburg durchaus keine andere Unterwürfigkeit gegen die Perſon des Kaiſers und ſeiner Familie erlebt, als diejenige, welche an allen Höfen der Welt gegen den Landesherrn und ſeine Familie ſich vorfindet, und daß in den kleineren Hofzirkeln, wie ein Jeder bekennen muß, der darin gelebt, eine Leichtigkeit des Umganges angetroffen wird, wie ſie nur immer, ohne die Grenzen zu überſchreiten, an irgend einem Hofe ſich vorfindet;

daß man ſich aber nicht gegen einen Fremden mit Freimüthigkeit über etwaige Gebrechen des Staats auslaſſen wird, iſt eben ſo natürlich als das Gegentheil in meinen Augen den höchſten Mangel an Takt, wenn nicht Schlechtigkeit ſelbſt verrathen würde.

Dies ſind die Regeln der gebildeten Geſellſchaft, und dieſe befolgt man in Rußland gegen den Fremden eben ſo wie allenthalben; dagegen, lebt man länger dort und erwirbt ſich Freunde, ſo wird man auch eben ſo gut wie in allen anderen Ländern in ſo manches eingeweihet werden und ſo manche mißbilligende Bemerkungen anzuhören haben, daß man ſich wahrlich nicht über Mangel an Vertrauen beklagen kann, ſondern nur das Zutrauen bewundern muß, das der Einheimiſche in den Fremden ſetzt, er werde von dem Geſagten keinen üblen Gebrauch machen. So iſt mir z. B. die Nachſicht nicht allein mit den Schwächen der

Menſchen, ſondern auch mit wahren Verbrechen höchſt aufgefallen. Ich erinnere mich zu Berlin eines Adlichen aus einer der erſten Familien des Landes, eines der früheren militairiſchen Elegants der Hauptſtadt, der das Depoſitum ſeiner Güter beſtohlen hatte, feſtgenommen, ſeines Adels verluſtig erklärt war und der nach ſeiner Freilaſſung aus der Geſellſchaft verbannt, als franzöſiſcher Sprachlehrer zu Berlin, wo er einſt geglänzt, ſein Leben endete. Wegen einer ähnlichen Handlung, daß er nämlich eine kaiſerliche Kaſſe beſtohlen, war ein ruſſiſcher Großer ſeines hoch angeſehenen Poſtens verluſtig erklärt und er ward bedauert weil es hieß, daß er nur ein Anlehen habe machen wollen, ja eine ſchöne Frau, mit der ich darüber ſprach, weil ich ihn früher gekannt, verſicherte mich mit vieler Theilnahme, daß der arme Mann ſich auf ſeine Güter zu-

rückgezogen und ſein Unglück mit vieler Reſignation bis zu ſeinem Tode ertragen habe.

Und dieſer Fall ſteht nicht vereinzelt da, und es würde nur ermüden, wenn ich alle diejenigen herzählen wollte, von denen ich gehört, wo die Strafe milde genannt werden konnte, und man die Züchtigung immer noch zu hart gefunden.

Oranienbaum, nur neun Werſte jenſeits Peterhof gelegen, war für den nächſten Morgen zum Ziele meiner Excurſion beſtimmt. Der Weg dahin geht auf guter Chauſſee, meiſt aber durch eine ſandige Gegend, welche hie und da hübſche Landhäuſer zieren, aber dort, nach einer guten halben Stunde angelangt, fühlt man ſich belohnt, denn von Schloß und Garten aus, Kronſtadt gegenüber, hat man wie begreiflich eine ſchöne Ausſicht. Der einſt faſt allmächtige Menſchikoff war der Gründer deſſelben, doch ſelten gehen Schlöſſer und Gärten, ſobald nicht Land damit verbunden iſt,

und feſte Teſtamentsklauſeln dabei, auf die Nachkommen über. Außerdem ſtarb Menſchikoff noch im Exil, und jetzt iſt es ein kaiſerliches Luſtſchloß, im Sommer vom Großfürſten Michael und deſſen Gemahlin bewohnt, das ſich an Größe nicht mit manchen anderen Luſtſchlöſſern meſſen kann, aber das, gleich angenehm im Winter wie im Sommer, eine verdeckte Colonnade hat. Die Zimmer ſind im Ganzen mit Einfachheit im neueren Style meublirt, nur das daran ſtoßende chineſiſche Haus, das die Kaiſerin Catharina bewohnte, enthält ein chineſiſches Zimmer von getäfeltem Holze, und ihr Schlafzimmer iſt mit einer von ihr ſelbſt gearbeiteten Tapete von Chenille und Schmelz geziert, die mir wiederum den Beweis liefert, wie die Anwendung der Zeit ſich jetzt geändert hat, wo theils Vergnügungen und Reiſen, theils auch die mehr künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Bildung den Fürſtinnen ſowohl

wie allen Frauen aus den gebildeten Ständen gar nicht mehr dergleichen Riesenarbeiten anzufangen erlauben würde, weil ihr Ende nicht abzusehen wäre. Etwa ein Teppich, an dem dreißig bis vierzig Frauen zugleich arbeiten, ist wohl das höchste, was jetzt von fleißigen und schönen Händen, jedoch immer sehr allmählig, geschaffen wird.

In Rußland gewesen sein und nicht einen Theil der Armee gesehen zu haben, wenn sie gerade versammelt ist, heißt in Rom gewesen sein und nicht den Pabst erblickt zu haben, denn gewiß ist es nächst den preußischen Manövern in seiner Art eins der größten Schauspiele der Welt, und doch bin ich durch Zufall um dies Vergnügen gekommen und muß es ein anderes Mal nachholen, denn noch denselben Abend, als ich den Morgen Oranienbaum besucht, hatte ich alles zur Abreise nach Krasno-Selo, wo die Truppen jetzt versammelt

waren, eingeleitet, aber mein Begleiter bekam eine andere Bestimmung, alle Wagen und Pferde in den kaiserlichen Ställen waren genommen, und so mußte ich zu meiner großen Betrübniß zu Hause bleiben und mich dagegen im herrlichen Park entschädigen, den ich den ganzen Abend beim schönsten Wetter durchlief und mir nur immer von neuem zurief: „Aber befindest du dich denn wirklich so hoch im Norden und bist du nicht in Italien?" wenn mich nicht die schon erwähnte überaus große Reinlichkeit davon überzeugt hätte, daß ich mich nicht in jenem, mir im übrigen so theuren Italien befand.

Eine Woche war jetzt verflossen, und der Tag des Balles herangerückt, welchen der Großfürst Thronfolger im englischen Hause zu geben beschlossen, und zu dem sich das ganze diplomatische Corps wiederum eingefunden hatte. Aber noch den Nachmittag desselben Tages

beſuchte ich mit meinen Berliner Freunden das Haus Peters des Großen im Park, hart am Meere gelegen, völlig in holländiſchem Style gebaut, und eben ſo faſt ganz holländiſch im Innern, unter andern mit der bekannten Flieſenküche eingerichtet. Man ſieht hier ſein Bette, die Decken, ſeine Schlafmütze, alles Heiligthümer von einem Manne wie Peter es war, den Herr von Cüſtine le corrupteur des Russes nennt. In der That weiß man oft nicht, ob man ſich über dergleichen Aeußerungen ärgern oder ſie belachen ſoll. Jede Nation, ich wiederhole es, die es zu etwas bringen will, muß die Vernunft haben, das Gute vom Nachbar anzunehmen und es dem Lande ſo viel wie möglich anzupaſſen. So bildeten ſich die Römer durch die griechiſchen Literaten, Franzoſen erhielten die Künſte aus den Händen der Italiener, ihre Literatur theilweiſe aus Spanien, England ſeine Manufakturen in Wolle,

Seide, Baumwolle von den flüchtenden proteſtantiſchen Franzoſen und Niederländern, Deutſchland nahm rechts und links was ihm anſprach, und wäre ohne dieſes niemals was es iſt, ein vorurtheilfreies, den Künſten und Wiſſenſchaften huldigendes Land geworden, und Rußland, das allen anderen Ländern in der Kultur nachſtehende Rußland, ſollte nicht dem großen Manne Triumphbogen errichten, der es dieſer Unkultur während ſeiner kurzen Regierung durch Reiſen und Annahme fremder geläuterter Sitten ſo vollkommen entriſſen hat, daß es nie wieder hinein verfallen kann! Und wie widerſpricht ſich Herr von Cüſtine nicht, wenn er ſo manches tadelt was noch Ueberbleibſel einer rohen Zeit iſt, und glauben kann daß Rußland, wenn es in Gefühl, Denkungsweiſe und Sitten Alt-Rußland geblieben wäre, nicht jetzt noch hinter ſeinen Nachbarn viel weiter zurückſtehn würde, als es der Fall iſt.

Peter der Große war ein wahrer kühner Reformator, denn er griff in vielem der Nation ans Herz, aber er wußte, es ging nicht anders, ein allmähliges Heranziehen an seine Grundsätze hätte zu nichts geführt. Den Stolz der auffätzigen Bojaren, die Widersetzlichkeit der Kirche, alles verstand er zu überwinden, wie vielleicht es noch keinem Monarchen gelungen und so leicht nicht wieder einem gelingen wird, denn gegen erstere ersann er die noch immer bestehende Klasseneintheilung, und als er sah, daß der Patriarch von Moskau fortfuhr ihm Hindernisse aller Art entgegen zu stellen, da wußte er sich höchst geschickt von dem Patriarchen des Orients die Einwilligung nicht allein zur Absetzung desselben, sondern nach dessen Tode auch zur Ernennung eines bloßen Bischofs zu verschaffen, während er den heiligen Synod schuf und sich selbst zum Beschützer der Kirche erklärte. Wir können

es nicht läugnen, blutig war die Regierung, aber Peter hatte ſtets Verſchwörungen zu dämpfen, ja in ſeiner eigenen Familie war er immer von Verräthern umgeben, und will man ihn tadeln daß er Blut mit Blut vergalt? Leider vergeſſen die Meiſten, mit der Geſchichte unbekannt, in welcher Zeit berühmte Herrſcher gelebt. In der jetzigen würde Peter der Große freilich weniger hart geſtraft haben, theils weil er wahrſcheinlich keine Veranlaſſung dazu gehabt, theils dergleichen ihm den Haß der ganzen Nation zugezogen hätte, aber zu jener Zeit war die blutige Beſtrafung eben ſo nothwendig wie noch jetzt Schläge im Orient, und jeder der den großen Mann als grauſam ſchildern will, dem würde ich die Leſung der Rückkehr des Fürſten Pückler empfehlen, damit er die Stelle beherzigen lerne, wo die Sclavin, die er trotz aller milden Behandlung nicht dahin bringen kann, ihre Schuldigkeit zu thun, ihm

endlich erwiedert, daß der Grund davon blos darin liege, daß er ſie nicht geprügelt habe. Herr von Cüſtine überhaupt, muß ich bemerken, hält ſich faſt immer auf der Negative, denn er reißt ein, aber er bauet nicht wieder auf, und er gleicht, wie mich dünkt, dem Religionsverächter, der den Glauben vertilgt, ohne uns in der Vernunft das Gegengewicht zu zeigen. Indeſſen le style fait l'homme, und ſo muß uns bei Leſung des Cüſtineſchen Werkes dieſer Styl für manche Unrichtigkeit darin entſchädigen, und während wir mit Recht tadelnd auftreten, wird es uns doch angenehm unterhalten. Und daher kommt auch der große Succeß dieſes Werkes namentlich bei den Frauen; ſie wollen einmal amüſirt ſein, und das thut dieſes Buch hinreichend.

Der Ball noch an demſelben Abend zu Ehren der Neuvermählten war glänzend, und die Beleuchtung der Gärten wahrhaft magiſch,

denn an allen Bäumen hingen, ohne beſtimmte Ordnung, die Lampen, der vor dem Schloſſe befindliche Raſen war mit bunten Flämmchen, Blumen gleich, wie überſtreuet, und während die Tanzmuſik im Innern der Säle erſcholl, hörte man deren auch vom ſtets geöffneten Balcon aus im Freien, denn eine mit vielen bunten Lampen gezierte Gondel, auf der die Muſici ſich befanden, wogte auf dem Baſſin hin und her und erfreuete in der ſchönen Nacht Ohr und Auge.

Den ſo wohlwollend blickenden Thronfolger und ſeine ſo höchſt graziöſe Gemahlin ſah man übrigens faſt allenthalben, und gewiß mußte es ihnen Freude machen, die allgemeine Anerkennung der Einrichtungen zu finden, welche ſie getroffen um ein Feſt zu geben, das, wenn es ſich nicht an Pracht mit den kaiſerlichen Feſten vergleichen konnte, doch an Phantaſie

und Eleganz es mit jedem anderen aufzunehmen im Stande war.

Der nächste Morgen war zur Rückkehr vielleicht der meisten noch zu Peterhof anwesenden Fremden bestimmt. Alle Stunden des Tages laufen Dampfschiffe zwischen Petersburg und Peterhof und unter ihnen zweimal solche, die der Krone gehören und zu denen man Billets vom Hofmarschall-Amte erhält. Ich bestieg demgemäß ein solches, und in sehr großer Gesellschaft vereinigt, waren wir nach anderthalb Stunden zu Petersburg angelangt, das ich mit dem Gefühle erblickte, zehn der angenehmsten Reisetage verlebt zu haben.

Meine Zeit in Petersburg war gemessen, denn Anfang August sollte meine Reise ins Innere von Rußland gehen; den Mittag nahmen gewöhnlich Diners in Anspruch, und daher mußten die Morgenstunden benutzt werden,

welche bei der gewöhnlich späten Eßstunde glücklicherweiſe lang waren. So fuhr ich den nächſten Morgen mit dem Duca di Serra di Falco in Begleitung des Doctor Kähne zuerſt nach dem Muſeo der Akademie der Wiſſenſchaften, auf Waſiliewski-Oſtroff gelegen, wo ſich ebenfalls die Börſe, die Univerſität, die Akademie der Künſte und andere Staatsgebäude befinden.

Man iſt gewöhnt, die Kaiſerin Catharina II als die eigentliche und einzige Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte zu bezeichnen, und Peter den Großen nur als mächtigen Krieger und Reformator in allem was bei einer Regierung in die Augen ſpringt, ſich zu denken, daß man öfters ganz überſieht, was er, ſich wohl bewußt daß das gründliche Studium der Wiſſenſchaften erſt den wahren Praktiker bildet, auch für die Wiſſenſchaften im Allgemeinen gethan. So verdankt ihm die

Akademie der Wiſſenſchaften ihre Entſtehung, und da er bald darauf der Natur den Tribut zollte und ſeine Gemahlin Catharina in alle ſeine Pläne einging, ſo unterbrach nichts die vollkommene Ausführung derſelben, und ſo unterſcheidet ſich die Akademie der Wiſſenſchaften, beſtehend unter einem Präſidenten und Vice-Präſidenten, aus ein und zwanzig inländiſchen und vielen auswärtigen Mitgliedern nebſt zehn Adjuncten, durch nichts von anderen Akademien, ſondern iſt, wie dieſe, den phyſikaliſchen, mathematiſchen, naturhiſtoriſchen und philoſophiſchen Forſchungen gewidmet. Ihr jetziger Präſident iſt der Herzog von Leuchtenberg. Ich übergehe die Beſchreibung der verſchiedenen Sammlungen, zu welchen wir geführt wurden, und hebe nur diejenige der in Sibirien gefundenen höchſt merkwürdigen Gefäße und Zierathen hervor, von denen man ſchwerlich nachweiſen kann, welcher Zeit ſie

eigentlich angehören, dagegen ich ein ſilbernes Trinkgefäß nicht zu erwähnen unterlaſſen will, das in Geſtalt eines Widderkopfes mit kurzen Hörnern genau einem anderen gleicht, was ich einige Jahre früher zu Neapel in Thon beim engliſchen Geſandten Herrn Temple geſehen, und das, wenn ich nicht irre, in der Umgegend von Rom ausgegraben war. Wenn aber in einer ſolchen Entfernung, als Italien von Sibirien iſt, ähnliche Gegenſtände aufgefunden werden, ſo kann man ſich gewiß von neuem davon überzeugt halten, wie viel uns noch in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht von der früheren Geſchichte der Welt fehlen muß, um ſich dergleichen genügend und vollſtändig erklären zu können.

Außer den Sammlungen, wohin ich beſonders das zoologiſche Kabinet rechne, das ein Schüler unſeres Lichtenſteins jetzt von neuem in Ordnung bringt, intereſſirte mich noch ein

Boot, das Peter der Große ſelbſt erbaut hatte, und ebenfalls von ihm ſehr künſtlich gedrechſelte Sachen, im Vorübergehn endlich des Czars eigene Statue in Wachs, die ſich früher bewegte, vor der eine hohe Dame ſich aber einſt ſo erſchrak, daß aus Furcht vor etwas ähnlichem der Pſeudo-Czar ſeine Bewegungen eingeſtellt hat.

Zu Petersburg und in deſſen Umgebung bleibt natürlich das Andenken an den großen Monarchen immer wach, denn bei jedem Schritte den man thut, wird man unwillkürlich an ihn erinnert; aber dieſen Morgen ſollte es ganz beſonders der Fall ſein, denn von der Akademie aus ging die Fahrt nach der Feſtung, auf welcher ſich die vom Czar angefangene und von der Kaiſerin Anna vollendete Kathedrale von St. Peter und Paul befindet. Es war im Augenblicke als wir hinein traten Gottesdienſt, indeſſen hinderte er uns nicht,

die in den Gewölben befindlichen Särge, zuvörderſt Peters des Großen ſelbſt, und ſämmtlicher ihm folgenden Kaiſer und Kaiſerinnen und der anderen Familienglieder zu beſchauen, deren Andenken den Ruſſen mehr oder minder heilig iſt. Denn alle Schwachheiten der Menſchen werden vergeſſen, ſobald ſie etwas tüchtiges, gediegenes hinterlaſſen, und hat ſich Rußland ſeit Peter dem Großen immer mehr und mehr gehoben, und nimmt es jetzt ein ſo bedeutendes Gewicht in der europäiſchen Wagſchaale ein, ſo können wir nicht leugnen, daß mehr oder minder alle ihm folgenden Souverains, ſie ſeien männlichen oder weiblichen Geſchlechts, auf der Grundbaſis, welche er gelegt, fortgearbeitet und es auf den breiten Gipfel gebracht haben, den es jetzt einnimmt.

Beim Herausgehen aus der Kirche konnte ich nicht umhin, noch einmal den Thurm anzuſchauen, auf deſſen ſich in die Lüfte erhebender

Spitze man ein goldenes Kreuz von ſechs und funfzig Fuß Höhe erblickt, deſſen Wiedervergoldung durch einen Ruſſen, Namens Teluſchin, auf die gefährlichſte aber minder koſtbare Art, als es ſonſt geſchehen wäre, zu Stande kam.

Obgleich ich mich nicht im Stande fühle, genau wieder zu geben, wie dieſes geſchehen, ſo kann ich doch dabei nicht unerwähnt laſſen, daß ruſſiſche Zimmerleute und Maurer gewiß die geſchickteſten, wohlfeilſten und unerſchrockenſten Arbeiter ſind. Ich ſage: die wohlfeilſten, denn ein ruſſiſcher Zimmermann, wie ich ſelbſt auf dem Hofe meines Hotels bemerkt, wo gebaut ward, hat nichts weiter als eine ſcharfe Hacke, womit er ein Brett zerſchneidet, es völlig rein arbeitet und dann auch zurecht legt, wozu ein anderer Sägen, Meißel und Raspel gebrauchen würde. Aber eben ſo merkwürdig als dieſes iſt die Verach-

tung aller Gefahr, die unbegreifliche Sorglosigkeit zu bewundern, womit der Ruſſe unter andern den faſt immer im Frühjahre nöthigen Putz der Häuſer vollzieht. Denn an einem einzigen langen, unten in einem Stücke Holz nothdürftig befeſtigten Balken, an dem in einer Entfernung von etwa einem Fuße Tritte angebracht ſind, welche an jeder Seite nur etwa ſechs Zoll haben, ſchwingt ſich der Arbeitsmann in die Höhe, wo er auf ein am Balken ebenfalls nothdürftig befeſtigtes kleines Brett ſich niederläßt und ſo ſeine Arbeit beginnt. Jetzt ſäße er, aber ſoll die Arbeit weiter auf der Seite fortgeführt werden, ſo wird der Maurer ſich nicht die Zeit laſſen, hinunter zu ſteigen, ſondern mit dem Fuße gegen die Wand ſich ſtemmend umklammert er den Balken und wirft ihn eine Strecke weiter gegen die neu anzuſtreichende Fläche, worauf die unten ſtehenden Gehülfen ihn heben und auf einem anderen Fleck wieder feſt

ſtecken, ſo daß für einen Augenblick, während der oben und unten nicht zu gleicher Zeit ſtatt' findenden Operation für ihn immer die größte Gefahr iſt, mit dem Balken zuſammen zu fallen und zerſchmettert zu werden. In Rußland giebt es viel fremde Handwerker und Künſtler, daß ſich aber Maurer dort einfinden würden, von denen man ſchon bei uns ſprüchwörtlich ſagt, daß man für jeden Tropfen Schweiß einen Dukaten bieten könne und ſelten in die Verlegenheit kommen werde ihn zu bezahlen, muß ich wohl mit Recht bezweifeln.

Nicht weit von der Feſtung, hart an der Newa, hatte ſich Peter der Große, um ſeine Bauten ſtets zu inſpiciren, ein hölzernes kleines Haus gebaut, das zwei Zimmer, eine Art Flur und eine Küche enthielt. Sein Aeußeres ward nach Art holländiſcher Häuſer, Ziegeln gleich, angeſtrichen. Nicht weit davon ſtand Menſchikoff's Haus in einem ähnlichen Style,

beſtimmt zum Empfange der Geſandten. Wer nun Moskau geſehen und die großartigen Wohnungen der Czare kennt, muß, wenn er dieſes Duodezhäuschen ſieht und wohl die feſten, dauerhaften Mobilien, aber alles auf das Nothwendigſte beſchränkt erblickt, er möge es anſtellen wie er will, Hochachtung vor dem Fürſten bekommen, der nichts von eigentlicher Bequemlichkeit kannte, ſobald es hieß, ſeinen Zweck zu erreichen. Denn dies war für lange Zeit das einzige kaiſerliche Schloß zu St. Petersburg, das Catharina II, um es als ein Heiligthum zu bewahren, zuerſt mit einer ſteinernen Mauer umgab. Ein Heiligenbild, das den Czar in jede Bataille begleitete, das Modell eines kleinen Schiffes und ein Stuhl, letztere beide Stücke von ihm ſelbſt gearbeitet, ſind noch der Bemerkung werth. Ein kleiner freundlicher Garten umgiebt das Ganze.

Mit der Beſichtigung dieſes Hauſes beſchloſſen wir unſeren Morgen.

Ein großes Diner beim öſterreichiſchen Botſchafter folgte unſerer Excurſion und am Abend ein Ball, gegeben von der ſogenannten Aſſemblee des Adels, wozu aber auch die erſte Kaufmannsgilde gerechnet wird, von welcher letzteren die Männer, wenn auch nicht im Kaffetan doch in einem langen Ueberrocke erſcheinen. Der Adelsmarſchall ſteht an der Spitze, von ihm gehen die Einladungen aus, und da die kaiſerliche Familie dort oft zu erſcheinen pflegt, ſo zeigt man ſich nicht anders als in Uniform*).

Das Gebäude iſt groß, geräumig und faßt oft gewiß über tauſend Perſonen; der Tanzſaal, um den eine etwas erhöhete Gallerie läuft, iſt mit weißem Marmor und vielem

*) Siehe über den Adelsmarſchall und den Adel die 1te Abtheilung des zweiten Theils.

Golde geziert und eben ſo geſchmackvoll und reich ſind die daran ſtoßenden Zimmer. Mit Ausnahme der Kaiſerin erſchien die ganze kaiſerliche Familie, und die Tänze fanden in gewohnter Ordnung ſtatt, aber meine Aufführung war nicht in der Ordnung, denn ich verließ als Schuldner um eilf Uhr die Geſellſchaft. Gleich beim Eintritte war mir nämlich von einem der die Aufſicht führenden Herren ſehr verbindlich mitgetheilt, daß in einem der Zimmer, was er mir bezeichnete, die Erfriſchungen für das diplomatiſche Corps und für die Fremden zu finden wären. Ich hielt alſo die Bezeichnung des Zimmers für eine beſondere Artigkeit, um mich nicht mit vielen anderen an das gemeinſchaftliche Buffet zu drängen; als ich indeſſen einen Augenblick dem letzteren in der Nähe ſtand, ließ ich mir ein Glas Gefrornes reichen, verzehrte es in aller Gemüthsruhe und entfernte mich dann wieder, um in den

Saal zu gehen, als ein junger Menſch folgend mir auf ruſſiſch zuſprach. Mit Achſelzucken gab ich ihm meine Unkunde der ruſſiſchen Sprache zu verſtehen, worauf er mich höchſt verwundert anſah, im fortwährenden rückblickenden Staunen mich verließ, und erſt des anderen Tages erfuhr ich, daß auf dieſem Balle die Erfriſchungen ſtets bezahlt werden, und nur für das diplomatiſche Corps und die Fremden eine Ausnahme gemacht wird, wofür ihnen das ſo eben erwähnte beſondere Zimmer angewieſen war. Und ſo habe ich wohl Recht zu ſagen, daß ich als Schuldner die Aſſemblee verließ.

Des anderen Tages fuhr ich in Geſellſchaft nach den Inſeln. Es war der Namenstag der nunmehrigen Kronprinzeſſin von Würtemberg, der jährlich mit Muſik im Freien und einem Feuerwerk zum Beſchluß feſtlich begangen wird. Wagen, Reiter, Fuß-

gänger ſah man in Maſſen, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in anderen Ländern, alles aber in jener nördlichen Ruhe, gerade wie bei uns, wo man ſogar die Frauen in den öffentlichen Etabliſſements mit dem Strickſtrumpfe ſchweigend vor der Kaffeekanne und einigem Zwieback ſitzen ſieht und nur wenige Laute ihrem Munde entfahren, in welchen deſto mehr Materielles hineingeht. Gewohnt hieran, wunderte mich die Ruhe und Stille gar nicht, und, aufrichtig geſprochen, habe ich ſelbſt in ſüdlicheren Ländern auf öffentlichen Spaziergängen nicht viel mehr Leben gefunden, denn die Meiſten gehen auch da mit ihrer Familie ſpazieren, und was hat ſich wohl eine Familie, die ſich gegenſeitig den ganzen Tag auszuſprechen genügende Zeit hat, noch beſonders auf der Promenade mitzutheilen, ſondern es iſt hinreichend, die Bekannten zu begrüßen und dann weiter zu gehen.

Intereſſanter daher als dieſe Promenade, weil ſie nur die Wiederholung aller ähnlichen in großen Städten iſt, war mir des anderen Tages die Beſichtigung des ſo bekannten und berühmten Marmorpalais, das von Catharina im Jahre 1770 erbaut worden, und nach manchem Wechſel der Beſtimmung jetzt zur Reſidenz für den Großfürſten Conſtantin eingerichtet wird.

Von den feſteſten Steinen Finnlands errichtet, mit einer prächtigen Façade nach der Newa zu mit zwei Balkons, deren Geländer ſo wie alle Einfaſſungen der Fenſter von vergoldetem Kupfer ſind, bietet es trotz der Pracht der Architektur, geſchaffen durch einen Italiener, Rinaldi, dennoch einen finſtern Anblick dar, da die Farbe des Steines dunkelroth, beinahe braun zu nennen iſt.

Im Innern angelangt, kann man nicht umhin, die Treppen und die Eintheilung der Zimmer wohl ſchön, aber die Verzierungen nicht

gerade brillant im Vergleiche mit früher oder ſpäter eingerichteten Palläſten zu nennen, da alles aus jener Zeit herrührt, wo der Uebergang vom Rococco zum griechiſchen Style, durch die Entdeckungen von Pompeji aufgeregt, eintrat, denn man wollte Pracht mit Einfachheit verbinden, was gewiſſermaßen einen Widerſpruch bildet, daher wohl Seide, wohl Boiſerien, wohl Gold, aber alles nach einem gewiſſen dürftigen Zuſchnitt zu finden war, dagegen hinreichend Malereien von griechiſchen Gottheiten, tanzenden Horen, ſtrenge nach den pompejaniſchen Gemälden genommen, oder Köpfe von griechiſchen Weltweiſen angetroffen wurden, und zierliche Tiſche und ſchmale Sophas, auf denen man nur beſchwerlich ſitzen konnte, das Ameublement vollendeten.

Ungefähr ſo war der Geſchmack der Zeit in der Mitte der ſiebenziger Jahre des letzten Jahrhunderts, und ein Vorſpiel des völlig

ausgearteten Geſchmacks im Anfange des jetzigen, wo oft die prächtigſten ſeidenen und ſelbſt Tapeten von Drap d'or um nichts und wieder nichts von den Wänden herabgeriſſen wurden, um dem Papier Platz zu machen, und wo, wenn man doch wieder ſich eines anderen Stoffes bedienen wollte, die Seide oder Muſſelin auf der Wand gleichſam aufgehangen ward, dunkele Marmorlampen die Kabinette ſpärlich erhelleten, und eine Chaiſe longue oder a l'Agrippine, wie man ſie nannte, der Wirthin des Hauſes die Gelegenheit gab, bei wirklichem oder fingirtem Unwohlſein ſich den Gäſten in graziös liegender Stellung zu zeigen und ſo ihr Bedauern anzunehmen. Dieſer letztere ganz verderbte Geſchmack, de l'Empire in Frankreich genannt, iſt nun dahin und wird wahrſcheinlich ſo bald nicht wieder aufleben, wenn nicht die Liebe des Menſchen zur Veränderung uns auf ihn einmal zurückführen ſollte.

Das Marmorpalais beſitzt in dieſem Augenblick noch, zuerſt eine prächtige Sammlung geſchnittener Steine, darunter den berühmten ſehr großen Onyx, Ptolemäus und ſeine Gemahlin darſtellend, ferner eine Maſſe von Münzen, namentlich ruſſiſchen, von den älteſten Zeiten her, da ſie noch in bloßen Stangen Silber beſtanden, und die Bibliothek, vorzüglich eine Menge Manuſcripte von und an Voltaire und Diderot, beſonders des erſteren, wo ich nur im ſehr flüchtigen Ueberblick ein Schreiben Voltaires von Potsdam aus, an Madame Denis fand, worin er ihr ſeinen Aufenthalt als höchſt reizend ſchildert und ſie zu bewegen ſucht ihm bald dahin zu folgen.

Die Hitze hatte jetzt, wir ſtanden am Ende des Monats Juli, ſo unglaublich zugenommen, daß, bei den großen Entfernungen, von Gehen ſo zu ſagen nicht mehr die Rede war, ſondern alle Beſichtigungen zu Wagen abgemacht wer-

den mußten. So fuhr ich denn am nächsten Morgen zuerst nach der Kirche von Smolnoi oder der Kirche des Erlösers, angefangen von der Kaiserin Elisabeth, nachdem sie einen ihr gehörigen Pallast abzutragen befohlen, deren Inneres aber erst unter dem Kaiser Nicolaus, so wie wir es jetzt sehen, mit großer Pracht und Geschmack vollendet worden ist. Die Kirche ist dem Andenken der Kaiserin Marie gewidmet, welche siebenzehn Erziehungsanstalten vorstand, von denen die größte und wichtigste, von der ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde, mit dieser Kirche verbunden ist. Für jetzt kann ich daher nur erstlich des Aeußeren dieser im schönsten Style erbauten Kirche und der in einiger Entfernung befindlichen Erziehungs-Anstalt erwähnen. Fast alle russischen Kirchen haben bekanntlich einen Thurm in der Mitte, der von vier kleineren Thürmen umgeben ist,

worüber bei einer ähnlichen Veränderung in einer anderen Reſidenz ein Witzling ſich' einſt äußerte, daß Mama Thurm von einigen kleinen Thürmchen zugleich entbunden ſei. Dieſe Thürme haben nun gewöhnlich eine Bedachung von grün angeſtrichenem Eiſenblech, zuweilen noch mit goldenen Zierathen, und nehmen ſich über den weißen Mauern der Kirche höchſt maleriſch aus, und eine ſolche Thurmbekleidung kömmt, zum wenigſten in den entfernteren Provinzen, ein Drittheil wohlfeiler zu ſtehen, als es hier zu Berlin mit unſerem Eiſenblech der Fall ſein würde. Ueber die Behandlung des Eiſenblechs ſiehe die Beilage Nr. 2.

So weit was die Dächer von Eiſenblech im Ganzen betrifft. Bei der Kirche von Smolnoi indeſſen findet ſich das Auge höchſt angenehm überraſcht, wenn es dieſe Thürme nicht grün, ſondern blau mit goldenen Sternen beſtreuet erblickt, was ihnen eine überaus reizende

Decke giebt, deren Höhe vielleicht zwei Drittheil des ganzen Gebäudes ausmacht.

In gleichen Verhältniſſen zum ſchönen Aeußeren iſt das Innere der Kirche, ganz in weißem Marmor-Stuck mit hohen Säulen in der mittleren Ründung und einer prächtigen Baluſtrade von ciſelirtem Kriſtal, in Rußland gearbeitet, während der Hintergrund, d. h. die drei Thüren und die Wand, auf beiden Seiten reich in Gold verziert ſind, das nur da verſchwindet, wo die Heiligenbilder ſich deſſen Stelle angeeignet haben.

Die Kirche Smolnoi liegt am Ende von Petersburg die Newa hinauf, dort wo ſie eine Krümmung hat, und es war uns daher ein leichtes, noch bei der Rückfahrt den tauriſchen Pallaſt, ebenfalls nicht weit von der Newa gelegen, zu beſichtigen.

Wer hat nicht ſchon in ſeiner Jugend von dem prächtigen Feſte gehört und geleſen, das

Potemkin der Taurier hier ſeiner Gebieterin und Wohlthäterin gab, nachdem er auf ſumpfigem Boden der Natur Meiſter geworden, den Pallaſt vollendet und, nicht zufrieden einen ſchönen engliſchen Park angelegt zu haben, noch einen Wintergarten ſchuf, der mit dem, gewiſſermaßen für ein Privathaus, größten aller nur vorhandenen Säle, ganz in Weiß mit Gold, verbunden iſt, während ſich in den Zimmern der völlige Uebergang (denn der Pallaſt wurde im Anfange der Neunziger gebaut) zum pompejaniſchen Style kund giebt.

Dieſer Pallaſt hat übrigens manchen Wechſel erfahren, denn während er zu Catharina's Zeiten die glänzendſte Geſellſchaft in ſich faßte, ward er unter Paul, bei ſeinem Haſſe gegen ſo vieles was zur Zeit ſeiner ihn ebenfalls nicht ſehr bevorzugenden Mutter geſchaffen war, zur Kaſerne umgeſtaltet und erſt ſpäterhin wieder ſo eingerichtet, daß ihn mehrere der Groß-

fürſten haben bewohnen können. In dieſem Augenblick iſt er eine Art Muſeum, namentlich für Sculptur, denn er enthält die ſeltenſten und ſchönſten Statuen, unter denen ich nur den Telesphoros oder Regengott und den Alektryonophoros oder Hahnenträger erwähnen will, die wohl nur in wenigen Muſeen anzutreffen ſind.

Mit Ausnahme des Winterpallaſtes, vor dem ſich alle anderen Palläſte in und um Petersburg beugen müſſen, wenn das Bild eines ſich beugenden Pallaſtes Anwendung finden könnte, giebt es indeſſen wohl keinen, von dem mehr geſprochen und deſſen prachtvoller Bau und innere Einrichtung mehr die Bewunderung der Reiſenden erregt hätte als das Schloß von Sarskoe-Selo, vier und zwanzig Werſte von Petersburg, mitten in deſſen ſumpfiger Umgebung gelegen, wohin man früher zu Wagen beim Schloſſe von Tſchesme,

dann beim Hügel von Pulkowa, dem berühmten Observatorio vorbei, sich begab. Neuere Erfindungen haben aber die Straße geändert, und so läuft eine Eisenbahn nach Sarskoe-Selo und weiter bis zum Schlosse Pawlosk, so daß man in einem Tage beide Schlösser und ihre Gärten mit aller Bequemlichkeit sehen kann. Aber zu Sarskoe-Selo befindet sich noch unter der Oberaufsicht des schon erwähnten Herrn Gilles in einem besonderen Hause ein höchst merkwürdiges Arsenal, wohin mich Herr Gilles mit großer Zuvorkommenheit zu begleiten mir vorgeschlagen, in dessen Gesellschaft ich mich also zum Bahnhofe der bis jetzt noch einzigen Eisenbahn in den alt-russischen Provinzen eines Morgens begab. Nebenbei will ich nur bemerken, daß mit vielem Eifer an der Eisenbahn nach Moskau gearbeitet wird, welche man in zwei Jahren vollendet zu sehen glaubt, und die sehr hoch angelegt sein soll, aus dem

Grunde, daß beim Schneetreiben der Schnee sich wohl in Massen dagegen, aber nicht darauf legen könne.

Zum erstenmal erblickte ich nun hier nicht die gewohnte Pracht der russischen Einrichtungen, denn von solchen bequemen, gut gepolsterten und schön verzierten Wägen als auf unseren Eisenbahnen, zum wenigsten der ersten Klasse, war nichts zu sehen, überdies saßen stets acht Personen zusammen, und über die Lehne weg war die Wand offen und man konnte in den nächsten Wagen schauen. Jedoch ging es ziemlich rasch, eine Eisenbahn kennt einmal keine Distancen, und so waren wir bald in Saroskoe-Selo angekommen, wo breite reinliche Straßen mit hübschen Häusern uns aufnahmen. Eine bereit stehende Droschke ward bestiegen und in den Park hinein gefahren, dessen Gänge wiederum mit einer Sorgsamkeit und Reinlichkeit gehalten waren, worin andere Gärten ihnen wohl gleich kommen mögen,

aber sie durch nichts übertreffen können, und so waren wir bald beim Arsenale, das in sehr gefälliger Form mitten im Parke liegt, angekommen, und die Besichtigung begann.

Gewöhnlich denkt man sich unter dem Namen Arsenal den Vorrath an neueren Waffen für die Armee, dem vielleicht einige aus früheren Zeiten beigefügt sind, und in so fern hat man meist ein Arsenal, wo immer tausende von Waffen einer und derselben Gattung liegen, bald übersehen. Ganz etwas anderes und einer genaueren Besichtigung werth ist aber das Arsenal von Sarskoe-Selo, denn hier findet man die Rüstungen aller Völker, vorzüglich aber der asiatischen und aller Zeiten, und in so fern ist diese Sammlung wohl die allerseltenste, und Niemand, der nach Petersburg kommt, lasse sie unbesucht. Es kann schwerlich mit Billigkeit von mir verlangt werden, die verschiedenen Waffen und Rüstungen

näher zu beſchreiben, auch das beſte Gedächtniß möchte da auf Hinderniſſe ſtoßen, aber einige Seltenheiten will ich nicht unberührt laſſen, denn unter anderen ſieht man hier die Rüſtung, vierzig Pfund ſchwer, welche der Kaiſer Nicolaus bei einem zu Petersburg veranſtalteten Turniere, ich weiß nicht in welchem Jahre, ohne beſondere Mühe getragen, während andere hohe Herren Wochen lang nachher noch die Folgen der Bürde gefühlt. Ferner ſieht man zwei prächtige ſammetne mit Diamanten geſtickte Satteldecken, beides Geſchenke des Sultans an den Kaiſer, einmal nach dem Frieden von Adrianopel und das andere Mal nach Beendigung des Krieges mit dem Vice-Könige von Egypten. Aber auch Torturinſtrumente fand ich vor, wie deren im Tower zu London eine bedeutende Sammlung gezeigt wird, die nach Vernichtung der unüberwindlichen Flotte auf derſelben für

die zu peinigenden Engländer gefunden wurden, eine Sammlung, die aber vielleicht keine ſo ſonderbarer Art enthält, als in dieſem Muſeo anzutreffen iſt. Denn viele meiner geneigten Leſer ſind vielleicht große Liebhaber von Früchten, namentlich von Aepfeln und Birnen, aber was würden ſie ſagen, wenn man ſie mit einer ſogenannten Poire d'angoiſſe (Angſt- oder Peinbirne) regaliren wollte. Denn dieſe Birne von Eiſen muß der zu Quälende in ſeinen Mund ſtecken und mit einem Druck öffnet ihn eine Feder von allen Seiten in einer ſolchen Weite, daß auch der kleinſte und ſchönſte Mund zu einem Rieſenmaule wird, und wahrſcheinlich nachher ſo bleibt.

Indeſſen hatte während der Beſichtigung aller dieſer Seltenheiten ſich ein ſtarkes Gewitter, es ſcheint für Sarskoe-Selo allein, denn in Petersburg war kein Tropfen Regen gefallen, über unſere Köpfe entladen, und der

heftigſte Regen verhinderte, ſelbſt als er wieder etwas nachgelaſſen, allen und jeden Spaziergang im Park, und eben ſo verfloß im Warten auf beſſeres Wetter, denn wir hatten den Wagen fortfahren laſſen, die Zeit um uns nach Pawlosk zu begeben. Ich mußte mich alſo für dieſen Tag mit Beſichtigung des Schloſſes von Saroſkoe-Selo begnügen. Indeſſen liegt auf dem Wege dahin noch der Pallaſt Alexander mit einer ſchönen Colonnade, welche beide Flügel mit dem Schloſſe von Saroſkoe-Selo verbindet und den ich mir beſah. Hier pflegt das kaiſerliche Ehepaar öfters zu wohnen, aber auch hier hatte es den letzten unbeſchreiblichen Verluſt einer geliebten Tochter zu erdulden, deren Sterbezimmer in eine Kapelle umgewandelt worden, wo ſich ein wunderſchön gearbeitetes Gefäß mit Blättern in gediegenem Silber befindet, welches das Offizier-Corps ihres Regiments für dieſe Kapelle zur Erin-

nerung hat anfertigen laſſen und die Erlaubniß erhalten es dort aufzuſtellen.

Bald darauf ſtand ich vor dem eigentlichen Schloſſe und war, wenn auch nicht überraſcht, denn ich hatte mir immer Saroſoe-Selo höchſt bedeutend gedacht, jedoch wahrhaft belohnt, denn ich fand was ich erwartet, und ſah mich in nichts getäuſcht.

Saroſoe-Selo war zuerſt ein Meierhof, den Peter der Große im Jahre 1708 ſeiner Gemahlin ſchenkte, welche dort einige hölzerne Häuſer und eine Kirche bauen ließ, und erſt 1718 ward der mittlere Theil des Schloſſes, d. h. neun Fenſter deſſelben, wie wir ihn jetzt ſehen, gebaut. Dieſem urſprünglichen Bauplane ſind nun mehr oder minder alle folgenden Herrſcher oder Herrſcherinnen Rußlands treu geblieben, und man erkennt in der Façade ein Ganzes, wie es nicht immer bei Schlöſſern, welche nach und nach unter

verſchiedenen Herrſchern errichtet ſind, angetroffen wird, denn das drei Etagen hohe Corps de Logis ſcheint gleich ſeinen ſehr gedehnten Flügeln von einem und demſelben Baumeiſter faſt zu gleicher Zeit erbaut zu ſein. Schon Eliſabeth beendete das Corps de Logis, und zwar in ſolcher Pracht, daß unter anderen das Dach und die Cornichen ganz golden gearbeitet waren, ſo daß, wie behauptet wird, als die Kaiſerin es eines Tages in Begleitung des franzöſiſchen Geſandten beſah, von dieſem die Frage an ſie gerichtet ward: wo ſich das Etui befände, in welchem ſolch ein Schmuckkäſtchen bewahrt werden ſolle. Die Vergoldung iſt indeſſen nicht mehr vorhanden und die Verzierungen ſind leider jetzt gelb gemalt, eine Farbe, der ich bei allen einzeln ſtehenden Gebäuden den Krieg geſchworen habe, und meinen vielleicht ſchlechten Geſchmack einmal nicht ändern kann.

Jetzt traten wir in den Pallaſt ſelbſt, bewunderten zuerſt die im Flügel gelegene, von neuem prächtig und geſchmackvoll verzierte Kapelle in blau und Gold, und gingen dann ſämmtliche Säle und Zimmer durch. Alles was nun in dieſem Schloſſe von Eliſabeths Zeiten herrührt, iſt prächtig und einer Kaiſerin würdig, und ſo ſahen wir außer der überreichen Gallerie, wo die Säulen und Täfelungen an Gold, Marmor und ſeltenen Steinen mit einander wetteifern, ein Zimmer von Lapis Lazuli, ein anders getäfelt mit Perlmutter, ein drittes ganz von chineſiſchem Lack, und ſämmtliche Meubeln dazu im Verhältniſſe gearbeitet, ja ein Zimmer, mir das merkwürdigſte unter allen, ganz mit Bernſtein ausgelegt, wie es wohl nirgends anzutreffen iſt, und das, den Memoiren der Markgräfin von Baireuth zufolge, ſich zu Monbijou in Berlin befunden hatte, Peter der Große es

ſehr bewunderte und Friedrich Wilhelm der Erſte ihm verehrt habe.

Bei aller Pracht, die daher von früheren Zeiten hier anzutreffen iſt, fällt es gewiß auf, in dem Schlafzimmer Catharinens ſchon in dieſem Schloſſe den Uebergang zum ſogenannten griechiſchen Style wiederum zu erblicken, und ſo die Symptome des griechiſchen Fiebers zu erkennen, was ſpäterhin alle Welt ergriff und Schiller in wenigen Worten ſo treffend bezeichnet, wenn er die Gallomanie das kalte, und die Gräcomanie das hitzige Fieber betitelt. Doch Gottlob dies griechiſche Fieber iſt auch vorbei, nur nicht auf unſeren Schulen, wo leider Jeder mit lateiniſch und griechiſch gewiſſermaßen vollgepfropft wird, was er nachher im praktiſchen Leben faſt nimmer gebraucht.

Ich hatte an dieſem Tage gewiß viel ſchönes und merkwürdiges geſehen, doch die Zeit meiner Excurſion war verfloſſen, und bald

der Bemerkung enthalten, daß es ein wahres Unglück ist, daß Bauwerke, gleich Gemälden und Statuen, nicht bis zum Augenblicke der Vollendung verborgen bleiben können, denn während des Baues bildet sich oft das schiefe Urtheil, es setzt sich fest, und, sei es Ueberzeugung oder Caprice, man kömmt nicht mehr davon zurück, während der Fremde späterhin den Ueberblick des Ganzen hat, und, wie ich es unglaublich oft erlebt, zum großen Staunen der Bewohner einer Stadt, da bewundert, wo sie tadelnd aufgetreten sind.

Noch an demselben Morgen besuchten wir die Werkstätte des Bildhauers Herrn Klott, eines höchst talentvollen russischen Künstlers, von dem man zu Berlin vor dem Schlosse die Pferdebändiger, jedoch viel mehr die Pferde selbst als die Menschen, bewundert, fanden ihn aber nicht zu Hause, und von

vollendeten Arbeiten nur die bronzene Statue des verſtorbenen Miniſters und berühmten Dichters Derſchawin, der ruſſiſche Pindar genannt, von tatariſchen Eltern geboren, welche beſtimmt iſt, des Dichters Geburtsort, Kaſan, zu zieren. Klott würde jedem Lande Ehre machen, aber in Rußland, wo im Ganzen die Wiſſenſchaften und freien Künſte auf einer höheren Stufe als die bildenden Künſte ſtehen, nimmt er jedenfalls den erſten Platz ein.

Faſt alle Abende hatte ich zu Petersburg dem Schauſpiele gewidmet, und Stücke und Opern in ruſſiſcher und franzöſiſcher Sprache, auch recht hübſche, von dem Corps de Ballet mit großer Aufmerkſamkeit eingeübte kleine Ballets geſehen, denn größere wurden im Augenblick nicht gegeben, aber noch nicht Gelegenheit gehabt, im Theater Michael einer deutſchen Vorſtellung beizuwohnen, die im Sommer höchſt ſelten Statt finden.

Ich fand das Haus trotz des Sommers und der großen Hitze sehr gefüllt, und glaubte mich beinahe nach Deutschland versetzt, denn auf allen Seiten erklangen die vaterländischen Laute, doch wie natürlich hauptsächlich mit jener scharfen Betonung, die schon mit dem äußersten Theil von Ostpreußen anfängt, und dann in Kurland, Liefland, besonders aber im eigentlichen Rußland noch schärfer hervortritt. Man gab die Königin von sechszehn Jahren und Strudelköpfchen; von zwei neu engagirten Mitgliedern, den Damen Bärendorf und Grawert dargestellt, und wenn die erstere in ihrer bedeutenden Rolle, mit einem sehr vortheilhaften Aeußeren ein recht natürliches ungezwungenes Spiel verband, so konnte man es der letzteren wohl ansehen (sie war erst jetzt vom Ballet zum Schauspiele übergegangen), daß die schwesterlichen Musen sich die Hand reichen und Terpsichore und Thalia es besonders be-

währen. Beide Damen ſchienen auch ſehr anzuſprechen, und mannigfaltiger Beifallruf erfolgte.

Am erſten Auguſt feierte ich ſehr im Stillen meinen, ich will das Alter verſchweigen, an Rückerinnerungen aller Art für mich bedeutungsvollen Geburtstag, bekam einige mir ſehr angenehme Beſuche, aß den Mittag bei Herrn von Rochow, und beſuchte den Abend Herrn von Ribeaupierre, deſſen Sohn plötzlich am Typhus erkrankt, in Lebensgefahr ſchwebte, wovon glücklicher Weiſe ſeine junge, ſchöne Frau, eine Tochter des verſtorbenen früheren General-Adjutanten des Kaiſers, Fürſten Trubetzki, erſt nach deſſen Wiederherſtellung etwas erfuhr.

Ein Geburtstag in vorgerückten Jahren ſtimmt uns ſtets ernſt, und wenn auf Reiſen man nicht immer, trotz der vielen Kirchen in die man tritt, dazu kommt, den eigentlichen Gottesdienſt nach unſerem Glauben mitzumachen, ſo ſäumte ich doch nicht länger, am Tage

darauf, es war ein Sonntag, die lutheriſche Kirche, Petrikirche genannt, zu beſuchen.

Es giebt in Petersburg, außer einer unglaublichen Menge von ruſſiſchen Kirchen, drei katholiſche Kirchen, acht lutheriſche, zwei reformirte, eine der mähriſchen Brüder, zwei armeniſche, in allem, wie es heißt, an Kirchen und Kapellen mehr denn zwei hundert, ohne der heimlichen und verbotenen von Sectirern zu erwähnen. Mehrere derſelben, namentlich die ſehr ſchöne katholiſche von der heiligen Catharina, die holländiſche, ebenfalls ſehr ſchöne; und eine lutheriſche Kirche zieren durch gefällige Architectur die Alexander-Newski-Perſpective. Ich begab mich in die letztere, eine Kirche von großem Umfang, in ſchöner Proportion, und bewunderte die reichen goldenen Verzierungen des Altars, der mit einem Gemälde des mit ſo vielem Recht allgemein geſchätzten

Brüloffs geſchmückt iſt. Aber der Andacht konnte ich mich weniger hingeben, denn leider paſſen ſich zu große Kirchen nicht für unſeren Gottesdienſt, bei dem die Rede des Geiſtlichen einen Haupttheil ausmacht, und da mein Platz etwas entfernt von der Kanzel war, ſo wage ich nur ſo viel zu ſagen, daß der hier angeſtellte Prediger ein Mann von Ruf ſein muß, da gerade die große Anzahl der Zuhörer mich verhinderte, einen Platz einzunehmen, wo ich der Predigt hätte mehr Aufmerkſamkeit ſchenken können.

Hierbei fühle ich mich indeſſen gedrungen, mich näher über die ſo eben erwähnten Sectirer auszulaſſen.

Die Entſtehung einer der leider bedeutendſten Secten fällt in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach des Kaiſers Peter Tode; die Decenz verbietet mir jedoch die revolutionair-myſtiſch-religiöſe Betrügerei,

welche ihr das Daſein ſoll gegeben haben, hier näher auseinander zu ſetzen. Genug, daß diejenigen, welche dieſer Secte jetzt fanatiſch anhängen, alle, und zwar die ſcheuslichſten, ſchmerzzenvollſten Mittel anwenden, um die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts zu verhindern. Vergebens ſucht das Gouvernement alle Schlupfwinkel dieſer gräßlichen Secte zu entdecken, denn die Mitglieder derſelben wiſſen oft mit der höchſten Schlauheit ſelbſt in denjenigen Häuſern, die ganz beſtimmt als die Höhlen des Verbrechens und des gemeinſchaftlichen ſogenannten Gottesdienſtes angegeben ſind, ſich zu verſtecken, ja man hat mich verſichert, daß einſt ein Haus mehrere Male ganz vergeblich durchſucht war, und erſt das dritte Mal ein Lichtſtrahl, welcher durch die Thüre eines ſchlecht gezimmerten Schrankes brach, die Stube verrieth, wo ſich die Sectirer befanden. Natürlich warten Einkerkerungen

und die härteſten Strafen der Verbrecher, doch was kann nun, frägt man ſich, ein Gouvernement gegen Fanatismus groſses ausrichten, denn gerade die Strafe iſt es oft, was der Fanatiker als Märtyrer wünſcht, und daher kann nur Abſonderung der Einzelnen von einander und Belehrung das ſeinige thun, um dergleichen Bande zu löſen, und wie verlautet, ſoll auch das Gouvernement dieſen Weg verfolgen und ſo viel wie möglich die Verbrecher vereinzeln, und dergeſtalt auf ihre Beſſerung hinwirken. Möge Gott ſein Gedeihen dazu geben, das iſt es wohl, was jedem Chriſten und moraliſch wohlwollenden Menſchen vor allem am Herzen liegt.

Wenn ich hier nur der Seltenheit der Erſcheinung wegen, mich über die Entſtehung und ſcheuslichen Gebräuche dieſer Secte beſonders ausgelaſſen habe, ſo kann ich doch nicht umhin, wenn auch nur oberflächlich, folgende drei Secten zu berühren:

1. die Morelschiki, oder die sich völlig oder theilweise Aufopfernden, welche unter wilden Gesängen sich verbrennen, und was man nennt die Feuertaufe erhalten.
2. die Chlistowschini, die sich Geißelnden oder Kasteienden.
3. die Sabathniki, Sabathverehrer, welche von einem Juden, Zacharias, gestiftet und das Wort Moses für göttlich halten, auf einen indischen Messias hoffen, aber nicht an die Auferstehung glauben, und von dem jüdischen Glauben selbst vielleicht nur in wenigen Stücken abweichen. *)

Durch kaufmännische Empfehlungen hatte ich die Bekanntschaft des Herrn von Gasser, eines der ersten Banquiers der Hauptstadt gemacht, welcher mich an einem Sonntage in seinem auf den Inseln gelegenen Landhause

*) Siehe über diese Materie von Haxthausen Studien Th. I, Cap. XII.

zum Diner einlud, und mich dort ſeiner ganzen Familie vorſtellte, die mich ſehr verbindlich empfing. Nach Tiſche war ein Boot mit acht kaiſerlichen Ruderern beſtellt, denen die Erlaubniß gewährt iſt, auch ganze Geſellſchaften darin aufzunehmen. Der Abend war köſtlich, das Waſſer ſtill, die Geſellſchaft anfangs ſehr munter, ward aber, wie ich es, ſo lange ich lebe, bei Waſſerfahrten gefunden, als die Nacht näher und näher kam, auch einſylbiger, denn ein heiterer ſternenheller Himmel, das leiſe Plätſchern der Ruderer, die Ruhe in der Umgebung, nur durch entferntes Geräuſch vom Ufer unterbrochen, laden uns ſtets zur Schwermuth ein, und entweder ſind wir glücklich in der Gegenwart, oder wir denken an verfloſſenes Glück; in beiden Fällen werden wir eintöniger und ſelbſt der mit ſolchen Gefühlen Unbekannte wird, wann er redet, ohne es zu wollen, ſeine Stimme mäßigen.

Erſt bei tiefer Finſterniß kehrten wir, nachdem wir die ganze Inſel umſchifft, an den Landungsplatz zurück, worauf ich mich meinen freundlichen Wirthen empfahl und bald wieder im Hotel Napoleon angelangt war.

Am nächſten Tage ſollte in der Umgebung von Peterhof das letzte der Feſte der Mitglieder der kaiſerlichen Familie zu Ehren der Neuvermählten gegeben werden, wozu das ganze diplomatiſche Corps wiederum eingeladen war. Und dieſes war ein Ball und Souper, welchen der Herzog und die Herzogin von Leuchtenberg auf ihrer an dem Wege nach Oranienbaum gelegenen Villa zu veranſtalten gedachten. Um zwölf Uhr Mittags beſtieg ich daher das Dampfboot, auf dem ich aber nur wenige Menſchen antraf, weil die Meiſten ſich gewöhnlich auf dem Regierungs-Dampfboote aus ſehr überwiegenden natürlichen Gründen einzuſchiffen vorziehen, mich indeſſen die

innerliche Zufriedenheit eines jungen Cadetten ſehr erfreuete, der, als wir landeten, mich verſicherte, daß dies ſeine erſte Seereiſe geweſen ſei. „O glückliche Jugend,“ dachte ich, „die noch aus allem Honig ſaugt, wo der Aeltere mit Gleichgültigkeit kalt vorüber zieht, oder wohl gar herbe Erfahrungen macht.“

Meine Wohnung hatte ich wiederum im Engliſchen Hauſe zuſammen mit dem diplomatiſchen Corps angewieſen erhalten. Unſer Diner machten wir in Gemeinſchaft, und um halb acht Uhr ſtanden die Wagen bereit, welche uns für den Ball aufnahmen. Die ſchöne liebenswürdige, lebensfrohe Großfürſtin, die ich bei dem mehrmaligen Aufenthalte der Kaiſerin zu Berlin früher immer in ihrer Nähe geſehn und hochgeſchätzt, war ſeitdem an einen edlen Fürſten glücklich verheirathet, und hatte wohl in ihrem Eheſtande bei weitem mehr Glück als Mißgeſchick erfahren, und daher war

auch ihre gute Laune dieſelbe geblieben; ſo fühlte man ſich hier doppelt angezogen, da eine junge Wirthin ſich immer ſchön macht und da man überzeugt war, daß ihre und ihres Gemahles Freundlichkeit auch von Herzen kamen. *)

Das Innere der Villa iſt mit aller nur möglichen Eleganz eingerichtet, aber ein großer Vorzug derſelben vor anderen iſt eine breite, mit dem Hauſe zuſammenhängende Terraſſe, zumal an einem ruhigen ſchönen Abend, auf welcher dieſes Mal, bis zu eintretender Finſterniß, getanzt werden konnte, wodurch das ganze Feſt ein wahrhaft ländliches Anſehn bekam. Auch der

*) Leider iſt dieſes Glück ſeitdem durch ernſtes Unwohlſein des Herzogs von Leuchtenberg für eine Zeitlang unterbrochen worden, da derſelbe ſich vor wenigen Monaten zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach Madeira hat einſchiffen müſſen. Madeira hat ſo manchem viel Kränkeren neue Lebenskraft gegeben, warum ſollte es nicht der Fall beim Herzog ſein, deſſen Krankheit, allen Berichten zufolge, erſt im Entſtehen iſt.

Kaiſer und die Kaiſerin ſchienen ſehr heiter zu ſeyn, und letztere hatte ſich ganz allein an einen Theetiſch geſetzt, wobei ich die Taſſe Thee, welche ſie mir eigenhändig im Scherze zu reichen die Güte hatte, nicht unerwähnt laſſen kann. Man ſoll zwar ſo wenig wie möglich, bei Memoiren oder Reiſen ſeiner ſelbſt erwähnen, wenn es aber die Charakteriſtik einer ſo bedeutenden hohen Frau betrifft, ſo glaube ich, iſt die Beſcheidenheit übel angebracht.

Ein Souper an verſchiedenen Tiſchen unterbrach wie immer den Ball, der nachher noch mehrere Stunden nur mit erneuerten Kräften und wiederkehrender Luſt fortgeſetzt ward.

Des anderen Tages fuhr ich auf dem, im Gegenſatze zur Reiſe Tages vorher, beinahe überfüllten Regierungsdampfboote, nach Petersburg zurück.

Beilage I.

CÉRÉMONIAL

APPROUVÉ PAR

SA MAJESTÉ L'EMPEREUR

POUR LE MARIAGE DE SON ALTESSE IMPÉRIALE
MADAME LA GRANDE-DUCHESSE

OLGA NICOLAIEVNA

AVEC

SON ALTESSE ROYALE MONSEIGNEUR LE
PRINCE ROYAL DE WURTEMBERG.

Le premier de juillet, une salve de cinq coups de canon, tirée à 8 heures du matin, annoncera que le mariage de SON ALTESSE IMPÉRIALE Madame la Grande-Duchesse Olga Nicolaïevna, avec Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Royal de Wurtemberg, sera célébré dans cette journée.

A midi et demi, les membres du Saint-Synode et du Haut Clergé, le Conseil de l'Empire, la Cour et les personnes de distinction des deux sexes, les ambassadeurs et ministres étrangers, les généraux, les officiers de tous grades de la garde, les officiers supérieurs des armées de terre et de mer, et toutes les personnes présentées à la Cour, se réuniront au Palais de Péterhoff, les dames en costume russe et les cavaliers en grand uniforme.

Les membres du Saint-Synode et le Conseil de l'Empire, seront, ainsi que le Corps Diplomatique, introduits dans la chapelle avant l'arrivée de la FAMILLE IMPÉRIALE.

Lorsque les dames d'honneur, appelées pour assister l'AUGUSTE FIANCÉE à sa toilette, auront rempli cette fonction et seront sor-

ties des appartements intérieurs, un maître des cérémonies en avertira l'Auguste Fiancé et Le conduira jusqu'à ces appartements.

Dans cette journée l'Auguste Fiancée portera une couronne, et sera revêtue d'un manteau de velours ponceau doublé d'hermine, à longue traîne, qui sera soutenu de côté par quatre Chambellans, et au bout par le Dignitaire en fonctions d'écuyer de SON ALTESSE IMPÉRIALE.

LEURS MAJESTÉS L'EMPEREUR et L'IMPÉRATRICE et tous les Augustes Membres de la FAMILLE IMPÉRIALE SE rendront, dans l'ordre suivant, des appartements intérieurs à la Chapelle:

I.

Les fourriers de la Cour et les fourriers de la chambre de SA MAJESTÉ L'EMPEREUR.

II.

Les Maîtres des Cérémonies et le Grand-Maître des Cérémonies.

III.

Les Gentilshommes de la Chambre, les Chambellans et les autres Cavaliers de la Cour, deux à deux, les moins anciens en avant.

IV.

Les Grandes Charges de la Cour, deux à deux, les moins anciens en avant.

V.

Le Maréchal de la Cour, avec son bâton.

VI.

Le Grand-Chambellan et le Dignitaire en fonctions de Grand-Maréchal de la Cour, tenant à la main le bâton de sa charge.

VII.

SA MAJESTÉ L'EMPEREUR avec SA

MAJESTÉ L'IMPÉRATRICE, et suivi de Son Aide-de-camp général et de Son Aide-de-camp de service.

VIII.

LEURS ALTESSES IMPÉRIALES Monseigneur le Césarévitch Grand-Duc Héritier et Madame la Césarevna Grande-Duchesse Marie Alexandrovna, et Son Altesse Royale Monseigneur le Prince de Prusse.

IX.

SON ALTESSE IMPÉRIALE Madame la Grande-Duchesse Olga Nicolaïevna avec Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Royal de Wurtemberg, Son Auguste Fiancé.

X.

LEURS ALTESSES IMPÉRIALES Messeigneurs les Grands-Ducs Constantin Nicolaïévitch, Nicolas Nicolaïévitch et Michel Nicolaïévitch.

XI.

SON ALTESSE IMPÉRIALE Monseigneur le Grand-duc Michel Pavlovitch.

XII.

LEURS ALTESSES IMPÉRIALES Madame la Grande-Duchesse Marie Nicolaïevna et Monseigneur le Duc Maximilien de Leuchtenberg.

XIII.

LEURS ALTESSES IMPÉRIALES Monseigneur le Prince Pierre d'Oldenbourg et Madame la Princesse Son Épouse, avec Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Oscar de Suède, et Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Prince Frédéric de Holstein-Sonderbourg-Glucksbourg.

XIV.

Viendront ensuite, deux à deux, les plus anciennes en avant, les Dames d'honneur, Demoiselles d'honneur à portrait et Demoi-

selles d'honneur de SA MAJESTÉ L'IMPÉRATRICE et de LEURS ALTESSES IMPÉRIALES Mesdames les Grandes-Duchesses, et les autres personnes de distinction des deux sexes.

A LEUR entrée dans la chapelle LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES seront reçues par les membres du Saint-Synode et du Haut Clergé, avec la Croix et l'eau bénite.

Au commencement de l'office divin, pendant l'antienne: **Господи, силою Твоею возвеселится Царь!** (*) SA MAJESTÉ L'EMPEREUR conduira les Augustes fiancés à Leur estrade; au même moment s'approcheront, des deux côtés, les Dignitaires désignés pour tenir les couronnes au-dessus de Leurs têtes.

(*) Domine, in virtute tuâ lætabitur Rex, Ps. 20. v. 2.

Alors commencera, d'après le rite de l'Église d'Orient, la Cérémonie du mariage, pendant laquelle, après la lecture des Saints Évangiles, on proclamera, dans les prières pour la FAMILLE IMPÉRIALE: „MADAME LA GRANDE-DUCHESSE OLGA NICOLAÏEVNA et SON ÉPOUX."

Après la Cérémonie, les AUGUSTES NOUVEAUX-MARIÉS offriront LEURS remerciments à LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES, et reviendront occuper LEURS places. Ensuite le Métropolitain, assisté des membres du Saint-Synode, entonnera le *Te Deum* d'actions de grâces, qui sera annoncé par une salve de 101 coups de canon.

A l'issue du service divin, LEURS MAJESTÉS L'EMPEREUR et L'IMPÉRATRICE, ainsi que les AUGUSTES NOUVEAUX-MARIÉS, recevront les félicitations des Membres du Saint-Synode et du Haut-Clergé.

Au sortir de la Chapelle, LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES et toute la FAMILLE IMPÉRIALE SE rendront, dans le même ordre qu'auparavant, à la Salle des Banquets, où la Cérémonie du mariage sera célébrée d'après le rite de la profession de foi de SON ALTESSE ROYALE MONSEIGNEUR LE PRINCE ROYAL DE WURTEMBERG. Après cette Cérémonie, LEURS MAJESTÉS L'EMPEREUR et L'IMPÉRATRICE et la FAMILLE IMPÉRIALE retourneront dans les appartements intérieurs.

Le même jour il y aura, dans la Grande Salle Blanche, banquet pour les personnes des deux sexes des trois premières classes.

Lorsque l'heure du banquet sera venue, et que les personnes invitées auront occupé les places qui leur auront été désignées, on viendra l'annoncer à LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES, QUI SE rendront

à table, accompagnées de la FAMILLE IMPÉRIALE et précédées de la Cour.

Les Grandes Charges de la Cour se tiendront, pendant le banquet, derrière LEURS MAJESTÉS L'EMPEREUR et L'IMPÉRATRICE; les Membres de la FAMILLE IMPÉRIALE, de même que les autres Augustes Personnages, seront servis par des Chambellans.

Pendant le repas il y aura un concert instrumental.

Les toasts seront portés au son des fanfares et au bruit de salves d'artillerie, savoir:

1) A la santé de LEURS MAJESTÉS L'EMPEREUR et L'IMPÉRATRICE, et de Leurs Majestés le Roi et la Reine de Wurtemberg, 51 coups de canon.
2) Des Augustes Nouveaux-Mariés, 31 coups de canon.

3) De toute la FAMILLE IMPÉRIALE, 31 coups de canon.

4) Du Clergé et de tous les fidèles sujets de SA MAJESTÉ L'EMPEREUR, 31 coups de canon.

Les coupes seront présentées: à LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES, par le Grand-Echanson; à MONSEIGNEUR LE CÉSARÉVITCH GRAND-DUC HÉRITIER, à MADAME LA CÉSAREVNA GRANDE-DUCHESSE MARIE ALEXANDROVNA et aux Augustes Membres de la FAMILLE IMPÉRIALE, par les Dignitaires attachés à Leurs Personnes; à tous les autres Augustes Personnages, par des Chambellans.

Après le banquet, LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES et la FAMILLE IMPÉRIALE retourneront, avec le même cortège, dans les appartements intérieurs.

Le soir du même jour, il y aura, à 8 heures, dans la Grande Salle du Palais de

Péterhoff, un bal paré auquel assisteront toutes les personnes de distinction des deux sexes, les ambassadeurs et ministres étrangers, ainsi que toutes les personnes présentées à la Cour, les officiers-généraux, les officiers de tous grades de la garde, et les officiers supérieurs des armées de terre et de mer.

Avant la fin du bal, LEURS ALTESSES IMPÉRIALES Monseigneur le Césarévitch Grand-Duc Héritier et Madame la Césarevna Grande-duchesse Marie Alexandrovna Se rendront, pour recevoir les Augustes Nouveaux-Époux, dans les appartements destinés à Leur usage, et où SON ALTESSE IMPÉRIALE Madame la Grande-Duchesse Olga Nicolaïevna et Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Royal de Wurtemberg, Son Auguste Époux, seront conduits, après le bal, par LEURS MAJESTÉS L'EMPEREUR

et L'IMPÉRATRICE, précédés de la Cour et suivis des Dames d'honneur, Demoiselles d'honneur à portrait et Demoiselles d'honneur.

A LEUR entrée dans les appartements, LEURS MAJESTÉS IMPÉRIALES et LEURS ALTESSES IMPÉRIALE et ROYALE seront reçues par LEURS ALTESSES IMPÉRIALES MONSEIGNEUR LE CÉSARÉVITCH GRAND-DUC HÉRITIER et MADAME LA CÉSAREVNA GRANDE-DUCHESSE MARIE ALEXANDROVNA, et SE rendront dans les appartements intérieurs, où se tiendra une dame d'honneur chargée d'assister au déshabillé; les autres Dames d'honneur, les Demoiselles d'honneur à portrait et Demoiselles d'honneur et les Cavaliers de la Cour, qui se seront arrêtés dans la Galerie des Portraits, quitteront alors le Palais.

Le même jour, un *Te Deum* sera célébré

dans toutes les églises, dont les cloches sonneront pendant toute cette journée et les deux suivantes. La capitale et la ville de Péterhoff seront illuminées trois jours de suite.

Le surlendemain, 3 juillet, les AUGUSTES NOUVEAUX-MARIÉS recevront les félicitations.

Beilage II.

Beſchreibung

der Art der Verfertigung und Ueberſchlag der Koſten der Eiſenblattdächer in Rußland, ſo wie ſie mir von dem Caſanſchen Stadt-Architekten und Akademiker Herren Alexander Peske mitgetheilt worden iſt.

Es giebt zuförderſt drei Sorten Eiſen, welche ſich zu dieſen Dächern paſſen.

Das vorzüglichſte kömmt aus den Eiſengruben und Fabriken des Herrn Anatole von Demidoff, welches weich iſt und ohne zu brechen ſich biegen läßt. Das Pud, oder 40 Pfd., der beſten Sorte koſtet 9½ Rubel Banco und das der ſchlechteren Sorte 9 Rubel.

Die zweite Sorte liefert der Kammerherr Wſevolodsky, welches ſeiner Wohlfeilheit wegen mehr im Gebrauch iſt, da das Pud nur 7 Rubel 87 Kopeken koſtet.

Die dritte Sorte endlich liefern verſchiedene andere Fabriken, welche aber weniger gut bearbeitet iſt, ſich beim Decken nicht gut biegen läßt und leicht bricht.

Alle dieſe verſchiedenen Arten Eiſen werden nun auf gleiche Art durch Cylinder gepreßt und gedehnt, und bilden die Blätter, welche zuerſt auf beiden Seiten mit ſogenanntem Olife angeſtrichen werden, welches aus gekochtem Hanfoel vermiſcht mit der nöthigen Farbe und Silberglätte beſteht. Auf 1000 □Archinen (die Archine hat circa 2 Fuß Preußiſch), alſo auf 4000 □Fuß Eiſenblech werden 40 Pfd. Oel, ¾ Pfd. Farbe und ¾ Pfd. Silberglätte genommen.

Die Blätter werden nun mit Klammern (oder nach dem techniſchen Ausdrucke Haften) von 6 Zoll Länge und 2 Zoll Breite von demſelben Eiſen und mit 3 Zoll langen Nägeln an den Dachlatten befeſtigt, ſo daß das eine Ende an der Latte, das andere in den

umgebogenen Falzen des Eisenblattes zu sitzen kommt.

Sobald das Dach völlig gelegt ist, bekömmt es, jedoch bloß von Außen, einen zweiten Anstrich von Oelfarbe, welcher auch, wie bei jedem anderen Anstrich, zwei oder drei Mal wiederholt wird. Die billigste Farbe zu diesem Anstrich ist die braunrothe, die bessere die graue mit Bleiweiß gemischt, und die dauerhafteste die grüne, wobei der Anstrich nur alle fünf Jahre wiederholt zu werden braucht, während er bei der rothbraunen alle drei Jahre erneuert werden muß.

Unlängst soll indessen noch in den Demidoffschen Fabriken in Sibirien die Erfindung einer grünen Farbe aus Malachit gemacht worden sein, die billiger als die gewöhnliche grüne Farbe aus Grünspan zu stehen käme. In den Gebrauch ist sie bis jetzt aber noch nicht eingeführt worden.

Zu bemerken wäre noch hiebei: eine □Archine Eiſenblatt wiegt gewöhnlich 7 bis 8 Pfd., daher ein Blatt von 2 Archinen Länge und 1 Archine Breite das Doppelte wiegt.

Die Koſten dieſer Bedachung wären folgende:

Ein □Faden von circa 47⅔ □ Fuß Preußiſch, d. h. Eiſen, Oel, Farbe und Arbeitslohn zuſammengenommen, würde ſich ſtellen:

a) in grüner Farbe auf 5½ Silberrubel oder, den Rubel zu 1 Thlr. 3 Sgr. gerechnet, auf 6 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., der Fuß alſo circa 4 Sgr.;

b) in grauer Farbe auf 4½ Silberrubel oder 4 Thlr. 28 Sgr. 6 Pf., der Fuß circa 3 Sgr. 3 Pf.;

c) in braunrother Farbe 4 Silberrubel oder 4 Thlr. 12 Sgr., der Fuß beinahe 3 Sgr.

Ob man außer Rußland nun ſo wohlfeil arbeiten kann, und auch die Materialien ſo wohl-

feil geliefert erhielte, wäre die Frage. Ein Berliner Architekt hat mich zum wenigſten verſichert, daß der Fuß von ſtarkem Bleche incl. Anſtrich und Arbeit jedenfalls auf ſechs einen halben Silbergroſchen würde zu ſtehn kommen, und von ſchwachem Bleche, wie man es aber nie in Rußland nimmt, die Koſten ſich jedenfalls auf vier einen halben Silbergroſchen belaufen würden.

Gedruckt bei Carl Schultze in Berlin.

Flüchtige Bemerkungen

eines

Flüchtig-Reisenden.

Herausgegeben

von

C. O. L. von Arnim.

Sechster Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1850.

Ansicht des Schlosses Petrowsky bei Moskau

Reiſe

ins

Ruſſiſche Reich

im Sommer 1846

von

E. O. L. von Arnim.

Zweiter Theil.

Erſte Abtheilung.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler.

1850.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Reiſe

nach

Moskau, Niſchny Nowgorod

und

Kaſan.

Rückreiſe nach Petersburg.

Die Tage des Sommers sind in Rußland gezählt, und so waren es auch diejenigen, welche ich nothgedrungen zur Dauer meiner Reise bestimmt hatte. Petersburg und Peterhof hatte ich mit allen ihren Seltenheiten und Festlichkeiten zu bewundern hinreichend Zeit gehabt, und so war der sechste August zum ferneren Eindringen in das Innere des Landes bestimmt. Es giebt in Rußland wie in den meisten Ländern, wo man noch keine Eisenbahnen antrifft, dieselbe Verschiedenheit in den Reisegelegenheiten, erstens: mit dem eigenen Wagen und Postpferden, zweitens: mit dem, was man hier Estapost nennt, was eigentlich nichts mehr und

nichts minder als eine an Schnelligkeit noch verdoppelte Malle-Poſt bedeutet, wo man aber auf den Stationen nicht immer raſch bedient werden ſoll, dann: die Malle-Poſt ſelbſt, und zuletzt: die Diligencen.

Unter allen dieſen Arten der Weiterbeförderung, iſt für einen einzelnen Reiſenden, der nur einen Diener zum Begleiter hat, die Malle-Poſt die beſte und zugleich wohlfeilſte; ſie beſteht meiſtens aus zwei Sitzen im Coupé und zwei anderen ebenfalls verdeckten Sitzen vorn, von denen z. B. bis Moskau, an ſieben hundert Werſte, der erſte zwanzig und der andere vierzehn Silberrubel koſtet, zwanzig Pfund ſind für jeden Paſſagier frei, und die Ueberfracht wird nach einem mäßigen Tarife bezahlt. Zum Frühſtück, Mittagbrod und zu der jedem Ruſſen ſo werthen Theeſtunde wird außerdem alle nur mögliche Zeit gelaſſen und in zwei bis drei und ſechszig Stunden iſt man zu Moskau angelangt.

Die Abfahrt geſchah um ſechs Uhr Abends und das Glück wollte mir wohl, zum Nachbar einen, bei einem der verſchiedenen Miniſterien angeſtellten, jungen Mann zu erhalten, der im geläufigen Franzöſiſch mir vieles erklären und auf meine wiederholten Fragen immer Antwort zu geben wußte, während im anderen Wagen der Duca di Serra fuhr, mit dem ich während der Reiſe das Frühſtück und das Mittagbrod theilte.

Die großen Flächen um Petersburg wurden noch zum Theil bei Tage paſſirt. Pulkowa auf der Höhe, bot dem Auge eine kleine Abwechſelung dar, gegen Mittag des anderen Tages erblickten wir Nowgorod, voll der großartigſten Erinnerungen — wer kann den Göttern und Nowgorod widerſtehn? ſagt ein ruſſiſches Sprüchwort — jetzt eine moderne, ſchöne Stadt mit hohen Häuſern und breiten Straßen, und fuhren ſpäterhin auf einer verdeckten, hölzernen

Brücke über die Ischara. Nur Nowgorod und seine Umgebungen hatten bis jetzt das Auge erfreut, denn bis dahin und auch noch wiederum jenseits, sah man bei einer schwachen Bevölkerung, mehr unbebautes als bebautes Land. Um desto erfreulicher war mir daher am zweiten Morgen das auf Bergen freundlich gelegene Waldai, welches, wie es nun einmal in allen flachen Ländern Sitte ist, wo sich zwei Hügel und ein Fluß oder ein See befinden, gern mit dem Namen der russischen Schweiz belegt wird, so wie es eine mecklenburgsche, pommersche, märkische und noch so manche andere Schweiz giebt, die sämmtlich anmuthige Gegenden sind, aber nichts weniger als den Namen einer der ungeheuersten Naturerscheinungen in der Welt verdienen. Jedoch Waldai hat noch eine andere Berühmtheit, von der ich bei allen Touristen etwas gefunden habe, ich meine die reizenden Verkäuferinnen von allerlei Kleinigkeiten, die,

der Sage nach gleich Circen, den Reiſenden zu verführen ſuchen, ſo daß ihm auch, bei einem feſten Vorſatz, eine gute Doſis Kraft vonnöthen wäre, um ihren Lockungen zu widerſtehn, ſein Geld zu behalten und in gemüthlicher Ruhe ſeine Reiſe fortzuſetzen. Ich will es gern geſtehn, daß ich, da ich bis jetzt wenige Circen unter den niederen Ständen in Rußland angetroffen, auf dieſe bezaubernden Bewohnerinnen Waldai's ſehr geſpannt war, aber niemals ward ich von einer Täuſchung ſo vollkommen geheilt als hier, denn gewiß wandten ſie, unter einem beſtändigen Wortſchwalle und Vorzeigung ihrer höchſt mittelmäßigen Sächelchen, alle möglichen Verführungsmittel an; aber der Widerſtand koſtete durchaus keine Ueberwindung, denn wenn die Natur zu Waldai, trotz des falſchen, pompöſen Namens, mich doch erfreute, ſo konnten es nicht dieſe häßlichen Frauen und Mädchen, und der gute Thee, den ich im Gaſthofe fand, mußte mich für alle

die Unbequemlichkeiten entschädigen, welche die Zudringlichkeit der Circen, beim Ein- und Aussteigen in den Wagen, mir verursachte.

Gegen Mittag Ankunft in Tarjok, einer schön gebauten, höchst freundlichen Stadt, ebenfalls bei allen Touristen in gutem Andenken wegen ihrer berühmten Cotteletten von Hühnern, und schon fürchtete ich eine abermalige Täuschung, als ich durch den Genuß dieser wirklich ausgesuchten feinen Kost, von der Wahrheit der allgemeinen Achtung überzeugt ward, in der sie stehn; ein gutes Glas Lafitte, den der Duca mitgebracht, und ein Glas Cyperwein in meiner Reiseflasche dazu, machten mir das kleine Diner wahrhaft werthvoll, und von neuem gründlich gestärkt, ging ich der dritten Reisenacht im Wagen entgegen.

Jedoch sollte zur abendlichen Theestunde noch einmal angehalten werden, und zwar in Twer, dem reinlichen Twer, mit seinen großen und

hübschen Häusern, mit seinen breiten Straßen. Ehe ich indessen hier die Collation einnehme, muß ich mich über das Wort reinlich zuvörderst auslassen. Es ist eine allgemeine Idee, die man in der Fremde hegt, und der ich auch bis zu meinem Eintritte in Rußland anhing, daß Reinlichkeit höchstens in den Häusern der Reichen bei steter Aufmerksamkeit zu finden sei, daß aber in allen ärmeren und niederen Klassen das Wort aus dem Wörterbuche gestrichen werden müsse. Wenn ich daher in Petersburg und namentlich in Peterhof alles so vorzüglich geordnet fand, so wunderte ich mich nicht darüber, aber mein Erstaunen war nicht geringe, als ich auf meiner Reise schon beim Eintritt in das erste Posthaus, das Zimmer eben so gekehrt und aufgeräumt fand als bei uns, und darin namentlich die französischen Gasthöfe in den kleineren, ja selbst in manchen größeren Städten, bei weitem übertroffen sah. Und so, sei es ein für

allemal gesagt, fand ich es beständig auf meiner ganzen Reise über Moskau bis Kasan hin und zurück. Die Bauern, welche uns fuhren, ließen, gleich allen Bauern auch in andern Ländern, an ihrem Körper manches zu wünschen übrig; aber alle Post- und Gasthäuser auf der Reise, in Städten sowohl wie in den Dörfern, waren von außen und innen, trotz des Kampfes mit den mancherlei Gewürmen, namentlich den sogenannten Tarakanen, die sich in den hölzernen Wänden einnisten, wahrhaft gut gehalten und berichtigten, zur Ehre der Russen, mein Urtheil vollkommen. So weit zu Gunsten der Reinlichkeit, wobei ich jedoch die fast sprüchwörtlich gewordene Gastfreundschaft der Bauern, wiewohl ich sie nicht selbst erprobt, nicht mit Stillschweigen übergehn kann, von denen ein neuerer Schriftsteller sagt: „sie tragen alles auf „was sie haben, sie wetteifern mit einander ihre „Wohnungen zum Nachtlager anzubieten, sie

„finden ſich geehrt, wenn man bei ihnen ein-
„ſpricht.“ *)

*) Erſt in neuerer Zeit hat der ſehr gelehrte Staatsrath Frähn zu St. Petersburg das Manuſcript der Reiſe des Ahmed Ben Foßlan, eines arabiſchen Miſſionairs, vom Jahre 921 nach Chriſti Geburt aufgefunden, das bis jetzt wenigſtens die allerälteſten Nachrichten über die Ruſſen enthält, welche er an den Ufern der Wolga nicht weit von Kaſan antraf, wohin ſie des Handels wegen zu Waſſer gekommen waren. Dieſer ziemlich ausführliche, höchſt intereſſante Bericht befindet ſich theils einzeln, theils in anderen Werken abgedruckt, wohin ich nur, um eins zu erwähnen, Külbs Länder- und Völkerkunde in Biographien zählen will, in welchem Berichte freilich, was die Reinlichkeit betrifft, ein völlig meinem Urtheil entgegengeſetztes ſich befindet. Denn Ben Foßlan erzählt, daß ſie die unſauberſten Menſchen wären, die Gott geſchaffen habe, „denn, ſchreibt er, ſie waſchen ſich nicht und „reinigen ſich nicht einmal, wenn ſie ein natürliches Be„dürfniß verrichtet haben, nicht anders, als ob ſie wild„herumlaufende Eſel wären.“ An einer anderen Stelle geſteht er aber doch, daß ſie ſich zum wenigſten des Mor-gens wüſchen, und ſagt: „Jeden Morgen waſchen ſie ſich,

Ich fahre in meiner Erzählung fort. Schon ſtand die kupferne Theemaſchine Samowar, der Selbſtkocher genannt, mit ihrem durch kräftige Kohlen und nicht durch Spiritus zum Kochen gebrachten Waſſer auf dem Tiſche, als ich über den Flur ſchreitend eine Bekanntſchaft eigner Art ſehr unerwartet erneuerte, und dies war ein junges ſchlankes Mädchen, das mich deutſch bei

---

»aber auf die ekelhafteſte Weiſe, die man ſich nur denken »kann. Die Dienerin bringt nämlich ein großes Becken »mit Waſſer, ſtellt es vor einen der Männer, dieſer wäſcht »darin Geſicht, Hände und Haare, kämmt dieſe, ſchnäuzet »ſich und ſpuckt aus, alles in daſſelbe Gefäß. Iſt er fer»tig, ſo nimmt die Dienerin das Gefäß und ſetzt es mit »demſelben Waſſer vor einen anderen, und ſo wandert »dieſes von einem zum anderen, bis ſie alle ihre Säube»rung vollbracht haben.« Doch ſo war es vor 900 Jahren, wer weiß wie es damals bei uns ausgeſehn. Erasmus von Rotterdam's Beſchreibung eines deutſchen Gaſthofes in einer bei weitem ſpäteren Zeit iſt wahrhaftig auch nicht dazu gemacht, einen Begriff von der Reinlichkeit unſerer Vorfahren uns zu geben.

meinem Namen anredete, und ſich zu freuen ſchien, mich wieder zu ſehen. Auf mein Befragen, mit wem ich das Vergnügen zu ſprechen hätte, erwiderte ſie, daß ſie in der Tanzſchule zu Berlin erzogen, während meiner interimiſtiſchen Führung der Intendantur der Königlichen Schauſpiele unter meinen Befehlen geſtanden habe.

„Und wie kommen Sie nach Twer?“

„Ich bin auf einer Reiſe nach Sibirien begriffen.“

„Wie! nach Sibirien?“

„Ich reiſe mit einer Geſellſchaft.“

„Aber was denn für eine Geſellſchaft?“

„Mit einem Karlsbader, ſeiner Frau und Tochter, wir ſind Muſici. Ich ſpiele die Harfe. Wir gedenken zwei Jahre dort zu bleiben.“

Noch vor nicht zwanzig Jahren hätte ich mich über den kühnen Entſchluß dieſes jungen Mädchens gewiß ſehr gewundert, doch jetzt iſt das ſonſt ſo verſchriene Sibirien das Land, wo-

hin der freien Menschen viele wandern, da die edlen Metalle so zu sagen über und unter der Erde liegen, die Bevölkerung sich mit jedem Jahre mehrt und dergleichen Künste sich stets bezahlt machen. Daß der Hang zum Vergnügen daher auch stets größere Befriedigung verlangt, kann nicht ausbleiben.

Ich wünschte daher der Künstlerin Glück zu ihrem neuen selbstgewählten Berufe, verfügte mich ins Zimmer zurück, und während ich meinen vortrefflichen Thee einschlürfte, hörte ich Rossini und Bellini erschallen, setzte mich bald darauf in den Wagen und empfing noch der Künstlerin Grüße, welche mich Empfehlungen an ihre früheren Lehrer auszurichten ersucht hatte.

Je weiter ich mich jetzt von Petersburg entfernte, um desto mehr war Abwechselung in die Landschaft, Wald und herrlich bebaute Felder, getreten. Man war mitten in der Erndte, und wenn man den Unterschied der Anwendung

menſchlicher Kräfte in Rußland im Vergleich zu anderen Ländern beobachten wollte, ſo müßte man, während die Männer die Stuben kehren, die Frauen auf den Feldern ſehen, wie ſie mit kleinen Handſicheln, dicht an der Erde, das Korn ſchnitten und dieſe ſehr mühſame Arbeit den Männern abnahmen. Wir ſind ja nun einmal das ſtärkere Geſchlecht, und wir mißbrauchen es oft ſehr, denn Mißbrauch bleibt es immer, wenn wir die Frauen nöthigen, die ſchwereren Arbeiten zu verrichten, und uns die leichteren vorbehalten.

Wir waren ſchnell gefahren, und zwar ſchneller als gewöhnlich, denn unſere Ankunft erfolgte zu Moskau um zwei Stunden früher als man uns erwartet hatte.

Man bedient ſich oft des Wortes ungeheuer, man ſagt ungeheuer häßlich, man ſagt ungeheuer ſchön, ungeheuer klug, ungeheuer dumm u. ſ. w., ſo daß es gewöhnlich nur als etwas

absonderliches, aber für nichts mehr genommen wird; wenn man aber von Moskau sagt, daß es ungeheuer groß ist, so hat man nicht unrecht, denn der Umfang beträgt an sechs deutsche Meilen, und wenn andere Städte, wie London und Paris, auch eine unglaubliche Ausdehnung haben, so wird man es dort nicht so gewahr, weil die Straßen meist enge gebaut und so bevölkert sind, daß man nur Menschen sieht, aber nicht die Entfernung bemerkt. Ganz anders ist es dagegen mit Moskau, dessen Straßen und Plätze sich an Breite und Umfang mit Petersburg messen können, und dessen Verkehr auf den Gassen auch nur um weniges bedeutender als dort erscheint.

So früh am Tage finden sich selten Droschken bei der Post ein, indessen war ich glücklich genug deren sogar zwei zu erhalten, auf denen ich mit meinem Diener und meinen Sachen dem

Hotel der als Gastwirthin ihrem gleichnamigen Menschenfreund gleichberühmten Mistriß Howard zuzufahren befahl, wo ich eine Wohnung für mich genommen glaubte. Jedoch beide Droschkenkutscher kannten die Dame nicht, und erst mit einiger Mühe wurde ihnen begreiflich gemacht, wohin sie ihren Curs zu richten hätten. So begann die Fahrt auf schlechtem Pflaster, und nachdem bald rechts, bald links geflogen war, erblickte ich den Namen Howard groß geschrieben an einem Hause, und befahl dem Kutscher anzuhalten, der mich sonst Gott weiß wohin geführt, wo das Umkehren vielen Zeitverlust veranlaßt hätte. Doch der berühmten Mrs. Howard sämmtliche Zimmer waren besetzt, und da mir der Name eines mir sehr empfohlenen Herrn Chevalier in das Gedächtniß kam, so ward dort hingefahren, wo ich gleich für drei Rubel Silber des Tages drei Zimmer

erhielt, in denen ſich, wenn auch nicht ganz moderne Meubles, doch für mich die Hauptſache, ein gutes und bequemes Bett vorfand.

So war ich alſo, was man auf franzöſiſch ſo treffend ausdrückt, casé, doch durfte dies nicht lange der Fall ſein, denn welch ein des Reiſens werther Fremde iſt wohl in Moskau, ohne, nach gehöriger Umkleidung und ſchnell eingenommenem Frühſtück, nicht ſo raſch als möglich nach dem Kreml ſeine Schritte zu richten, um dieſes Wunder des Kaiſerreiches zu beſchauen, und, wenn auch das erſte Mal nur einen flüchtigen Blick auf das Ganze zu werfen geſtattet wäre, doch im Stande zu ſein, eine Stunde nachher ſich im ſelbſtzufriedenen Ausrufe zu ergehn: Ich habe den Kreml geſehn.

Nachdem ich alſo mit dem Lohnbedienten mehrere Straßen durchwandert, befand ich mich endlich auf einem großen Platze, Kitai Gorod genannt, wo ſich links der weitläufige, ſeit dem

Brande von 1812 neu erbaute ſteinerne Bazar erhebt, und rechts über verſchüttete Gräben ſich ſchöne Promenaden weithin erſtrecken. Auf dem Platze vor dem Bazar erblickt man die 1816 vom Kaiſer Alexander geſetzte bronzene Gruppe des patriotiſchen Kaufmanns Minin, welcher den Fürſten Pojarski auffordert, ſich gegen die Polen zu bewaffnen, und ihm ſeine Schätze zu dieſem Entzweck darbietet. Auf dieſem großen Platze und in den verſchiedenen Straßen des Bazars iſt alles Leben und Bewegung, man ſtößt, man drängt ſich durch, man fühlt ſich in einer kommerziellen Hauptſtadt und vor uns liegt der Kreml mit ſeinen hohen Mauern und deren Zinnen, der gleichſam das Ganze zu beſchützen ſcheint, und wenn er es nicht immer konnte, es doch wenigſtens verſtand, Tataren, Mogolen, Polen und Franzoſen den kräftigſten Widerſtand zu leiſten.

So blieb alſo der Kreml, was er ſeit ſeiner

erſten Gründung durch Georg Wladimirowitſch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts war, zuerſt ein Appanagegut der Fürſten aus dieſer Familie und ihrer Abkömmlinge, und ward, nach Ueberwindung aller inneren und äußeren Feinde, für immer die Burg der Hauptſtadt des ganzen weit ausgedehnten Reiches, während Petersburg eigentlich mehr als Reſidenz des jedesmaligen Herrſchers und als See- und Handelsſtadt angeſehen wird; denn wer ſucht nicht oft in Petersburg Rußland, während es uns erſt in Moskau von allen Seiten entgegen tritt.

Die Ungeduld, ins Innere des Kreml zu dringen, beflügelte meine Schritte, und hielt mich vom längeren Weilen auf dem Platze ab; ein hohes Thor war bald durchſchritten, mit einem Blick überſah ich eine Maſſe von Gebäuden, beſuchte zuerſt den im Kreml wohnenden Hofmarſchall von Bode, und ging alsdann auf den freien Platz, von dem aus in Vogelperſpec-

tive Moskau, das ſeit dem Brande ſo prächtig wieder erſtandene Moskau, zu meinen Füßen lag.

Alle ruſſiſchen Städte von Bedeutung beſitzen mehr oder minder breite Straßen mit vielen Palläſten und eine Ueberzahl von Kirchen. Alles dieſes iſt wohl herrlich anzuſchauen, aber dennoch vergleicht ſich nichts damit, wenn man eine ſolche Stadt mit ihren in verſchiedenen Farben, jedoch mit den meiſt früher erwähnten grün ſchillernden Dächern und der Maſſe von Thürmen oder Kapellen von einer gewiſſen Höhe erblickt. Aber Moskaus Reiz beſteht noch beſonders in den vielen im Innern der Stadt gelegenen Gärten und Feldern und dem Fluſſe der Moskowa, der die Stadt durchzieht und ſich ſpäterhin in die Oka ergießt. Ein hoher Thurm und eine große, jedoch an der Seite zerbrochene Glocke ſteht auf dieſer Terraſſe. Der erſtere heißt

der Thurm Iwan Veliki und war früher der einzige hohe Thurm für alle Kirchen des Kremls, gegründet im vierzehnten Jahrhundert durch den Großfürsten Johann Danilowitsch Kalita zugleich mit der Kirche des heiligen Johannes, zur Erinnerung an die Geburt des Sohnes des Großfürsten, die am Johannistage statt fand. Die Aussicht von demselben ist natürlich noch ausgedehnter als von der Terrasse, wo man nur die eine Seite von Moskau übersieht, während von dort aus dem Beschauer der Anblick des ganzen Panoramas von Moskau zu Theil wird. Die große Glocke, von der ich sprach, hing früher auf diesem Thurm und hieß Czarkolokol, oder sonntägliche Glocke. Umgeschmolzen im Jahre 1736, fiel sie bei einer Feuersbrunst herunter, und blieb mit ihrem zerbrochenen Stücke hundert Jahre in der Erde, bis sie im Jahre 1835 auf Befehl des Kaisers heraufgeholt, das zerbrochene Stück

daran gelehnt und auf ein Piedestal von Bronze gestellt ward, so wie wir sie noch jetzt sehn.*)

Nachdem ich längere Zeit in zufriedenem Schauen zugebracht, verließ ich für's erste den Kreml, zu dessen näherer Besichtigung mich der Hofmarschall von Bode auf den nächsten Morgen eingeladen hatte.

Ein kleines aber vortreffliches Diner erwartete mich beim Herrn Chevalier, und bald darauf eine Droschke, welche mich auf derselben Straße, welche ich von Petersburg gekommen war, Petrowsky, einem Schlosse nebst Park zuführte, das von der Kaiserin Katharina der Zweiten in einem halb tatarischen Style mit einem Corps de Logis und rundem Hofe, alles mit

*) Ich lasse es dahin gestellt sein ob die Vermuthung einiger, daß die Glocke beim Gusse zerbrochen wäre, gegründet sei, bin aber deshalb entgegengesetzter Meinung, weil eine zerbrochene Glocke wahrscheinlich sogleich wieder von neuem würde eingeschmolzen worden sein

kleinen, dicken Säulen versehn, gebaut ist, und dadurch erst eine gewisse Celebrität erlangt hat, daß Napoleon, als er den Kreml, wegen des Brandes von Moskau, zu verlassen sich genöthigt sah, dort die letzten Tage verweilte. Das Schloß selbst wurde, sei es durch die Russen, oder wie andere behaupten und wahrscheinlicher ist, auf Napoleons Befehl in Brand gesteckt, dieser jedoch bald wieder gelöscht. Alles Innere desselben ist seitdem von neuem glanzvoll eingerichtet und der Garten bietet die lieblichsten und schönsten Parthien dar.

Es war ein Sonntag, der Weg dahin mit Wagen, Reitern und Fußgängern gefüllt, nur der unerträgliche Staub that dem Vergnügen Einhalt. Ein sehr hübsches Theater befindet sich im Garten, wo abwechselnd russisches und französisches Schauspiel gegeben wird, und worüber unter der Oberleitung des früher genannten Herrn von Gueddonoff, der Kammerherr von

Wasiltrofsky als Intendant die Aufsicht führt. Wohl aufgenommen blieb ich einige Stunden in seiner Loge und ging nachher beim heitersten Abende zu Fuß nach Moskau zurück als Wagen und Reiter meist verschwunden waren, und der Staub der in den Lüften zu weben aufgehört, mich nicht mehr würde gehindert haben, um mich her zu sehen, wenn die seitdem eingebrochene Nacht dem Auge nicht bereits ein Ziel gesteckt hätte.

Der nächste Morgen brach mit frohen Erwartungen an, denn ich sollte ins Innere des Kreml dringen, und der Hofmarschall von Bode wollte selbst die Gefälligkeit haben, dem Duca di Serra (welcher wie früher als Gast des Kaisers während seines Aufenthalts in Rußland, in den Schlössern von Petersburg und Peterhof, auch jetzt wieder im Kreml selbst wohnte) und mir alles Sehenswürdige zu zeigen, und mit einem solchen Führer werden meine Leser

überzeugt ſein, daß gewiß nichts vergeſſen ward. Herr von Bode leitet nämlich, auf Befehl des Kaiſers, ſeit ungefähr acht Jahren alle Bauten und Reparaturen des Schloſſes; er iſt thätig und hat viel geſchaffen, denn es iſt ſtets ein Irrthum zu ſagen, daß der Architekt und der Maler und Dekorateur allein von allem die Schöpfer wären. Sie ſind es, die Pläne, Riſſe machen und die techniſche Ausführung haben. Der Geſchmack indeſſen und das Anpaſſen ihrer Ideen auch zum inneren Comfort, zur Zweckmäßigkeit des Ganzen iſt Sache des oberen Leiters des Baues, und hierin ſehen wir öfters die größten Meiſter ſcheitern. Denn bei jedem Baue bedenke man zuerſt: Wie wirſt du innerhalb deſſelben dich befinden? und iſt dieſes in Ordnung, ſo gehe man an die inneren Verzierungen, und zuletzt an das Aeußere, und da läßt ſich alsdann nach vernünftiger Beſprechung mit dem Architekten, noch manches nachgeben und ſo ein

Gebäude herstellen, dessen äußere und innere Schönheit auch der wahren Zweckmäßigkeit entspricht.

Der Einladung des Herrn von Bode zufolge, hatten der Duca und ich uns beide pünktlich neun Uhr eingefunden, und die Reise, denn so könnte man ohne Uebertreibung die Besichtigung des Kreml nennen, nahm mit dem im Jahre 1838 im erhabensten, wahrhaft kaiserlichen Style begonnenen neuen Schlosse ihren Anfang. Um aber den Plan des Kaisers zu verstehen, und einen Ueberblick der kolossalen und prachtvollen Arbeiten zu bekommen, welche ausgeführt werden sollten, und wovon erst ein Theil vollendet ist, war es nöthig, zuerst sämmtliche Risse zu betrachten, welches im Arbeitszimmer des Architekten geschah.

Des Kaisers Absicht im Allgemeinen ist nämlich, sämmtliche von den Czaren bewohnte Zimmer in demselben Style nicht allein zu lassen,

wie man ſie noch jetzt ſieht, ſondern die noch etwa nöthigen Reparaturen darin ſo geſchickt anzubringen, daß alles völlig an die alte Zeit erinnert, dagegen die neueren Gemächer, d. h. das neue Schloß, welches meiſt auf dem Raume früherer verſchiedenen Säle aufgeführt iſt, zwar prachtvoll zu ſchmücken, aber ſo, daß man zugleich auch nicht vergeſſe, daß man ſich im Schloſſe von Moskau, der Wiege Rußlands und der Hauptſtadt des Kaiſerreiches, befindet. Mit dieſen Vorkenntniſſen bereichert, ging es nun in die Gemächer des Schloſſes hinein.

Das ganze neue Schloß theilt ſich in drei Etagen, wovon die erſtere allein für die Wohnung des Kaiſers und der Kaiſerin und die zweite zu den Paradezimmern beſtimmt iſt. Von letzteren aus tritt man durch Seitenzimmer und einen Corridor in einen Wintergarten, welcher über denjenigen Theil des Corps de Logis an-

gebracht iſt, der den neuen Pallaſt mit den Zimmern der großfürſtlichen Familien und denen ihres Gefolges verbindet, von dem man durch die Kirche der Geburt der heiligen Jungfrau in den Terem oder den alten Pallaſt gelangt.

Zuerſt wurden nun die Wohnungen des Kaiſers und der Kaiſerin beſucht, alles reich und geſchmackvoll meublirt, jedoch die Privatzimmer des Kaiſers ſelbſt auch hier mit der ihn ſo ſehr charakteriſirenden Liebe für Einfachheit angetroffen.

Die Scene ändert ſich jedoch, ſobald man die Privatzimmer des Kaiſers verläßt, und entweder durch einen kleinen glatt ohne Stufen hinaufſteigenden Gang oder auf der breiten, wundervollen Treppe in die eigentlichen Paradezimmer tritt, wovon wir vorher die Zeichnungen geſehn, und welche, wenn auch nicht ſämmtlich vollendet, ſondern zum Theil noch im Bau be-

griffen, doch auf den Glanz ſchließen laſſen, welcher, nach einigen Jahren, beide Majeſtäten dort umgeben wird.

Indem der Kaiſer nun dieſe Paradezimmer auch geſchichtlich bedeutend zu machen wünſchte, ſo konnte wohl kein Gedanke richtiger aufgefaßt ſein, als den aus der eigentlichen ruſſiſchen Zeit und nicht aus neueren Verhältniſſen herrührenden Orden beſondere Räume zu widmen, und dieſe reich und ſinnvoll auszuſchmükken. Unter den eigentlich ruſſiſchen Orden verſtehe ich nun

1) den St. Georg-Orden, geſtiftet 1769 durch Katharina II zu Ehren des heiligen Georgs, des Siegreichen, des Beſchützers von Moskau, deſſen Bild ſeit Moskaus Begründung die Stadt in ihrem Wappen trägt. Der ihm gewidmete wahrhafte Rieſenſaal hat auf acht und zwanzig und eine halbe Saſchene Länge, neun Saſchenen Breite und nahe an neun Saſchenen

Höhe. Die Fenſter ſind in zwei Reihen über=einander, achtzehn Säulen erheben ſich in den Trennungswänden bis an die zweite Reihe Fen=ſter, und dienen als Piedeſtal zu Statuen. Die Wände ſind weiß gehalten, und auf dem oberen Theile der Trennungsmauern und über den goldnen Thüren erblickt man die Ordensinſignien mit der Deviſe in ruſſiſcher Sprache:

„Für Dienſte und für den Muth.“

2) Der St. Alexander=Newski=Or=den, geſtiftet von der Kaiſerin Katharina, der Gemahlin Peters des Großen, dem ein Saal von vierzehn Saſchenen Länge bei neun Saſche=nen Breite und derſelben Höhe gewidmet iſt. Die Mauern haben als Grundton die rothe Farbe des Ordens mit reichen goldenen erhabenen Ver=zierungen. Auf den ſilbernen mit goldnen Zier=rathen verſehenen Thüren befindet ſich Band und Stern des Ordens.

3) Der Orden des heiligen Andreas,

gestiftet 1698 durch Peter den Großen, dessen Saal auf zwei und zwanzig Saschenen Länge, eine Breite von neun Saschenen und eine Höhe von acht Saschenen hat. Der Saal hat die hellblaue Farbe des Ordens mit goldenen Verzierungen auf den Säulen, den Trennungsmauern, der Cornische und dem Platfond. Zwischen den Fenstern der oberen Reihe sieht man den Orden, die Kette und die Insignien des Großkreuzes. Die vergoldeten Thüren sind mit Verzierungen in Bezug auf den Orden bedeckt. Ein prächtiger Thron in altem Style befindet sich auf der Südseite.

4) Der St. Katharinen-Orden, gestiftet 1715 zur Erinnerung an die Gefahr, der Peter der Große durch seiner Gemahlin Katharina geschickte Unterhandlung am Pruth im Jahre 1711 entging. Der ihm gewidmete Saal enthält zugleich den zwischen zwei Pfeilern, welche das Gewölbe des Platfonds tragen, befindlichen

Thron für die Kaiserin. Die Insignien mit den Worten: Gott beschütze den Kaiser, sind vielfach zu sehen.

Dieses sind die vier Säle, welche den eigentlich russischen Orden gewidmet sind. Im Verhältniß zur reichen Ausschmückung dieser Säle ist noch ein Empfangszimmer, der Saal der Chevalier-Garde, vor allem aber ein Parade-Schlafzimmer, durch zwei der prächtigsten und seltensten Säulen von verde Antico (Monolith) bemerkbar, wobei ich mir nur noch anzuführen erlaube, daß sämmtliche Bronze ächt und in Rußland, gleich den schönen Fußböden, gearbeitet ist. Auch die sämmtlichen seidenen Stoffe sind russischen Fabriken entnommen.

Die Pracht blendet zuletzt, und etwas einfaches nützliches giebt oft das Licht den Augen wieder, daher bewunderten wir noch die vortrefflich angelegten Küchen, wo sämmt-

liche Bratspieße durch Dampf gedreht werden, und der Herd aus einzelnen, einen Zoll dicken und eben so einen Zoll breiten Platten besteht, welche nach Willkühr in die Höhe genommen werden können, um das darunter befindliche Feuer, sobald es erfordert wird, frei heraus zu lassen. Eben so merkwürdig war das ganz eiserne Dach des Schlosses, das fast in derselben Art wie das der Walhalla bei Regensburg zusammengefügt ist.

Nach vollständiger Besichtigung des Schlosses, dessen Beendigung man in zwei Jahren hofft,*) besahen wir die verschiedenen Kathedralen der Himmelfahrt, des Erzengels Michael und der Verkündigung, unter denen nun jedenfalls die Kathedrale der Himmelfahrt

*) Jetzt, im Jahre 1849, ist dieser Bau vollendet, und Beide Majestäten haben im Laufe desselben ihren feierlichen Einzug dort gehalten.

in ſo fern die bedeutendſte iſt, da auf derſelben Stelle ſchon im Jahre 1325, auf Veranlaſſung des in der Nähe wohnenden erſten Metropoliten St. Peters, eine Kirche gebaut ward, welche indeſſen im nächſten Jahrhundert völlig verfallen, einen neuen Bau veranlaßte. Jedoch zerſtörte ein im Jahre nach der Vollendung eingetretenes Erdbeben die Kirche völlig, und führte ſo abermals einen neuen Bau herbei, der vom Italiener Alberti Fioravanti aus Bologna unternommen und erſt im Jahre 1479 beendet ward. In dieſer Kirche findet nun die jedesmalige Krönung ſtatt, und bei einer ſo hohen Bedeutung iſt es leicht ſich zu überzeugen, daß ihre Schätze an goldenen und ſilbernen Gefäßen, Kleinodien, geſtickten Gewändern und ſeltenen Bildern der Heiligen auch dieſer Bedeutung entſprechen. So zeigt die reiche Iconoſtaſe dieſer Kirche die Vereinigung des alten und neuen Teſtaments, das ewige Wort der Kirche in ihrem

Beginnen, das heilige und zu erwartende Kind der Kirche der Propheten, und endlich Christum als Erlöser. Alle Wände sind mit Handlungen der Heiligen und bildlichen Darstellungen der Sprüche des Evangelii bedeckt, eine bei der Unkunde der Schrift in den früheren Zeiten wohl berechnete Weise. Auch findet man hier, von allen Enden gesandt, eine Masse von Reliquien sowie das wunderbare Bild unserer Frauen zu Wladimir, der Sage nach von St. Lucas gemalt und aus Konstantinopel herbeigeholt, und in dem Ankleidezimmer unter den reichen Stoffen und einer Menge anderer Sachen auch den prächtigen Teppich, gearbeitet von der Kaiserin Katharina der Zweiten, der von ihr der Kirche verehrt ward.

Von ähnlicher Bedeutung und Pracht sind die drei anderen Kirchen des Kreml, die Kathedrale des heiligen Michael, der Verkündigung und die Kirche der zwölf Apostel,

deren letztere mit der alten Wohnung des Patriarchen verbunden ist, und wo sich die Schriften aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit und die überaus kostbaren Gewänder der früheren Patriarchen befinden, unter denen vor allem das Gewand bemerkt zu werden verdient, das der Metropolit Photius aus Konstantinopel mitbrachte. Dieses kostbare Gewand zeigt nun allein siebenzig tausend Stück echter Perlen bei einer Stickerei in Gold, die ihn selbst darstellt und außerdem die Figuren des Kaisers Johannes Paläologus, seiner Gemahlin Anna, deren Bruder des Großfürsten Basilius und des Patriarchen Nilus enthält, was alles sich innerhalb einer Kante befindet, in der man in griechischer Sprache das vollständige Glaubensbekenntniß liest.

So viel im Ganzen über die Kirchen des Kreml; wer mehr und ausführlicher hierüber zu lesen wünscht, dem kann ich nur folgendes Werk

empfehlen, das zu Moskau erschienen und, wiewohl nicht für den Verkauf bestimmt, doch wahrscheinlich, sobald es ein Reisender zu besitzen wünscht, auf eine oder die andere Art zu erhalten sein wird, und das den Titel führt: Souvenirs historiques du Kreml de Moscou par A. Weltmann, traduit par le Baron Léon de Bode, beiläufig der Sohn des uns begleitenden Hofmarschalls gleiches Namens, so wie Herr Weltmann ein ausgezeichneter russischer Dichter sein soll. S. Beilage 1.

Schon ging es auf drei Uhr, aber noch sollten wir vor dem Diner einige höchst interessante Sammlungen des Kreml besichtigen, und dieses war zuerst diejenige der prächtigen Kreuze und der Marschallstäbe, die in einem Saale zusammenstehen, in dessen Hintergrunde auf dem Boden ein schön verzierter Kasten angetroffen wird, welcher die von Alexander verliehene polnische Constitution in sich faßt. So wird

dies auf beiden Seiten einmal von den Fahnen des constitutionellen, das andere Mal von denen des revolutionairen Königreiches gewahrte Document eine furchtbare Warnungstafel der Geschichte, daß kein Land besteht und kein Volk sich frei erhält, das, obgleich im Besitze hoher Eigenschaften, Vaterlandsliebe und glänzender Tapferkeit, aber uneinig in sich, voller persönlichen Ehrgeizes und dem Grundsatze huldigend, daß der Zweck die Mittel heilige, in steter Unruhe, damit einen Leichtsinn verbindet, der alle und jede Grenzen der Klugheit überschreitet, überdies wenn noch so schöne und verführerische Frauen, deren Köpfe stets voll Politik stecken, diejenigen der Männer verwirren. So kann, wie einst Sobiesky, der Höchste bei einem solchen Volke durch Siege glänzen und einen Nimbus um sich verbreiten, vor dem sich Alles beugt, aber unter seiner Regierung im Friedenszustande werden die weisesten Be-

rechnungen ſcheitern, weil Niemand ans Gehorchen denkt und jeder ſich gleichſam im Kriegszuſtande ihm gegenüber zu befinden glaubt.

Eine Sammlung anderer Art, als Kreuze, Marſchallſtäbe und Fahnen, und die geſchichtlich und zugleich in künſtleriſcher Hinſicht von nicht unbedeutendem Intereſſe für mich war, iſt im Saale gegenüber aufgeſtellt, wo man außer dem Seſſel Karls des Zwölften, auf dem er in der Schlacht von Pultawa leidend ſich herumtragen ließ, eine ziemliche Anzahl von Wagen, beinahe ſeit dem Auftreten der Diana von Poitiers, die zuerſt in der neueren Zeit in einem Wagen fuhr, antrifft, welche gewiß den Stand der Künſte und des Geſchmacks der verſchiedenen Epochen hinlänglich bezeichnen. Sämmtliche Wagen ſind ſchwerfällig gebaut, mit Gold und Sammet überladen und ſehr niedrig. So ſehen wir einen, welchen die Königin Eliſabeth von England ich weiß nicht welchem Czar geſchenkt

hatte, der aber vorn für den Kutſcher gar keinen Sitz hat, und der Kaiſerin Eliſabeth kleiner Wagen, in dem ſie wahrſcheinlich ſich ſelbſt fuhr, iſt auch von ſo origineller Form, daß er manchem berühmten Wagenbauer zu London, der ihn ſähe, Ideen an die Hand geben könnte, welche, durch ihn ſinnreich ausgeführt, vermuthlich ein höchſt elegantes Vehikel in die Welt ſenden würde, das, durch Männer von Ton benutzt, ſeinem Verfertiger neuen Ruhm und Geld zu verſchaffen im Stande wäre.

Noch ward dem Arſenal, in welchem ſich zuſammen für drei Mal hundert tauſend Mann Waffen befinden, ein flüchtiger Blick geſchenkt, welchem das Diner auf kaiſerliche Koſten in den für den Duca bereiteten Zimmern folgte, und das an ſich vortrefflich, uns aber, nachdem wir an ſieben Stunden in ſtetem Schauen und Geben zugebracht, noch beſonders gut erſchien, indem es uns zugleich neue Kräfte verlieh, um nach

Tiſche die noch übrigen Seltenheiten des Kreml zu bewundern.

Und dieſes wären nun vor Allem die Gemächer der früheren Czare und ihrer Frauen und Töchter, und die dazu gehörigen Kapellen. Dieſe Gemächer, unter dem Namen Terem bekannt*) und durch einen Corridor und einen Wintergarten mit dem übrigen Schloſſe verbunden, beginnen mit der Kirche der Geburt der Jungfrau Maria. Dieſer Tempel, gegründet durch Eudoxia, Gemahlin von Dimitri Donskoi, im Jahre 1392, war die eigentliche Kirche der Czarinnen und Großfürſtinnen, wo ſie nach Verlauf der ſechs Wochen nach ihrer Niederkunft, in einem Nebenzimmer, worin ſich ein Ofen von Faience

*) Terem ein orientaliſches Wort, das aus dem Arabiſchen ſtammt, Terum ausgeſprochen wird, und eigentlich ſo viel wie Harem bedeutet.

befand und das durch ein Fenſter mit der Kirche in Verbindung ſtand, die erſte Meſſe mit anhören konnten. Der Thron des Czars befand ſich hinter dem Chor der Kirche. Von der Kirche aus läuft ein Corridor bei den Schlafzimmern der Großfürſtinnen vorbei, in welchen ſpäterhin auch die Hofdamen der jetzigen Kaiſerin, bei einem einſtweiligen Aufenthalte Ihro Majeſtät in Moskau wohnten, und führt in die ebenfalls durch die Fürſtin Eudoxia geſtiftete Kirche der heiligen Katharina, deren mit Diamanten beſetzte Glorie zur Zeit der Franzoſen abhänden kam, und, wunderbar genug, in einer andern Kirche des Kreml, nebſt ſonſtigen Gegenſtänden, wiedergefunden ward.

Ich übergehe, um nicht zu ermüden, die Beſchreibung der einzelnen Säle und Zimmer, und will mich nur bei demjenigen aufhalten, wodurch ſie geſchichtliches Intereſſe haben. So ſieht man in dem Thronſaal zwei Seſſel, auf denen Pe-

ter der Große als Kind mit seinem Bruder Iwan saß, und ihnen von der älteren Schwester Sophie, hinter einem Vorhange, die Worte zugeflüstert wurden, die sie bei Anreden zu erwidern hatten, und man muß der Vermuthung Raum geben, daß dieses Amt des Souffleurs die Prinzessin später dazu verleitete, selbst auf die Bühne zu treten und sich in Verschwörungen einzulassen, die sie in der Folge durch unfreiwillige Einsamkeit zu beklagen hatte. So bemerke ich ferner die Kirche der Auferstehung, nebst deren überaus großem Lüstre, in dessen Kugel sich eine Uhr befand, vor allem aber, sobald man aus dieser Kirche tritt, einen freien Corridor, der dadurch geschichtlich merkwürdig ist, daß Otrepieff, der falsche Demetrius, als beim Erstürmen des Schlosses er jeden Ausweg verschlossen fand, sich von demselben in den Hof stürzte und dergestalt seinen Tod fand. Nach dem schriftlichen Zeugnisse der Zeitgenossen, Mar-

garette und anderer, war es deſſen Abſicht, durch die Zimmer im Terem, wo ſeine junge Gemahlin Marina*) wohnte, zu eilen, und ſo ſich in das höhere Geſchoß zu retten, von wo aus er ſich durch die Treppe, die ſich rechts von der Thüre der erwähnten Kirche befindet, hätte flüchten können, welches ihm jedoch nicht mehr vergönnt war, da er ſie ſchon beſetzt fand. Dieſe Treppe, deren obige Schriftſteller erwähnen, war nun eine lange Zeit völlig verbaut und unbekannt, und die ganze Erzählung nicht klar, bis ſie endlich im Jahre 1840 bei Gelegenheit einer Reparatur entdeckt ward, und ſo das ganze Räthſel gelöſt iſt.

---

*) Marina war die Tochter des Palatins von Sandomir George Mniczech, der mit den Polen unter König Sigismund, und wie es ſcheint, wohl wiſſend was er that, den Uſurpator unterſtützte, und viel zum ſiegreichen Einzuge deſſelben und ſeiner Anerkennung durch die Ruſſen beigetragen hatte.

Dem früher erwähnten Befehle des Kaiſers zufolge, „ſo viel nur immer möglich ſämmtliche „Gemächer in der Art wieder herzuſtellen, wie „ſie einſt beſtanden," ſind nun, unter der Leitung des Baron von Bode, alle Künſtler und Handwerker, wie es ſcheint mit wahrer Freude und Sorgfalt, nachgekommen, ſo daß das Werk, wann vollendet, ſo viel es aus den Gemächern zu erkennen iſt, gewiß das wahrſte und treueſte Bild von demjenigen abgeben wird, was einſt die religiöſen, feſtlichen und häuslichen Gebräuche der Czaren und ihrer Familien ſo bemerkenswerth machte.

Aber noch darf ein neu angelegter Saal nicht unberührt bleiben, und dieſes iſt diejenige vom jetzigen Kaiſer erbaute Halle, welche er dem, zu Ehren des heiligen Wladimir, von Katharina der Zweiten im Jahre 1782 geſtifteten Orden gewidmet hat, welche auf der ſogenannten Terraſſe der Bojaren, das neue

Schloß mit dem ältern verbindet, und die, so wie alles Andere, Pracht mit Geschmack vereinigt.

Steht man nun auf dem Kreml, so entwickelt sich vor unseren Augen die ganze Geschichte Rußlands, wie wohl kein Land dergleichen aufzuweisen hat. Alle Verschwörungen, alle Regierungsveränderungen, alle spätere Kultur gehn vom Kreml aus. Der falsche Demetrius findet dort seinen Tod, selbst Peter der Große läßt noch dort die Strelitzen hinrichten, und erst mit dem Ende seiner Regierung beginnt der Norden Rußlands auch eine Rolle zu spielen; doch Peters Genie und Katharinas philosophische Ansichten können es nicht verhindern, daß, während man noch in Petersburg dem Laufe der Dinge ängstlich zusieht, abermals von Moskau aus die Befreiung Rußlands und der Welt ihren Anfang nimmt, und der Kreml, selbst unversehrt,

ſieht die rauchende Stadt zu ſeinen Füßen und den Abzug des Gefürchteten.

Der Abend war herangebrochen, wir empfahlen uns unſerem gütigen und kenntnißreichen Cicerone, und ich begab mich noch für einen Augenblick ins Theater, wo ein Luſtſpiel vom Dichter Herrn Sagoskin gegeben ward, der ebenfalls im Kreml die Aufſicht über einige Sammlungen hat, und den ich des Morgens kennen zu lernen das Vergnügen gehabt. Mit vollem Kopfe, mit begeiſterter Seele und mit müden Füßen erreichte ich endlich wieder meine Wohnung. Auf den anderen Tag war meine Weiterreiſe nach Niſchny Nowgorod feſtgeſetzt.

Die Reiſe nach Niſchny Nowgorod zur Zeit der Meſſe iſt bei dem unglaublichen Andrange mit Schwierigkeiten verknüpft. Schon von Petersburg aus hatte ich meine Plätze in

der nach Moskau fahrenden Malle vierzehn Tage vorher bestellen müssen, und diejenigen von dort wiederum nach Nischny waren schon von anderen für so lange Zeit im voraus genommen worden, daß ich mich mit Plätzen in einer der Diligencen zufrieden stellen mußte, welches sämmtlich Privatunternehmungen sind, und wo man, wie schon erwähnt, bei weitem theurer als in der Malle und dennoch langsamer fährt. Genug, daß, wie es öfters in Rußland geht, was die Regierung anordnet, gut und wohlfeil ist, während Einrichtungen der Privaten nicht selten theuer und schlecht sind. Die Plätze in der Diligence waren daher schon von Petersburg aus, für den folgenden Tag, den eilften August bestellt, und ich sah mich genöthigt, manches, was ich jetzt mit Bequemlichkeit hätte sehen können, auf meine Rückreise zu verschieben. Da ich indessen erst den Abend Moskau zu verlassen gedachte, so hatte ich noch am Morgen die gehö-

rige Zeit, mit meinen Begleitern des vorigen Tages einiges zu beschauen.

Und dieses war zuerst das große Opernhaus, in welchem für den Augenblick nicht gespielt ward, das wegen seines Umfanges berühmt ist, sehr hübsche Verzierungen hat, aber sonst nichts Bemerkenswerthes darbietet. Es werden auf demselben russische und französische Vorstellungen gegeben, auch hat es wie das zu Petersburg ein eigenes Corps de Ballet. Nur flüchtig ward es besehen und dann nach dem berühmten Findelhause gefahren, dem der größere Theil des Morgens gewidmet ward.

Dieses imposante Gebäude mit breiten Treppen, Corridors, großen Zimmern, Sälen, alles in der vortrefflichsten Ordnung und Reinlichkeit gehalten, machte mich wirklich für einige Zeit in meinen Ansichten schwankend, der ich sonst kein Freund von Findelhäusern bin, da sie alle Bande der Liebe der Mütter zu ihren Kindern

lösen und auch den Vater leichtsinnig über seine Pflichten machen, weil er weiß, daß der Staat für die Erziehung der Kinder zu sorgen übernommen hat.

Höchst artig an der Treppe von den Vorstehern empfangen, wobei ich besonders viel Belehrung von dem General-Major Strieck empfing, welcher das ehrenvolle Unglück gehabt, in der Schlacht von Tennewitz sein Bein zu verlieren, erfuhr ich, daß dieses mächtige Gebäude nicht allein Findelhaus ist, sondern ein Theil desselben der Erziehung der Söhne von Ober-Offizieren gewidmet ist, die natürlich eine größere Ausbildung als die Findelkinder genießen, während deren Töchter wiederum meist zu Erzieherinnen bestimmt werden. Die gerade eingetretenen Ferien hatten für den Augenblick die Zahl der Knaben vermindert, dagegen konnten wir alle Zimmer der Mädchen durchwandern, ihre Schreibebücher und Zeichnungen besehen,

aber dem Unterricht selbst nicht beiwohnen. Von dort aus ging es aber wieder durch lange Corridors nach dem eigentlichen Findelhause, das ebenfalls an Reinlichkeit und Ordnung nichts zu wünschen übrig ließ, und das, wie in allen kaiserlichen Erziehungshäusern, uns dadurch noch besonders anspricht, daß man darauf Bedacht hat, jährlich einmal sämmtliche Zimmer von neuem auszuweißen. Alle Bettstellen sind von Eisen, enthalten die nöthigen Matratzen und Decken, und die Luft in diesen Sälen ist rein. Jede Mutter bekommt eine Nummer für ihr Kind, und die Ammen, die sämmtlich verheirathete Frauen und keine Mädchen sind, warten auf deren Ankunft, wobei sich nur wiederum, wie bei allen Findelhäusern, die Frage stellt, was denn aus ihrem eigenen Kinde wird, während die Frau ein anderes säugt. Die höheren Stände in allen Ländern bedürfen Ammen, aber dies ist die Ausnahme und gilt nicht als Regel. Wie

vermischten sich daher nicht meine Gefühle, als mir beim Eintritte in den großen Schlafsaal der merkwürdige Anblick ward, die Masse der Ammen sämmtlich in russischem Kostüm mit hoher Mütze, aber nichts weniger als durch Schönheit glänzend, anzutreffen, welche ihre Schützlinge auf dem Arme hielten, und uns gleichsam wie befohlen, ihre Verbeugung machten, während am Ende des Saales eine höchst ärmlich aussehende Mutter so eben ihr Kind in schlechtem Gewande überbrachte, ihre Nummer erhielt, und eine schon bereite Amme dasselbe an ihre Brust legte, und die Mutter ohne irgend ein Zeichen von Rührung den Saal verließ. *)

*) Es giebt ein neu herausgekommenes Werk, das den Titel führt: Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben von Aurelio Buddeus, einem deutschen Arzte, der sich lange in Rußland aufgehalten und alle möglichen öffentlichen Krankenanstalten, Findelhäuser ꝛc. studirt hat. Außer der Behauptung, die er über-

Nachdem wir Küche und Keller und die in den ruſſiſchen Anſtalten ſtets auf engliſche Art vortrefflich eingerichteten Seitengemächer beſehen, empfahl ich mich dem Baron Bode, machte noch einige Viſiten, wobei ich die unglaubliche Ausdehnung der Stadt mit ihren Palläſten, Gärten, Teichen, aber auch vielen hölzernen, doch ſtets ſehr eleganten Häuſern ins Auge faſſen konnte, nahm bei Herrn Chevalier noch ein vortreffliches Diner ein, und begab mich nach dem Bureau der Diligencen, wo man ſchon meiner wartete, und um fünf Uhr die Abfahrt erfolgte.

---

dies mit Zahlen beweiſen will, daß Petersburg ſeinen jährlichen Ueberſchuß an Bewohnern allein den hereinſtrömenden Ruſſen und Fremden zu verdanken habe, weil die Mortalitätsliſten ſtets die Geburtsliſten überträfen, ſpricht er ſich im Ganzen höchſt lobend über die öffentlichen Kranken-Anſtalten und Findelhäuſer im ruſſiſchen Reiche aus, kann es aber doch nicht leugnen, daß, wie ich es immer auch in andern Ländern gehört, gewiß die Hälfte der Aufgenommenen die Kinderjahre nicht überlebt

Die Wagen der Diligencen in Rußland haben eine ähnliche Einrichtung wie die der Malle-Posten, d. h. es ſitzen nur zwei Perſonen zuſammen und ſehr bequem. Zwei ſolcher Abtheilungen ſind hintereinander angebracht, und die dritte Abtheilung begreift ungefähr ſechs Perſonen in ſich, die aber einen geringeren Preis als diejenigen in den Coupés zahlen. Von Moskau nach Niſchny ſind drei hundert und ſieben und neunzig Werſte, alles Chauſſée; und die Reiſe begann bei ſchönem Wetter unter den günſtigſten Auſpicien. Die Nacht brach ein, ich ſchlief wie immer, wenn ich reiſe, feſter als in meinem Bette, und fand die Gegend beim Erwachen faſt eben ſo wieder, als ich ſie verlaſſen, d. h. flach, aber ſchon beſſer bebaut, als zwiſchen Petersburg und Moskau, und hatte nur die traurige Abwechſelung, ein erſt vor drei Wochen abgebranntes Dorf, das der Gräfin Suboff gehört, in ſeinen Ruinen zu erblicken, wo von Anſtal-

ten zum Wiederaufbau noch nichts zu sehen war, was bei hölzernen Häusern indessen bald geschehen ist, und will die Gräfin von ihren Bauern Vortheil ziehen, so wird sie wohl selbst bald daran denken müssen, zur Wiederherstellung ihrer Wohnungen auch hülfreiche Hand zu leisten.

Da ich einmal hier den Zustand der Bauern berührt habe, so sei es mir erlaubt, sämmtliche Verhältnisse der christlichen Bewohner Rußlands in der Kürze auseinander zu setzen.

Die christlichen Bewohner Rußlands theilen sich zuerst in Freie und Unfreie.

Zu den ersteren gehört zuförderst der Adel, der sich aber wiederum in den Geburts- und in den Dienst-, oder wenn man will den Rangadel, Tschin genannt, theilt, denn Tschin heißt Rang und Tschinownik heißt ein Beamter mit Rang. Beiden Klassen des Adels stehen gemeinschaftlich folgende Rechte zu:

1. Güter mit Leibeigenen zu kaufen; aber nicht die Leibeigenen allein. Jedoch darf keiner mehr als hundert tausend Seelen auf seinen Gütern haben, was auch die Majorate hindert, deren es überhaupt nur einige ausnahmsweise giebt;

2. daß ihre Kinder niemals zu Soldaten genommen werden;

3. daß dieselben auf Gymnasien, in adlichen Kadettencorps und in adlichen Familienstiftern erzogen werden;

4. daß sie schneller im Civil und im Militair avanciren;

5. daß sie, sobald sie Landbesitz haben, sich in Kreisversammlungen vereinigen können, um sich über das Beste ihrer Provinz zu besprechen und unter dem Schutze des von ihnen gewählten und vom Kaiser bestätigten Adels-Marschalls ihre Vorstellungen dem Gouvernement überreichen können.

6. daß sie wohl Grund-, aber keine Kopfsteuer zahlen.

Aus diesen Rechten des Erbadels und des Tschinadels wird man ersehen, daß es wenigen Erbadel giebt, welcher durch die Art seiner Anstellung nicht zugleich dem Tschinadel angehörte, und daß der letztere vorzugsweise aus dem ersteren gebildet wird, wiewohl auch, was nicht selten geschieht, der geringste Freie zu den höchsten Klassen des Tschinadels hinaufklimmen kann.

Dieser Dienstadel theilt sich nun in vierzehn Klassen, wonach der Rang feststeht, und wer nicht zu ihnen gehört, hat auch nicht das Recht, und sei er von noch so alter Familie, sich an großen Hoftagen vor seinem Monarchen zu präsentiren.

Eintheilung der vierzehn Klassen.

1. General-Feldmarschall.	General Admiral.	Reichs-Kanzler.
2. General der Infanterie. General der Kavallerie. General der Artillerie ꝛc.	Admiral.	Wirklicher Geheimer Rath.
3. General-Lieutenant.	Vice-Admiral.	Geheimer Rath.
4. General-Major.	Centre-Admiral.	Wirklicher Staatsrath
5. —	—	Staatsrath.
6. Oberst.	Kapitain ersten Ranges (Schiffskapitain.)	Kollegienrath.
7. Oberst-Lieutenant.	Kapitain zweiten Ranges (Korvettenkapitain.)	Hofrath.
8. Major.	Kapitain-Lieutenant.	Kollegien-Assessor.
9. Kapitain. Rittmeister.	Lieutenant.	Titular-Rath.
10. Stabs-Kapitain. Stabs-Rittmeister.	—	Kollegien-Sekretair.
11. (Mir unbekannt.)		
12. Lieutenant.	Midshipman.	Obergerichts-Sekretair.
13. Seconde-Lieutenant.	—	Senats-Registrator.
14. Fähnrich. Kornet.	—	Kollegien-Registrator.

Die Hofchargen haben ſeit des Kaiſers Alexander Regierung an ſich keinen Rang, jedoch kann keiner dazu gelangen, der nicht nach einem ſteigenden beſtimmten Verhältniſſe einer der vierzehn Klaſſen angehört.

Dieſe vierzehn Klaſſen beſtimmen nun den Dienſtadel, doch mit dem Unterſchiede, daß im Militair mit der neunten und im Civil mit der achten Klaſſe erſt die Vererbung des Adels auf die Nachkommen anfängt, wohlverſtanden, ſobald ſie nicht ſelbſt dem Erbadel angehören. Auch die niedere Geiſtlichkeit, welche nicht zu den vierzehn Klaſſen gehört, hat, ſobald ihr nicht der Geburtsadel zu Hülfe kommt, durchaus keinen Rang.

Zu den Freien, welche gleich hinter dem Adel kommen, gehören zuförderſt:

1. Die erſten drei Gilden der Kaufmannſchaft;

2. die kleinere Bürgerſchaft, Meſtchané

genannt, wozu auch Künstler und Handwerker gerechnet werden;

3. die Soldaten. Wer als Soldat ausgehoben wird, kann nie wieder in die Leibeigenschaft zurückfallen; er dient fünfzehn Jahre und geht alsdann in die Reserve über;

4. die Kronbauern, ungefähr neun Millionen an der Zahl. Das Land der Commune ist zwischen ihnen getheilt, nach der Größe der Familie, sie zahlen Kopfsteuer und den späterhin zu erklärenden Obrok. Ueber diese Dörfer steht das Ministerium der Staatsdomainen, welches Unterbeamte sendet, um die Verwaltung des Ganzen zu leiten, was natürlich manchmal gut, manchmal schlecht ausgeführt wird, wobei das erstere aber zu vermuthen ist, weil der bei weitem größte Theil der adlichen Bauern den Wunsch hegen soll, daß die Krone die Güter kaufen möge. Das Verschenken der Kronbauern mit Land an einzelne Hochgestellte und für treue

Dienſte zu Belohnende hat ſeit des Kaiſer Pauls Regierung gänzlich aufgehört;

5. die Apanage-Bauern. Paul I ſchuf dieſe Klaſſe, wenn er nicht ſchon deren von früheren Zeiten vorfand, indem er ſie und ihre Beſitzungen zu Apanagen der kaiſerlichen Familie beſtimmte. Sie haben ungefähr dieſelben Rechte wie die vorigen. Es ſollen ihrer etwa vier bis fünfmal hundert tauſend ſein;

6. die Arendebauern, bloß in den Oſtſeeprovinzen ſich findend, von denen, gleich unſeren Pächtern, eine Arende gezahlt wird, daher z. B. die Pächter in mehreren Provinzen der Mark Brandenburg auch Arendatoren genannt werden. Die Krone überließ nun manchmal als Geſchenk für eine Reihe von Jahren eine ſolche Pachtung einem zu belohnenden Unterthan;

7. die Poſtbauern, welche die Poſten fahren, wofür ſie gewiſſe Erleichterungen genießen, ſo daß ſogar diejenigen in der Nähe

von Petersburg keine Rekruten zu ſtellen brauchen;

8. einige ſiebenzig tauſend Menſchen, die zugleich Landbauer und Eigenthümer ſind;

9. fremde Coloniſten, etwa achtzig tauſend an der Zahl;

10. alle Bauern in Eſth-, Liv- und Kurland, welchen durch den Kaiſer Alexander die Freiheit verliehen ward;

11. alle Einwohner Finnlands, welche ſämmtlich nie die Leibeigenſchaft gekannt haben,

12. alle durch Teſtament oder einen Freibrief, den der Eigenthümer doch ſtets bei ſich trägt, Freigelaſſene.

Die Rechte der Freien beſtehen in folgendem:

1. Sie dürfen nie geſchlagen werden.

2. Ihre Kinder ſind und bleiben Freie.

Bei alle dem zahlen ſie aber, gleich jedem Nichtadlichen, fortwährend die Kopfſteuer, welche

nur alle funfzehn Jahre geändert wird, nachdem die Revision der Seelenzahl statt gefunden.

Ich komme jetzt zu dem wichtigen Kapitel der Leibeignen.

Die Russen waren in früheren Zeiten sämmtlich freie Leute. Basilius IV führte zuerst die Leibeigenschaft, jedoch wie es scheint in nicht drückender Weise (1533) ein, und es war dem Czaar Boris Godunoff, bekannt durch die unzähligen Grausamkeiten, die er verübte, vorbehalten, sie zu verstärken, und das in der Absicht, bei den Gutsbesitzern sich einzuschmeicheln; jedoch soll kein Gesetz sich vorfinden, das den eigentlichen Verkauf der Leibeignen autorisire, wiewohl es sehr oft geschehen ist und selbst der Anlegung eines Tarifs zur Zeit der Kaiserin Anna Erwähnung geschieht.

Leider dehnte, wahrscheinlich um ihre Unterthanen gleich zu stellen, die Kaiserin Katharina II sie auch 1783 gesetzlich auf Klein-

Rußland aus, was zur Zeit Boris Godunoff noch nicht Rußland einverleibt gewesen war, und so giebt es nun Leibeigne

1. mit Obrok, d. h. daß dem Bauer alles Land überlassen wird, wofür er jährlich nach Uebereinkunft eine gewisse fixe Summe zahlt;

2. ohne Obrok, d. h. daß sie eigentliche und allein Landbauer sind.

Was nun den Obrok betrifft, so bildet derselbe einen merkwürdigen Unterschied zwischen den Leibeignen von Groß- und von Klein-Rußland, in ihren Wünschen, ihren Neigungen und ihren Arbeiten. Beide gehören der Scholle an; beide können nur mit der Scholle verkauft werden; beide können aber auch mit ihren Familien auf den Besitzungen ihres Herrn oft Hunderte von Meilen versetzt werden; aber die Leibeignen von Klein-Rußland, wo der Obrok nicht besteht, gleichen mehr darin den polnischen Bauern, daß sie einzig und allein

Ackerbauer sind, während jene auch zugleich sich als Handelsleute oder Fabrikanten geriren, das Gut verlassen, und oft in der Welt, es sei als Kaufleute, Künstler oder als Handwerker, ihr Glück versuchen, und je nachdem entweder verarmen und dann wieder in die Heimath zurückkehren, oder als reiche Leute sterben.

Noch ein anderer Theil der Obroc-Zahlenden geht zum Herbste nach den Städten und arbeitet dort in den mannigfaltigen Fabriken und Manufakturen von Baumwolle, Seide, Wolle, Leinen u. s. w. und kehrt zum Frühjahre heim. Andere dagegen bleiben zu Hause und arbeiten im Winter in ihren eigenen Wohnungen und in denselben Artikeln, woran jene in der Stadt Theil nehmen.

Daß alle Groß-Russen auf diese Art ganz andere Menschen und gebildeter als die Klein-Russen sind, kann daher wohl nicht bezweifelt werden, so wie es fest steht, daß in Groß-Ruß-

land fünf hundert Seelen mehr gelten als tausend in Klein-Rußland.

Bei den nicht Obroc-Zahlenden muß nun bemerkt werden:

Der Acker gehört entweder dem Herrn und das todte und lebende Inventarium dem Bauer, sobald das Gut ihm verpachtet war, oder der Bauer hat seinen eigenen Hof und Land, wofür er bloße Frohnden leistet, welche, gewissen Ordonnanzen zufolge, nicht drei Tage die Woche übersteigen dürfen, in Weiß-Rußland werden die Leibeignen auch wohl gewissen Unternehmern zum Bau von Kanälen und Chausséen überlassen.

Dem Herrn steht nun, wie man mich versichert hat, das Recht zu, dem Bauer alles zu nehmen, aber ist dieß wirklich zuweilen geschehen, so gehört es zu den Handlungen, welche das allgemeine innere Rechtsgefühl völlig verpönt und daher so gut wie gar nicht mehr existirt.

Eine weise Einrichtung ist folgende: Jährlich liefert der Bauer eine gewisse Anzahl Schessel Getreide in ein dazu bestimmtes Magazin, aus welchem alle diejenigen, die theils das Alter, theils die Gebrechlichkeit zu arbeiten verhindert, ihre Nahrung erhalten. Eine Hauptbestimmung dieser Magazine ist aber, bei etwaniger Mißerndte zum Besten der Gemeinde geöffnet zu werden.

Der neuesten Gesetzgebung zufolge haben die Bauern noch folgende Rechte erhalten:

1. Es ist den Herren verboten, ihre Bauern ohne deren Einwilligung zu verheirathen;

2. sie dürfen sie nie einzeln ohne das Land verkaufen, können jedoch mit anderen Edelleuten einen persönlichen Tausch treffen;

3. die Bauern bekommen nicht mehr die Knute, sondern werden mit einer einfachen ledernen Peitsche gestraft. Die Anzahl der Streiche für die verschiedenen Arten von Verbrechen ist bestimmt.

Der Adel in Rußland hält übrigens ſtrenge auf das Recht der Leibeigenſchaft, und wenn auch Einzelne ihren Bauern die Freiheit verkündet haben, ſo könnte ein gewaltſames Einführen derſelben von Seiten der Krone, ſogar gegen Entſchädigung, doch leicht die böſeſten Folgen haben.

Nach dem Geſagten bleibt mir nur noch übrig, des Verhältniſſes der Koſaken zur Krone Erwähnung zu thun, einer Zuſammenſetzung verſchiedener Völkerſchaften, beſonders Tſcherkeſſen (welches letztere jedoch von H. v. Harthauſen in ſeinem mehrfach beſprochenen Werke beſtritten wird), die ſich erſt im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu bilden angefangen, griechiſcher Religion ſind, und deren Zweck der Kampf gegen die Ungläubigen war. Da ſie es ſind, die Sibirien den Ruſſen eroberten, ſo genoſſen ſie früher großer Praegorativen. Sie theilen ſich in die Koſaken am Dnieper, Zaporaguen genannt, und in die Koſaken des Don,

von denen namentlich die ersteren, die Zaporaguen, in Klein-Rußland, eine Zeitlang den Polen unterthänig waren, deren König Stephan Bathory ihnen viele Privilegien ertheilte, welche der Czaar Aleris in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ihnen auch bestätigte, die sie aber unter Peter dem Großen, eingedenk der Verrätherei des Hetmann Mazeppa völlig verloren, und auch der Name Zaporague seit der Regierung der Kaiserin Katharina II völlig aufgehört hat.

Etwas länger blieben die Kosaken des Don in dem Besitz der vollen Freiheit und ebenso der Gleichheit, denn selbst der aus dem Kriege als Offizier heimkehrende Kosak ward, zu Hause angekommen, wieder Gemeiner. Alles änderte sich indessen in so fern unter Alexander, daß er die Offiziere den übrigen Offizieren in der Armee gleich stellte, dergestalt die Gleichheit unter den Kosaken selbst, als Volk genommen, ver

nichtete, und ihnen dagegen, den Verhältniſſen gemäß, perſönlichen oder erblichen Adel verlieh.

Im Ganzen genommen indeſſen, ohne mich auf Details einzulaſſen, die ich nicht genau kenne, haben die Koſaken mehr Freiheit als andere Ruſſen und das Wort Koſak ſelbſt bedeutet ſtets einen freien Mann. So weit was den bürgerlichen Zuſtand Rußlands betrifft. *) Ich fahre in meiner Erzählung fort.

In der hübſchen Stadt Wladimir ward Mittag gemacht, ein engliſcher Kaufmann, der

*) Die Beilage No. 2 enthält darüber ein Mehreres und bitte ich das darin enthaltene höchſtwichtige allergnädigſte Geſetz vom 24. November 1847 nicht zu überſehn, worin den Bauern bei gezwungenen Verkäufen der Dorfer Seitens ihrer Herrſchaft ein Vorkaufsrecht verliehen wird, das ihre Leibeigenſchaft beendet und ſie zu völlig freien Eigenthümern, gleich jedem anderen Beſitzenden erhebt.

mit dem beſten Thee und gutem Liqueur verſehen war, dem er nur etwas zu oft zuzuſprechen ſchien, theilte davon mit, eine Bouteille Xeres ward im Gaſthofe gekauft, und ſo das Diner guten Muthes verzehrt. Wir ſetzten uns wieder in den Wagen, aber bald ward es mir klar, wie ſchwer es in Rußland iſt, ſich Autorität zu verſchaffen, ſobald man nicht durch höheren Einfluß geſchützt wird. So lange ich in der Malle fuhr, ging alles pünktlich, der Conducteur brauchte nur zu winken und ihm ward gehorcht, ganz anders war es mit der Diligence, der Conducteur war ſtets in ſeinem Rechte, aber er mußte ſich mit den Bauern herumſtreiten, ſie wurden oft grob und einmal ging es ſo weit, daß der eine Luſt zu haben ſchien, davon zu gehen und uns vielleicht unſerem Schickſal zu überlaſſen. Da lief aber einem Griechen, welcher vorn neben dem Engländer ſaß, wie man ſagt, die Galle über, er ſprang vom Wagen, nahm ſeinen Stock,

und was die Worte des Conducteurs nicht zu bewirken vermocht, das that der Stock, der Bauer schrie und weinte, setzte sich dann wieder auf das Pferd und so erreichten wir im Galleop die nächste Station.

Indessen sollte meine Reise nicht ganz ohne Abenteuer sein, denn in der darauf folgenden Nacht, als wir eben einen Wald durchfuhren, hörten wir plötzlich einen Pistolenschuß. In Spanien oder in Italien wäre man auf Räuber gefaßt gewesen, und sogleich hätte ein Jeder zur Vertheidigung auch seine Pistolen hervorgeholt, in Rußland indessen weiß man sich vor solchen Angriffen gesichert, und gleich darauf begegneten wir auch einem Reisefuhrwerke, von dem wahrscheinlich der Schuß ausgegangen war, und es schien daher sehr begreiflich, daß entweder die Pistole sich durch irgend ein Versehn entladen habe, oder wohl Jemand, um zu beweisen, daß er im Besitz von Waffen sei und nicht so leicht

attaquirt werden könne, das Gewehr losgeſchoſſen habe.

So weit was dieſe Aventüre betrifft, die, in ſich unbedeutend, aber einen Blick in die kräftige Handhabung ruſſiſcher Polizei wirft. Nach einigen Stunden brach der Morgen an, und mit ihm ſchien die Gegend wie verändert. Wir hatten Berge zu paſſiren, Alles verkündete Fruchtbarkeit, und dieß dauerte ſo für viele Stunden, bis wir an Sümpfe geriethen, durch welche, mit Umgehung der nächſten Städte, welche früher der Weg berührte, ein hoher Damm für viele Werſte, in gerader Richtung geſchlagen war, auf dem aber, wegen der neu aufgelegten Steine, die leider in Rußland nicht wie bei uns, feſtgerollt werden, es ſchwierig war, weiter zu kommen. Nimmt man nun die unglaubliche Menge der kleinen ruſſiſchen Fuhrwerke dazu, denen wir theils begegneten, theils vorbei fuhren, ſo iſt es begreiflich, daß nicht ſchnell gefahren werden

konnte, und daß die Nacht einbrach noch ehe wir Nischny erreichten. Doch mehrten sich nach und nach die Lichter in der Entfernung, wir kamen ihnen näher, es war Nischny. Links und rechts empfing uns zuerst ein steinerner Bazar mit einer Mansarde über den Läden, die aber, es war eilf Uhr geworden, sämmtlich geschlossen waren, dann erblickten wir ähnliche Boutiquen von Holz, und als wir uns rechts wandten, zeigten sich von beiden Seiten zwei stattliche, hellerleuchtete Kaffeehäuser, in denen alles Leben und Frohsinn verrieth. Jetzt fühlten wir am Rollen des Wagens, daß wir auf einer Brücke fuhren, doch rechts und links standen noch Boutiquen, die uns am Sehen hinderten; aber bald hörten diese auf, wir befanden uns in Mitte eines prächtigen Stromes voller Schiffe zu beiden Seiten. Am Ende der Brücke ging der Wagen einen Berg hinan und bald waren wir in der Hauptstraße des eigentlichen

Niſchny's, vor dem Bureau der Diligencen angelangt, wo der Director der Malle-Poſt, Herr von Montfort, von meiner Ankunft im voraus benachrichtigt, für mich ein Billet hinterlaſſen hatte, welches mir das Gaſthaus nannte, wo meine Wohnung beſtellt ſei. Das Gaſthaus lag in derſelben Straße, ich ließ Diener und Sachen zurück, nahm eine Droſchke und war nach zehn Minuten angelangt. Aber, o Himmel! was iſt der Menſch, wenn er nicht zu ſprechen verſteht. Bis jetzt hatte ich noch immer mich mit deutſch und franzöſiſch durchhelfen können, aber hier hörte, wie Brenneke in der Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten ſagt, Alles auf, denn nur ruſſiſch ward geredet, und ich in ein großes Zimmer woran zwei Abſchläge ſtießen, geführt, wo ſich Alles, auch Bettſtellen, aber keine Betten befanden. Endlich erſchien mein Diener mit den Sachen und durch Zeichen und einzelne Worte wußte ich mir eine Matratze, ein Laken und ein

ledernes Kopfkissen zu verschaffen, und so legte ich mich auf das härteste aller Lager und erwartete ruhig und getrost halb wachend, halb schlafend den andern Morgen.

Sehr leicht entwand ich mich daher beim Anbruch desselben der so festen Unterlage und eilte ans Fenster; und war die Nacht schlecht gewesen, so vergaß ich doch beim Anblick der reizenden Aussicht, die sich mir darbot, bald alles Ungemach, und fand mich belohnt; denn das eigentliche Risdony, d. h. der Theil auf dem rechten Ufer der Oka, liegt hart an und mit auf den grünsten und schönsten Bergen, und gewiß glaubte ich mich in diesem Augenblick völlig in ein Gebirgsland versetzt, denn Häuser, Kirchen, Klöster sah ich hinter der eigentlichen Straße, mitten unter Bäumen und auf grünem Rasen und in Gärten zerstreut liegen. Wenn ich daher auch früher von der reizenden Lage Risdony's gehört, so nahm ich dieß nur im Ver-

gleich zu den meisten übrigen Aussichten in diesen Theilen Rußlands an, jedoch kein Gedanke an ein reizendes Gebirgsland war mir in den Sinn gekommen.

Aber noch immer mußte ich mich bald durch Zeichen, bald durch einzelne Worte verständlich machen, bis endlich zu meiner Freude Herr von Montfort erschien, und so manche kleine Reise-Angelegenheiten in Ordnung gebracht wurden, namentlich der Preis der Wohnung, dessen ich nicht erwähnen würde, wenn er, obgleich vorher behandelt, nicht für die einzige Stube mit den beiden Abtheilungen und zwei Betten, auf vier Rubel Silber den Tag gekommen wäre, worüber man sich aber in so fern nicht wundern kann, da Nischny einem Badeorte zu vergleichen ist, zu dem nach der Messe wenige Fremden des Vergnügens halber wandern, und ihr Geld in den Gasthöfen verzehren. Aber das Wichtigste in einem fremden Lande, ein Lohnbedienter, war

nicht zu erhalten, und als sich endlich Jemand zu diesem Dienste erbot, und ich ihn befragte, was er für den Tag verlange, so fand er sich durch die Aeußerung, ihn täglich zu bezahlen, und ihm nicht zuletzt ein wahrscheinlich viel höheres Douceur zu geben, beleidigt, und ich erfuhr, daß ich es mit einem sonstigen geistlichen Kandidaten, der Unterricht in der deutschen Sprache in Nischny gab, zu thun habe, so daß das Verhältniß immer ein gezwungenes blieb, er mich auch nach einigen Stunden, ohne ein Wort zu sagen, verließ, und ich ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Ich hatte mir zweierlei Besuche in Nischny zu machen vorgenommen. Der erste galt dem Gouverneur Fürsten Urussoff, und der andere einem dort ansässigen Kaufmanne und Verfertiger eines großen Destillations-Geschäftes, Herrn Blumberg. Der gütige Leser wird nun aus der Erzählung meiner Ankunft am

vorigen Abende erſehen haben, daß Niſchny, durch den Fluß, die Oka, getrennt, aus zwei Theilen beſteht; der eine iſt die Stadt mit ihren Höhen, der andere die Fläche, auf der ſich der Markt befindet. Langſam und bedächtig ſchritt ich nun dieſelbe Straße zurück, die ich in der Nacht gefahren war, und erblickte von beiden Seiten eine Menge ſchöner und meiſt reichen Kaufleuten gehöriger Häuſer mit ihren Gärten dahinter, und faſt nahe der Brücke zur rechten Seite einen noch nicht völlig beendeten Pallaſt des Fürſten Serges Gallizin zu Moskau, welcher ihn, wie erzählt wird, auf eine bloße hingeworfene Aeußerung des Kaiſers, erbaut haben ſoll, der Niſchny beſonders wohl will, und es nicht bloß in merkantiliſcher, ſondern auch in anderer Hinſicht gehoben wünſchte. Aber auch Kirchen und Kapellen waren ſowohl in der Straße, aber beſonders auf den Höhen in Menge zu ſehn, unter denen jedoch ich nur als

Ausnahme von dem bekannt ruſſiſchen Style der Kirche Rojeſtwo Bogoroditſi, Mariä Geburt, Erwähnung thun will. Denn dieſe, durch einen permiſchen Salzhändler im ſiebenzehnten Jahrhundert erbaute ſogenannte ſtrogoneff'ſche Kirche, über welcher das ſtrogoneff'ſche Haus liegt, zeigt die allerſonderbarſten Verzierungen, welche, ohne einzeln ſchön genannt zu werden, doch in Verbindung mit den übrigen Gebäuden und der ganzen Landſchaft auf der Anhöhe gelegen, mit zum bunten Bilde beiträgt, das man hier erblickt, ſo wie es ewig wahr bleibt, daß auch das in ſich Unſchöne oder Sonderbare, öfters eigne Reize dem Ganzen einer Landſchaft verleiht, welche, ohne dieſe Unterbrechung von weniger Bedeutung ſein würde. Ein Zwergbaum iſt in ſich wohl ein trauriges Gewächs, bringt ihn aber richtig an, und er wird auch Freude gewähren, dagegen die lombardiſche Pappel, einer der ſchönſten Bäume der Welt,

durch die stete Benutzung bei Allen Langeweile erzeugt, und einer Landschaft die höchste Eintönigkeit verleiht.

Bald betrat ich mit meinen Füßen die Tages vorher in der Dunkelheit befahrene Brücke, und zum ersten Mal sah ich in Rußland ein wahres Gewühl und Leben, Regsamkeit und Thätigkeit von allen Seiten, welches den Mangel an eigentlichen Lohnbedienten erklärt, da der Fremden, die lediglich zu ihrem Vergnügen reisen, wohl nur wenige Nischny besuchen, und alle anderen ihren schon vorher bestimmten Beschäftigungen obliegen.

Ehe ich aber zu einer weiteren Beschreibung der Messe von Nischny schreite, muß ich einen Augenblick anhalten, und zuerst die verschiedenen Völkerschaften nennen, von denen die Messe besucht wird, und die hier oft in dichtem Gedränge angetroffen werden.

Zuerst kommen natürlich die Russen selbst,

zu denen ich Armenier, Tataren, Kirgisen und Kalmucken rechne, dann die Perser, die Bucharen und zuletzt europäische Kaufleute aller Nationen. Von der grossen, malerischen Abwechselung in den Costümen, deren man gewöhnlich sich rühmt vorgefunden zu haben, bleibt mir eigentlich wenig zu bemerken, da man weder Chinesen noch Japanesen oder andere als die oben erwähnten asiatischen Völkerschaften sieht, diese aber auch in hinreichender Menge, tatarische Frauen aber so gut wie gar nicht erblickt, sowie überhaupt das Verhältniß der Frauen zu den Männern in gar keiner Proportion steht. Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß der erste Theil der Brücke auf beiden Seiten frei ist, und man von hier aus, gegen die so eben verlassene eigentliche Stadt gewendet, den reizendsten Anblick einer längs der Oka auf grünen Matten gelegenen mit den schönsten und seltsamsten Häusern übersäeten Bergkette hat.

Die Oka ſelbſt iſt an beiden Seiten der Brücke mit Schiffen aller und jeder Art bedeckt, unter denen ſich beſonders die permiſchen Fahrzeuge durch ihr zierliches Schnitzwerk auszeichnen, deren Hauptladung in Thee beſteht, von dem jedes Schiff eine Ladung von circa ſiebenzehn tauſend Pud, das Pud zu fünf und dreißig bis ſechs und dreißig Pfund preußiſch gerechnet, enthält. Zwölf Millionen Pfund Thee werden auf dieſe Art jährlich in Rußland eingeführt.*)

Entzückt von der trefflichen Anſicht ging ich weiter und kam nun an die hölzernen Boutiquen voller Kaufartikel verſchiedener Art, dann an die ſchon erwähnten zwei Kaffeehäuſer, wo das Gedränge beſonders dicht war, und nun erſt be-

*) Nach dem neueſten offiziellen Berichte ſind in der Meſſe des Jahres 1847 ſechszig tauſend Kiſten, à zwei ein halbes Pud eine jede, eingeführt und auch großen Theils verkauft worden.

fand ich mich auf der eigentlichen Messe. Herr Blumberg war bald aufgefunden und mit ihm durchwanderte ich die Straßen der zum Theil temporären Stadt. Alles ist auf dem Terrain, das die Messe einnimmt, rechtwinkelicht gebaut, der hölzerne sowohl wie der steinerne Theil des Marktes hat Arkaden die Boutiquen entlang, gepflastert sind aber die Straßen nicht, und eigentlich nach unserem Begriffe sind auch die Boutiquen auch nicht zu nennen, was auch für die kurze Zeit der Messe ziemlich überflüssig wäre, abgerechnet, daß der bei weitem größere Theil der Waaren, eben so wie im Rinok Gorod zu Petersburg, gewöhnlich in Massen ein und derselben Art besteht, die keiner besonderen Aufstellung fähig sind. Geht man nun die hölzernen Boutiquen entlang und kommt an die steinernen, so sind es einige Gebäude, welche die Aufmerksamkeit zuerst fesseln, und von diesen zuförderst ein großes steinernes, regelmäßig und ge-

ſchmackvoll gebautes Haus in mehreren Abtheilungen und Höfen, worin während der Meſſe der Gouverneur ſeine Wohnung hat, die geräumig iſt, und ſchöne Zimmer und Säle enthält. Auch befindet ſich hier die Poſt, und die Kaufleute verſammeln ſich ebenfalls in dieſem Gebäude zu Beſprechungen, worauf ſie ſich bei einem vortrefflichen franzöſiſchen Reſtaurateur zu ſtärken pflegen, der einen Theil des untern Stocks bewohnt. Aber um jede Räumlichkeit zu benutzen hat der Fürſt Uruſſoff ſeit einigen Jahren überdieß in der Mitte des Gebäudes und in den Kreuzgängen Boutiquen einrichten laſſen, wo beſonders werthvolle und elegante Sachen, namentlich ſeidene Stoffe, Shawls und Modeartikel allerlei Art feil ſtehen, von denen umgeben ſich eine Erhöhung befindet, von der beſonders des Abends bei Erleuchtung bis tief in die Nacht Muſik ertönt.

Von dieſem Gebäude aus, das auf einem

großen Platze steht, erblickt man im Hintergrunde von sämmtlichen Bontiquen, und ziemlich weit entfernt, das zweite steinerne Gebäude: die Kathedrale der Verklärung Christi, wo in verschiedenen Schränken sich die Heiligenbilder aller Städte befinden, und so den Kaufleuten einer jeden Stadt ihren Heiligen zu verehren, die Gelegenheit geboten wird.

Das dritte steinerne Gebäude ist die tatarische Moschée, die wir auf unserer Wanderung auch für einen Augenblick begrüßen wollten, aber ein Tatar zeigte auf meine Stiefeln, und da ich keine Ueberschuhe mitgenommen, und mich nicht leicht der Stiefeln entledigen konnte, überdieß genug Moschéen in früheren Jahren gesehen hatte, so standen wir von dem Besuche ab. Eine Masse Pantoffeln lag an der Thüre und wie ein Jeder da stets die seinigen wieder findet, ist mir noch unbegreiflich.

Nicht weit von der Kirche erblickt man die

chineſiſchen Reihen mit einzelnen Thürmen an den Ecken. Lange hatte man gehofft, die Chineſen ſelbſt heran zu ziehen, aber vergeblich, der ſtrengſte Befehl ward von Seiten des chineſiſchen Gouvernements dagegen erlaſſen und ſo iſt und bleibt Kiachta der Mittelpunkt des Handels, und dieſe chineſiſchen Reihen enthalten ſämmtliche Vorräthe des ſo geſchätzten Thees, welcher erſt kürzlich durch eine neue, höchſt wohlſchmeckende und noch ſehr koſtbare Sorte von gelber Farbe bereichert worden iſt, den ich ſpäterhin im Hauſe des Gouverneurs kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die Meſſe von Niſchny wird auf einem, durch den Zuſammenfluß der Oka mit der Wolga gebildeten Dreieck gehalten, von wo aus bis wiederum an die Wolga ein Kanal geht. Es iſt bekannt, daß der Kaiſer Alexander, hingeriſſen vielleicht von der ſchönen Lage, aber beſonders von der Vereinigung dieſer beiden gro

den Flüsse, welche durch andere Flüsse und Kanäle mit ganz Rußland in Verbindung stehen, die Messe von Makarieff zuerst dahin verlegte, und daß der Ingenieur Betancourt wahrscheinlich die Absicht gehabt, durch Anlegung von Kanälen der Messe von allen Seiten zu Wasser die Zufuhr der Waaren zu verschaffen. Interessen ist nur an dem einen Theile, bei der sogenannten sibirischen Anfahrt, die Wassercommunication eröffnet worden. Von dieser Anfahrt aus, welche das bewegteste Bild von Menschen vieler Nationen und Waaren allerlei Art, die sie mitbringen, darbieten, wird alles nach den verschiedenen Bestimmungen auf den Markt gefahren, und namentlich der Thee, denn er ist und bleibt der Handelsartikel, um den sich hauptsächlich Alles dreht.

Aber vergessen dürfen wir darüber nicht die so bedeutenden Artikel in anderen Waaren; die orientalischen Buden mit Wolle, Schaafpelzen,

Schlafröcken und Mützen, die Masse des ordinairen und feinen Pelzwerkes, an Füchsen, Bären, Hermelin, Zobel u. s. w.; die ungeheuren Vorräthe an Eisen, die Droguerienläden mit ihrem Sandelholz und verschiedenen Färbestoffen, die Arbeiten der Tulaer Stahl- und Silberfabriken, die Vorräthe an Leder, die Massen von Kaffee und Zucker, die Buden mit Koffern, Möbeln, Tapeten, die Vorräthe an Seife in zierlichen Kästchen, die Berge von eingemachten Früchten, Rosinen, Weintrauben u. s. w. u. s. w.

Nehmen wir zu der unglaublichen Masse von Verkäufern die wie begreiflich sich unendlich vervielfältigende Menge von Menschen, die von jenen wieder in Schänken, in den russischen Garküchen, Porterbuden, Schneiderwerkstätten und Theatern aller und jeder Art ihre Nahrung ziehn, so wird das Ganze wohl eins der belebtesten Bilder der Welt, denn das Gewühl in den Straßen Leipzigs zur Meßzeit ist gewiß groß, aber

jeder, der an beiden Orten war, muß eingeſtehn, daß mitten in einer reichen Natur, die man auf der Meſſe in Riſchnys ſtets vor Augen hat, in der Nähe von zwei der größten Flüſſe, die Aſien mit Europa und die Meere des Südens mit denen des Nordens verbinden, ein Welthandel ihm anſchaulicher wird, als wenn er auf dem Brühl zu Leipzig ſich in noch ſo dichtem Kreiſe bewegt, oder eine der vielen Tables d'Hôtes beſucht, die ihm immer nur das Bild ſeiner gewohnten Häuslichkeit wieder giebt.

Eine ſolche bedeutende Stadt, deren Häuſer, wenigſtens die hölzernen, bei der niedrigen Lage des Marktes, oft von den Fluthen im Frühjahr oder Herbſt vernichtet werden, reinlich zu erhalten, das war nun gewiß eine der bedeutendſten Aufgaben, und darum ſollte der Fremde, der einen Theil des Tages über der Erde zugebracht, nicht verſäumen am Ende deſſelben in jene Souterrains hinab zu ſteigen, die ſämmtlich von

Steinen erbaut, der Retraiten in Maſſe bieten, und durch die künſtlichſten Waſſerleitungen ein Problem löſen, was leider noch in mancher Hauptſtadt, und ſagen wir es offen, namentlich in Berlin noch ſeiner Löſung wartet.

Dergeſtalt war im Beſehen der Merkwürdigkeiten Niſchny's, wozu man nur die Augen aufzuſchlagen und nicht lange zu ſuchen braucht, der Morgen verſtrichen, nachdem ich mich in einem gegenſeitigen Beſuche mit dem Gouverneur gekreuzt hatte, und noch in eine Waffelbude getreten war, worin eine aus Wien eingetroffene ſchöne Holländerin ihre ſtündlich friſch bereitete Waare zum Genuß hingeſtellt, und unter dem Schutze mehrerer erlauchter wiener Fürſten und Grafen, deren mir ſehr bekannte Bildniſſe lithographirt an der Wand hingen, ſie feil bot.

Bei dem oben erwähnten Reſtaurateur, wo ich faſt alle Tiſche beſetzt fand, und dem Champagner, wie gewöhnlich in Rußland, tapfer zu-

ſprechen ward, nahm ich bald darauf ein gu
tes aber ſehr theures Diner ein, und verbrachte
meinen Abend, auf mich ſelbſt angewieſen, in
ſteter Herumlaufen, theils auf den Bergen, theils
auf der Brücke und dem Markte, ſo gut wie
möglich, und zog mich frühzeitig zurück.

Beſſer ward es mir jedoch des anderen Mor
gens, denn mein Vergnügen iſt nicht vollkommen,
ſobald ich fremde Gegenden allein beſchaue, ich
bedarf einmal der Mittheilung, theils wünſche
ich zu fragen, um mich zu belehren, theils macht
es mir auch Freude, mein Entzücken auszuſpre-
chen. Es ward mir alſo beſſer, ſage ich, denn
der Gouverneur, bei dem ich zu Mittag einge-
laden war, und den ich noch einmal vorher ken-
nen zu lernen wünſchte und beſuchte, gab mir
ſogleich einen Wagen, und zur Begleitung einen
ſeiner Adjutanten, und mit dieſem, einem Herrn
von Koſſakoff, einem freundlichen und mit
Riſchny ſehr vertrauten Manne, ging es über

die Brücke zurück, die Straße vor meiner Wohnung vorbei und dann rechts die Berge hinauf. Hier fängt, so zu sagen, das alte Nischny an. In den mit üppigem Grün bewachsenen Schluchten und auf den Bergen liegen alte und neue hölzerne Häuser höchst malerisch durch einander, aus denen zuweilen ein steinernes Haus hervorblickt, links aber zeigt sich die Mauer des Kreml, um die man immer höher und höher, herum fährt; es beginnen nun breite Straßen, wir fahren durch ein großes Thor, wir sind im Kreml angelangt.

Ein schöner Anblick wartete hier meiner, denn nachdem ich erst den großen Platz überschaut, in dessen Mitte, statt der verfallenen, eine ganz neu gebaute Kirche steht, und auf dreien Seiten sich das Arsenal, Polizei- und andere Regierungsgebäude befinden, alles in größtem Style mit schöner Architektur, hielten wir auf der vierten Seite vor dem Schlosse an, das aus dreien

Stockwerken besteht, und wenn ich nicht irre, von sechszehn Fenstern Front, ganz neu vom Kaiser erbaut, dazu bestimmt ist, erstlich, wie natürlich, ihn selbst und seine Familie aufzunehmen, wenn er Riscbny die Ehre anthut, es zu besuchen, und dann dem jedesmaligen Gouverneur zur Winterresidenz zu dienen. Was der Kaiser nun einmal baut, das hat, wie man sagt, Hand und Fuß. Der Eintritt war wahrhaft großartig, die Zimmer höchst geschmackvoll decorirt, aber was vermag selbst der Kaiser im Vergleich zu Gottes Schöpfung, die ihn aufgefordert zu haben schien, aus Dankbarkeit für die festbare Aussicht, deren man von dort genießt, auch seinerseits etwas Würdiges zu schaffen, das im Einklange mit den Reizen der Natur wäre. Denn die Aussicht vom Schlosse ist in ihrer Art analog dem großen Reiche, und hat man kurz vorher vom Kreml zu Moskau die ungeheuere Hauptstadt gesehen, so übersieht man von diesem Schlosse

aus zu ſeinen Füßen die nur möglich größte und bunteſte Fläche mit den ſchönen Strömen Oka und Wolga, und links in der Entfernung die unzähligen Buden der Meſſe, die im Verhältniß zum Uebrigen von dort aus unbedeutend erſcheint, und ſo giebt gewiß der Blick von den beiden Kremln zu Moskau und zu Niſchny uns das Bild der Wichtigkeit des unendlichen Kaiſerreichs. Der Monarch regiert das größte Reich der Welt, und ſeine Symbole ſind Moskau und Niſchny.

So lange es nur thunlich war, verweilte ich im Ueberblick dieſer mir ſo bedeutend erſcheinenden Ausſicht, ging dann die Treppen hinunter und fuhr durch den oberen Theil der Stadt, wo wie immer in den ruſſiſchen Städten, mich breite Straßen empfingen, und hölzerne und ſteinerne Häuſer abwechſelten. Aber auch vor einem hölzernen Theatergebäude kamen wir vorbei, das jedoch bald einem ſteinernen Platz zu machen be-

kommt ist, und worin eine siebente Truppe spielt, und dergestalt den Beweis giebt, daß die Bevölkerung von Nischny wohlhabend genug sein muß, um der Art an ihre Vergnügungen im Winter zu denken, um so mehr, da der Adel der Umgegend, wie man mir sagte, wenig nach Nischny kommen soll, sondern in der schlechten Jahreszeit mehr Moskau und Petersburg zufliegt.

Den Mittag aß ich beim Gouverneur, dem Bruder der beiden, durch ihre Schönheit und Anmuth so berühmten und mir seit langer Zeit befreundeten Fürstinnen Radziwil und Gortschakoff, ein Zufall, wodurch immer eine nähere Bekanntschaft zwischen zweien sich übrigens ganz fremden Personen leicht gebildet wird. Seine sehr hübsche Gemahlin nahm mich ebenfalls höchst zuvorkommend auf, der aus Indien zurückkehrende Fürst Alexis Soltykoff unterhielt uns unter Vorzeigung verschiedener nach seinen Zeichnungen lithographirter indischer Land-

ſchaften, ſehr angenehm durch die Erzählungen von ſeinen Reiſen, und ſo ging das Diner in vielſeitigen Geſprächen leicht und raſch vorüber.

An den Salon des Gouverneurs ſtößt ein großer ſchön verzierter Saal, in welchem derſelbe theils ſeine Bälle während der Meſſe giebt, theils auch zu öffentlichen Vergnügungen ihn leiht. Für den Abend war er zu einem Concert eingerichtet, das zwei Schweſtern, noch ſehr junge Kinder eines verabſchiedeten Offiziers, dort zu geben gedachten. Die Einnahme war zur Hälfte zum Beſten eines zu Niſchny befindlichen Aſyls für arme Kinder beſtimmt, da aber der Preis für die Perſon auf zwei Silberrubel geſetzt war, ſo traf dasjenige ein, was ſich allenthalben vorfindet, ſobald der Concertgeber nicht beſonders beſchützt iſt, oder durch ein allgemein anerkanntes Talent ſchon berühmt geworden, d. h. der Saal war wenig gefüllt und das einzige für mich Bemerkenswerthe war an dieſem Abende

eine recht wohlhabend aussehende Kaufmannsfrau, deren schwarz seidenes Tuch auf dem Kopfe, so gut wie bei den Männern der Ueberrock und der Bart, ihren Stand anzeigte. So bestimmt ist also in Rußland oft, trotz alles Reichthumes, noch der Unterschied der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, während dayen in den meisten anderen christlichen Ländern nicht mehr die Rede ist. Zum Thee gingen wir wieder in den Salen, wo wir unter andern Fremden, auch eine aus Sibirien gekommene Dame mit ihrer Tochter antrafen. Daß man hier vom Aufenthalte in Toms und selbst in Kiachta, wie wir von Dresden und Frankfurt, spricht, versteht sich von selbst, denn in Rußland, auch ohne Eisenbahnen, rücken die Städte, bei den höchst raschen Communicationen, so nahe zusammen, daß ein fünfzig deutsche Meilen mehr oder weniger gar nicht in Betracht kommt. In der Gesellschaft des

Fürsten Woltzkoff fuhr ich in der Nacht nach der Stadt zurück.

Früh des anderen Morgens war ich wieder auf der Messe und ging diejenige große Straße entlang, welche ich einige Tage zuvor gekommen war, und die zu einer Art Vorstadt von der Messe führt, die indessen in keiner Hinsicht die Reize Nischny's erhöht, denn die Häuser und Höfe sehen schlecht und beinahe veraltet aus, und was daraus hervorblickte, ohne und mit geschminkten Wangen, trug nicht dazu bei, den Wunsch zu hegen, lange in dieser unreinen Sphäre zu verweilen, denn es war, jedoch stets unter strenger polizeilicher Aufsicht, ein treues Seitenstück zum berüchtigten Hamburger Berge. Ich ging daher auf den eigentlichen Markt zurück, kaufte einige silberne vergoldete Becher aus Tula, und besuchte darauf eins der größeren russischen Kaffeehäuser, das einen wahren Begriff von dem Reichthum und dem Wohlleben

ruſſiſcher Kaufleute gab. Denn dieſe ſchlichten, ſcheinloſen Menſchen, in ihren langen Ueberröcken von dunkler Farbe, ſpendeten gewiß für eine Mahlzeit viermal mehr, als was uns dieſelbe koſtet, und wurden von den höchſt reinlich, in weißen Hemden mit einem Gurte, gekleideten Dienern ſehr raſch bedient. Lafitte und Champagner ward ſtets herbei geholt und die koſtbaren größten Sterlets lagen in Menge da, um jeden Augenblick dem Liebhaber gereicht zu werden. Sterlet und Stör liefern bekanntlich den uns ſo werthen Caviar, doch iſt derjenige des erſteren Fiſches dem des anderen vorzuziehen. Aber der Sterlet, an ſich von vortrefflichem Geſchmack, wiewohl ich ihn nicht dem Turbot oder dem Rheinlachs vorziehe, wird noch dadurch merkwürdig, daß er den Beweis von Rußlands vorzüglichen Waſſercommunicationen giebt, denn wiewohl gefangen, kömmt er ſtets lebend und im Waſſer gleichſam ſchwimmend in

Petersburg an, und es ist gleichviel, ob man ihn zu Nischny oder zu Petersburg ißt, der Geschmack bleibt derselbe. S. Beilage 3.

Meine Weiterreise nach Kasan war auf den Abend festgesetzt, wozu Herr von Montfort mir eine eigene Courierchaise lieh, für die ich zwei und siebenzig Rubel Silber zahlte, und die nebst dem Conducteur einige Tage auf mich zu Kasan warten sollte, um mich in derselben Art nach Nischny wieder zurück zu führen. Zum Mittag aß ich noch beim Gouverneur und von dort aus trat ich meine Reise an, und in so fern wäre Alles vortrefflich gewesen, wenn nicht dem erst kürzlich aus Petersburg angekommenen Wagen hinten die Querfeder gefehlt hätte, so daß er allenfalls auf einer ebenen Chaussée brauchbar war, aber auf der ohne Chaussée nun anzutretenden Reise mir manchmal die unbarmherzigsten Stöße gab, besonders wenn wir an eine Brücke kamen oder wieder davon hinunter

fahren, die immer mit einer wahren Wuth überfahren wird, als wenn der Postillon die Wasserscheu fürchtete und nur rasch darüber hinweg wolle. Denn das unglaublich schnelle Fahren, zumal auf den Brücken, scheint einmal eine Landessitte zu sein, und vergebens sind die größten Strafen auf jedes Unglück, das daraus entspringt, gesetzt, vergebens sucht die Polizei, namentlich bei der Brücke von Nischny, stets dem raschen Fahren Einhalt zu thun, und selbst diese gefürchtete Polizei, vor der sich sonst ein Jeder beugt, kann nicht völlig ihren Zweck erreichen, denn wenn auch, sobald der Kutscher die Polizei gewahr wird, für den Augenblick er etwas langsamer fährt, so rächt er sich doch bald für den augenblicklichen Aufenthalt, und desto schneller geht es nachher.

Von Nischny nach Kasan sind dreihundert neun und achtzig und eine halbe Werste. Es geht zuerst dieselbe große

Straße, welche ich Tages zuvor gefahren, zum Kreml hinauf, und dann die alte Stadt durch, worauf man ſich auf der großen Straße nach Sibirien befindet. Hier beginnt nun die ganze Strecke entlang bis Kaſan, mit Ausnahme der beiden letzten Stationen, der breiteſte Weg, den es wohl in der Welt giebt, und in dem vielleicht mehr denn zehn Wagen neben einander fahren können. Ich ſage Weg, denn wohl giebt es Landſtraßen, wo Alles Weg iſt und man fahren kann wo man will, aber dieſe Straße iſt beſchränkt, da auf jeder Seite noch eine herrliche Birkenallée läuft, und wiederum für Fußgänger den ſchattigſten Reiſeſpaziergang bildet. Alles iſt nun einmal in dieſem Lande mehr als gewöhnlich, und ſelbſt die Straße nach Sibirien verleiht ſo manchem trüben Wanderer Schatten und bewahrt ihn im Sommer vor der im Oſten ſo drückenden Sonnenhitze. Der Weg iſt im Ganzen, wenn auch nicht Kunſt-

ſtraße, doch gut zu nennen; ich wurde ſehr raſch gefahren, der Abend rückte heran, aber noch konnte ich bemerken, daß die Felder gut bebaut waren, und daß eine beſſere und weit verbreitetere Kultur des Bodens als bisher ihren Anfang nähme. Zum ſteten Begleiter in einem anderen Wagen hatte ich einen Offizier vom Genie-Corps mit Namen Dimitrieff, einen angenehmen und wohl unterrichteten Mann, der nach Landesſitte in einer Kibitka fuhr, von der er mich verſicherte, daß ſie hier und beſonders weiter in das Land hinein, das zweckmäßigſte Fuhrwerk ſei, weil man bei den großen Strecken, die man oft zurück zu legen habe, ſeinen Körper lang ausdehnen könne, und den anderen Vortheil habe, daß jeder entſtehende Schaden am Wagen leicht reparirt ſei.

In dieſer Art reiſte ich zwei Nächte und zwei Tage, die Poſthäuſer fand ich ſämmtlich ſehr reinlich, nur mußte man mit Proviſion von

Wein und Fleisch versehen sein, ja selbst Thee fand man nicht allenthalben sogleich, obschon die kupferne Theemaschine in keinem Hause fehlen darf, und auch der Aermste nicht eher sein Liebchen in das eheliche Bette führen würde, als bis er sich als Eigenthümer dieses unumgänglich nothwendigen Geschirres legitimiren kann.

Die Landschaft ward immer bunter. Fruchtbare Felder wechselten mit Wiesen, Teichen und Wäldern ab, und auch hier gab es wiederum eine Erinnerung an Peter den Großen, denn ein mächtiger Eichenwald war von ihm angelegt, und die eine Eiche hatte er selbst gepflanzt. *)

Bald kamen wir in das Land der Tschuwaschen, die gleich den Tscheremissen aus

*) Es wird behauptet, der Czar sei ein solcher Freund von Baumpflanzungen und namentlich von Eichen gewesen, daß er stets Eicheln in der Tasche getragen, und wann es ihm genehm geschienen, eine Eichel selbst in den Boden gescharrt habe.

Finnland ſtammend, theils Chriſten, zum groſsen Theile aber noch Götzendiener ſind, was einzelne auf den Feldern ſtehende Bäume andeuten. Gleich den Gebern, welche unter den Perſern noch der Lehre des Zoroaſter anhängen und das ewige Feuer unterhalten, haben ſie einen guten und einen böſen Gott, der erſtere heiſst Tora und der böſe Karamet. Dem letzteren, um ihn ſich geneigt zu machen, bringen ſie Opfer, und zwar Hausthiere, Kälber, Hammel, Pferde und dergleichen, ſchneiden ihnen den Kopf ab, und ſpritzen das Blut gegen denjenigen Baum, worin ſie den Gott wohnhaft glauben. Dann braten ſie das Fleiſch, ſchleudern etwas davon gegen den Baum, und wickeln ein anderes Stück in Leinwand, das ſie in die Höhlung deſſelben werfen, worauf ſie ebenfalls Branntwein, Bier und Meth gegen den Baum ſpritzen und ſich dann vom übrigen ein leckeres Mahl bereiten, das ſo lange dauert, bis nichts mehr vorhanden iſt.

Ihre Frauen ſtehlen ſie, jedoch wie es heißt mit Bewilligung ihrer Eltern, laſſen ſich oft als Chriſten trauen, bleiben aber dennoch Heiden, bringen darauf die Frau nach Hauſe, und ermangeln nicht, ihr alsdann drei Schläge zum Zeichen der Unterwürfigkeit zu geben, in die ſie von nun an gegen ihren Gatten und Beſchützer tritt.

Die vorletzte Station vor Kaſan war Swiags, in der Nähe der Wolga auf der Höhe gelegen, von der weiterhin aus einem Walde ein weißes Kloſter höchſt maleriſch hervorblickte. Wir fuhren die Anhöhe hinauf, wechſelten die Pferde, aber der ſchöne Weg war für den Augenblick vorbei, und da die Gegend jährlich von Ueberſchwemmungen der Wolga heimgeſucht wird, ſo daß man alsdann in Kähnen nach Swiags fährt, ſo war auch die ganze Straße tief verſandet und nur mit unzähligen Unterbrechungen und im langſamſten Schritte

erreichten wir endlich die breite schöne Wolga, die wir in großen Kähnen überschifften. Auch am jenseitigen Ufer angelangt, blieb der Weg immer schlecht, aber die Gegend war anmuthig, Thäler, Wald, Wiesen und auch zum Theil gut bebaute Aecker (denn die Tschuwaschen sind vortreffliche und fleißige Ackerwirthe) wechselten ab, und so näherten wir uns Kasan immer mehr und mehr, das wir bald, auf der Höhe gelegen, an seinen vielen Thürmen erkannten. Aber hier ward der Weg wahrhaft schlecht, denn auch Kasan ist im Frühjahre und Herbst den Ueberschwemmungen ausgesetzt, und ist alsdann gleich Swiags, eine Insel. Die Post kömmt zu Wasser. Auf dieser Stelle eine Chaussée anzulegen, wäre mit großen Schwierigkeiten verknüpft, indessen ist die Sache doch nicht unmöglich, und wahrscheinlich wird ein, wie ich jetzt höre, dem Kaiser eingereichter Plan die Allerhöchste Bestätigung erhalten. Nahe an diesem Wege steht

nun eine abgeſtumpfte Pyramide mit zwei Säulen am Eingange, deren Bedeutung ich erſt ſpäter erfuhr, und ſo ging es auf ſehr holprigem Wege bis an die Thore der Stadt, deren breite Straßen ich raſch durchfuhr und zum größten Theile die nach dem großen Brande, ja man kann ſagen verſchiedenen Bränden, wieder erbauten maſſiven Häuſer erblickte, theils aber nur noch in ihren Ruinen daſtehende Häuſer vorfand. In dem Hôtel eines Teutſchen, Namens Hedler, wo ſeit dem Brande der Stadt vorläufig der Adelsklub ſeinen Sitz hat, erhielt ich ein großes geräumiges Zimmer, wo ich mich durch ein wohlbereitetes Mahl und guten Lafitte zu erquicken begann. Kaum eine Viertel Stunde hatte ich indeſſen in völliger Nachttoilette da geſeſſen, als die Thür ſich öffnete und ein Offizier höheren Grades in das Zimmer trat, und ſich mir als den Polizeimeiſter, Oberſt-

Lieutenant von Krüdener, ankündigte, welcher im Namen des Gouverneurs, General Baratinsky, und seiner Gemahlin, mich einlud, sogleich den unten stehenden Wagen zu benutzen und im Gouvernementshause meine Wohnung zu nehmen.

Die Kaiserin hatte nämlich die Gnade gehabt, der Generalin Baratinsky, geborne Fürstin Abamelec, ihrer früheren Hofdame, mich besonders zu empfehlen und so erhielt ich, ein ihnen sonst völlig Fremder, diese freundliche Einladung, welche mir natürlich höchst willkommen erschien, die ich aber, aus mancherlei sehr begreiflichen Gründen, erst für den folgenden Morgen dankbarlichst annahm. Herr von Krüdener blieb indessen noch beinahe eine Stunde bei mir, und in der angenehmsten Unterhaltung mit einem gebildeten und des Landes so kundigen Manne verflog sie mir schnell genug. Mein

Abendbrod war bald verzehrt, Ermüdung, der ſtete Begleiter des Reiſenden, blieb nicht aus, und ſo entſchlief ich kurze Zeit darauf.

Ehe ich nun in meinem Reiſeberichte fortſchreite, ſei es mir vergönnt, die Gelegenheit zu ergreifen, einige Worte über die Stellung der Gouverneure, der Polizeimeiſter und über die Gerechtigkeitspflege im Allgemeinen in Rußland einzuſchalten.

Unter dem Gouverneur einer Provinz ſtehen nicht allein die Polizei, ſondern ſämmtliche Civil- und Criminal-Angelegenheiten, und nur von ihm aus gehen alle Berichte an den Kaiſer, er präſidirt einem Regierungs-Collegio von vier vom Gouvernement ernannten Mitgliedern, während die Stellung des Polizeimeiſters in ſo fern bedeutend iſt, als er die Einleitungen zu den gerichtlichen Unterſuchungen trifft, und die Befehle der Tribunale mit Bezug auf die gerichtlichen Urtheile in Ausführung bringt. In

einigen Provinzen ſind die Gouverneure zugleich Militair-Gouverneure, und in anderen, namentlich den Grenzprovinzen, giebt es auch General-Gouverneure, welchen die gewöhnlichen Gouverneure anderer Provinzen untergeordnet ſind.

Es war die Kaiſerin Katharina II, welcher nun Rußland die ganze Organiſation der Gouvernements verdankt, und die manches höchſt Eigenthümliche haben.

So wurden von der Kaiſerin die Criminalgerichte erſter und zweiter Inſtanz in der Art beſtimmt, daß, außer dem von der Krone ernannten Präſidenten und einem Rathe, auch Richter von den Einwohnern der Provinz ſelbſt ernannt wurden, dergeſtalt, daß die Urtheile von den Standesgenoſſen des Angeklagten geſprochen wurden, der, wenn ein Adlicher von Adlichen, ein Kaufmann von Kaufleuten und ein Landmann von Landleuten gerichtet ward. Gehört nun der Angeklagte zu

derjenigen Klasse, welche Kopfsteuer zahlt, so findet von der zweiten Instanz kein Appel statt, es sei denn daß der Gouverneur der Provinz dieses beantragen sollte. Eben so ist jede Entscheidung eines Civilgerichtshofes in der Hauptstadt der Provinz oder des Distriktes ohne Appel, sobald der Gegenstand nicht fünf hundert Rubel übersteigt. Im entgegengesetzten Fall geht sie an den Senat, von da an den Staatsrath und zuletzt an den Kaiser.

Da nun aber jedes Urtheil in Criminalsachen, einem alten Herkommen gemäß, sobald es einen Adlichen betrifft, jedesmal vom Kaiser selbst bestätigt werden muß, ehe es Gesetzeskraft erhält, so findet in diesem Falle obiger Instanzenzug jedes Mal statt, wo durch die verschiedenen Zwischeninstanzen in den genannten Collegien sich Alles sehr ins Unbestimmte verlängern kann, bis die Sache zur Entscheidung des Kaisers kommt.

Jetzt noch einige Worte über dieſe ſpäteren Inſtanzen, nachdem ein Prozeß die beiden erſteren durchlaufen hat.

Die erſte iſt der Senat.

Erſt unter dem Kaiſer Alexander wurden ſämmtliche Geſchäfte des Landes verſchiedenen Miniſterien, des Krieges, Handels, der auswärtigen Angelegenheiten u. ſ. w., gleich dem Geſchäftsgange in anderen Ländern, unterworfen, denn bis dahin ſtand Alles unter den Befehlen eines Staats-Anwaltes, gewiſſermaßen eines Premier-Miniſters, der den Kaiſer im Senate repräſentirte, wovon nur die Leitung der Militair-Angelegenheiten zu Lande und zur See und der auswärtigen Angelegenheiten eine Ausnahme machten, die durch verſchiedene ſogenannte Collegien jedes unter einem Präſidenten dirigirt wurden, von denen derjenige des auswärtigen Departements den Titel Kanzler oder Vicekanzler führte.

Alles dieſes iſt jetzt geändert, und der Senat iſt einzig und allein als Gerichtshof zu betrachten, außerdem aber darauf angewieſen, neue Geſetze und Ordonnanzen wie er ſie vom Kaiſer erhält zu veröffentlichen, und ob eine, wie man mich verſichert, von Alexander dem Senate beigelegte Attribution, über Geſetze Vorſtellungen zu machen, noch befolgt wird, laſſe ich dahin geſtellt ſein.

Die höhere Inſtanz iſt nun der Staatsrath. Auch dieſer ſollte ſich bei ſeiner Errichtung durch Peter den Großen mit Geſetzgebung und Adminiſtrationsſachen im Allgemeinen beſchäftigen, jedoch hat auch dieſes mit Ernennung der Miniſterien aufgehört, und ſo figurirt er für jetzt nur im Inſtanzenzuge eines Prozeſſes.

Die letzte Inſtanz endlich iſt und bleibt der Kaiſer. —

Meine Ueberſiedelung in das Haus des Gou-

verneurs erfolgte des anderen Morgens, nach dem derſelbe mir noch vorher einen kurzen Beſuch gemacht, und höchſt verbindlich ſeine Einladung wiederholt hatte. Die gegenwärtige Wohnung des Gouverneurs iſt nach dem Plane des Gouvernementsbauſes, wenigſtens für den Sommer, zwar noch in der Stadt befindlich, doch mehr eine auf der Höhe ſehr anmuthig gelegene Campagne zu nennen, d. h. ein ſehr bequemes Haus von zwei Etagen, zu dem eine Allée führt, und an das ſich ein großer Garten ſchließt. Die Ausſicht von dort iſt ſehr ſchön, denn man hat zu ſeinen Füßen eine weite Landſchaft, in der ſich im Frühjahr und Herbſt jener früher berührte, Kaſan umgebende, See bildet. Ich bezog ſogleich zwei ſehr hübſche Zimmer und ging alsdann der Frau von Paratinsky mich vorzuſtellen. Schon die Kaiſerin ſelbſt hatte mir von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit geſprochen, und wenn ich Alles ſo fand, wie ſie

gesagt, so ist es nöthig, des kaiserlichen Ausspruchs besonders zu erwähnen, damit man mich nicht etwa durch die mir, während meines Aufenthaltes von dieser Dame und dem Gouverneur so vielfach gegebenen Beweise von wahrer unaffectirter Gastlichkeit, für bestochen halten möge. Genug, daß ich mich sehr bald in ihrer Gesellschaft so heimathlich fühlte, als wenn wir schon lange Zeit mit einander in Bekanntschaft wären, denn das ist das Angenehme bei gebildeten Frauen, daß die Berührungspunkte in der Unterhaltung gleich so häufig werden, daß keine Lücke entsteht, da bald von der einen oder der anderen Seite sich wieder ein Gegenstand findet, der einen Anknüpfungspunkt des abgebrochenen Gespräches darbietet.

Da mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein konnte, so durfte ich aber auch nicht säumen, was nur immer Sehenswerthes war, aufzusuchen, und hierzu erbot sich Herr von Krü-

ner höchſt bereitwillig als mein Begleiter. Jede ältere Stadt in Rußland, ſcheint es, hat ihren Kreml, und ſo iſt es auch hier der Fall, und dorthin richtete ſich zuerſt unſere Fahrt.

Auch dieſer Kreml iſt wie faſt alle geſchichtlich merkwürdig, denn Kaſan, dieſe alte tatariſche Stadt, war das letzte Bollwerk des dahin ſterbenden tatariſchen Reiches, und ward für unüberwindlich gehalten. Sumbekka, die letzte Königin, hatte auf dem Kreml ihre Reſidenz, wo man noch einen Theil des Schloſſes ſieht, in dem ſie gewohnt, und wo ein neues, ziemlich weitläuftiges Gouvernementshaus erſt in den Mauern vollendet iſt, das außer dem Gouverneur, wie zu Nishny, auch dem Kaiſer, bei einem eintretenden Beſuche Kaſan's, zur Wohnung dienen ſoll. Neben dieſem Schloſſe ſteht ein viereckiger Thurm, deſſen verſchiedene Vierecke ſich nach oben zu ſtets verkleinern und in eine hohe Spitze enden, und der ſich

aus den tatarischen Zeiten verschreibt. Von ihm geht die Sage, daß Sumbekka, in zärtlichem Einverständnisse mit einem russischen Fürsten, diesen aufgefordert gehabt, auch in Kasan seinen Wohnsitz aufzuschlagen, dieß zu thun habe er sich indessen geweigert, da es dort keine griechische Kirche gäbe, worauf Sumbekka den Bau einer Kirche anzuordnen ihm das Versprechen gegeben habe. Von dieser Kirche wäre nun der Thurm zuerst beendet worden, als im Jahre 1552 die Einnahme durch Iwan Wasilewitsch bewirkt ward.

So weit das Geschichtliche des Kremls. Die Aussicht von demselben ist wie von allen hochgelegenen Punkten Kasan's sehr schön, und nachdem ich mich daran und an den alten und neuen Bauten sattsam erfreut, ging die Fahrt nach der sehr geräumigen und zugleich sehr reichen Kathedrale, deren Schätze gewiß nicht unbedeutend sind, wenn man annimmt, daß unter anderen Seltenheiten ein in Gold gebundenes

und mit Steinen besetztes Evangelium allein einen Werth von sechszig tausend Rubel haben soll. Die Kirche erhält aber ausserdem noch dadurch eine Wichtigkeit, daß der Erzbischof Juri, ihr Erbauer, im Jahre 1536 die dazu nöthigen Gelder aus freiwilligen Beiträgen herbeischaffte, und noch im hohen Alter, von religiösem Eifer geleitet, sich nicht durch ein eingewurzeltes Podagra abhalten ließ, seine geistlichen Functionen zu verrichten, wozu zwei durch ein rundes Holz verbundene, in der Sakristei befindlichen, Krücken Zeugniß geben, die so eingerichtet sind, daß er sich das runde Holz um den Hals legte, mit beiden Händen die bis unter die Arme ihm reichenden Krücken hielt und der Art die Messe las.

Ueberhaupt scheint der religiöse Eifer, wahrscheinlich auch der der Bekehrung der Tataren, den christlichen Einwohnern der Stadt nie gefehlt zu haben, denn ihm verdankt eine andere Kirche,

welche ich ſah, ihre Entſtehung. Der Hergang war folgender:

Peter der Große war in einer gegen die Türken begonnenen Campagne bei einem Kaufmanne einquartirt, und ſchien eines Tages mißvergnügt und voller Sorgen zu ſein. Der Kaufmann bemerkt es, und dringt in des Czaren Geheimniß, der ihm endlich vertraut, daß es ihm am Nöthigſten zum Kriege, d. h. am Gelde fehle, der Kaufmann erwidert, daß er damit aushelfen könne, und daß dreißig tauſend Rubel an Gold und Edelſteinen (man kannte noch keine Papierrubel), eine für die damalige Zeit bedeutende Summe, zu des Czaren Befehl ſtänden. Der Czar nimmt das Geld mit Dank an, er ſchlägt die Feinde, und iſt bereit, die Summe dem Kaufmanne wieder zurück zu geben, doch dieſer weigert ſich der Annahme und beſtimmt das Geld zu einem Kirchenbau, und Peter der Große entwirft ſelbſt dazu den Plan.

Doch bald ſollte mir auch die Erklärung des pyramidaliſchen Monumentes werden, das ich Tages vorher, vor den Thoren von Kaſan erblickt, und dazu war die Hinfahrt zugleich nöthig. Von Neuem ging es alſo, jedoch auf leichter Droſchke den böſen Weg nach der Pyramide. Ein Gewitter und ſtarker Regen waren im Anzuge, ich verließ mich indeſſen auf mein bisheriges Reiſeglück und es blieb mir getreu.

Dieſe Pyramide bezeichnet nun die Stelle, von wo aus Iwan Waſiliewitſch die Attaquen gegen die Stadt leitete, die zu ihrer endlichen Einnahme führten. Da nun über zwei hundert Jahre ſpäter noch eine Menge Gebeine von Freund und Feind, in Folge der vielen Kämpfe um die Stadt herum zerſtreut auf dem Boden lagen, ſo befahl Kaiſer Alexander ſie zu ſammeln, auf einem Fleck zu begraben, einen ſteinernen mit Schädeln gefüllten Sarg darüber zu ſetzen, und das Ganze in die neu zu erbauende

Pyramide einzuſchließen. Alexander's Anſicht war gewiß die richtige, wenigſtens hat der Anblick von Menſchenknochen auf einem früheren Schlachtfelde in mir ſtets ein unheimliches Gefühl erregt, und da die Pyramide mitten auf dem Felde überdieß ſich ſehr maleriſch ausnimmt, ſo wüßte ich nicht, was dagegen einzuwenden wäre.

Erſt kurz vor dem Diner war ich wieder auf mein Zimmer zurückgekehrt, wechſelte meine Kleider und fand im Salon eine größere Geſellſchaft, beſtehend aus dem Adelsmarſchall und Kammerherrn Gelinchin, einigen Fremden und verſchiedenen Angeſtellten. Zugleich ward ich der jüngeren Schweſter der Frau von Paratinsky vorgeſtellt, welche mit einer vortrefflichen Altſtimme begünſtigt, und jedenfalls von einem tüchtigen Singelehrer unterrichtet, uns noch denſelben Abend die erfreulichſten Beweiſe des Fleißes gab, den ſie auf Ausbildung einer ſo ſchönen Stimme gewandt hatte.

Das Wetter war wieder freundlich geworden, wir konnten im Garten den Kaffee einnehmen, wo ich auch noch Gelegenheit hatte russische Industrie zu bewundern, denn der Adelsmarschall zeigte uns sehr schöne Proben von Leinwand und Tischgedeck, was auf seinen Gütern von den Leibeigenen verfertigt war. Denn während die Natur in Rußland wenigstens sechs Monate feiert, thut der Landmann nicht ein Gleiches, sondern die Bebauung des Bodens räumt in sehr vielen Provinzen für diese Zeit der Arbeit in Manufakturen und Fabriken, oder der Bearbeitung roher Stoffe im eigenen Hause den Platz ein. Rechnet man nun in den russischen Städten, über zwei tausend Fabriken, wovon allein auf Kasan ein hundert und fünfzig kommen *), so

*) Durch die unglaublich steigende Bevölkerung in Sibirien sind auch neue Bedürfnisse entstanden. Und so kommt unter andern aus China eine ungeheure Masse von Baum-

kann mit Sicherheit nach den neueſten Berech-nungen angenommen werden, daß was in dieſen gearbeitet wird, noch nicht ein Drittheil von dem beträgt, was namentlich in den gewerbrei-chen Kreiſen von Moskau, Wladimir, Kaluga, Koſtrowa, Niſchny Newgorod auf dem Lande während des Winters verfertigt wird. Und wenn dieſe auf dem Lande gefertigten Fabrikate ge-wöhnlich leinene oder wollene Stoffe ſind, ſo begiebt ſich ein anderer Theil der Bauern am Anfange des Winters nach den Städten, arbei-tet in den dortigen Fabriken, wo namentlich die ſchönſten Seidenſtoffe verfertigt werden, und kehrt

welle, welche ſonſt größtentheils nach Niſchny zur Meſſe ging. Aber die Fabrikanten von Kaſan haben ſich direct von China aus das rohe Product zu verſchaffen gewußt, verarbeiten es, und liefern alsdann die Producte, wie man ſagt, 25 Procente wohlfeiler nach Aſien, wo ſie durchaus mit keinem anderen Verkäufer, namentlich nicht mit den Engländern, in Concurrenz gerathen.

zum Frühjahre an ſeinen Pflug zurück. Daß bei einer ſo bemerkenswerthen Induſtrie der Bauer in den oben gedachten Provinzen dabei reicher iſt, als in denen, wo er bloß für den Landbau lebt, und während vieler Monate der Ausdruſch des Getreides den Männern und das bloße gewöhnliche Spinnen den Weibern nicht die gehörige Beſchäftigung giebt, leidet wohl keinen Zweifel. So viel für die Induſtrie des ruſſiſchen Bauern.

Von Neuem verſetze ich mich in das gaſtfreundliche Haus des Generals Baratinsky, und hatte ich demgemäß die Hälfte des Tages angenehm verbracht, ſo ſollte auch der Abend nicht unbenutzt verſtreichen, denn bald ſtiegen wir in den Wagen, und als ich mich nach dem Ziele unſerer Fahrt erkundigte bekam ich zur Antwort, nach der ruſſiſchen und nach der deutſchen Schweiz. Alſo auch Kaſan hatte ſeine Schweiz. Der Name ruſſiſche Schweiz iſt natürlich,

aber der Name deutſche Schweiz erfordert eine Erklärung. Kaſan hat zwiſchen fünfzig bis ſechszig tauſend Einwohner, wovon ein Drittheil noch immer Tataren ſind, die meiſt in einem beſonderen Viertel wohnen. Zwei Drittheile hingegen ſind im Ganzen Ruſſen, doch findet ſich unter ihnen auch eine groſſe Anzahl Deutſcher, welche einerſeits zur Univerſität gehören, zum gröſsten Theile aber Handwerker, Kaufleute oder Künſtler ſind. Dieſe deutſche Kolonie hat ſich nach und nach vergröſsert, und wie es unter Landsleuten in jedem fremden Lande zu gehen pflegt, auch geſellige Vereinigungen geſchloſſen, und ſo iſt die deutſche Schweiz entſtanden.

„Zuerſt bei der ruſſiſchen Schweiz angelangt, beſahen wir uns darin die geſchloſſenen Gärten, bewunderten die verſchiedenen Ausſichten, die man ſich dort durch Oeffnen des Laubholzes geſchaffen, und beſuchten alsdann die deutſche Schweiz, wo die Stille nur durch

ine nicht weit von uns beſuchte Kegelbahn unterbrochen ward, von welcher man oft die Zahl drei, vier oder zwei deutſch erſchallen hörte. So nahe an der Meute nach Sibirien machten die vaterländiſchen Töne einen eigenen Eindruck auf mich, aber auch hier, ſchien es, war ein gewiſſer Zwieſpalt ausgebrochen, denn wenn man auf der einen Seite Alles angewandt hatte, um jedes nicht deutſche Element daraus zu entfernen, und ſelbſt zu verhindern gewußt, daß Nichtdeutſche die dort gelegenen kleinen Landhäuſer ankauften, ſo ſchien es, wollte die Mehrzahl, tout comme chez nous, auch alles Hohere entfernen, und da es hier keinen deutſchen Adel gibt, wenigſtens keine höheren Bürgerlichen gelten, Viele waren ſogar damit unzufrieden, daß auch der Ayerdeker ſich inmitten der deutſchen Schweiz ein Landgut gekauft habe. O, verkehrter, einfältiger Liberalismus ſo mancher Deutſchen! In England, dem liberalſten, dem

wahrhaft freieſten Lande der Welt, ſetzt man einen Stolz darin den reicheren, den gebildeteren Ständen anzugehören, weil ganz natürlich durch ihren Reichthum, durch ihre frühere Erziehung begünſtigt, auch die Jugend beſſer und kräftiger erzogen wird, dagegen gerade in Deutſchland ſo oft eine feindſelige Geſinnung gegen Jeden herrſcht, der, ſei es durch ſeine Geburt oder durch ſein Vermögen einen höheren Standpunkt einnimmt, als die von der Natur minder ausgezeichneten Individuen der Geſellſchaft.*)

Der Abend war heran gerückt, es ging nach Kaſan zurück, und beim Thee hatte ich Gele-

*) Was ich im Jahre 1846 ſchrieb, wird im Jahre 1849 gewiß Niemand beſtreiten, der den Verhandlungen in den preußiſchen Kammern gefolgt iſt, wo der, aller beſonderen Standesvorrechte beraubte Adel noch jetzt zur Zielſcheibe der Ausbrüche der kleinlichſten Eitelkeit und des giftigſten Neides über deſſen zufällig höhere geſellſchaftliche Stellung gedient hat.

genden mit zwei Professoren der Universität Bekanntschaft zu machen, von denen der eine, Herr Görloff, Professor der Staatswissenschaften, und der andere, der Rektor und Etatsrath Simonoff, vorzüglich durch seine Reise um die Welt mit dem Kapitain Bellingshausen bekannt, und zugleich Professor der Astronomie, welcher sehr freundlich meine Bitte aufnahm, ihn des anderen Tages besuchen zu dürfen und die Universitätsgebäude und verschiedene Sammlungen zu besehen.

Dem Worte folgte die That, denn als ich des anderen Morgens in dem Universitätsgebäude erschien, fand ich schon Herrn Simonoff auf mich wartend, um mit mir sämmtliche Gemächer durchzugehen, in welchen ich gewiß manches Vortreffliche und Sehenswerthe erblickte.

Die Universität von Kasan, gegründet vom Kaiser Alexander im Jahre 1804, befindet sich in vier Gebäuden von großen Dimensionen

und zählt ungefähr vier hundert Studenten, von denen ein Theil auf Kosten der Regierung dort wohnhaft ist. Da ich auch hier Ferien antraf, und daher die meisten Schüler verreist waren, die russischen Vorträge überdieß mir doch nicht einleuchtend möchten vorgekommen sein, so hatte ich dagegen die Gelegenheit, sämmtliche Hörsäle und Sammlungen genauer zu besehn und mich nach allem, was ich nur zu wissen wünschte, speciel zu erkundigen.

Die Besichtigung einer Menge chinesischer Seltenheiten, über welche der Professor Kawalefsky, zugleich Lehrer der mongolischen Sprache, gesetzt ist, und welcher selbst lange in Peking gewesen war, machte den Anfang. Diesem folgte das Herbarium, gezeigt von dem Professor Trotzki, hierauf das zoologische Kabinet und dann wurden die verschiedenen Auditorien durchgegangen, wo mich die Einrichtung sehr ansprach, daß sämmtliche Pulte

von Eisen waren, wodurch das jetzt auf Universitäten, aber namentlich auf Schulen, so gewöhnliche Einschneiden der Namen und anderer die Neugier oft nur zu sehr weckender Gegenstände vermieden ward.

Dann ging es zu dem Clinicum, was aber ebenfalls in diesem Augenblick geschlossen war, und dann zum chemischen Laboratorio, dem physikalischen Kabinette, voller dahin gehöriger Instrumente, und dann in die Apotheke, deren Chef, wie er mich versicherte, bei seiner Verbindung mit dem chemischen Laboratorio, stets an vier hundert Ingredienzien bereit zu halten hat, während ein gewöhnlicher anderer Apotheker, zum wenigsten in meinem Vaterlande, deren viel weniger und in kleineren Städten kaum einiger achtzig bedarf. Aber die wichtigsten Sammlungen und wissenschaftlichen Apparate blieben bis zuletzt, und das waren endlich, die orientalische Bibliothek, wie sie

ſchwerlich eine andere Univerſität aufzuweiſen hat und hiermit in Verbindung die ſehr große Münzſammlung, beide unter der Oberaufſicht eines Perſers, des Profeſſors Kaſenbeck, deſſen merkwürdiges Benehmen in der wichtigſten Angelegenheit unſeres Lebens, d. h. unſeres Glaubens, ich hier kurz berühren will.

Profeſſor Kaſenbeck, ein geborner Perſer, und als tiefer Forſcher in ſeinem Vaterlande geachtet, ward einſt von perſiſchen Geiſtlichen, da ſich wahrſcheinlich einige Zweifler eingefunden, aufgefordert, öffentlich den Beweis zu führen, daß Mahomed der wahre Prophet geweſen und Jeſus Chriſtus der falſche ſei. Kaſenbeck erwiderte, daß dies zu beweiſen, ihm für ſo lange unmöglich ſei, bis er durch das Leſen der Bibel ſich auch von der Wahrheit dieſes Satzes überzeugt habe. In dieſes Begehren gingen nun die Schriftgelehrten ein, die Bibel ward ihm übergeben, und nachdem er ſie hinlänglich

ſtudirt, trat er in die herbei gerufene Verſammlung der Geiſtlichen, und erklärte laut und unerſchrocken, daß der Heiland der wahre von Gott geſandte Erlöſer und Mahomed ein Lügner ſei. Ein ſtrenges Gefängniß war die Folge dieſer Erklärung, aber welcher Prüfung unterlag er nicht, als er einſt nach einer Leidensnacht erwachte, mit Thränen gemiſchte Küſſe auf ſeinen Wangen fühlte, und ſich bald davon überzeugte, daß ſein Vater weinend über ihm läge, ihn umarme und ihn beſchwor, dem Glauben ſeiner Väter getreu zu bleiben. Jetzt ein Mann, den der Glaube beſeelt, und der ſeinetwegen der Einſamkeit des Kerkers ſpottet, läßt ſich ſelbſt von ſeinem leiblichen Vater nicht ſo leicht irre führen. Kaſenbeck blieb daher dem einmal angenommenen Glauben getreu, und ſeine Haft ward dadurch gewiß nicht abgekürzt, ja lebenslängliche Gefangenſchaft würde wahrſcheinlich ſein Loos geweſen ſein, wenn ihn nicht engliſche

Miſſionaire zu befreien gewuſt, und Kaſen beck ward Anglicaner, was er noch bis zu dem heutigen Tage iſt.

Profeſſor Kaſenbeck ſoll ein ausgezeichneter Gelehrter in ſeinem Fache ſein, aber ſo chriſtlich er in ſeinen Geſinnungen iſt, ſo orientaliſch iſt ſein Ausſehn, ein langer Bart bedeckt das Kinn ſeines höchſt ausdrucksvollen Kopfes, und in ſeiner Kleidung iſt er faſt ganz der perſiſchen Sitte treu geblieben. Er ſpricht von europäiſchen Sprachen nur ruſſiſch und engliſch; franzöſiſch und deutſch ſind ihm fremd geblieben.

Den Beſchluß meines dreiſtündigen Beſuches der Univerſität machte die Sternwarte, wo ſich eins jener vier Fraunhoferſchen Telescope befindet, welche den Gegenſtand ſo unglaublich vergrößern, und von denen die anderen drei Exemplare zu Berlin, Petersburg und Dorpat anzutreffen ſind, wo das bloße: ich habe ſie

geſehn, und nicht: ich habe durchgeſehn, eigentlich nichts ſagen will; aber zu gleicher Zeit ward ich dort mit einem Inſtrumente von der Erfindung des Profeſſor Kneer bekannt, welches, vermittelſt einer damit verbundenen und nach Kneer's Anweiſung von Breguet verfertigten Uhr durch ſchwarze Punkte, welche ein Zeiger macht, des anderen Tages uns genau davon in Kenntniß ſetzt, welche Temperatur in den letzten vier und zwanzig Stunden zu gewiſſen Zeiten ſtatt-gefunden hat. Das Inſtrument heißt Thermometrograph.

Die Beſichtigung der Univerſität war zu Ende, ich dankte von Herzen Herrn Simonoff für die Ausdauer, welche er gehabt, mir alles Wiſſenswerthe zu zeigen, und begab mich nach Hauſe.

War der Morgen angenehm und lehrreich verfloſſen, ſo ſollte der Abend ihm nichts nachgeben und ein ſeltenes Schauſpiel ſtand mir be-

ver. Denn kaum war das Diner beendet, als Frau von Baratinsky uns vorschlug, zuvörderst nach der sogenannten Salle d'Asyle zu fahren, wo arme Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts eine ihnen angemessene Erziehung erhalten, und wo ich die fleißigen Mädchen mit rothen Schleifen am Kopfe geputzt fand, von denen das eine vortrat und uns in wenigen Worten, jedoch russisch, einige Notizen über die Anstalt gab. Alles schien in sehr guter Ordnung zu sein, aber wir eilten fort, weil nicht bloß mir, sondern auch meiner verehrten Wirthin etwas ganz Neues zu sehen blieb, und dieses war, nach einem sehr kurzen Aufenthalte in der tatarischen Salle d'Asyle, wo uns ein Polizeibeamter, selbst Tatar, jedoch in Uniform mit dreieckigem Hute und Degen begleitete, das Innere des Hauses eines reichen tatarischen Kaufmanns, welcher jedoch selbst nicht gegenwärtig, sondern zur Messe nach Nischny

gereift war, ſo daß wir nur die weiblichen Bewohner antrafen.

Die Frauen der Tataren leben nämlich im Ganzen gleich andern mahometaniſchen Frauen, viel zu Hauſe, nur, ſonderbar genug, benutzen ſie die Zeit der öfteren Abweſenheit ihrer Männer in Handlungsgeſchäften, beſonders zur Zeit der Meſſe von Nishnei, um mit ihren Kindern und Freundinnen ſpazieren zu gehen. Daß dieß ohne Wiſſen ihrer Männer, wie man behauptet, geſchehen ſolle, iſt nicht wahrſcheinlich, denn da es ſich ganz offen immer und immer wiederholt, ſo könnte es nicht leicht ein Geheimniß bleiben. Schon Tages vorher hatten wir dem zu Folge einige von ihnen im Garten des Gouverneurs geſehn, welche uns erſt zu fliehen ſchienen, dann aber nach mehrmaligem Rufen und Bitten uns erwarteten, und mit ſich ſprechen ließen, da einige ſich ganz gut im Ruſſiſchen ausdrückten, außer einer einzigen, mit einem Kinde auf dem

Arm, welche mir nicht einmal erlauben wollte, das Kind zu besehn, wahrscheinlich in der Furcht vor dem bösen Blick, den ich jedoch gleich meiner Sprache so sanft wie nur immer möglich zu machen mich befliß.

Für diesen Abend hatte sich nun Frau von Baratinsky in dem Hause des eben erwähnten reichen Kaufmanns förmlich angesagt, und so wurden wir erwartet. Der Eintritt in das erste Zimmer bot uns nichts weiter Bemerkenswerthes dar, die Mobilien waren nichts mehr und minder, als wie man sie in wohlhabenden Häusern allenthalben findet, aber schon im zweiten Zimmer gewahrte man einen Alkoven mit einem runden Sopha darin, verziert mit mousselinenen Vorhängen, reich und in orientalischer Art gestickt, die Tischdecke war von einem schönen seidenen ebenfalls gestickten Stoffe, ein prächtiger Teppich fehlte auch nicht, und mehrere kleine Utensilien waren ganz orientalisch. Aber im letz-

ten Zimmer, was vielleicht mehr zur Häuslichkeit als die anderen gehörte, stand ein übermäßig hohes Bett, das unter einer ebenfalls sehr schönen gestickten seidenen Decke verhüllt war.

Der Tatar hatte zwei angetraute Frauen, von denen, wie es hieß, die ältere in diesem Bette schlief, und die andere eine Treppe höher (die dritte war ihm gestorben), beide in der freundlichsten Eintracht beisammen lebend, was, wie ich glaube, bei den Mahomedanern in der Türkei höchst selten vorkömmt, wo überhaupt nur reiche Leute mehr als eine Frau haben, die dann ihre verschiedenen Hôtels bewohnen und sich gegenseitig aufrichtig zu hassen pflegen. Die tatarischen Frauen scheinen aber weicheren Gemüthes zu sein, und dieses Mal waren die beiden Frauen auch sehr verschieden an Jahren, denn die letztvermählte war noch ganz jung zu nennen und war vermuthlich in allen ehelichen Pflichten die Schülerin der älteren. Beider An-

zug war ſich ähnlich, aber der der jüngeren natürlich mit mehr Kokketterie arrangirt. Reiche Stoffe mit weiten Aermeln bedeckten den ganzen Körper, worüber noch ein anderer Ueberwurf hing, deſſen Aermel aber kurz waren und den Reichthum des unteren Gewandes zeigten. Prächtig geſtickte Panteffeln waren an den Füßen zu ſehn, aber das charakteriſtiſche, was ſich beſonders bei der jüngeren Frau ſehr graziös ausnahm, war der Kopfputz, denn die Haare waren geſcheitelt, und ſehr zierlich ſaß ein buntes Mützchen, das in der Mitte durch eine Nabt getrennt, dicht an dem geſcheitelten Haare liegend, links, gleich den Mützen der polniſchen Frauen, herunterhing, und mit einer Troddel unten verſehen war. Doch das Auffallendſte war der hintere Theil des Kopfes, von dem ſeidene geflochtene Bänder tief den Rücken entlang hinuntergingen, an welchen man nichts als vergoldete Rubel, immer zu zweien, erblickte, die

ein eigenes Bild des Reichthums der Familie abgaben. An anderem Geschmeide, an Ringen und Ketten fehlte es auch nicht. Die ältere Frau sprach geläufig russisch, die jüngere schäkerte und lachte, trieb einige Koketterie, wollte ihren dunklen Schleier, den sie über dem Kopf trug, nicht ganz fahren lassen, gestattete es aber am Ende dennoch, daß man sie näher beäugelte und war gegen uns Fremde sehr freundlich, nur der tatarische Polizeimann mußte am Eingange stehen bleiben und durfte sie nicht unverschleiert sehn. Ihr Gesicht war hübsch und angenehm, nur hatte das viele Roth und Weiß, was sich tatarische Frauen auflegen, und zwar wahrscheinlich das Weiß, die Zähne völlig verderben, so daß in einem Lande wie Rußland, wo weiße Zähne fast allgemein sind, die tatarischen Frauen durch die unglückliche Mischung der Farben, die sie auflegen, sich um den schönsten Schmuck einer Frau bringen.

Aber nicht bloß zur Befriedigung einer oberflächlichen Neugier hatte man uns zu erscheinen vergönnt, sondern eine kleine Collation sollte uns auch erfreuen, denn zuerst kam in hübschen Tassen der köstlichste Thee, den ich in meinem Leben genommen, dann eine Menge Süßigkeiten, und zuletzt, o Mahomet! was würdest Du sagen, wenn Du es erblicktest, auch Champagner, den die modernen Türken einmal nicht für Wein ausgeben.

Noch einige andere tatarische Nachbarinnen, prächtig gekleidet, vergrößerten die Gesellschaft, und sehr ausgezeichnet von den beiden Gräfinnen von Gleichen behandelt, verließen wir das Haus, und ich sehr froh, etwas gesehn zu haben, was mir wohl niemals wieder in so angenehmer Begleitung zu sehen, vergönnt sein wird.

Feuersbrünste sind in Kasan sehr häufig, war doch noch vor einigen Jahren beinahe die

ganze Stadt abgebrannt, welches theils durch die vielen hölzernen Häuser oder zum wenigsten hölzernen Hintergebäude, theils auch durch Unachtsamkeit verursacht wird; und so hatte ich gewiß Recht, wiederum einmal Alles zu befürchten, als des anderen Morgens mein Diener mit der Meldung: schon wieder Feuer, ziemlich früh in mein Zimmer stürzte. Ich eilte sogleich in den Garten, sah es auch, jedoch in großer Entfernung, in den unteren Theilen der Stadt brennen, und wollte schon selbst hineilen, als ich Frau von Waratinsky ganz ruhig im Garten spazieren gehend antraf, die mich versicherte, daß dergleichen leider sehr häufig wäre, daß aber die Anstalten gut, und das Feuer sehr bald gedämpft sein würde. Und dieses war auch der Fall. Denn nicht lange darauf erschien der Polizeimeister, um dem Gouverneur Bericht abzustatten, aber leider mit verbrannter Wange. Er hatte einem der Spritzenleute zugerufen, den Schlauch

anders, als er that, zu halten, und da dieſer es nicht gehört, ſich voller Ungeduld quer durch das Feuer zu ihm geſtürzt, um ihm die Directien des Schlauches zu beſtimmen, und ſo war er ſelbſt zu Schaden gekommen. Die wenigen Tage, welche ich noch zu Kaſan verlebte, ſah er ſich auch genöthigt, ſtets ein Tuch um den Kopf zu tragen, und wir riethen ihm ſehr, weil nach des Arztes Ausſage leicht die Roſe daraus entſtehen könne, ſich zu Hauſe zu halten, was er auch, wenn es ſich verſchlimmern ſolle, zu thun versprach. Herrn von Krüdener's Dienſteifer, und ich möchte ſagen, zugleich ſein Eifer mir gefällig zu ſein, war aber ſo groß, daß er trotz ſeiner Wunden nicht allein wie immer den Tag über ſeinen Geſchäften oblag, ſondern mich auch veranlaßte, die Vorkehrungen gegen das Umſichgreifen des Feuers zu beſichtigen, ſo wie ſie, wie ich höre, in allen Städten Rußlands anzutreffen ſind.

So hat Kasan fünf Thürme, von denen aus die Feuersignale gegeben werden, und in der Nähe dieser fünf Thürme sind ein hundert und zwanzig Spritzenleute in allem vertheilt. Hier stehen auch die Spritzen, die stets aufgeschirrten Pferde, die gefüllten Wasserfässer. Wir fuhren dem einen Thurme zu, Herr von Krüdener bat mich, die Uhr in die Hand zu nehmen, er gab das Signal, und in zwei, sage zwei Minuten war angespannt und die Spritzen fuhren aus dem Thore. *)

Aber ehe ich mit Herrn von Krüdener ausfuhr, hatte ich noch eine Ueberraschung anderer Art gehabt. Ich befand mich nämlich gerade

*) Beide sind trotz aller vortrefflichen Verfahrungen, wahrscheinlich allein der vielen hölzernen Häuser wegen, vor noch nicht langer Zeit wiederum über hundert Gebäude in den Vorstädten ein Raub der Flammen geworden

auf meinem Zimmer, als Frau von Baratinsky mich ersuchen ließ, für einen Augenblick zu ihr ins Nebenzimmer zu kommen. Ich folgte ihrer Einladung, und wie erstaunte ich nicht, dort bei ihr den Adelsmarschall zu finden, welcher erfreut über das Lob, das ich seiner mir Tages zuvor gezeigten und auf seinem Gute gearbeiteten Leinwand gezollt, mich bat, ein Stück derselben, so wie zwölf kleine, mit Franzen besetzte Dessertservietten und ein kleines damastnes Tischtuch von ihm anzunehmen. Hiezu fügte Frau von Baratinsky noch eine türkische mousselinene Serviette mit reicher Stickerei, am selben Tage bekam ich noch von der vortrefflichen kasanschen Seife ein Geschenk, und so von mehreren Seiten reich bedacht, hatte ich bei der Abreise kaum den Platz, Alles was man mir verehrt, auch gut verpackt nach Petersburg zu bringen, von wo ich später den

größten Theil meiner Sachen zu Schiff nach Hause sandte. *)

Frau von Baratinsky schlug mir darauf eine Morgenpromenade nach einer Erziehungs-Anstalt adlicher Fräuleins vor, welche außerhalb der Stadt gelegen, und der vorläufig ein großes hölzernes Haus angewiesen ist, indem das dazu bestimmte steinerne Gebäude noch unvollendet ist, was nach meiner Ueberzeugung aber für ein hundert und zwanzig Mädchen, woraus

*) Die schöne türkische Serviette ist mir späterhin von Nutzen gewesen, denn als ich im nächsten Jahre, in Folge eines Bruches des Schlüsselbeins, einige Wochen lang das Bett fast nicht verließ, so konnte ich doch einiger Coquetterie mich nicht enthalten, und trug zu Ehren der gütigen Geberin die schöne Serviette mit ihren prächtig in Seide und Gold gestickten Enden um den Hals, welche von allen mich freundlichst Besuchenden sehr bewundert, und namentlich von den weiblichen Kennerblicken in allen Details für vortrefflich gearbeitet erklärt ward.

bis jetzt wenigſtens erſt die Anſtalt beſteht, viel zu weitläuftig angelegt worden. Wir fanden die Vorſteherin, Frau von Sagoskin, im Saale, wo die jungen, reinlich gekleideten und geſund ausſehenden Mädchen ſo eben ihr Mittagsmahl einnahmen, beſahen alsdann den ſchönen baumreichen Park, der der Anſtalt gehört, und von dem aus eine liebliche Ausſicht über die Niederung ſich öffnet, und begaben uns nach einer Stunde Aufenthalt wieder zurück. *)

Aber noch denſelben Morgen beſah ich zwei ſehr entgegen ſtehende Anſtalten, ein Frauenkloſter und das Gefängniß der Stadt, die ſich wohl nur darin ähnlich ſehn, daß in beiden oft die Reue den Menſchen ereilt.

Das Frauenkloſter ſteht auf dem Flecke,

*) Frau von Baratinsky iſt ſeitdem von der Kaiſerin zur Ehrencuratrice von ſämmtlichen weiblichen Erziehungs-Anſtalten im Reiche ernannt worden.

wo ein berühmtes Bild der Mutter Gottes, und wenn ich nicht irre dasselbe, was späterhin nach Petersburg gebracht ward, soll gefunden sein, es hat zwei Kirchen, die eine für den Sommer, die andere, man weiß nicht warum, für den Winter, die aber beide nicht besonders schön sind, aber wie immer in diesen Kirchen, mehrere Kostbarkeiten und Seltenheiten enthalten. Zwei alte, ziemlich häßliche Nonnen waren so eben mit Reinigung der einen Kirche beschäftigt, und mein Aufenthalt im Ganzen nicht von Dauer. Eben so flüchtig besah ich nachher das nicht große Gefängniß, das indessen auch nicht größer zu sein braucht, weil in Rußland ein Jeder, der über hundert Thaler gestohlen, nach Sibirien gebracht wird, und nur während seines Prozesses in dem Orte, wo das Urtheil gefällt wird, verbleibt. Und so waren bis auf Weiteres Räuber und Mörder hier zu finden; selbst Ehebrecherinnen, gegen die man in Rußland

ſehr ſtrenge zu ſein ſcheint, ſaßen hier ihre Strafe ab.

Kaſan iſt der Mittelpunkt der großen Straße, auf der jährlich an hundert tauſend Individuen nach Sibirien wandern, dieſem Sibirien, vor dem bei uns von je an ein gewiſſes Grauſen geherrſcht hat, während auf der anderen Seite es jetzt dem Geldbegierigen ein Eldorado iſt, und dieſen wiederum eine Menge Künſtler und Handwerker nachziehen, die dort ihr Glück zu machen hoffen, denn jene frühere Tänzerin aus Berlin war nicht die einzige Künſtlerin, die als Harfeniſtin nach Sibirien zu reiſen gedachte, ſondern ich fand deren, die ſich auf allen nur möglichen Inſtrumenten dort zeigen wollten, und ſelbſt hier in Deutſchland zurückgekehrt, bin ich ſchon um Empfehlungsſchreiben dorthin angeſprochen worden. Aber auch über die Lage der Gefangenen, ſcheint es, macht man ſich einen anderen Begriff. Gefängniß iſt und bleibt ein-

mal Gefängniß, und soll es auch sein. Mörder, Räuber und Diebe haben weder dort noch hier ein angenehmes Loos, und vor falschem Mitleiden muß man sich da hüten. Wie aber die eigentliche Lage der politischen Verbrecher ist, kann ich nicht genau bestimmen, nur kann ich mit Gewißheit versichern, daß, ist einmal die größere Zeit der eigentlichen Strafe verflossen, ihr Loos gemildert wird, und Ansiedelungen im Innern, wo ihnen aller nur möglicher Vorschub geleistet wird, und sie hinreichend Land erhalten, das Endresultat ihrer Gefangenschaft ist. Dieß sind die ungefähren Notizen, die mir von völlig unparteiischen Menschen darüber zugekommen sind, deren Aechtheit ich nicht geradezu beweisen kann, die ich aber, aus mancherlei Gründen, für Wahrheit zu halten Ursach habe.

Am 24. August verließ ich Mittags, mit aufrichtigem Danke gegen meine gütigen Wirthe, Kasan, nachdem ich so ziemlich Alles gesehen,

was nur irgend bemerkenswerth war, und nur die noch ein hundert und fünfzig Werste weit liegenden Ruinen von Bulgary, dem alten tatarischen Orte, unbesucht gelassen hatte, weil eigentlich, wie mich Alle versicherten, dort fast nichts mehr zu sehen sei, und seit Alexander von Humboldt, Ehrenberg's und Rosen's Reise im Jahre 1829, welche der letztere herausgegeben, und darüber viel Interessantes berichtet, auch der grose Thurm, dessen Rose erwähnt, eingestürzt sei. So läßt man sich manchmal auf Reisen davon abreden eine Merkwürdigkeit zu sehen, weil sie den Näherwohnenden nicht als solche erscheint, und ist man zurückgekehrt, so überfällt einem oft die Reue, wie es jetzt mit mir der Fall ist, wozu noch der Umstand kam, daß Humboldt's bittere Vorwürfe mir nicht ausblieben.

Die Rückreise nach Nischny ward eben so glücklich als die Hinreise nach Kasan beendet, ich bezog wieder mein altes Quartier, speiste zu

Mittag beim Fürſten Uruſſoff, der Gäſte bekommen, unter anderen eine entfernte Verwandte Herrn von Ribeaupierres, Fräulein Zibinn, ſehr hübſch und aufgeweckt, und voller Talente. Sie war die Freundin der Fürſtin, und man ſprach von bevorſtehenden Geſellſchaftstheatern, Bällen u. ſ. w., ſo daß, unter der Aegide einer ſo liebenswürdigen und geſelligen Frau, als die Fürſtin iſt, und ihrer Freundin, eine ſehr muntere Zeit in Riſchny anzubrechen ſchien. Noch denſelben Abend gingen wir ins ruſſiſche Theater. Das Haus iſt von Holz bloß zuſammengezimmert, und auch nur für die Zeit der Meſſe berechnet, wonach die Schauſpieler ihre ſchon erwähnte Winterreſidenz beziehen. So ſchwer es im Ganzen ſcheint Schauſpieler zu beurtheilen, wenn man deren Sprache nicht verſteht, ſo traue ich mir doch nach langjähriger Praxis ſo viel Urtheil zu, um im Ganzen, was doch immer die Hauptſache bleibt, Natur von Unnatur

zu unterſcheiden und durch das ſtumme Spiel, was mir ſtets beinahe eben ſo viel als die Declamation ſelbſt gilt, eine gewiſſe Einſicht in die Sache zu haben, und ſo will ich nicht in Abrede ſtellen, daß im Ganzen und namentlich von der Heldin ganz gut geſpielt ward. Das Stück war ein Drama und hieß Douglas. Ihm folgte eine Poſſe Hamlet, die ich franzöſiſch unter dem Namen Indiana et Charlemagne zu Berlin geſehn, und den Beſchluß machte ein Ballet die Zauberflöte (alles große Namen), worin es viel Prügel aber wenig Tanz gab. Da das Schauſpiel zu Niſchny erſt um neun Uhr, nach Beendigung aller Geſchäfte anfängt, ſo war ich auch erſt um Mitternacht wieder zu Hauſe angelangt.

Auf einer Meſſe, hat man einmal die Hauptmerkwürdigkeiten des Ortes beſehn, geht Alles, ſobald man keine eigentlichen Geſchäfte hat, ſeinen regelmäßigen Gang, d. h. man treibt ſich

den ganzen Tag auf der Straße herum, und geht in Läden ein und aus, kauft allerlei Dinge, um kleine Geschenke nach Hause mitzubringen, und führt was man nennt ein Schlaraffenleben, und so that ich auch am letzten Tage meines Aufenthalts in Nischny, bis auf eine Pantomime worin ich noch als Acteur auftrat Denn kaum war ich wieder zu Hause angelangt, so erschien ein Bedienter des Gouverneurs und sprach zu mir auf Russisch. Daß hier nur von einer Einladung zu Mittag die Rede sein konnte, war mir begreiflich, doch wünschte ich Gewißheit zu haben, und da fiel mir in den Memoiren des Generals von Wachholz die Pantomime eines alten Obersten ein, wenn dieser auf der Parade ihn und seine Kameraden zum Essen bat, und seine Willensmeinung dadurch äußerte, daß er den Finger in den Mund steckte. Ich that also dasselbe, der Bediente erwiederte mit ja, und so begab ich mich um vier Uhr zum Gouverneur,

ſpeiſte dort und dachte an meine Abreiſe, als ich noch kurz zuvor herausgerufen ward und erfuhr, daß der Wagen, der zur Malle-Poſt gehörte, in ſchlechtem Zuſtande angekommen ſei und man ſich daher genöthigt geſehn, mir noch einmal den ſehr ſtoßenden Wagen zu geben, den ich bis Kaſan gehabt, wofür ich aber, weil dieſer gar keinen Vorderplatz hat, für zwei Plätze im Inneren ſtatt vier und dreißig Rubel vierzig Rubel Silber zu zahlen hatte. Genug, daß die mehreren Stöße mir auch ſechs Rubel Silber mehr koſteten.

Indeſſen war dies auf der ebenen Chauſſée nicht ſo zu befürchten als auf einem Landwege. Getroſt nahm ich daher Abſchied, wurde mit Geſang entlaſſen, denn Fräulein Zibinn ließ noch einmal ihre ſchöne Stimme hören, und ſetzte mich in den Wagen. Die Reiſe ging raſch und gut von Statten. Nur ein Vorfall verurſachte einen, jedoch unbedeutenden Zeitver-

luft, ward mir aber in anderer Hinsicht merkwürdig. Ich glaube schon bemerkt zu haben, wie gehorsam Alles vor den kaiserlichen Befehlen und Anordnungen ist. Es ärgern sich, wie einer sagte, oft die Leute innerlich, aber sie sind äußerlich unterwürfig. Der Befehl, den es hier gilt, ist nun eben so wie bei uns, daß der Post, sobald geblasen wird, ausgewichen werde. Leider ist dieß mit unsern Bärnern nicht immer der Fall, denn kömmt eine größere Reihe derselben, und wenn auch der Postillon sein Horn erschallen läßt, so wird doch nicht immer ausgewichen, und in ein Handgemenge mit Bärnern sich einzulassen, daran findet jener selten ein Gefallen. Ganz anders in Rußland. Und wenn hunderte von Kibitken entgegen kommen, so wird es dennoch keinem Fuhrmann einfallen, nicht ausbiegen zu wollen, und doch hat dieß, bei einer neu aufgeworfenen Chaussée, seine Schwierigkeiten. Plötzlich in der Nacht stießen wir nun auf eine

Kibitke, deren Fuhrmann wahrscheinlich geschlafen, die Pferde verwickelten sich und brachten eine kurze Verzögerung in unserer Reise zu Wege. Kaum aber war Alles wieder in Ordnung, als der Conducteur das Pferd des Fuhrmanns nahm, es an die Courier-Chaise band, und es bis zur nächsten Station mit sich zu nehmen beschloß, wo der Fuhrmann es wieder einzulösen habe. Dieser schrie, weinte, es half zu nichts, das Pferd ward mitgenommen. So ging es für eine halbe Stunde in raschem Flug, als, was bei der unsichern Bespannung in Rußland nur zu oft eintritt, etwas an den Strängen riß, das wieder angeknüpft werden mußte. Der Wagen hielt und zu meinem größten Erstaunen erblickte ich, von unseren Kutschlaternen erhellt, den Fuhrmann und einen anderen Mann in buntem Schlafrock, die beide flehentlich um Rückgabe des Pferdes baten. Dreimal legte sich der Fuhrmann an die Erde und schien sie sogar

zu küssen, bis er den Conducteur erweichte, der endlich das Pferd und wohl mit Recht herausgab, da doch eigentlich dieses Mal nicht böser Wille, sondern wahrscheinlicher Weise der unüberwindliche Schlaf das Unglück herbei geführt hatte. *)

In Moskau zurückgekehrt, bezog ich wieder meine alte Wohnung und besuchte sogleich Herrn von Bode, der mich für den andern Tag zum Essen einlud. Da ich aber meine Zeit nicht wollte ungenutzt verstreichen lassen, so nahm ich mir, nachdem ich bei Herrn Chevalier einen ganz vortrefflichen Pot au feu angetroffen, und andere gute Sachen genossen, einen Wagen, und fuhr nach dem früher der würdigen Gräfin

*) Erwähnt doch sogar Chateaubriand in seinen Memoiren d'outre tombe, daß er einst, ohne es zu merken, auf seiner Reise im Orient vor Müdigkeit vom Pferde gefallen sei, und der Diener Julien bekräftigt, daß er ihn auf der Erde noch halb eingeschlafen gefunden

Orloff gehörenden und jetzt vom Kaiser angekauften Landsitze Alexandrinoffsky hinaus, wo ich ein prächtiges Schloß verfand, deſſen Inneres mir ſogleich höchſt bereitwillig gezeigt ward, wofür, gewiß ſehr auffallend, alle und jede Remuneration mit vieler Feſtigkeit ausgeſchlagen wurde. Das Schloß iſt mit Aufwand eingerichtet, aber dieſem Aufwand die Einfachheit nicht geopfert, denn alle Wände ſind weiß mit Blumen verziert und die meiſten Gemächer reichlich mit Stuck verſehen. Der Garten iſt von bedeutender Größe und hat die reizendſten Partien.*)

*) Die Gräfin Orloff iſt die Tochter eines der bekannten Grafen Orloff, wegen der von ihm gegen die Türken gewonnenen Seeſchlacht Tſchesmensky genannt, und lebte ſeit Katharinens Tode mit ihrem Vater in Leipzig, wo ich beide in meiner Jugend gekannt. Erbin eines ungeheuren Vermögens, macht ſie von demſelben den ſchönſten Gebrauch, und ihre Wohlthaten ſind ohne Zahl. Zu

Ich hatte durch Umſtände mich etwas verſpätet, der Abend rückte heran, und ſo blieb mir nur noch die Zeit das nicht weit vom Schloſſe liegende Kloſter Donskoi zu beſuchen, das gleich dem Kreml mit Mauern und Zinnen umringt iſt. Es war das Feſt Mariä Himmelfahrt, was gefeiert ward, die Kirche war erleuchtet und zeigte einen ungewöhnlichen breiten Hintergrund, der wie immer mit einer Maſſe von Gemälden von Heiligen geziert war, und auch der Geſang wie immer ſehr ſchön. Etwas unwohl den Tag über, legte ich mich früh zu Bette, und entſchlief bald trotz der Tanzmuſik, welche unter mir erſcholl, wo ein kleiner Ball gegeben ward.

---

ohne Zahl. Zu bemerken habe ich noch, daß ſie gleich dem hier erwähnten Schloſſe, ſo viel ich weiß, auch ihre bedeutende Geſtüte dem Staate verkauft hat, der ſie zur Verwaltung der übrigen geſchlagen hat. Siehe über letztere die Beilage 4.

Den nächsten Morgen kam der preußische Consul, Herr Rosenstrauch, zu mir, und erbot sich, mein Begleiter nach dem sogenannten Alexandrinenstift zu sein, welches zur Zeit der Cholera bei Verpflegung der Waisen ins Leben gerufen war, und das jetzt, nach dem Aufhören derselben, überhaupt Waisenhaus geworden ist.

Alle öffentlichen Anstalten der Art in Rußland sind, wie ich glaube, nach einem Schnitte eingerichtet. Die Gebäude sind groß, Alles ist über die Maßen reinlich. Die in dieser Anstalt erzogenen Knaben können die militairische oder Civil-Laufbahn ergreifen, die Mädchen aber werden zu Erzieherinnen bestimmt, da man mit den fremden Erzieherinnen oft sehr trübe Erfahrungen gemacht zu haben glaubt. Die Kinder lernen außer den gewöhnlichen Schulstudien hauptsächlich französisch, deutsch und russisch, und hält man besonders auf eine richtige, gute Aussprache.

ſo daß den fremden Sprachlehrern oft acht bis neun Rubel Banco für die Stunde bezahlt wird, worin überhaupt die größte Ausgabe beſteht, während alles Uebrige in Moskau und namentlich die Lebensmittel wohlfeil ſind, und das Trinkgeld von dem koſten, was man zu Petersburg dafür bezahlt. Die Mädchen lernen Muſik, Schneidern, Zeichnen und müſſen ſich in der Küche fleißig umſehn. Die Knaben haben zum Turnen einen großen Saal, was für Mädchen gewiß auch heilſam wäre, damit beim vielen Sitzen und Arbeiten ihre Glieder, namentlich die Rückenmarkröhre, ſich nicht zu ſehr beuge. Das Eſſen ſchien mir außerordentlich gut zu ſein, denn gekoſtet habe ich es nicht, es beſtand aus Suppe, Maccaroni, einem Stück Fleiſch und Quaß zum Trinken, und davon kann, denke ich, der Menſch ſchon leben. *)

*) Da der Quaß ein Hauptgetränk der Ruſſen aus

Herr Schenschine, der Director der Anstalt, ging Alles mit mir genau durch und es war mir daher sehr angenehm, als ich ihn des Mittags beim Diner des Hofmarschalls von Bode wieder fand. Nach Tische schlug mir letzterer

macht, so wird es meinen Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein, dessen Bereitung zu erfahren. Fünf und dreißig bis sieben und dreißig Pfund Gerstenmalz, mit drei Händen voll Roggenmalz, und eben so viel ungebeuteltem Roggenmehl wird in irdenen Töpfen mit siedendem Wasser übergossen, so daß dieses handhoch darüber steht, dann das Ganze zu einem dicken Brei umgerührt. Auf diesen Brei wird eine zolldicke Lage Haferhülsen geschüttet und die Töpfe vier und zwanzig Stunden lang in einen lauwarmen Ofen gesetzt, dann aber wieder mit siedendem Wasser bis an den Rand gefüllt, auf deren Boden Stroh liegt, und wieder lauwarmes Wasser aufgefüllt. Hierauf wird die Flüssigkeit in Fässer abgezapft, deren jedes ein Stück grobes Roggenbrod zur Säuerung enthält. Nachdem die Flüssigkeit vier und zwanzig Stunden gelegen, ist sie trinkbar. Siehe Buddeus St. Petersburg im kranken Leben. Th. I. Seite 81.

eine Fahrt nach Petrowsky vor, theils um das Innere des Schlosses zu sehn und den Garten zu durchfahren, theils wünschte ich auch mich dem alten Fürsten Urussoff, dem Gouverneur von Moskau, vorzustellen, der im Sommer dort wohnt. Beides fand statt, ich sah das Innere des Schlosses, durchfuhr noch einmal den sehr schönen Park und besuchte alsdann mit Herrn von Bode den Fürsten und seine Gemahlin, die durch das verschiedene Geschick und Anstellung ihrer sieben Kinder, wie es oft alten Leuten ergeht, fern von ihnen, ein wenn nicht einsames Leben führen, denn der Fürst soll den Winter über in Moskau viel Gesellschaften bei sich sehen, doch, sobald die Fremden sie verlassen in der Liebe und Gewohnheit zu einander ihre Unterhaltung zu suchen, genöthigt sind.

Den Abend trat, nach den Fasten, die Wiedereröffnung der Schauspiele ein, wovon vielleicht im russischen Reiche nur Nischny eine Ausnahme

macht, wo der Messe wegen das Theater nicht geschlossen wird. Es ward im großen prächtigen Opernhause gespielt, das Stück war eine Bearbeitung von Paul und Virginie, von einem neueren russischen Dichter, dem ich indessen nicht lange Aufmerksamkeit schenkte, sondern mich nach Hause verfügte.

Des anderen Tages, Nachmittags, war meine Abreise nach Petersburg bestimmt, indessen benutzte ich noch den Morgen, um die so höchst sonderbare Kirche Wasili-Blaschennoi zu besehn, von der die wahrscheinlich ganz ungegründete Erzählung geht, daß der Czar Iwan Wasilewitsch, unter dessen Regierung sie gebaut ward, den Baumeister habe blenden lassen, weil er von ihrer Schönheit ganz hingerissen gewesen sei und erfahren habe, daß jener eine noch schönere in einem fremden Lande zu errichten beabsichtige. Diese niedrige, im schlechtesten Geschmack, aber dennoch originell gebaute Kirche

beſteht in der Mitte aus einer größeren Kapelle, um welche acht kleine laufen, von denen jede ihren Thurm hat, die, wie ein neuerer Autor ſagt, auf dem ſo höchſt niedergedrückten Gebäude, welches den Unterſatz bildet, wie ein Knäuel glitzender Rieſenpilze daraus hervor wachſen. Ich ging ſämmtliche Kapellen durch, in denen man jetzt beſchäftigt iſt, Alles wiederum in Stand zu ſetzen, und, den noch vorhandenen Muſtern zufolge, die Verzierungen eben ſo wieder anzubringen, als es früher der Fall war. Und dieß iſt auch nothwendig, denn eins muß zum andern paſſen, und ſelbſt an ſich geſchmackvollere Zierathen würden, ſobald ſie nicht mit dem Ganzen übereinſtimmen, wohl das Geſchmackloſeſte ſein, was man nur erdenken könnte.

Die großen Entfernungen in Rußland und die vielen unbedeutenden Flächen, die man durchſtreift, bewirken, daß manche Nacht durchreiſt wird, die man in anderen Ländern in einer

Zwiſchenſtation im Bette zubringen würde, und ſo ſaß ich alſo Abends ſechs Uhr wiederum im Wagen, um ihn bis Petersburg nur für höchſtens eine Viertelſtunde zu verlaſſen, und da es lange nicht geregnet hatte, ſo war der Staub unleidlich und meine Augen fingen an mir zu ſchmerzen. In Nowgorod ſtieg ich einmal aus, hörte Muſik und fand drei ganz hübſche und auch gut gekleidete Harfeniſtinnen nebſt einem jungen Menſchen aus Hannover, die auch nach Sibirien zu reiſen beſchloſſen hatten. Die Harfe iſt in dieſem Augenblick ein Inſtrument, was im Ganzen weniger als ſonſt geſpielt wird, laufen aber erſt alle Harfeniſtinnen nach Sibirien, ſo wird es dort bald mehr Harfen als in ganz Europa geben; mit einem Worte, die Mädchen überließen ſich hoffnungsvoll dem Glauben, mit vielen Rubeln beſchwert, wiederum nach einem Jahre Rußland zu verlaſſen und der lieben Heimath zuzuſteuern. Die Ruſſen, meinten ſie, ver-

zehrten viel von ihrem Gelde im Auslande und brächten nichts in ihr Vaterland zurück, sie aber wollten mit ihrem Gewinnst das übrige bereichern.

Aber ein neues Beispiel von Wohlleben in Rußland hatte ich noch auf dieser Reise zu erfahren, indem von den durchmarschirenden Regimentern einer der Offiziere in einen kleinen an der Straße gelegenen Gasthof trat, und seine erste Frage nach Champagner war. „Er steht schon auf dem Eise" erwiderte der Wirth, der ein Deutscher war, und es erschien mir daher klar, daß dieses kein isolirter Fall war, sondern der Wirth schon auf den Durchmarsch des Regiments ganz richtig kalkulirt hatte, und gewiß muß da Wohlleben herrschen, wo ein Offizier auf dem Marsche einen Wein trinkt, der in Rußland gerade das Doppelte, wie bei uns kostet.

Und so war ich denn am dritten Tage Morgens wieder glücklich und wohlbehalten zu Pe-

tersburg im Hôtel Napoleon angelangt, jedoch mit dem Verluſte meines Regenſchirms, und dem meines Dieners, die der Droſchkenführer, der meine Sachen nach dem Gaſthofe fuhr, im Augenblick als mein Diener die Treppe hinauf gegangen war, um den Hausknecht zum Hinauftragen der Sachen hinunter zu rufen, zu eskamotiren gewußt. Man raubt, man mordet nicht in Rußland, aber kleine Diebſtähle werden, wie es ſcheint, zu den kleinen Sünden gerechnet, über die man ſich, wie bei uns mit denen, welchen ein zu feuriges Temperament zum Grunde liegt, mit dem lieben Gott bald abfindet, denn ſie fallen nur zu häufig vor.

Beilage I.

Unkundig der Sprache kann ich nur bei allen ruſſiſchen Schriftſtellern ſagen: ſein ſoll. Aber dieſes ſein ſoll verändert ſich nun ſchon ſeit Jahren immer mehr in das iſt. Denn ruſſiſche Literatur, beſonders aber die poetiſche, bekommt jetzt in den Augen der Deutſchen eine ähnliche Celebrität, wie die deutſche Literatur ſie vor einigen dreißig Jahren zuerſt durch Frau von Staels merkwürdiges Werk in den Augen der Franzoſen und Engländer erhielt. Hat ſich doch ſelbſt unſer großer Styliſt Varnhagen von Enſe in vorgerücktem Alter noch daran gemacht, und zwar mit unglaublicher Mühe, wie er ſelbſt geſteht, ruſſiſch zu lernen, und uns in dem fünften Bande ſeiner Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften mit der

Ueberſetzung einer ruſſiſchen Novelle Bela von Lermantoff erfreut. Warum ſollten wir alſo nicht ſuchen, noch tiefer in ruſſiſche Literatur und wenn auch nur durch Ueberſetzungen, die uns fleißige und geſchickte Schriftſteller davon zu liefern die Güte haben wollen, einzudringen.

Und ſo ſei es mir vergönnt, hier nur einen kurzen Ueberblick der geſammten ruſſiſchen, vorzüglich der ſchönen Literatur zu geben, der wenn auch flüchtig doch, wie ich hoffe, nicht ungenau ſein wird.

Die ruſſiſche Literatur theilt ſich eigentlich in vier Epochen.

Die erſte beginnt mit Wladimir, dem erſten chriſtlichen Herrſcher, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts, der auch die erſten Schulen gegen vielfältigen Widerſpruch, namentlich der Mütter, einführte, welche ſich einbildeten, daß ihre Kinder dem böſen Geiſte zugeführt würden.

Neſtor, Mönch von Kiew, geſtorben 1111, iſt der erſte genannte Schriftſteller, der erſte Chroniſt. Nur ein Gedicht, die Legion von Igora und der Name eines Dichters Bojan, mit dem Beiworte: der Nachtigal, haben ſich von dieſer Zeit erhalten. Späterhin mußte ſich Rußland unter das tatariſche Joch beugen, und der ſchöne Anfang, den die Litera-tur genommen, hatte für Jahrhunderte keinen Fortgang, bis Iwan Waſiliewitſch 1477 die Ta-taren völlig ſchlug, Alleinherrſcher in Rußland ward, die griechiſche Fürſtin Sophia heirathete, Gelehrte und Künſtler an ſeinen Hof zog, und das Volk zu bilden begann. Boris Godu-noff, wenn auch Tyran, ward nicht minder der Beſchützer der Wiſſenſchaften, und ihm ver-dankt Rußland ſeine erſte geographiſche Karte, und als Peter der Große den Thron beſtieg, fand er ſchon Ueberſetzungen verſchiedener Kirchenväter und zugleich mehrerer lateiniſcher

Schriftsteller vor, ja selbst Molière's Médecin malgré lui war auf Befehl der Großfürstin Sophia, Peters unruhiger Schwester, ins Russische übersetzt worden.

Die zweite Epoche der russischen Literatur beginnt nun mit Peter dem Großen und endet mit dem Tode der Kaiserin Elisabeth. Sie war sehr unfruchtbar. Wohl stiftete Peter der Große die Akademie der Wissenschaften, aber außer Theophanes und Kantemir, der erstere als Redner, der andere als Dichter, genannt, und Tretiakowski, welcher die Hoffeierlichkeiten besang, aber als Dichter beinahe vergessen ist, zeichnet sich nur Lomonossoff ein am Eismeere geborner Fischer, besonders aus, der ein Schüler des großen Wolff zu Halle ward, für kurze Zeit den preußischen Soldatenrock anzog, und als lyrischer und dramatischer Dichter glänzte, aber auch als Mineralog, Chemiker und Physiker sich berühmt machte, und als

Professor der Physik an der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg starb.

Wir gelangen jetzt an die dritte Periode, welche mit Katharina der Zweiten beginnt, und mit dem Regierungsantritte Alexander's endet. Jetzt bekömmt Alles ein anderes Leben. Hier erscheinen die Theater, Satyren und Fabeldichter: Wisin, Verfasser der beiden Lustspiele der Unmündige und der Brigadier; Kantemir Osseroff, Verfasser des Oedip; Kapnin, Chemnitzer, Kniaschnin, Wortschakoff, Ismailoff, Dimitrieff, Sumarakoff, ferner die epischen und Liederdichter Cheraskoff, Verfasser des Wladimir und der Russiade; Bogdanowitsch, Kostroff, Meletinski Meletzkei, Dolgoruki Boroff, Wostokoff, die Prosaisten Tschalikoff, Schischkoff, Murawieff und andere. Jedoch müssen alle sich vor den beiden grossen Namen Karamsin und Derschawin beugen,

von denen der erste, vier und zwanzig Jahr alt, die Jahre 1792 und 1793 im Auslande verbrachte, und zuerst als Verfasser mehrerer Novellen, als die arme Lisl, Natalie, die Bogaren-Tochter, die Insel Bornholm, der Ritter unserer Zeit, sich einen Namen erwarb, bis er seine Geschichte Rußlands zu schreiben begann sie jedoch nicht beendete, und wir nur uns der Hoffnung zu ergeben haben, daß es Ustrialoff, dem geschickten Fortsetzer derselben, gelingen möge, sie, was aus vielen Gründen bei einem Geschichtswerke immer schwierig bleibt, bis auf die neueste Zeit zu vollenden.

Weniger bekannt dem deutschen Ohre im Allgemeinen, aber doch schon meinen Lesern durch die Erwähnung der für Kasan bestimmten Statue, ist der Dichter Derschawin, der wohl verdiente, uns durch eine Uebersetzung zugänglicher zu werden, wenn es gegründet ist, was ein russischer Schriftsteller von ihm sagt: „Er ver-

einigte alle Eigenſchaften des Lyrikers: den glühenden Enthuſiasmus, die Erhabenheit der Gedanken, die Pracht und den Reichthum des Ausdrucks, die in ſeiner Hand zur mächtigen Waffe werden, mit der er nach Gefallen die Herzen erſchüttert und ſie zum Tone ſeiner Leyer ſtimmt."

Wir kommen jetzt zur letzten Epoche der ruſſiſchen Literatur bis auf die neueſte Zeit, und da wird freilich die Herzählung der Namen ſchwierig, da ihrer täglich neue auftauchen, von denen viele ebenfalls einen ſehr guten Klang in Vergleich zu denen der früheren Epoche haben, und man ſich nur an die Koryphaeen unter ihnen halten kann.

Einer der erſten iſt nun jedenfalls Schukowski, der Erzieher des Großfürſten Thronfolger, den ich bei ſeinen vielen Reiſen nach Deutſchland, ſeit manchen Jahren oft zu ſehn und zu ſprechen das Glück gehabt habe. Schukowski iſt der Schöpfer der Ballade in Rußland.

Die erste, welche ihm einen ungeheuren Ruf erwarb, war Ludmilla, eine Bearbeitung von Bürgers Leonore, die er später auch wirklich übersetzte. Swetlana, eine Originalballade, ward für sein Meisterwerk gehalten. Ihr folgten Alina und Alsim, die Aeolsharfe und Andere. Aber Schukowski, trotz der eignen schönen Schöpfungen, wollte auch den fremden großen Dichtern nicht vorübergehn, und so übersetzte er ferner von Schiller, welchen er noch selbst gekannt, Ritter Toggenburg, Cassandra, den Ring des Polykrates und Bruchstücke aus Th. Moores Peri. Seine Uebersetzung von Schillers Jungfrau von Orleans wird als vollkommen gelungen bezeichnet. Und so rühmt man an seinen Balladen, Episteln und Romanen außer der reinen Sprache, die sich besonders durch ihn und Puschkin soll gehoben haben, ein tiefes Gefühl, Feuer und Begeisterung. Noch steht Schukowski kräftig da. Möge es noch lange

der Fall ſein, das haben wohl nicht allein alle ſeine Freunde, ſondern auch die Verehrer ſeiner Muſe zu wünſchen.

Mit Schukowski eröffnet ſich für Rußland das Zeitalter der Romantiker. Ihm zur Seite ſteht der leider zu früh und auf gewaltſame Art dahin geſchiedne Puſchkin. Wer hätte nicht von ihm gehört, von ihm geleſen. Erſt vierzehn Jahre alt ſchrieb er ſchon im Boten Europa's ein Gedicht, als er die Nachricht von Kutuſoff's Tode erhielt. Noch auf der Schule folgten dieſem Gedichte viele andere, welche unter dem Namen die Lyceumsgedichte bekannt ſind, und im ruſſiſchen Muſeum ſo wie im Vaterlandsfreunde ſpäter abgedruckt ſtehn, zu denen wir als eines der bedeutenderen Ruſlan und Ludmilla zählen. Dann folgen die fleißiger ausgearbeiteten Gedichte, die man Uebergangsgedichte nennt, und endlich diejenigen, worin ſich der tiefe innerliche Kummer, eine ge-

wisse Zerrissenheit und eine Zerwürfniß mit dem Leben nur zu deutlich ausdrückt. So erinnert in diesen letzteren Gedichten Alles an Lord Byron, und wenn es manchmal scheint, daß er wirklich die Absicht gehabt, heiter in seinen Gedichten zu sein, so gehn sie dennoch bald in elegischen Kummer über, der beim Schlusse die größte Höhe erreicht. *)

Der dritte berühmte Dichter jener Zeit, jedoch zu weniger Anerkennung im Auslande als sein Schüler Puschkin gelangt, ist Batiuschkoff. Sein Styl weicht von dem Puschkin's und von dem Schukowski's völlig ab, denn er besingt meist bewundernswürdig die Freuden der Liebe und der Sinnlichkeit. In das Romantische geht er nicht weiter ein.

Nach diesen drei berühmtesten unter den neueren Dichtern Rußlands folgen nun zuerst Krü-

*) Siehe über Puschkin: Jordan's Geschichte der russischen Literatur.

loff, hochberühmt als Fabeldichter; Gneditsch, Batiuschkoff's Freund, Ueberseßer der Iliade und Verfaſſer der Idylle die Fiſcher, die als ein Meiſterwerk angeſehn wird, Glinka, Wiaſemski, nicht allein Dichter, ſondern zugleich geſchäßter Kritiker, Augenzeuge der leßten Lebensjahre Derſchawin's, Zögling Karamſin's und Schukowski's und Batiuſchkoff's Freund; ferner Merſchijakoff, berühmt durch ſeine Oden und metriſche Ueberſeßungen der Klaſſiker, ſo wie durch ſeine kritiſchen Arbeiten; Dawidoff, Baratinsky, Milonoff, der blinde Dichter Kosloff, Verfaſſer der beiden ſo allgemein geleſenen Gedichte der Mönch und die Thörin; die beiden Dichterinnen Anna Bunin und Anna Wolkoff und noch ſo viele Andere.

Als geſchäßte Proſaiker kann ich aber unter der großen Menge von Namen nicht umhin beſonders wichtig für das Theater, theils als Dri-

ginalſchriftſteller, theils als Ueberſetzer, des Fürſten Schachowskoi, ferner Kakoſchkin's, Gribojedoff's, Labanoff's und Sagoskin's zu erwähnen.

Als Kritiker, Sprachforſcher, als geſchätzter Journaliſt und zugleich als Verfaſſer mehrerer hiſtoriſcher Verſuche ſteht Gretſch in Deutſchland eben ſo bekannt wie in Rußland, wohl oben an.

Als Verfaſſer von Denkwürdigkeiten und Romanen ſind beſonders Branewski, wiederum Sagoskin, Gogol, man erfreue ſich an ſeine Novellen, vor allem aber Bulgarin (obgleich Pole von Geburt) als höchſt unterhaltend in den Schilderungen ruſſiſcher Sitten und Zuſtände zu nennen, deſſen ſo gelungene Erzählungen wir in der Ueberſetzung durch Auszüge in dem zu Berlin erſcheinenden vortrefflichen Magazine für die Literatur des Auslandes, hinlänglich zu kennen Gelegenheit haben.

Wenn ich dieſen Schriftſtellern nun noch die drei jüngſten beizähle — Kukolnik, der in ſeinen Romanen und Theaterſtücken beſonders fremde berühmte Menſchen und auch geachtete Schriftſteller, wie Bürger und Leiſewitz, auftreten läßt; Polewoi, beſonders bekannt durch ſeine mit Bulgarin zuſammen geſchriebene Novelle: Glück iſt beſſer als Geburt, und Nowalewski, Verfaſſer der höchſt amüſanten ins Deutſche überſetzten Novelle: Petersburg bei Tag und Nacht, — ſo halte ich hiemit dieſe ſehr kurze Ueberſicht der älteren und neueren bedeutendern ruſſiſchen Schriftſteller für geſchloſſen, indem ich glaube, dem eigentlichen Zwecke, meine Leſer auf die Wichtigkeit der ruſſiſchen Literatur aller Zeiten aufmerkſam zu machen, hinlänglich genügt zu haben.

Beilage II.

Wenn ich dieſe wichtige Materie dem Zwecke der Veröffentlichung meiner Reiſe gemäß nicht ſo gründlich behandelt habe, als ſie es verdient, ſo kann ich doch nicht unterlaſſen, hier von Neuem auf das Werk des Herrn von Haxthauſen über Rußland aufmerkſam zu machen, welcher wohl ohne alle Frage der erſte iſt, der auf die umfaſſendſte Weiſe das ganze Verhältniß der ländlichen Bewohner Rußlands ſowohl untereinander als gegen ihre Herren und gegen das Gouvernement in der größtmöglichſten Klarheit auseinander geſetzt hat, und wovon ich nur hier zum Schluſſe die Baſis und die Hauptgrundſätze alles ländlichen, bäuerlichen Beſitzes in Rußland wiedergeben will.

1. Eine Dorfgemeinde ist eine Einheit und jedes lebende Mitglied hat einen besonderen Antheil an der Erdfläche, daher öftere Theilungen und eine minder gute Ackerwirthschaft, als wo dieses nicht Statt findet, die Folgen sind; aber durchaus kein Proletariat existirt. Es ist dieser Grundsatz das ursprünglich slavische Princip.

2. In den Gegenden, wo der Bauer, wie in Groß-Rußland, auf Obroc gesetzt ist, ist bei gleicher Theilung die Berechnung leicht.

3. Ein Anderes ist es in den Gegenden, wo Frohnden geleistet werden, und wo ein Theil des Bodens dem Herrn gehört, der bloß zur Bebauung die Saat liefert. Hier ist der den Bauern verbleibende Boden in sogenannte Taiglos getheilt, d. h. daß jeder der sich verheirathet, mit seiner Familie zusammen eine Frohnde leistet, welches so lange dauert, als die Kinder unverheirathet in seinem Hause leben. Heirathet

hingegen etwa der Sohn, so erhält die Familie zwei Landtheile und Vater und Sohn leisten auch zwei Frohnden.

Höchst übersichtlich ist nun in diesem Werke der Vergleich der Vertheilung des Grund und Bodens in England, Frankreich, Deutschland und in Rußland angegeben. In England wird der Boden so wenig wie möglich getheilt, und der Ackerbau ist zur größtmöglichsten Höhe getrieben, in Frankreich geht die Vertheilung ins Unendliche, der Boden ist Waare, und der Ackerbau läßt Vieles zu wünschen übrig, eigentliche Proletarier giebt es dagegen weniger, aber da sie durch Unordnung oder schlechte Bestellung des Bodens es leicht werden, so sind sie desto gefährlicher, Deutschland hegt in sich nach den verschiedenen Provinzen beide Systeme. „Rußland „dagegen" sagt Herr von Harthausen „räumt „jedem seiner Kinder das Recht ein, Theil an „den Nutzungen des Grundes und Bodens zu

„nehmen und zwar in jeder Gemeinde gleichen.
„Der Grund und Boden ist also Eigenthum des
„Volkes und dessen Microcosmus der Ge-
„meinde, und der Einzelne hat nur ein Recht
„auf die jeweiligen Nutzungen, gleich jedem
„Anderen."

Das neueste russische Gesetz, welches Veranlassung zu den vorstehenden Bemerkungen gegeben, ist vom 24. November 1847 und lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

Ukas Sr. Kaiserl. Majestät, Selbstherrschers aller Reußen, vom regierenden Senat publizirt.

In dem mit Allerhöchster Unterschrift versehenen, am 8. November a. c. an den regierenden Senat gelangten Allerhöchsten Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät heißt es:

„In Bezug auf das in Grusien seit dem Jahre 1824 bereits existirende, im Swod. Tom. IX.

p. 1001, enthaltene Gesetz, ist einiger Zweifel entstanden. Zur Entscheidung desselben befehlen Wir folgende vom Staats-Rathe geprüfte Reglements in Anwendung zu bringen.

1. Wenn ein mit Bauern besetztes Grundeigenthum wegen der darauf an die Krone oder an Privatpersonen oder an Kreditsysteme lastenden Schulden zum öffentlichen Verkauf ausgesetzt wird, so bleibt es den zu selbem Gute gehörenden Bauern überlassen, sich sammt dem Grundbesitze und den übrigen das Gut bildenden Theilen, durch Erlegung des beim öffentlichen Verkauf zuletzt bestandenen Preises oder, falls keine Käufer erscheinen, durch Entrichtung der ganzen taxirten Summe loszukaufen. Im letzteren Falle aber, wenn die Taxe die Summe der Schuld, die auf dem an die Kredit-Systeme oder an Privatpersonen verpfändeten Gute lastet, nicht erreichen sollte, so sind die Bauern verpflichtet, die vollständige Zahlung selber durch

das Gut verhypothezirten Schuld zu übernehmen.

2. Das Ankaufen und Loskaufen auf Grund des Erwähnten ist nur bei vollständigem Komplexus des zu verkaufenden Gutes gestattet, oder wenn dasselbe in bestimmten jede ein Ganzes bildenden Abtheilungen verkauft wird (vid. Swod, Tom. X. p. 4001) in vollständig abgezweigtem Umfange eines jeden Theiles, und nur wenn sämmtliche Bauern jenes Gutes oder der abgezweigten Abtheilungen des Gutes einwilligen und zusammentreten.

3. Zum Behuf der Einlösung ist diejenige Lokal-Behörde, in welcher der Verkauf geschieht, verpflichtet, nach vollendetem zweitem Ausgebote oder, im Fall keine Käufer erscheinen, nach Ablauf der Termine, die örtliche Gouvernements-Behörde von dem Einlösungspreise zu benachrichtigen, welcher auf Grund des Paragraphen 1 des gegenwärtigen Ukases berechnet worden, und

die Gouvernements-Regierung wird sowohl in diesem Falle, als auch dann, wenn der Verkauf in derselben selbst stattgefunden hat, den Bauern diesen Preis durch die Landpolizei, gegen Empfang von schriftlichen Bescheinigungen an den Tagen des Verhörs, mittheilen. Sämmtliche Geschäfte der Polizei bezüglich der Mittheilung des Kaufpreises an die Bauern und der Annahme ihrer Meldungen, wie auch später betreffend die Entrichtung der erforderlichen Summe, finden immer nicht anders statt, als mit gleichzeitiger Theilnahme von Seiten des Adels-Marschalls und des Bezirks-Striaptschi und unter deren unmittelbaren Aufsicht.

4. Die Bauern sind verpflichtet, die ganze Kaufsumme zu entrichten, und zwar, ohne irgend eine Unterstützung von Seiten der Krone erwarten zu dürfen, innerhalb 30 Tagen, die von der Zeit an gerechnet werden, wo ihnen jene Summe bekannt geworden, bis zu dem Tage, wo dieselbe

am Sitze der Gouvernements-Regierung erlegt wird, wo auch immer der Verkauf des Gutes stattgefunden haben mag.

5. Falls die Bauern sich nicht zu der Einlösung des Gutes verstehen oder, nachdem sie den Wunsch geäußert haben, die Einlösungssumme zu bezahlen, diese in dem bestimmten Termine nicht abtragen: so wird das Gut dem zugeschlagen, dem es als etwanigem Meistbieter gemäß des öffentlichen Verkaufs zufallen sollte; hat aber, wegen des Nichterscheinens von Kauflustigen, kein öffentlicher Verkauf stattgehabt, so wird mit dem Gute nach den Gesetzen verfahren, welche für solche Fälle existiren, in denen der öffentliche Verkauf für nicht gültig erklärt wird. (Swod. Bürgerrecht. Tom. X. Buch 7. Cap. V. Abth. 5.)

6. Nach Erlegung der Einlösungssumme erhalten die Bauern einen Kaufbrief, jedoch ohne dafür Kontraktsteuer zu zahlen.

7. Die sich Freikaufenden treten in die Zahl der Kronbauern und erwerben das Eigenthumsrecht auf Grund und Boden und allen sonstigen Zubehör jenes Gutes, womit sie sich freigekauft haben. Aber in Bezug auf den auf diese Weise erworbenen Grund und Boden haben die freigekauften Bauern das Recht, durch Verkauf, Tausch u. s. w. ihn auch auf Andere zu übertragen, jedoch nur mit Hinzuziehung des Dorfgerichts und mit Bestätigung des Ministeriums der Krongüter, indem als untrennbarer Theil des Gutes für jede Revisionsseele nach allgemeinen Vorschriften wenigstens 2 Deßjatinen Baugrund und eben so viel Land für Küchengewächse, Aecker und Wiesen verbleiben müssen. Auf diesem verbleibenden Grund und Boden dürfen in dem oben erwähnten Verhältnisse durchaus keine Schulden lasten.

8. Die freigekauften und zur Zahl der Kronbauern gehörenden Bauern haben sämmtliche für

jene festgesetzten Abgaben und Gebühren zu entrichten, nur den Obrok ausgenommen, demgemäß sie auch den Namen Obroclose erhalten.

9. Die Gesetzeskraft dieser Anordnungen erstreckt sich, in Folge der noch im Jahre 1821 gemachten und vom Kaiser Alexander I. der vorläufigen Zustimmung gewürdigten Vorschläge, auch auf sämmtliche übrige Theile des russischen Reiches.

Der regierende Senat wird nicht unterlassen, zur Ausführung dessen die nöthigen Maßregeln zu treffen. Der regierende Senat hat befohlen, den erschienenen Allerhöchsten Befehl sämmtlichen Gouvernements-Regierungen und der Uprawa (Verwaltung) von St. Petersburg zum Behufe der allgemeinen Bekanntmachung desselben mitzutheilen. Diese haben alsdann die Herren Minister und die Dirigenten der Abtheilungen, die Vorstände der Gouvernements und folgende Palaten davon zu benachrichtigen: die

Palata des Civilgerichts, der Kreisgüter und des Militairs, den Senat, sämmtliche Departements des regierenden Senats und die allgemeinen Versammlungen derselben, das Departement des Justiz-Ministeriums (nebst Kopie), und haben den Befehl der ersten Abtheilung der vom regierenden Senat aus zu publizirenden Gesetz-Sammlung beizudrucken.

Den 21. November 1817.

Allerhöchster Befehl,
betreffend die Schulden halber zu verkaufenden Güter, wobei den Bauern das Recht ertheilt wird, sich nebst Land u. s. f. freizukaufen.

I. Departement.“

Beilage III.

Da ich hier der Wassercommunicationen Rußlands erwähnt habe, so sei es mir vergönnt aus einem der Tagesbefehle des Chefs der Wegecommunication und der öffentlichen Bauten vom 19. August 1847, folgende Details über den Lauf der Wolga und der auf diesem Flusse herrschenden Gewerbsthätigkeit abdrucken zu lassen.

„Die Wolga, diese Haupt-Arterie Rußlands, berührt mit ihren Nebenzweigen und Kanälen 21 Gouvernements und verbindet durch drei mächtige Wasserstraßen, die wischnjwolockische, die tichwinsche und die mariinsche, das Weiße Meer und die Ostsee mit dem kaspischen und asowschen Meere; 20,000 Fahrzeuge schwimmen auf diesem Flusse hin und her und tragen einen Waa-

renwerth von 70 Millionen Rubeln Silber hinüber und herüber. Die Wolga wird 75 Werſt nach ihrem Ausfluß aus den oſtaſchkoffiſchen Sümpfen, 283 Werſt von Twer, ſchon ſchiffbar, ſo wie ſie die Seliſcharowka in ſich aufgenommen; bis Rybinsk herrſcht die obere und von dieſer Stadt hinab bis zum kaſpiſchen Meere die untere Wolga-Schifffahrt; in Rybinsk nämlich werden die ſtromaufwärts kommenden Waaren aus den großen und ſchweren Barken in leichtere Fahrzeuge verladen, um dann ihren Weg fortzuſetzen, und ſo bildet dieſer Hafen den großen Scheidepunkt im Binnenhandel des Reichs. Die Breite des Fluſſes wechſelt in ſeinem oberen Theile zwiſchen 30 bis 200, in ſeinem unteren Laufe zwiſchen 200 bis 800 Faden, im ſaratoffiſchen Gouvernement erreicht er ſogar eine Breite von 2130 Faden. Die Ufer ſind im Anfang niedrig und flach, bald aber ſteigen ſie auf, werden felſig und erheben ſich ſenkrecht an man-

den Stellen bis auf 35 Faden über den Waſſerſpiegel, daher auch die Frühlings-Ueberſchwemmungen ſich auf mehr oder minder weite Strekken ausdehnen. Leider iſt aber auch die Tiefe der Wolga, die im Frühjahr an 30 Fuß beträgt, bei gewöhnlichem Waſſerſtande ſehr verſchieden, indem ſie im oberen Theile des Fluſſes zwiſchen 2 und 12, im niederen Theile zwiſchen 3 und 40 Fuß ſchwankt; außerdem finden ſich im erſteren 50, im letzteren 35 Untiefen und Felſenbänke, welche alle mit großer Mühe und Zeitverluſt vermieden werden müſſen; endlich nimmt das Waſſer in der Wolga von Jahr zu Jahr ab, indem die Quellen der Nebenflüſſe, deren ſchützende Wälder ausgehauen werden, immer mehr verſiegen. Schon im Jahre 1819 fing man an, Schutzdämme zu bauen, um das Waſſer in die Höhe zu treiben, und ſetzte dieſes Verfahren bis 1843 fort; zugleich wurden mächtige Reſervoirs errichtet, und dieſes Syſtem ſcheint

ſich am wirkſamſten erwieſen zu haben. Auch jetzt, nach der letzten Reiſe des Chefs der Wegecommunicationen und öffentlichen Bauten, der an Ort und Stelle Alles geprüft und unterſucht hat, ſollen die Seen, aus denen das Flüßchen Sos herausfließt, in einen koloſſalen Waſſerbehälter verwandelt werden, welcher 11 Millionen Kubikfaden Waſſer enthalten und im Stande ſein ſoll, die Wolga in jeder Sekunde mit 2500 Kubikfuß Waſſer zu verſorgen. Endlich wäre zu wünſchen, daß die Schifffahrt auf dem vaterländiſchen Strome auf eine andere Art betrieben würde, daß die ſchwerfälligen, von Pferden getriebenen Barken, die ſo oft das Fahrwaſſer ſperren, gänzlich eingingen, und daß das Bugſiren durch Dampfſchiffe eine weitere Ausdehnung gewinne. Bis jetzt wird dieſes Geſchäft von 6 Dampfböten betrieben, aber alle ſind zu ſchwach, und nur die Wolga (von 250 Pferdekraft) ſcheint der Aufgabe gewachſen; indeſſen erwartet die Geſellſchaft

der Wolga-Schifffahrt nächstens zwei neue eiserne Dampfböte von 400 Pferdekraft, so daß sich für die Zukunft die schönsten Hoffnungen eröffnen."

Beilage IV.

Da Zahlen oft mehr als Raisonnements beweisen, so kann ich nicht umhin, um die für das russische Reich so höchst wichtige Pferdezucht näher in's Auge zu fassen, die officiellen Angaben, wie sie mir gedruckt vorliegen, hier wieder zu geben.

Die Zahl der in Rußland jetzt in Wirksamkeit stehenden Landgestüte ist 18; und zwar befinden sie sich in den Gouvernements Saratoff, Tamboff, Woronesch, Charkoff, Poltawa, Jekaterinoslaw, Cherson, Mohilew (zugleich für Schmolensk und Witebsk), Wologda, Simbirsk, Tula, Orel, Kursk, Tschernigoff, Wjatka, Perm, Podolien (zugleich für Kiew und Wolhynien) und Riasan; neu eröffnet sind in diesem Jahre 3, und zwar in Orenburg, Pensa und Wilna

(zugleich für Grodno, Minsk und Kowno). So= mit bestehen gegenwärtig 21 Gestüte, die 1200 Hengste enthalten und ihre Wirksamkeit über 28 Gouvernements ausdehnen. Aus den Ge= stüten in Moskau, Charkoff und Potschinki sind im Jahre 1845 40 asiatische Stuten für die Summe von 4157 Rubel Silber, 532 Reit= pferde für 20,200, 16 Traber für 6706, 27 Hengste (Traber) für 31,789 und außerdem an ausbrakirten Hengsten 82 Stück für 4840, im Ganzen also 697 Stück für die Summe von 67,692 Rubel verkauft worden. Wettrennen um kaiserliche Preise fanden in 4 Hippodromen statt: In Zarskoje=Selo, Moskau, Tula und Lebed= jan. Traber rannten um kaiserliche Preise in Lebedjan, Moskau und Zarskoje=Selo; um Preise der Verwaltung der Reichsgestüte und Privat= preise: in Lebedjan, Moskau, Tamboff, Tula, Woronesch, Kosloff und St. Petersburg. Die Verwaltung hatte im Jahre 1845 an Preisen

22,255 Rubel verausgabt. Außerdem waren für dieſes Jahr ausgeſetzt: Für Reiter aus den höheren Ständen in Moskau und Zaroskoje-Selo 400, für Dreigeſpanne in Moskau 100, für Bauerpferde in Jaroslaw und Tamboff 320, in Summa 820 Rubel. Im Jahre 1845 wurden alſo an Preiſen 23,075 Rubel verausgabt. Goldene Medaillen erhielten der General-Adjutant Nariſchkin und der Graf Suboff, eine ſilberne der Kronbauer aus dem jaroslawſchen Gouvernement, Iwanoff, für die ausgezeichneten Leiſtungen der Pferde aus ihren Geſtüten im Ziehen von Laſten. Die Zahl der bei den Geſtüten angeſtellten Perſonen beträgt 2798; die der Lehrlinge in den Schulen 611, von denen 112 in der höheren Klaſſe. Im Jahre 1845 befanden ſich in den Geſtüten im Ganzen 4632 Pferde, und es kämen im Laufe des Jahres 2007 hinzu und wurden 878 verkauft, ſo daß ihre Zahl gegenwärtig 5761 beträgt.

Reiſe

ins

Ruſſiſche Reich

im Sommer 1846

von

E. O. L. von Arnim.

Zweiter Theil.
Zweite Abtheilung.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1850.

Aufenthalt in Petersburg.

Rückreiſe nach Berlin

über

Riga, Mitau, Königsberg, Marienburg

und

Danzig.

Eine große wichtige Feierlichkeit stand mir gleich nach meiner Rückkehr in St. Petersburg bevor, und dieses war die Entlassung und Eidesleistung der in die Armee eintretenden Kadetten in einem der großen adlichen Kadetten-Corps, dem einige Monate früher ein viertägiges Examen voran geht, worauf sämmtliche Kadetten-Corps, um auch im praktischen Felddienste ihre Kenntnisse und Geschicklichkeit zu zeigen, ein Lager bei Peterhof beziehen, wo ich sie einen Monat vorher auch versammelt gefunden hatte. Es sei mir erlaubt, Folgendes vorauszuschicken.

Es giebt im russischen Reiche folgende Kadetten-Corps verschiedner Art:

1. zwei für Minderjährige von sechs bis zehn Jahren.

2. Provinzial-Kadetten-Corps zu Nowgorod, Orel, Woroneſch, Polotz, Poltava und Breſt-Litewsky, wozu noch einige nicht völlig ausgebildete zu Tula, Tambow in Gruſien, Kaſan und Oſtroy in Wolhynien zu rechnen wären.

3. In den Reſidenzen und zwar zu St. Petersburg:

a. das Pagen-Corps von ein hundert und ſechszig Zöglingen;

b. die Garde-Junker-Schule, in der adliche Unteroffiziere der Infanterie und Kavallerie zu Offizieren gebildet werden;

c. das erſte Kadetten-Corps, geſtiftet unter der Kaiſerin Anna vom Feldmarſchall Münnich, dem Rußland mit ſeine beſten Offiziere zu verdanken hat, wo Toll, Romanzoff und andere gebildet wurden. Katharina nannte es la pépinière des grands hommes und hatte es der Leitung des Grafen Anhalt übergeben.

d. das zweite Kadetten-Corps, ge

ſtiftet von Katharina II 1763 unter der Benennung: Artillerie- und Ingenieur-Kadetten-Corps;

c. das Pauls-Corps, geſtiftet vom Kaiſer Paul;

f. das adliche Regiment, geſtiftet vom Kaiſer Alexander zur militairiſchen Ausbildung junger Edelleute, welche ihre Studien in den Civil-Lehr-Anſtalten vollendet haben. Jetzt erhalten in dieſer Anſtalt die Zöglinge der Provinzial-Kadetten-Corps ihre ſpecielle Ausbildung. Beiläufig dasjenige Kadetten-Corps, wo ich der bevorſtehenden Feierlichkeit beiwohnen ſollte.

Sonſt befindet ſich noch zu Moskau das erſte moskowitiſche Kadetten Corps, und noch vier andere zu Friedrichshamm, Orenburg, Omsk und die Schule der Koſaken im Ural ſollen, wie ich höre, projektirt ſein.

Dieſes wäre die Zahl ſämmtlicher ruſſiſcher

Militair-Erziehungs-Anſtalten allein für den Adel, denn der bürgerlichen giebt es noch eine große Menge, die mir nicht näher bezeichnet ſind. Die Zahl aller Zöglinge der adlichen Militair-Anſtalten belief ſich im Monat September des Jahres 1845 auf ſechs tauſend ſieben hundert und drei und zwanzig, wovon ſechs hundert und dreißig zu Offizieren ernannt wurden.

Der Lehr-Curſus beſteht aus drei Theilen,

1. dem vorbereitenden für Kinder unter zwölf Jahren;

2. dem allgemeinen für Zöglinge bis zum ſechszehnten Jahre, der Gegenſtände allgemeiner Bildung enthält;

3. dem ſpeciellen, der faſt ausſchließlich den eigentlichen militairiſchen Wiſſenſchaften gewidmet iſt.

Für beſonders ausgezeichnete und namentlich für den Generalſtab beſtimmte Offiziere giebt

es noch die unter dem Kriegs-Miniſter ſtehende Militair-Akademie, und unter dem Marine-Miniſter das See-Kadetten-Corps. Militairiſchen Charakter haben übrigens noch das Institut des Ponts et Chaussées, die Wegebau-Commiſſion und das Berg-Ingenieur-Inſtitut.

Sämmtliche adliche Kadetten-Corps zu St. Petersburg ſtehen unter dem Oberbefehl des hochgeachteten würdigen Großfürſten Michael, der es ſich beſonders zum Ziele geſteckt dem Kaiſer nur ſolche Männer als Leiter der verſchiedenen Anſtalten in Vorſchlag zu bringen, von deren Rechtlichkeit, Treue und Geſchicklichkeit er die ſprechendſten Beweiſe hat.*)

So weit im allgemeinen, was die militairi-

*) Seitdem ich dieſes ſchrieb, iſt der Großfürſt in ein beſſeres Leben übergegangen, und wird ſein Hintritt auch in dieſen Anſtalten, wie in ſo vielen andern Beziehungen tief empfunden werden.

ſchen Anſtalten betrifft, ich komme jetzt zur Beſchreibung der eigentlichen Feierlichkeit, zu welcher der bekannte geachtete Literat, der Wirkliche Staatsrath von Gretſch mir eine Einladung verſchafft hatte, und wo ich den General-Director, General der Infanterie von Klingenberg, den Chef des Generalſtabes General-Major Roſtowoff und den General-Major Puſchtſchin, Director des adlichen Regimentes, antraf.

Der feierliche Actus begann in einem, als griechiſche Kapelle eingerichteten groſſen Saale, wo ſämmtliche Kadetten, die neuen Offiziere voran, aufgeſtellt waren, mit einer Todtenmeſſe für die in den Schlachten Gebliebenen, deren Namen auf Tafeln, welche an der Wand hingen, aufgezeichnet ſtanden. Die Prieſter waren in Schwarz und Silber gekleidet; jeder von uns bekam ein Licht in die Hand, was bei ei-

ner gewiſſen Stelle in der Liturgie ausgelöſcht ward; die Kadetten ſelbſt bildeten das Sängerchor. Hierauf zogen ſich die Prieſter zurück, wechſelten ihre Kleider und erſchienen von Neuem in Grün und Gold, worauf einer derſelben, der zugleich Religionslehrer in der Anſtalt iſt, eine Rede hielt, welche, den Verſicherungen meiner Nachbarn gemäß, wahrhaft logiſch und moraliſch war, woraus man auf der Geiſtlichen jetzige, ſchon früher berührte, beſſere Bildung einen Schluß ziehen konnte. Eine feierliche Meſſe folgte wiederum der Rede, worauf die Eidesleiſtung der neuen Offiziere bei der Fahne ihren Anfang nahm, bei der ein jeder der einzeln Vortretenden das Evangelium küßte und mit Waſſer beſprengt ward.

Von hier aus ging es nach dem großen Verſammlungsſaale, wo die Mahomedaner: Tſcherkeſſen, Lesgier und Andere, dießmal nur fünf an der Zahl, abgeſondert den Dienſt

eid leiſteten. Der Mollah las die Eidesformel arabiſch und einer der jungen Leute wiederholte ſie ruſſiſch. Beiläufig giebt es der Mahomedaner in allen ruſſiſchen Inſtituten, und ſogar Schamil's Sohn, der zugleich mit einer Feſtung, worin er ſich aufhielt, übergeben ward, befindet ſich unter ihnen.

Jetzt erfolgte die Vorleſung des Befehls über das Avancement, und die Preisertheilung für Offiziere und Kadetten, von denen der erſteren Namen mit goldenen Buchſtaben auf marmorne Tafeln eingegraben werden. Ein Jeder, der einen Preis erhielt, der, wenn ich nicht irre, durchgängig in Büchern beſtand, ward bei ſeinem Namen genannt, worauf er zuerſt eine Verbeugung in einiger Entfernung und dann, näher vorgetreten, eine zweite machte. Muſik erſcholl ſtets dazwiſchen. Der Preiſe waren ungefähr funfzig, den allererſten aber erhielt Niemand. Kaum waren ſie vertheilt, als ſich Alles dem Bilde des

Kaiſers zuwandte und Lwoff's herrliche National-Hymne angeſtimmt ward.

Das Dejeuner ſollte jetzt beginnen, ich benutzte indeſſen die Zwiſchenzeit, um die Anſtalt zu durchlaufen, wo ich, wie in ſämmtlichen kaiſerlichen Anſtalten, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, wiederum alles großartig und zweckmäßig eingerichtet fand, und ward bei der Rückkehr in den Saal beim General von Klingenberg an einem kleinen Tiſch von nur vier Perſonen zu ſitzen eingeladen, an dem ſich noch der General von Schlippenbach, Director einer anderen Anſtalt, und der Herr von Gretſch befanden.

Die verſchiedenen Toaſte auf den Kaiſer und die kaiſerliche Familie, noch beſonders aber auf den Großfürſten Michael, den General von Klingenberg, auf das Fortbeſtehen der Anſtalt und auf das Wohlergehen der neuen Offiziere, blieben begreiflich nicht aus, wobei,

wie ich erfuhr, letztere, während die Kadetten nur Quaß bekommen, den ersten Champagner zu trinken erhalten, der gleichsam symbolisch dazu dienen mag, zu rechter Zeit ein junges Gemüth zu befeuern, und den angehenden Offizier zur Erfüllung seiner Pflicht zu begeistern.

Mit voller Zufriedenheit, einer so feierlichen, bedeutungsvollen Ceremonie beigewohnt zu haben, verließ ich das Institut.

Manche Erziehungsanstalten hatte ich nun in Rußland gesehen, aber noch nicht unter den weiblichen dasjenige, was man als das älteste, größte und wichtigste zu bezeichnen pflegt, und das gewiß auch diesen Namen verdient; ich meine die von der Kaiserin Katharina der Zweiten, im prächtigen Gebäude des Klosters Smolnoi, gegründete Erziehungsanstalt, in welcher in zwei Abtheilungen den Töchtern aus den höchsten erbadlichen Familien und den dem Tschinadel zugehörigen

der für ihren künftigen Beruf nöthige Unterricht ertheilt wird. Nur die Kaiſerin ſelbſt verleiht die Erlaubniß zum Beſuche der Anſtalt, und dieſe hatte ich durch ihre Gnade erhalten, in Folge deren ich durch den Staatsrath von Hoffmann, welcher das Oberdirectorium hat, eingeführt ward.

Der Anblick junger blühender heranwachſender Mädchen iſt gewiß dazu geeignet, auch dem trübgeſtimmteſten einige Augenblicke der Freude zu verſchaffen, aber wie ſehr ergriff es mich nicht, als ich in den großen Verſammlungsſaal trat, eine unglaubliche Maſſe junger Mädchen in verſchiedenen Reihen geſtellt fand, und Frau von Leontieff, die Directrice der Anſtalt, mir entgegenkam, und mich aufforderte, weiter in dieſen anmuthigen Kreis zu treten, wobei ſie mich zuerſt von den allgemeinen Grundriſſen, nach welchen die Erziehung geleitet wird, in Kenntniß ſetzte.

Gehn wir nun zum Anfange des vorigen Jahrhunderts zurück, so erhalten wir wirklich ein Bild von russischer Frauenerziehung, wie sie wohl zu dieser Zeit in Europa nirgends mehr zu finden war, denn es ist so gut wie erwiesen, daß oft auch die vornehmsten Frauen nicht lesen und nicht schreiben konnten, und der Müßiggang, wie in China, gewissermaßen das Vorrecht jeder hochgestellten Frau war. Selbst all und jeder Sinn für dasjenige, was wir weibliche Schönheit nennen, war verdreht, so daß zum Beispiel während wir die Negerinnen bewundern, wenn die weißesten Zähne aus dem Munde, der dem schwärzesten Gesicht angehört, hervorleuchten, damals künstlich geschwärzte Zähne als Gegenstück zu den weiß und roth bemalten Gesichtern in den Augen der Russen die größte Zier ausmachten. Ob der große Monarch, so wie er Allem seine Aufmerksamkeit schenkte, und die weisesten Verordnungen traf, die nur ein verkehrter Sinn

nach den jetzigen veränderten Zuständen beurtheilen und tadeln will, auch den Punkt der weiblichen Erziehung nicht ganz unbeachtet gelassen, will ich nicht entscheiden, indessen scheint leider aus Allem hervor zu gehen, daß eigentlich bis zu Katharina Alles so ziemlich beim Alten blieb, und daß sie erst Schöpferin eines neuen Erziehungsplanes für die weibliche Jugend ward.

Drei Institute wurden daher von ihr begründet, zwei zu St. Petersburg, das größte im prächtigen Gebäude des Klosters von Smolnoi, wo die Kaiserin Elisabeth ein Nonnenkloster zu begründen und ihm nach Niederlegung der Regierung als Aebtissin vorzustehn gedachte, und das St. Katharinenstift, das dritte aber zu Moskau; sie selbst führte die Oberaufsicht, ihr folgte darin die Kaiserin Marie, Gemahlin des Kaisers Paul, und nunmehr die regierende Kaiserin.

So weit was als Einleitung zur Beschrei

bung dieſer wichtigen Erziehungsanſtalt voraus-zuſchicken ich für nöthig hielt.

Die ſieben bis achthundert jungen Mädchen fand ich, ihrer Bildungsſtufe gemäß, in drei Klaſſen eingetheilt, erkenntlich an den Farben ihrer Kleider; die erſte Klaſſe als unterſte war in braun, die zweite in blau, und die oberſte, vielleicht als Symbol der Reinheit ihres Wandels, den ſie zu beobachten habe, in weiß gekleidet. Das Amtskleid der Aufſeherinnen ſo wie der Directrice iſt violet.

Nachdem Frau von Leontieff mir jede der verſchiedenen Klaſſen vorgeſtellt, wurden ſämmtliche junge Mädchen entlaſſen, und der Beſuch in den verſchiedenen Klaſſen begann.

Der Grundſatz bei der ruſſiſchen Erziehung iſt zuförderſt ein gläubiges Gemüth zu erwecken, und es ſcheint Katharina's ſehr weiſe Abſicht geweſen zu ſein, durchaus keinen Unterſchied in der Religion zu machen, wiewohl dennoch die

griechiſche natürlich oben an ſteht; die bei weitem größere Mehrzahl der Schülerinnen iſt in derſelben geboren, und daher wird der griechiſche Gottesdienſt auch mit aller nur möglichen Pracht gehalten, und ein beſonderer Lehrer ſteht dem Kirchengeſang vor, der von den jungen Mädchen, wie man ſagt, ſehr ſchön vorgetragen wird. Ein Prieſter leitet den Religionsunterricht, und eben ſo erhalten Evangeliſche und Katholiſche den ihrigen durch die Geiſtlichen ihres Glaubens.

Bei dem Beſuche der Anſtalt waren die erſten Zimmer, welche wir durchgingen, der ruſſiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Sprache gewidmet, und ich kann hier nicht anders als offenherzig bekennen, daß ich dem Syſteme, Kinder mehrere Sprachen zu gleicher Zeit zu lehren vollkommen meine Beiſtimmung gebe, denn die gemüthlich patriotiſche Idee, daß ſie erſtlich ihre Mutterſprache ordentlich erlernen müßten,

ehe an eine fremde gedacht würde, habe ich zum Besten der Landessprache selbst, stets unhaltbar in der Praxis gefunden, indem ich noch immer bemerkt zu haben glaube, daß alle Diejenigen, welche frühzeitig zugleich mit der Landessprache auch in fremden Sprachen erzogen wurden, ihre eigne reiner, richtiger und mit weniger Accent als jene sprachen, welche allein in der Landessprache ihren ersten Unterricht genossen hatten. Daß nun gar in unseren Schulen die jungen Leute übermäßig mit Latein und gar mit Griechisch gequält werden, wovon man sogar in England nach und nach zurück zu kommen anfängt, und die, ihnen einst in all und jeder Hinsicht so nützlichen lebenden Sprachen übersieht, wird mir niemals einleuchten. In Rußland denkt man nun darüber anders als bei uns, und nach dem Gesagten wird man meine Zufriedenheit begreifen, wenn ich die jungen Mädchen höchst fertig französisch und deutsch schreiben und

ſprechen fand, und zum wenigſten ſah, wie eifrig ſie ſich auch mit der Landesſprache beſchäftigten, die, trotz der fremden Sprachen, täglich an Korrektheit zunehmen ſoll.

Der nächſte Beſuch war der Klaſſe der Geſchichte gewidmet und man bat mich ſelbſt Fragen zu ſtellen, welches ich mit vielem Vergnügen übernahm und richtige und treffende Antworten erhielt.

Auch in einer ſpäter folgenden Klaſſe wurden die Rechenexempel ſchnell gelöſt, und eben ſo fand ich junge Mädchen mit Zeichnen, Stikken und Hemdennähen eifrig beſchäftigt.

Aber auch die, künftigen jungen Frauen ſo nöthige Erlernung der Kenntniſſe der eigentlichen Haushaltung wird den jungen Mädchen nicht erſpart, und die Anweſenheit am Feuerherde und in der Backſtube nimmt ebenfalls einen Theil der Zeit weg.

In einer ſolchen groſſen Anſtalt kann man

bei einem Besuche von einigen Stunden nicht Alles sehn, sondern nachdem ich die Klassen, die Schlafzimmer und noch einige Versammlungszimmer besucht hatte, wo ich in dem einen Gustav des Dritten, Königs von Schweden Portrait fand, das er im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Anstalt geschenkt, und dasjenige des Herrn von Betzkoi, der von *Katharina wahrhaft kindlich hochgeschätzt, sich* besonders viel mit dieser Anstalt beschäftigte, auch mich in die Küche verfügt hatte, wo ich Alles in größter Ordnung fand, führte man mich zum Schluß in den schönen großen Garten, wo eine Menge der jungen Mädchen munter herum liefen. Ich dankte nun der Frau von Leontieff für die ausgezeichnete Güte, mit der sie mir in Person Alles gezeigt hatte, und will Einiges, was diese merkwürdige Anstalt betrifft, und was ich theils früher, theils später darüber erfuhr, noch kurz berühren.

Der Cursus in jeder Klasse dauert drei Jahre, so daß nach neun Jahren die Erziehung als beendigt zu betrachten ist. Die Zöglinge dürfen ohne specielle Erlaubniß der Kaiserin während dieser Zeit die Anstalt nicht verlassen, dagegen die Besuche ihrer Eltern bei ihnen von Zeit zu Zeit gestattet sind. Ob dieses sehr abgeschlossene Klostersystem das richtige ist, darüber ist schon viel gestritten, unbestritten aber ist es wohl, daß ein zu häufiges Zusammensein mit Eltern, welche vielleicht ganz verschiedene Ansichten von der Welt haben, als ihren Kindern in der Anstalt eingeprägt werden, öfters den ganzen Zweck einer sorgfältigen Erziehung lähmt und hindert. Das ganze Institut steht endlich unter einem Verwaltungsrath, der aus vier Personen, einem General Curator, dem Secretair der Kaiserin, dem Hausverwalter und dem Schatzmeister gebildet ist, die sich monatlich versammeln, und nachher der Kaiserin

ren pflichtſchuldigſten Bericht über ihre Verwaltung abzulegen haben.

Der September iſt der letzte Monat im Jahre, welchen man, will man nicht den Winter in Rußland verleben, zur Rückreiſe nach Deutſchland, es ſei zu Lande oder zu Waſſer, anwenden muß. Meine Abreiſe ſtand daher nach einigen Tagen feſt, aber noch zuvor hatte ich, auf meine Anfrage, die Erlaubniß erhalten, mich Beiden Majeſtäten und den übrigen Mitgliedern der kaiſerlichen Familie, in Peterhof zu empfehlen. Ich fuhr daher hinüber, und ſchon denſelben Abend, bei der Vorſtellung des Tartüffe, der, beiläufig von allen Mitgliedern gut, von den Darſtellern der beiden Hauptrollen, Madame Arnould Pleſſy und Herrn Dave Louis aber ausgezeichnet gegeben wurde, ward ich im Zwiſchenakte von den höchſten Herrſchaften in ihre Loge eingeladen, wo ich Bericht über meine ſo eben beendete Reiſe abſtattete, und der Kaiſer mich

rere Fragen an mich richtete, die mir nur wiederum bewiesen, daß er an Alles denkt, und sich über Alles belehren will. Die Nacht verbrachte ich im Schlosse, in den mir angewiesenen Zimmern, und ward des anderen Tages nach Alexandra zur Tafel eingeladen.

Ich muß nun hierbei zu bemerken mir erlauben, daß die kaiserliche Familie, sobald es nicht einer Festlichkeit gilt, stets allein ißt, und daß Niemand von ihrem Hofstaate, was man nennt, bouche en cour hat, sondern ein Jeder nach dem Willen des kaiserlichen Paares ab und zu, wie jeder andere Fremde, besonders eingeladen wird. Daher ist auch, sobald sich der Hof in Peterhof befindet, in diesem höchst bescheidenen Alexandra stets eine kleine Tafel, welche nur in diesen Tagen, wegen der noch fortdauernden Anwesenheit des Kronprinzen von Würtemberg und seiner Gemahlin, dessen Hof und Gesandtschaft zuweilen eingeladen wurde, etwas vergrößert war.

Gleich nach Anfang der Tafel erſchien noch der, nicht allein hochſtehende, ſondern, was nicht immer zuſammen zu finden iſt, auch hochgeachtete Graf Orlof, welcher den Sommer auf ſeinem Landgute zu Strelna zubringt, und nahm den für ihn offen gebliebenen Platz ein. Nach der Tafel wurde ich von dem Kaiſer gnädigſt entlaſſen, worauf mich die Kaiſerin noch für eine halbe Stunde zu bleiben aufforderte, um mir noch einige freundliche Empfehlungen für ihre langjährigen Bekannten, Fürſten Wittgenſtein, Herrn von Schilden und einige Andere, auf den Weg zu geben, und die hohe Frau wird es mir gewiß verzeihen, wenn ich es wage, außer ihren ſo mancherlei herrlichen Eigenſchaften, wozu ich beſonders die treueſte, hingebenſte Liebe zum Kaiſer und zu ihren Kindern rechne, auch noch diejenige nicht bei allen Fürſten anzutreffende hohe Eigenſchaft zähle, daß ſie, ähnlich ihrem verſtorbenen Vater, ſich ſtets der alten Diener und

Freunde erinnert, und namentlich diejenigen Frauen, welche theils in der Kindheit bei ihr angestellt gewesen, theils mit ihr aufgewachsen sind, nie vergessen hat, sondern ihnen immer Freundin geblieben ist. Die verstorbene Fräulein von Wildermeth, die Gräfin Brandenburg und die Gemahlin des Oberstallmeisters Baron Frederic, geben allein davon einen hinreichenden Beweis.

Abends war noch ein ganz kleiner Ball von höchstens sechzig bis siebenzig Personen in der Cottage, in welcher der Großfürst Thronfolger einen Theil seiner früheren Erziehung genossen, und die jetzt seit seiner Vermählung nur um einige Zimmer vergrößert worden ist. Unerwartet, wenigstens für mich, erschienen hier noch der Kaiser und die Kaiserin, und blieben bis zum Souper. Die schon früher erwähnte einfache Kleidung auf diesen Bällen stimmt nun ganz besonders zur Einfachheit des täglichen Lebens

der kaiſerlichen Familie, dem, was das Bedeutendſte iſt, das allerglücklichſte Familienverhältniß zum Grunde liegt, über das der Kaiſer und die Kaiſerin ſchützend thronen. Kurz nach dem Souper, das an beſonderen Tiſchen gereicht ward, und noch vor Beendigung des Balles fand ich Gelegenheit mich dem Großfürſten und ſeiner Gemahlin zu empfehlen und fuhr nach Petersburg zurück.

Die mir noch bleibenden wenigen Tage vergingen mir zu Petersburg in Abſchiedsviſiten. Ich aß noch einmal zu Mittag in den Inſeln auf der ſo ſchön gelegenen Campagne des Herrn von Gaſſer, nahm noch denſelben Abend vom Grafen von Neſſelrode Abſchied und bereitete Alles für den zwölften September zu meiner Abreiſe vor. Der Courier nach Riga ſollte an dieſem Tage Abends abgehn, und ſo nahm ich denn mein letztes Diner beim General von Rochow ein, deſſen vom erſten bis zum letzten Au-

genblick fortwährend ſorgſame Aufmerkſamkeit auf alle meine nur irgend zu befriedigende Wünſche ich nimmer vergeſſen werde. Und daß Herr von Rochow dieß nicht für mich allein als alten Bekannten thut, ſondern auch dem Geringſten, wo er nur kann, ſich hülfreich und thätig beweiſt, davon habe ich genug Beiſpiele in Händen, und habe wohl von Niemand eine Widerlegung zu befürchten.

Die Courierwagen nach Riga ſind begreiflich weniger beſetzt, als diejenigen nach Moskau, da der größte Theil der Reiſenden wohl den Weg zu Waſſer vorzieht, und ich, einzig um die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen und das Königreich Preuſſen, wo ich niemals geweſen, kennen zu lernen, den Landweg einſchlug. So war ich alſo der einzige Reiſende und konnte es mir daher ſehr bequem machen.

Der Weg nach Riga beträgt fünf hundert fünf und ſechszig und eine viertel Werſte und

man verwendet dazu mit dem Courier zwei Tage und drei Nächte. Nur bis Narva ist eigentlich Chaussée, dann bleibt der Weg noch ziemlich hart, später hat man damit allerlei Verbesserungen vorgenommen, mitunter aber kommt tiefer Sand und erst eine Station vor Riga trifft man wieder Chaussée an. Warum so langsam an dem Wege zu einer der bedeutendsten Städte der Monarchie, welche überdies stets Beweise der höchsten Anhänglichkeit gegeben, gearbeitet wird, ist mir nicht ganz klar geworden. Narva, berühmt durch seine Schlacht, in welcher zwar Peter der Große geschlagen ward, wo er aber lernte, wie er einst siegen müsse, ist ein kleiner Ort von etwa sechs tausend Einwohnern, aber Festung. Hier herrscht schon das Deutsche, und wenn auch weiter in das Land hinein, der gemeine Mann esthnisch spricht, so versteht doch ein Jeder deutsch, und überdieß ist das Ganze von jetzt ab bis an die preußische Grenze, mit Ausnahme des klei-

nen Striches von Polen, so germanisch in Sitten und Denkweise, daß ich manchmal es völlig vergaß, daß ich mich noch in Rußland befände, und was, trotz der gewiß höchst merkwürdigen Erscheinung des Ueberganges von mehr denn sechszehn tausend Personen zum griechischen Glauben, dennoch, wie ich meine, in alle Ewigkeit so bleiben wird. Der schönen Gegenden sind auf dieser Tour eigentlich wenige, einige wären nur hübsch zu nennen, und diejenigen, welche einer gewissen Celebrität genießen, passirte ich des Nachts. Nur ein Ort war in geschichtlicher Hinsicht von einiger Bedeutung und dieses war Shudley, das Katharina der nachher durch ihre Doppelheirath so berüchtigten Herzogin von Kingston, geborne Miß Shudley schenkte, von der es seinen Namen bekam.

Des andern Morgens war ich in Dorpat, einer reinlichen freundlich gebauten Stadt. Auf

der Hinreise hätte ich mich gewiß dort einige Tage aufgehalten, auf einer Rückreise geht es schneller; das Mittagsmahl nahm ich in Teilitz ein, schlecht und theuer, wofür es auch bei Allen bekannt ist, die öfter diese Straße nehmen. Ein junger Mann, welcher kurz vorher in den Wagen gestiegen, versicherte mich, daß es ein anderes Mal dermaßen schlecht gewesen sei, daß er mit seinen Gefährten mehrere Hunde auf den Tisch habe springen lassen, um die Speisen zu verzehren, was der Wirth sich genöthigt gesehn, mit anzuschauen. Gebessert scheint ihn indessen solche rüde Correction nicht zu haben.

Nach der dritten Nacht näherte ich mich endlich und zuletzt auf schöner Chaussée Riga, das indessen von dort aus nicht bedeutend erscheint. Einige große Manufakturen mit Riesenschornsteinen lagen zur Linken. Ich fuhr, nachdem ich die Festungswerke passirt, in eine ziemlich enge Straße hinein, suchte in dem mir

empfohlenen Hôtel de Londres Wohnung, konnte aber keine erhalten, wonach es zum Hôtel de Petersbourg, dem Schlosse gegenüber an einem großen Platz gelegen, ging, das aber ein höchst veraltetes unfreundliches Bild eines Hôtels abgab, einer bejahrten reichen Dame gehörig, die es verpachtet hat, und durchaus zu keiner Reparatur ihre Zustimmung geben will.

Indessen faßte ich Posto, nahm zwei Zimmer, zog mich um, lief etwas in den engen nicht überfüllten Straßen herum, und frug den Lohnlaquai, was eigentlich zu sehen sei, worauf ich die höchst unbefriedigende Antwort erhielt „Gar nichts". Das war zuviel; noch nie war ich in einer Stadt gewesen, wo mir eine solche Antwort geworden wäre, denn gewöhnlich rühmen die Einwohner ihren Ort nur zu sehr, und hier setzte ein Bürger Riga's selbst ihn so tief herunter. Bald darauf ward ich jedoch bei Gelegenheit eines Besuches, den ich dem preußi-

ſchen General-Conſul Herrn Wöhrmann machte, eines andern belehrt, und verbrachte durch deſſen Güte zu Riga vier ſehr angenehme Tage, in denen ich auch Alles zu ſehen bekam, was in dieſer Stadt nur immer merkwürdig iſt.

Riga wird bedeutender Handelsplatz durch die Düna, die ſich in die See ergießt. Die eigentliche Stadt liegt auf dem rechten Ufer, und auf der anderen Seite des Fluſſes, den man auf einer auf Kähnen ruhenden Brücke paſſirt, findet ſich wohl noch eine Straße, aber das Wichtigſte ſind ſehr ſchön gelegene Campagnen reicher Kaufleute, wovon eine der anmuthigſten Herrn Wöhrmann gehört, die er mit ſeiner Gattin, einer Tochter des zu Wilna kommandirenden Generals Kuprianoff, im Sommer bewohnt, und wo ich gleich den erſten Mittag gaſtfrei aufgenommen ward, und meinen Abend ſehr angenehm verbrachte.

Auf Reisen muß man im Voraus sich nie zu sehr weder der Hoffnung noch der Furcht überlassen, denn gewiß war der erste Eindruck zu Riga nichts weniger wie angenehm, und schon am ersten Tage gestaltete sich Alles anders, denn trotz der Versicherung meines Lohnbedienten, daß nichts in Riga zu sehen sei, war mir schon beim ersten Ausfluge ein Gebäude auf dem Markte wegen seiner Alterthümlichkeit aufgefallen, das dieser große Cicerone mir als das Gebäude der schwarzen Häupter bezeichnet und das, obgleich er nichts darüber zu sagen wußte, doch meine Neugier sehr gespannt hatte. Ich befragte daher Herrn Wöhrmann um dessen Bedeutung, der mir die Erklärung vollständig gab, und des anderen Morgens nicht verfehlte mich zu besuchen, um mich zur Besichtigung desselben abzuholen.

Die Gesellschaft der schwarzen Häupter datirt von sehr lange her. Sie entsprang

wahrſcheinlich am Ende des zwölften Jahrhunderts und bekam ihre definitive Beſtätigung im Jahre 1232 von dem vierten regierenden Biſchof Nikolaus, welcher den Befehl gab, daß ſtets ein und ſiebenzig Mann vom Handelsſtande zum Feldzuge gegen die Heiden ſich bereit halten ſollten. Der beſtimmte Name: Schwarze Häupter kömmt erſt im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in verſchiedenen Schriften vor. Mit einem Worte, ſie waren eine Verbrüderung, wie ſie auch in anderen Städten in Liefland, als zu Dorpat, Reval, exiſtirten, und zwar von Kaufleuten, die ſich gegen die Heiden ausgezeichnet hatten. Dieſe Verbrüderung ſtand unter dem Schutze des heiligen Mauritius, deſſen Kopf (bekanntlich ein Mohrenkopf) ſie auf ihrer Fahne im rothen Felde trug, daher der Name ſchwarze Häupter, und das Haus, wenn ſich die Kaufleute verſammelten, hieß der Artushof, zur Erinnerung an dieſen kriegeri

ſchen Fürſten und die Ritter der Tafelrunde. Aber auch nachdem die Heiden längſt beſiegt waren, fuhren die ſchwarzen Häupter fort, ihren ritterlichen Sinn in beſtändigen Kriegen mit dem deutſchen Orden zu bethätigen, bis dieſer Orden in den an der Oſtſee gelegenen Ländern ſeine Beſitzungen verlor. Von dieſem Augenblicke an geſtaltete ſich Alles friedlicher, und ſo ward nach und nach dieſe einſt in den Kriegen ſo wichtige Verbrüderung eine Art ruhiger, gemüthlicher Geſellſchaft, ein allem Guten, Nützlichen, Wohlthätigen, aber zugleich dem Vergnügen geweihter Club, in welchen Eintrit zu erhalten, jedoch fortwährend eine Auszeichnung genannt zu werden verdient, ſo daß ſelbſt das Einſchreiben des Namens in deſſen Buch nicht einem jeden Fremden geſtattet iſt.

So viel im Allgemeinen über die Entſtehung und den Fortgang dieſer Geſellſchaft, wie ich es zu berichten für nöthig gehalten. Wen die Ma

terie indeſſen beſonders intereſſirt, dem empfehle ich die darüber von einem Mitgliede der Geſellſchaft, Herrn Tielemann, zu Riga erſchienene Schrift, in welcher er über Alles eine völlig genügende Belehrung erhalten wird.

Das Haus der ſchwarzen Häupter kündet ſchon von außen etwas Ungewöhnliches an; es iſt im früheren Style des Mittelalters gebaut, drei Fenſter und eine Thür breit, zu welcher eine ſteinerne Treppe führt, die durch eine Gitterthür geſchloſſen iſt, die zu beiden Seiten zwei ſteinerne Pfoſten hat, auf denen ſich Marie mit dem Chriſtuskinde und ein Bruder der ſchwarzen Häupter ebenfalls in Stein befinden.

Ueber der Thüre ſelbſt ſieht man einen in Stein gehauenen Jüngling mit Harniſch und Schild, der als Altermann dem Hauſe das Portal ſchenkte, neben ihm zwei ſitzende Mohren. Auf dem darüber hinlaufenden Geſimſe ſehn wir lange, hohe, oben ſpitzzulaufende Niſchen, und

neben ihnen auf jeder Seite eine kleinere, in welcher sich zwei weibliche Gestalten, den Frieden und die Eintracht vorstellend, befinden; zwei der vier größeren Nischen enthalten dagegen die in einer Handelsstadt sehr erklärlichen Bildnisse des Neptun und Mercur, und die beiden mittleren Nischen beendet eine Uhr, die den Mondwechsel, den Monat und Wochentag anzeigt. In dieser Art läuft der ganze Bau der Fronte in drei Abtheilungen, mit verschiedenen Zierathen und Wappen versehn, nach oben spitz zu. Ueber der Uhr ist ein Karnieß mit einer Inschrift, die, so wie alle übrigen am Gebäude befindlichen, moralisch religiöse Sätze enthalten, und mit goldenen Buchstaben auf blauem Grunde geschrieben sind; über dem Karnieß an beiden Seiten sind zwei stehende Figuren Kreuz und Schild haltend, in der Mitte aber ein kaiserliches Brustbild, man weiß nicht welches Kaisers, en Relief in Stein gehauen mit Krone und Reichs-

apfel. Den Schluß nach oben bildet endlich eine Wetterfahne mit dem Ritter St. Georg zu Pferde von Kupfer, in Feuer vergoldet.

Nachdem ich ſchon Tages vorher die ſchöne Façade zu bewundern mir die Zeit genommen, trat ich in das Innere des Hauſes ein und in den großen von Säulen in der Mitte getragenen Saal, auf deſſen Seiten, außer dem Gemälde des heiligen Mauritius in Lebensgröße, die Bildniſſe Karl's des Zwölften, Königs von Schweden, und ſeiner beiden Vorgänger, und diejenigen der ruſſiſchen Kaiſer und Kaiſerinnen ſeit Peter dem Großen bis einſchließlich den Kaiſer Alexander, theils zu Pferde theils ſtehend zu ſehn ſind. Uebrigens gab das Bild Karls des Eilften zu Pferde einſt zu einer derben Bemerkung dieſes Königs Anlaß, denn dieſes Gemälde, von einem Künſtler Namens Sandrat verfertigt, ward vielmals in Gegenwart des Königs getadelt, als aber ſein Pferd

ſein gemaltes Contrefey erblickte, wieherte es laut, wonach der König nicht ermangelte, darauf aufmerkſam zu machen, daß ſich das Pferd beſſer als ſeine Begleiter auf die Kunſt verſtehe.

In einem Nebenzimmer beſah ich darauf das noch vorhandene Silbergeräth der Geſellſchaft, denn vieles ſcheint mit der Zeit verloren oder eingeſchmolzen zu ſein, worunter außer verſchiedenen Pokälen und Trinkgefäßen beſonders das ſilberne Standbild des heiligen Mauritius auf einem Thiere, halb Pferd und halb Fiſch, ſitzend, ſich auszeichnet, das drei Fuß hoch iſt, und deſſen Unterlage zu beiden Seiten von Negern gehalten wird. Es wiegt vierhundert und vierzehn Loth. Ein anderes ſilbernes Standbild ſtellt Guſtav Adolf vor, wiegt zwei hundert und ſechs und fünfzig Loth und war wahrſcheinlich aus Erkenntlichkeit für die Aufnahme ſeines Sohnes ein Geſchenk des ſchwediſchen Gouverneurs Guſtav Horn.

Mehrere Curioſitäten, unter anderen ein Stiefel Karls des Zwölften, den er ſelbſt der Geſellſchaft geſchenkt haben ſoll, was zu dieſer Zeit wahrſcheinlich ſo viel gegolten hat, als jetzt eine Doſe mit Brillanten, befinden ſich noch in dieſem Zimmer, von denen ich nur, des Scherzes halber, noch einer großen Peitſche erwähnen will, ein Geſchenk eines wahrſcheinlich auf die Mönche wüthenden Comthurs, weil er der Geſellſchaft, wie zu leſen iſt, die Anweiſung gegeben, die Mönche aus dem Lande zu peitſchen, was letztere indeſſen nicht abgewartet, und aus freigezwungenem Willen es noch vorher verlaſſen haben.

Um fünf Uhr fand ein großes Diner zu Ehren eines Brautpaares bei Herrn Wöhrmann ſtatt, dem in einem nahe gelegenen Garten ein ſehr hübſches Feuerwerk folgte. Ich fand dort mehrere Herren, die auf dem Dampfſchiffe von St. Petersburg angekommen waren, und eine langwierige und überdieß ſtürmiſche Ueberfahrt

gehabt. Mein guter Stern hatte mich daher geschützt, dieses Mal nicht die See sondern die Landreise gewählt zu haben.

Für den General-Gouverneur, General Golowin, hatte ich Briefe mitgebracht, und sie ihm am Tage meiner Ankunft übersandt. Da er sich aber unwohl befand, so konnte ich ihm erst später meinen Besuch machen. Er bewohnt im Winter das Schloß in der Stadt und im Sommer ein Landhaus mit einem schönen großen Garten vor dem Thore, das ihm die Stadt eingeräumt hat. Die ganze Einrichtung und Verschönerung des Gartens rührt noch aus den Zeiten des in meinen Reisen mehrmals erwähnten, erst vor kurzem verstorbenen früheren General-Gouverneurs der Ostseeprovinzen, späteren Gouverneurs von Genua, Marquis von Paulucci her, dessen sich die Einwohner der gedachten Provinzen noch immer mit dem höchsten Dankgefühle erinnern.

Ein kurzer Beſuch beim Gouverneur endete mit einer Einladung zum Diner am folgenden Tage. An der Seite des Fluſſes in einer ſchattigen Allée war ich hingekommen, und durch den ziemlich großen Garten ging ich zurück, der nach Paulucci's Abgang etwas in Verfall ſoll gekommen ſein, aber vom General Golowin wieder in ſämmtliche frühere Rechte eingeſetzt iſt, ſo daß ich Alles wohl unterhalten fand.

Jedoch eine andere, in grünender, blühender Hinſicht ausgezeichnete Anſtalt ſollte ich noch trotz meines klugen Lohnbedienten Ausſpruch: daß Nichts, gar Nichts in Riga zu ſehen wäre, an demſelben Morgen zu bewundern haben, und dieß waren der Garten mit den Treibhäuſern des Gärtners Herrn Wagner, eines höchſt induſtriellen Mannes, wohin ich in Geſellſchaft des Herrn Wöhrmann mich begab, den ausgezeichneten Mann aber, welcher verreiſt war, nicht kennen lernte, dagegen von einem ſeiner drei

Söhne, die sämmtlich dieselbe Laufbahn ergriffen haben, und wovon der eine sich für den Augenblick in England befand, herumgeführt ward. Des Herrn Wagner's Garten läßt sich gewiß nur mit demjenigen des leider vor kurzem verstorbenen Herrn Booth bei Hamburg vergleichen, denn alle nur gedenkbaren Früchte und zum Theil in kolossalen Dimensionen, unter andern Trauben vier Pfund an Gewicht, fand ich vor, ferner Blumen von allen Gattungen, namentlich die höchste Mannigfaltigkeit der Farben in den unzähligen Camélien, eben so eine neuere Art Lilien, Narcifolium rubrum genannt, von der an fünf hundert Exemplare zu sehen waren u. s. w. u. s. w. Aber nicht bloß was man mir zeigen wollte, sah ich, sondern auch Alles, wonach ich nur frug, und wenn sich unter andern in einem Topfe schon ein kleiner Mandarinenbaum, jener herrlichen süßen Orange, befand, wovon ich in meiner italienischen

Reiſe berichtet, daß ich das erſte aus China nach Europa gekommene Exemplar bei Malta im Garten des Gouverneurs geſehn, und erfuhr, daß Herr Wagner die allergrößeſten Geſchäfte in Verſendung ſeiner Gewächſe und Blumenzwiebeln ſelbſt nach ſüdlicheren Ländern und meiſt nach Belgien machte, ſo bekam ich eine Art Reſpekt vor ihm, wie man ſie vor Jedem bekommen muß, der in ſeiner Wiſſenſchaft oder Kunſt glänzt, beſonders aber, wenn ſie in einem derſelben ſo ungünſtigen Terrain getrieben wird, denn Treibhäuſer können wohl in eiſigen Ländern beſtehn, doch ihre Erhaltung koſtet viel; was ich aber außerdem an Blumen und Früchten im Freien erblickte, erregte vielleicht noch mehr meine Bewunderung.

Nach dem Beſuche der Wagnerſchen Gärten durchfuhren und durchgingen wir noch einige hübſche öffentliche Promenaden, worauf der Tag wiederum im Hauſe des Herrn Wöhrmann

und ſeiner liebenswürdigen Gemahlin beſchloſſen ward.

Am nächſten Tage fand das Diner beim General Golowin ſtatt. Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, theils Militair, theils Civil, die Unterhaltung munter, die Küche und der Wein gut, und da das Ganze zwiſchen fünf und ſechs Uhr beendet war, ſo blieb mir noch die Zeit, das Theater zu beſuchen, wo das alte aus dem Engliſchen überſetzte, ſehr gute Stück: Stille Waſſer ſind tief, in einem uneleganten, dürftigen Hauſe auch höchſt mittelmäßig aufgeführt ward. Eine Madame Hoffmann, eine ſehr hübſche Frau, die wir auch ſpäter in Berlin geſehen, war die Einzige, die dem Stücke Leben gab, und es ward mir hier, mit Rückerinnerung an den Garten des Herrn Wagner, ſehr bald die Ueberzeugung, daß man zu Riga den Pflanzen, welche die Natur erzeugt, mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt, als den im Reiche der Kunſt erblühenden.

Meine Abreise war auf den nächsten Morgen und zwar wiederum mit dem von Petersburg nach Tilsit gehenden Courier festgesetzt. Um die bestimmte Zeit verfügte ich mich daher nach dem Posthause, zum Chef der Post, Herrn Jung, welchen, außer einer angenehmen Persönlichkeit, noch der Umstand interessant macht, in ihm einen Sohn des bekannten Dichters Jung Stilling zu erblicken, welcher seinen Posten durch die Empfehlung meiner sehr hochgeschätzten Freundin, der verstorbenen sehr bekannten Frau von Krüdener erhalten hatte. In seinem Zimmer erwartete ich den ankommenden Wagen gewiß mit vieler Spannung, weil man nicht weiß, ob bei nur vier Plätzen auch wirklich zwei davon unbesetzt sind, und man aufgenommen wird, oder nicht. Meine Besorgniß zeigte sich indessen bald unbegründet, da ich auf mein Befragen erfuhr, daß nur eine Person und zwar eine Dame mitgekommen sei. „Ist die Donna

ſchön?“ fragte ich, den Don Juan nachäffend, und erfuhr, daß ſie gar nicht übel ſei. Natürlich beſchloß ich alſo meinen Platz bei ihr zu nehmen, und meinem Diener das Reich im zweiten Coupé allein zu überlaſſen.

In der That war die Dame eine junge ganz hübſche Perſon, die meinen Gruß ſehr artig erwiederte, und nachdem ich erſt franzöſiſch und dann deutſch mit ihr zu ſprechen begonnen, bald erfuhr, daß ſie eigentlich eine Deutſche und in Königsberg geboren ſei. Ihre Mutter wäre, ſagte ſie, als Wittwe nach Petersburg gegangen, und habe ſich dort wieder an einen Ruſſen vermählt, der beim Senat angeſtellt ſei.

Und was iſt eigentlich die Abſicht ihrer Reiſe? fragte ich. „Ich will“, ſagte ſie, „etwas die Welt ſehen, ich werde einige Tage in Königsberg, Elbing und anderen Städten verweilen, und zuletzt vier Wochen in Berlin zubringen.“

Und haben ſie dort Bekannte?

„Keinen Menſchen, ich gehe nach dem Gaſthof.“

Aber wie, ganz allein?

„Mein Bruder wird mich abholen. Meine Familie hat mich bis Dorpat begleitet, wo ein Sohn meiner Couſine die Univerſität bezieht.“

Die Sache war mir nicht klar. Ein deutſcher mir unbekannter Roman ſah aus der Wagentaſche hervor, der, dem Zeichen nach, einer Leihbibliothek entnommen war, und veranlaßte mich zu fragen, ob ſie gern Romane läſe. Sie bejahete es und meinte Paul de Kocq gefiele ihr unter Andern ſehr. Das war etwas ſtark für ein junges Mädchen. Wie, ſagte ich, Paul de Kocq? Haben ſie etwa la pucelle de Belleville geleſen? Sie konnte oder wollte ſich nicht deſſen erinnern. Ich drang jetzt noch mehr darauf, ihre Verhältniſſe zu erfahren. Plötzlich ſagte ſie, daß ſie mich zu kennen glaube, indem ich in den verſchiedenen peterſburger Theatern

ſtets in der Lage des Herrn von Gedeonoff geſeſſen habe. „Gewiß“, war meine Antwort, und glaubte nun, daß ſie in irgend einer Verbindung mit dem Theater ſtände. So, ſo! ſagte ſie, alſo ſind ſie der Herr, von dem ich gehört, fing an zu lachen, aber dabei blieb es und weiter wollte ſie ſich nicht einlaſſen.

So waren wir auf trefflicher Chauſſée nach Mitau gekommen, deſſen ſchönes, noch von dem Vater des letzten Herzogs von Kurland erbautes Schloß, das vier Fronten hat, nicht weit von der Chauſſée zu ſehen war. Gärten ſind übrigens gar nicht in deſſen Umgegend anzutreffen, ſondern es liegt ganz frei vor der Stadt, und im Innern befinden ſich außer den Grüften der früheren Herzöge noch die für den Kaiſer beſtimmten Gemächer, worin gegenwärtig der Civil-Gouverneur wohnt, und wo auch die Bureaux verſchiedener Adminiſtrationen, aber weiter keine Sehenswürdigkeiten anzutreffen ſind, daher ich

es nicht zu bereuen Urſach fand, wenn wir nur einen, ſich auf eine halbe Stunde ausdehnenden Pferdewechſel hatten; die Stadt iſt übrigens ganz hübſch gebaut, und hat breite reinlich gehaltene Straßen. Teutſch, ganz teutſch iſt auch hier wiederum Alles was man ſieht. Im Winter ſoll Mitau nicht viel Abwechſelung darbieten, indeſſen verſammelt ſich dort ein Theil des ſehr vermögenden Adels der Provinz, welcher ſeine Salons öffnet und von dem man beſonders herausheb, daß er höchſt gerecht und billig gegen ſeine Unterthanen ſei, und zwiſchen beiden ein wahres patriarchaliſches Verhältniß ſtatt fände. Meine Reiſegefährtin beſtellte ſich noch ein kleines Diner, ich folgte ihrem Beiſpiele und bald darauf fuhren wir weiter.

Von Mitau bis Tauroggen, dem letzten ruſſiſchen Orte, iſt ſtäte Fläche, meiſt Chauſſée, jedoch ein ziemlich bedeutendes Stück noch unchauſſirt. Die Nacht brach an, meine Gefährtin

und ich wurden immer einsilbiger, wir entschlie-
fen endlich und erst gegen Morgen fing mein
Inquiriren von Neuem an. „Aber" sagte ich
„verzeihen Sie, doch was ist der eigentliche Zweck
Ihres Ausflugs? daß Sie nicht bloß zum Ver-
gnügen reisen ist mir klar, Schauspielerin kön-
nen Sie nicht sein, denn Sie sprechen das Deut-
sche nicht gut genug und das Russische versteht
keiner bei uns. Ich glaube Sie reisen um rus-
sische Lieder zu singen." Mein Einfall machte
sie unglaublich lachen, aber dabei blieb es. Daß
ich übrigens in ihr eine Künstlerin anzutreffen
glaubte, erklärt sich daraus, daß sie fast alle
Schauspielerinnen von Petersburg kannte und
behauptete, daß manche derselben zu ihrer Mut-
ter kämen, und daß diese auch mit Schröder
in Correspondenz gewesen sei. „Gewiß" erwie-
derte ich „spricht das nicht für die Jugend Ihrer
Frau Mutter, denn Schröder ist schon seit bei-
nahe vierzig Jahren nicht mehr in dieser Welt.

Doch nun" ſetzte ich hinzu, „theilen Sie mir auch Ihren Namen mit, wozu die Verſchloſſenheit?" „Ich heiße Petrowna" erwiederte ſie.

„Nun gut Petrowna, aber das iſt ein Vorname."

„Meinen Zunamen darf ich nicht ſagen."

Alſo blieb das Geheimniß wie es war.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen waren wir ganz munter, ich aber etwas ungeduldig, nach Tauroggen gekommen. Die Dame hatte einen großen Beutel, mit ſilbernen Rubeln gefüllt, bei ſich, den ſie öfters hervorholte und höchſt freigebig an die Poſtillone ihre Trinkgelder austheilte; auch die Armen wurden von ihr bedacht, und eine Frau die zu Tauroggen einen Zettel, von der Ortspolizei beſcheinigt, vorwieß, des Inhalts, daß ſie abgebrannt ſei, bekam ſogleich ein großes Stück Geld.

Die Angelegenheit der Vorzeigung unſerer Päſſe zu Tauroggen war bald beendet, und es

ging der preußiſchen Grenze zu. Bald war ſie überſchritten, mein Herz ſchlug hoch, denn wer ſieht nicht gern ſein Vaterland wieder. Preußiſche Anſpannung, preußiſche Poſtillone, Alles erfreute mich; aber das Räthſel meiner Signora, wer ſie ſei, blieb ungelöſt. So kamen wir dem Niemen näher, an dem Tilſit ganz maleriſch liegt, und als wir die Brücke paſſirten, ſchien meine Gefährtin ganz erſtaunt hier einen Fluß anzutreffen. Wir fuhren in Tilſit hinein, und hielten vor einem großen Gaſthofe an, aber nun ward ich noch geſpannter, als die Dame, welche bis dahin mit ihrem Gelde ſehr verſchwenderiſch geweſen war, nicht ausſteigen wollte, weil Alles dort, wie ſie meinte, viel zu prächtig für ihre Verhältniſſe eingerichtet zu ſein ſchiene. „Und warum nicht?“ ſagte ich „auf Reiſen muß man gerade die beſten Wirthshäuſer aufſuchen, denn ſie ſind gewöhnlich auch die wohlfeilſten.“ Ich ſtieg alſo allein aus; indeſſen fand ich an den

Zimmern kein Gefallen, und befahl, einem anderen Gasthofe, der Post gegenüber, zuzufahren. „Nicht wahr" sagte sie, als ich wieder in den Wagen stieg, „es ist Alles dort zu prächtig?" „Im Gegentheil" erwiederte ich „ich finde Alles zu schlecht." Der nächste Gasthof war in wenigen Minuten erreicht. Wir stiegen aus, die Dame ließ ihre Sachen in den ersten Stock bringen, aber sie selbst folgte nicht, entschwand mir, ohne Abschied zu nehmen, und fuhr, wie ich gleich darauf vernahm, nach dem sogenannten hohen Thore, einer Gegend, die nur von ganz armen Leuten bewohnt wird, und ihre Koffer nahmen ihrer Anweisung nach bald denselben Weg. Also ein neues Räthsel!

Indessen war nicht lange darauf mein vieljähriger guter Bekannter, der Geheime Postrath Nernst*), der von meiner Ankunft ge-

*) Auch wiederum ein in diesem Augenblicke leider nicht mehr den Lebenden Angehörender.

hört, zu mir gekommen, und lud mich für den anderen Tag zum Mittag ein, was ich auch mit vielem Vergnügen annahm, da es überdieß meine Absicht gewesen, einen Tag in Tilsit zuzubringen, die schöne Gegend zu besehen, und die leider für uns Preußen nur zu wichtig gewordenen Punkte zu besuchen, auf welchen das Staatssystem von Europa für manche folgende Jahre begründet ward.

Aber bei alle dem vergaß ich meine Dame nicht, und es drängte mich noch mehr zu erfahren, wer eine ganz hübsche nur Wohlthaten spendende junge Person wäre, die so plötzlich in einem entlegenen Winkel der Stadt unter sehr armen Hausbewohnern verschwunden sei.

Und bald erfuhr ich es, denn Vater und Mutter lebten zu Tilsit, und waren ganz arme und dabei in allerlei böse Händel verwickelte Leute, und die Tochter, welche zu Petersburg ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, kam von Zeit

zu Zeit nach Tilsit, stets mit Gelde versehen, das sie ihren Eltern brachte und wovon sie dieselben erhielt. Wodurch sie selbst aber in den Besitz der vielen silbernen Rubel gelangt war, habe ich nicht erfahren können und so will ich christlich das Beste glauben, genug daß ich eine sehr befriedigende Reise gehabt, und die Zeit mir schneller vergangen war als ich auf flachem Boden, in gewöhnlicher Landschaft und bei einer ziemlichen Ausdehnung, es nur immer hätte erwarten können, denn zu Tilsit angelangt, hatte ich sieben hundert und zwei und achtzig Werst von Petersburg aus, zurückgelegt.

Des andern Morgens besuchte ich die Geheime Räthin Nernst, eine Tochter des verstorbenen berühmten berliner Arztes, Geheime Rath Formey, an den, beiläufig erwähnt, der sterbende so witzige Emigrant Rivarol noch das öfters wiederholte Wortspiel richtete: Monsieur Formey! Vous me difformerez,

und bald darauf die Augen schloß. Nach gegenseitigen freundlichen und herzlichen Begrüßungen, ward ich daran erinnert, daß eine Troschke zur Besichtigung Tilsit's und der Umgegend bereit stehe, und in der Gesellschaft des Geheimen Rath Nernst ging es bald von dannen.

Tilsit ist kein großer, aber ein freundlicher Ort, dessen eine Straße von gehöriger Breite ist und ganz hübsche Häuser hat. Zur Zeit des Friedensschlusses war sie in drei Theile gesondert für Preußen, Russen und Franzosen. Man zeigte mir die verschiedenen Häuser der drei Monarchen. Napoleon hatte sich natürlich das beste ausgesucht, Talleyrand wohnte über ihm, und hart am Thore steht ein Haus von zwei Etagen, wo das Schmerzensdiner gegeben ward, und unsere Königin mit Napoleon, der sie persönlich so tief verletzt hatte, sich zu Tische zu setzen genöthigt war. Die Zeit und glorreiche Ereignisse lassen uns so Manches wiederum vergessen, be-

findet man ſich aber an Ort und Stelle, ſieht man die Gegenden, die Räume, wo ſich Alles begab, und hört man von der Noth, dem Elende, der Armuth, die ſo weit ging, daß ſelbſt zu **Pictopönen**, am rechten Ufer des Niemen, wo die Königin bei ihrer Ankunft die Toilette machte, mit Mühe ihr einige Nahrungsmittel gereicht werden konnten, ſo iſt es wohl ſehr begreiflich, daß mich eine tiefe Wehmuth befiel, beſonders da ich die herrliche Frau vom Tage ihrer Vermählung an gekannt, ja ſogar der Trauungsceremonie in Perſon beigewohnt, und bedachte, daß ſie nicht mehr des Glückes genoſſen, die Wiederherſtellung der Monarchie zu erleben.

Aber nicht allein die Häuſer, in welchen die verſchiedenen Monarchen jüngſt wohnten, ſind von trauriger Berühmtheit, ſondern auch aus der älteren Zeit, giebt namentlich eine der Kirchen Tilſit's wiederum einen redenden Beweis von der wan-

reinden Größe in diesem Erdenleben, denn diese Kirche ward von der Kaiserin Elisabeth während des siebenjährigen Krieges erbaut, welche sammt ihren Ministern so überzeugt davon war, das von den Russen eroberte Preußen beim Friedensschlusse zu erhalten, daß sie dem Rathe der Minister, die protestantischen Bewohner des Landes zu gewinnen, nachgebend, ihnen eine schöne Kirche bauen ließ, welche noch steht; gewiß eine weise Vorsicht und eine große Lehre für alle Fürsten, denn weit reicht der Mächtigen Arm und Vieles läßt sich der Mensch gefallen, und läßt sich unterdrücken, sobald man ihn nur nicht in seinen religiösen Grundsätzen eines Besseren zu belehren sucht, was ohne innere Ueberzeugung ein gewöhnlich nutzloses Unternehmen ist.

Die Ufer des Niemen sind lachend, wir fuhren zum Thore hinaus, die Chaussée immer in einiger Entfernung vom Strome entlang, nach dem Städtchen **Ragnit**, wo ein im gleichen

Style wie zu Marienburg erbautes hohes Schloß der deutschen Herren liegt, freueten uns der schönen Aussicht, welche man von der Höhe und vom Garten des Landraths Herrn von Sanden genießt, und fuhren dann dieselbe Straße zurück, auf der wir jetzt wie schon bei der Hinfahrt, eine Menge schmutzig und sehr ärmlich aussehender Leute begegneten, und auf meine Frage, wer sie seien, erfuhr, daß es Schiffer aus Wolhynien wären, die beim Holzflößen gebraucht werden, und deren kägliche Besoldung sie nöthigt, ein Bild des Jammers abzugeben.

Das Diner beim Geheimen Rath Nernst wartete unser und ging heiter vorüber *), und

*) Weil ich einmal bei der Materie des Tischgenusses bin, so will ich nur noch für die Gastrenomen zu erwähnen mir erlauben, daß der sonst mit Recht so berühmte und dem Strachino so nahe verwandte tilsiter Käse jetzt leider meist anders bereitet wird und dem Limburger gleicht. So viel für den Liebhaber, damit, sollte er wie ich den

Abends beſchloß ein kurzer Beſuch in einem mittelmäßigen Provinzialtheater, wo der Sohn der Wildniß im Aeußeren mich wiederum an die wolhynier Schiffer erinnerte, die Begebenheiten des Tages.

Im Preußiſchen ſind ſeit einigen Jahren Courierpoſten eingeführt, deren Wagen ſich nicht von denen der Schnellpoſten unterſcheiden, aber die Meile in einer halben Stunde machen. Eine ſolche Courierpoſt ging des Abends von Tilſit nach Königsberg auf gerader ſchöner Chauſſée; ich benutzte ſie, und war, jedoch für dieſes Mal ohne Abenteuer, gegen acht Uhr Morgens in Königsberg angelangt, wo ich im ganz neu eingerichteten Hôtel du Nord abtrat, das an dem großen Paradeplatze gelegen,

Limburger, ſchon des ſchauderlichen Parfüms wegen, haben, er bei Beſtellungen ſeine Verſichtsmaßregeln zu nehmen hat.

noch frisch und reinlich mich sehr freundlich begrüßte.

Mein erster Besuch war beim Oberpräsidenten der Provinz, Herrn Böttticher, welcher im königlichen Schlosse wohnt, und die wenigen Tage, welche ich zu Königsberg verlebte, sich seiner vielen Geschäfte öfters entledigte, um in Person mich mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen.

Hier sollte nun das Schloß, wie billig, den ersten Platz einnehmen, aber leider ist dieses nur der Fall sobald man an die Bedeutung desselben denkt, denn von schöner Architektur, es sei im alten oder im neuen Style, es sei gothisch oder griechisch oder Rococco, ist hier nicht die Rede. Das Schloß bildet nämlich einen großen Hof, in dessem einen Winkel noch von Schlüter ein in edlem Geschmack angefangener Flügel steht, in dem auch große, schöne Zimmer, unter anderen der in rothem Sammet, jedoch erst bei der

letzten Huldigung eingerichtete Ehrensaal anzutreffen sind, welche Zimmer die königliche Familie in glücklichen und unglücklichen Zeiten bewohnt hat, und die ich gewiß nicht ohne Rührung betrat. Aber alles Uebrige ist finster und schlecht gebaut. Sogar, was Jedem auffallen muß, der Marienburg und das oben erwähnte Schloß von Ragnit gesehen, ist derjenige Theil, welchen der Großmeister des deutschen Ordens einst bewohnt, und wie ich glaube, selbst gebaut hat, nicht besser wie die anderen, und der neueste Theil, vor ungefähr fünfzig Jahren errichtet, von wo ab es eigentlich bis auf Schinkel, zu Berlin man möchte sagen gar keinen äußern Baustyl gab, ist daher auch nur unschön gerathen.

Der Oberpräsident führte mich das ganze Schloß durch, nach dem sogenannten Moskowitersaal *), über der Schloßkirche gelegen, nur

*) In diesem Saale empfing der Markgraf Albrecht

durch seine Länge merkwürdig, und flößte mir gewiß für unsern genialen berliner Tapezier Hiltl neue Achtung ein, wenn ich erfuhr, daß er, stets unter der Oberleitung des damaligen Hofmarschalls, jetzigen Vice-Obermarschalls von Meyerinck, zur Zeit der Huldigung durch die allergeschmackvollsten Verzierungen alle Formen, alle Proportionen verändert und ein Bild geliefert hatte, was natürlich nach erreichtem Zweck wieder in sich verfallen mußte.

Von dem Schlosse aus durchwanderte ich noch, in der Hoffnung alte Architektur anzutreffen, mehrere Straßen, fand aber mehr neues Gewöhnliches als altes Merkwürdiges, aß an der Wirthstafel zu Mittag, und ging Abends in das, vor einigen vierzig Jahren erbaute neue

die moskowitischen Abgesandten des Großfürsten Basilius, betreffend die Allianz gegen Polen, wodurch er seinen Namen erhielt.

Theater, das von außen ganz im Style jener vorher erwähnten unglücklichen Bauperiode einem Kasten ähnlich sieht, an dem ein Paar Masken angeklebt sind, welche zu dieser griechisch sein sollenden Zeit, bei solchen Gebäuden nie fehlen durften. So schlecht indessen das Aeußere, so hübsch groß und zweckmäßig fand ich das Innere, und einer Hauptstadt würdig, und auffallend ist es gewiß, wenn man alle zu jener Zeit erbauten Theater und Schlösser, namentlich von Erdmannsdorf und Langhans dem Vater erblickt, wo bei dem Mangel an äußerer Schönheit, die Berechnung im Innern richtig, und der Raum dem jedesmaligen Bedürfnisse angemessen ist. Die Häuser sahen oft von außen klein aus, man denke nur an das Louisium zu Dessau, und im Innern ward man oft durch das Comfortable und Zweckmäßige der Einrichtung d. h. der Eintheilung der Zimmer, aber nicht immer der Meubeln auf das Angenehmste über-

raſcht. Das Theater iſt jetzt in den Händen eines wohlhabenden Eingebornen von Königsberg, des früheren Aſſeſſors Woltersdorf. Leidenſchaft für die Kunſt hat ihn dahin gebracht ſich ganz den Angelegenheiten der Bühne zu widmen, die vor ihm in tiefem Verfall ſoll geweſen ſein. Manche Einrichtungen die er getroffen, ſchienen mir höchſt zweckmäßig zu ſein, ich war jeden Abend dort, die Vorſtellungen gingen gut, wozu die mit Recht allgemein gefeierte Schröder-Devrient, als Gaſt anweſend, das ihrige beitrug, und einige Wiener Tänzer und Tänzerinnen machten, ohne gerade zu berauſchen, ebenfalls Vergnügen.

Aber auch das Publikum ſchien das einer großen Stadt zu ſein, denn es war manchmal verzweifelt lärmend, und erinnerte mich an Toulouſe und die Städte des Südens in Frankreich. Doch iſt dies beſſer als Gleichgültigkeit. Jede öffentliche Freude darf, wenn auch in Schran-

ken gehalten, doch nicht zu sehr kontrolirt werden, und der Jugend muß man vieles nachsehen. Mit einem Worte, ich will Herrn Woltersdorf wünschen, daß der Besuch seines Theaters immer so bleibt, wie er es jetzt zu sein scheint, nur dann wird auch sein Eifer rege bleiben, immer besseres und besseres zu liefern.

Den andern Mittag aß ich beim Oberpräsidenten in zahlreicher Gesellschaft, ward außer seiner Familie noch verschiedenen anderen Celebritäten von Königsberg vorgestellt, und fand mehrere alte Bekannte wieder, so daß mir sehr angenehm die Zeit verfloß.

Viel hatte ich in der einstigen unglücklichen Zeit durch die mit dem Hofe von Königsberg zurückkehrenden Herren und Damen von dem sogenannten Schloßteiche sprechen gehört, der mitten in der Stadt, von Gärten umgeben, ein sehr angenehmes Bild darböte, begab mich daher des andern Tages dahin, und fand alles,

wie man es mir gesagt. Eine Laufbrücke führt gerade hinüber und man sieht wohl, namentlich auf der einen Seite, Häuser, aber dennoch mehr Gärten, und die andere Seite ist beinahe völlig von Gärten eingeschlossen. Königsberg hat nicht viel an innerer Schönheit aufzuweisen, aber gewiß würde manche größere Stadt es um diesen Schloßteich beneiden. Von dort aus begab ich mich dem Pregel zu, wo eine ziemliche Anzahl von Schiffen lag, ging die, nach dem großen Brande wieder aufgebauten sehr hohen und breiten Kornspeicher entlang, zum Thore hinaus, betrat dann eine Allee, die längs dem Pregel läuft, von der aus ich rechts die, durch den verewigten Bessel so berühmt gewordene Sternwarte erblickte, und kehrte dann nach der Stadt zurück. Nicht weit vom Schlosse kam ich in eine schmale Straße, warf zufällig die Augen rechts, und befand mich vor einem niedrigen unbedeutenden Hause, von zwei Etagen, das die Ueberschrift führte: Im

manuel Kant wohnte und lehrte hier von 1783 bis zum 12ten Februar 1804. Lafontaine meint zwar: mieux vaut Goujat debout, qu'Empereur enterré, und Achilles in der Odyssee sagt dem Ulysses in der Unterwelt etwas dem ähnliches, und ist das Leben gewiß besser als alle glorreiche Erinnerung nach dem Tode; aber bei dem allen ist der Wunsch auch nach dem Tode geehrt zu sein, noch für den Lebenden gewiß erquickend, und Kant konnte wissen daß ihm dieses bevorstand. *) Ich sah

*) Kant war gewiß zu seiner Zeit, welche noch in meine Kinderjahre fällt, derjenige Gelehrte, von dem am meisten selbst in völlig gemischten Cirkeln gesprochen ward. Hauptsächlich aber war wie begreiflich von ihm die Rede unter den jungen Leuten, welche so eben die Universität verlassen hatten. So war einer seiner Schüler mein und meines Bruders Hofmeister und führte nur ihn im Munde, das natürlich auf uns Kinder überging, und während ich die Glückseligkeitslehre vertheidigte, mit meinem Bruder stets in Streit gerieth, der ein tapferer Kämpe

mir daher das Haus, sinnend über vergangene Größe, lange an, als ich unten eine Inschrift entdeckte, die einen in anderer Sphäre sehr bekannten und auch nicht unbedeutenden Namen betraf, und der war Döbbelin, Zahnarzt und Enkel des vormaligen höchst genialen Schauspieldirektors gleiches Namens, während der Sohn, jedoch mit minderer Auszeichnung, noch Schauspieler gewesen. Ein sonderbares Zusammentreffen dieser beiden Namen.**) Das Haus

für den kathegerischen Imperativ war. Ja die Kantomanie ging oft so weit, daß ein mir bekannter Landedelmann, der Kant vielleicht gar nicht verstand, aber doch zum Theil zu verstehen glaubte, auf seinen Gütern vor einem Gebüsch, wo er wahrscheinlich seinen philosophischen Meditationen sich ergab, eine Tafel hatte errichten lassen, auf der die Worte zu lesen waren: Hier dämmert's lieber Kant!

**) Der alte Döbbelin war von sich als Schauspieler so eingenommen, daß er öfters vor vielen Leuten in einem berliner Kaffehause auszurufen pflegte: Es giebt nur einen Gott, einen Friedrich und einen Döbbelin

gehört Herrn Döbelin und es scheint, daß dieser es wirklich in seiner Familie zu verewigen gedenkt, da er, wie man mir erzählte, für dasselbe dem Gouvernement, welches es zu besitzen wünschte, einen so exorbitanten Preis gefordert hat, daß man sich genöthigt gesehn, von dem ganzen Handel abzustehen.

Der letzte Tag meines Aufenthalts zu Königsberg war der Besichtigung verschiedener Merkwürdigkeiten der Stadt gewidmet, wobei der Oberpräsident wiederum mein gefälliger Begleiter war.

Im Schlosse, und zwar in demjenigen Theile, welchen die deutschen Herren gebaut, befindet sich das Archiv und sämmtliche Papiere des deutschen Ordens von den frühesten Zeiten bis zum letzten Grosmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg. Dank dem Archivar Herrn Faber sind diese Papiere in der schönsten nur denkbaren Ordnung erhalten und in

einer höchſt intereſſanten Schrift des Archivars verzeichnet, welcher im Archive ſelbſt mir auch deſſen bedeutendſte Aktenſtücke zu zeigen bemüht war. Welche Schätze für den Geſchichtsforſcher ſind nicht hier vorhanden, und wie hätte ich nicht gewünſcht, länger dort verweilen zu können, denn da gab es Briefe aller nur möglichen Fürſten, Helden und Gelehrten, des Luther und Melanchthon und anderer. In ſteter Correſpondenz ſtand z. B. der Markgraf Albrecht mit der Königin Eliſabeth von England, und zwar über die Sendung von Falken, welche er ihr von Zeit zu Zeit verehrte. Der Markgraf nennt ſie: Serenissima Regina, potentissima princeps domina cognata, carissima et observanter colenda, und Eliſabeth zeichnet ſich: Vestra consanguinea, nostrae amicitiae dedita. Elisabeth R. Auch Copernicus deutſche Briefe ſind merkwürdig, denn der große Mann wurde als

Arzt, zwei Jahre vor ſeinem Tode nach Königsberg aus Ermeland verſchrieben, wozu jedoch das Kapitel ſeine Zuſtimmung zu geben hatte, die auch erfolgte.

Aber auch Kants iſt hier gedacht, denn wir ſehen von ihm einen kleinen Zettel, worauf eine Berechnung mit ſeinem Diener, Auslagen betreffend, ſich befindet, wo es aber ſcheint, daß der groſſe Philoſoph ſich geirrt hat, denn die ganze Berechnung, die er angelegt, wird von ihm ſelbſt am Ende derſelben um zwei Thaler rectificirt; und auſſer dieſem Zettel werden noch Kants kleiner Hut, ſeine Perlmutter mit Stahl eingefaßten Rockknöpfe und ein Paar ſeidenhaaſene Handſchuhe treulich verwahrt und gezeigt.

Leider mußte ich mich von dem merkwürdigen Archiv nur zu bald trennen. Ich empfahl mich Herrn Faber, und wünſchte ihm gewiß für die Fortſetzung ſeiner tüchtigen Arbeiten von ganzem Herzen Geſundheit und langes Leben,

denn selten wird eine Stelle so gut ausgefüllt, als die seinige, da er einzig und allein in geschichtlichen Forschungen sich zu gefallen scheint. In die Aula der Universität warfen wir einen flüchtigen Blick, wo Kants Büste in Bronze das einzige Sehenswerthe ist, und das übrige jeder anderen Aula gleicht.

Die Liebe zur Kunst, welche jetzt in ganz Deutschland erwacht ist, und oft aus Nachahmung auch die am wenigsten damit Vertrauten ergreift, und den Sinn für Bücher ersetzt, welche früher angeschafft, aber nur zu oft selbst vom Eigenthümer nicht benutzt wurden, ist auch hier die Veranlassung zur Errichtung eines Museums geworden, wo ich viele alte Bekannte von der berliner Ausstellung her, wiederfand. Aber auch ein begonnenes und schon ziemlich weit gediehenes Bild von Rosenfeld, das der König bestellt hat, fand ich hier in dessen Atelier, welches die Scene uns vorführt, wo der

Herzog von Alba auf der Moritzburg zu Halle dem Landgrafen von Hessen seine Gefangennehmung auf Befehl Karls V. verkündet und der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der sich gegen ihn für seine Freiheit verbürgt hat, außer sich vor Wuth nach dem Schwert greift. Belgien hat den ersten neueren Anstoß zu grossen geschichtlichen Bildern gegeben, und Rosenfeld, der sich schon durch sein erstes grosses Bild *) als tüchtiger Künstler gezeigt, scheint sich mit vielem Eifer und Geschick diesem Genre ganz zu widmen. Aber dazu gehören Kunstliebhaber, Kaiser und Könige, oder sehr reiche

*) Dieses Bild stellt den Augenblick dar, wo der Bischof von Danzig einen wegen seiner freien religiösen Grundsätze gefangen gehaltenen Mönch Namens Pancratius Klemme, dem darüber wüthenden Volke herauszugeben sich genöthigt sieht, indem er, der Geschichte zufolge, sich in dem Ausruf ergiug: Hier habt Ihr ihn, wir werden ihn und Euch zu finden wissen.

Männer, die große Schlöſſer haben, daher i
dergleichen ohne vorhergegangene Beſtellung z
leiſten faſt unmöglich, denn Jahre vergehen un
der Künſtler will leben. *)

Mit Beſichtigung des berühmten Do
mes, eines prächtigen gothiſchen Gebäudes, be
ſchloß ich den Morgen. Ich verweiſe hier au
das darüber erſchienene Werk von Gebſer un
Hagen, und erwähne nur vor allem des Cho
res, wo ſich in Marmor das Denkmal Mark
graf Albrechts von Brandenburg, des letzte
Großmeiſters und erſten Herzogs von Preußen
befindet, der knieend dargeſtellt wird, und da
wohl eines der ſchönſten Denkmale aus jen

*) Das Bild iſt jetzt, im Jahre 1849, vollendet, i
Beſitze ſeiner Majeſtät des Königs, und im verfloſſen
Herbſte zu einem wohlthätigen Zwecke öffentlich ausgeſte
worden. Daß der Künſtler ſich den neuern Belgiſch
Geſchichtsmalern würdig anreiht, brauche ich nach d
Geſagten wohl nicht zu wiederholen.

Zeit ist. Im Gewölbe sieht man die Särge vieler Prinzen und Prinzessinnen, und unter ihnen auch, als Andenken an die Unglücksperiode, den eines todtgebornen Kindes der verewigten Prinzessin Wilhelm, welcher ganz einfach gezimmert, erst späterhin durch drei Arbeiter aus eignem Antriebe und auf ihre Kosten in einen bronzenen umgewandelt worden ist. Gewiß! Die Beweise der Liebe zum regierenden Hause in den altpreußischen Ländern sind vielfach und sind mit uns eingebürgert. Gesprochen wird viel, getadelt wird viel, das ist einmal so Brauch und Sitte, wir sind eine schwatzhafte etwas superkluge Nation, der große Friedrich hat unsern Verstand geweckt, aber kommt es zum Handeln, so thut jeder seine Schuldigkeit für König und Vaterland. *)

*) So schrieb ich im Jahre 1846. Wir haben seitdem eine Schreckensperiode durchlebt und leider hat man nicht blos gesprochen, sondern auch gehandelt. Doch suchen

In der Kapelle fand ich wiederum manche silberne Geräthschaften und einen sammetnen gestickten Chormantel, der aber nicht mehr getragen wird.

Wir verließen den Dom, besahen noch die auf einem kleinen Platze aufgestellte Statue Friedrichs des Ersten, mit dem alten, erst später veränderten Titel, König der Preußen, und ich eilte nach Hause, aß rasch zu Mittag und besuchte darauf beim schönsten Wetter noch den hochgelegenen botanischen Garten, der eine sehr angenehme Aussicht über den Pregel hinaus gewährt, und die einzige hübsche Promenade ent-

wir die gräßlichen Verirrungen des 18ten März 1848 und der achtmonatlichen Anarchie zu vergessen und erfreuen wir uns der letztern sechs Monate, wo die in der bedenklichsten Periode zusammengerufene Landwehr freudig erschien, und mit der Linie in Erfüllung ihrer Schuldigkeit stets wetteifernd auch gleiche Siege erfocht, von denen sie nun zurückgekehrt, in der Heimath am freundlichen Heerde, wir wollen hoffen für lange Zeit, auszuruhen im Stande ist.

hält, die Königsberg aufzuweiſen hat. Gleich den früheren Abenden beſchloß ich auch dieſen letzten im Theater.

Des andern Morgens fuhr ich, wiederum mit dem Courier, nach Marienburg. Da jedoch der von Tilſit kommende zweiſitzige Wagen beſetzt war, ſo mußte ich einen vierſitzigen beſteigen, wo ich indeſſen ſehr gute Geſellſchaft, vor allem den General-Superintendenten Sartorius antraf, mit dem ich auf dem Diner beim Oberpräſidenten bekannt zu werden, das Vergnügen gehabt. Der Weg von Königsberg bis Marienburg, ſiebenzehn und eine viertel Meile, iſt zwar meiſt flache, aber eine der allerlachendſten. Man durchfährt vier bis fünf ſehr freundliche Städte, Brandenburg, von wo aus man in der Entfernung das Haff erblickt, Heiligenbeil, Braunsberg und Frauenberg, mit ſeiner ſchönen Kirche, dem Sitze des katholiſchen Biſchofs.

Dem Gasthofe gegenüber ist das Rathhaus und das Gefängniß, in welchem Kühnapfel, der Mörder des letzten Bischofs, gefangen saß. Von dort gelangt man nach Elbing mit seinen schönen alten Häusern und seinem englischen Krystal in den Fenstern. Elbings Größe als Handelsplatz ist dahin. So lange Danzig eine freie Stadt war, suchte natürlich das preußische Gouvernement alles hervor, um Elbing auf Kosten Danzigs zu heben, seit dem sie aber beide Kinder eines Vaters sind, ist keins das bevorzugte, aber die Natur hat das eine begünstigt und so lebt Danzig fort, und Elbing vegetirt.

Aber der Muth hat die Elbinger nicht verlassen, und geht es nicht mit dem Seehandel, dachten sie, so wollen wir uns durch Fabrikation wieder heben, die in der Provinz Preußen noch sehr in der Kindheit ist, und so ist Elbing wieder von Bedeutung geworden und wird es auch hoffentlich für lange Zeit bleiben.

Erſt bei einbrechender Nacht kam ich in Marienburg an, und nahm Quartier im Gaſthofe zum Hochmeiſter.

Früh um ſechs Uhr des anderen Morgens auf den Beinen, nachdem ich einen vortrefflichen Kaffee, wie man ihn gewöhnlich nur in polniſchen oder daran grenzenden Ländern antrifft, eingenommen hatte, begab ich mich nun ſogleich nach dem berühmten Schloſſe, von dem ich ſo manche Abbildungen geſehen und manche Beſchreibungen geleſen, die mich auf dieſes ſehenswerthe Monument des Mittelalters vorbereitet hatten. Aber nie, ich geſtehe es, bin ich mehr von der Größe und Schönheit eines Gebäudes überraſcht worden, als von dieſem Schloſſe, und freue mich, erſt nachher des verewigten Schinkel's Brief an den Fürſten Hardenberg geleſen zu haben, damit man nicht etwa denken könne, ich habe mich durch eine ſolche Autorität, als dieſer große Meiſter, beſtechen laſſen, denn Schin

kel geht noch viel weiter als ich, indem er erklärt, daß bei keinem Schlosse, und davon nimmt er weder den Dogenpallast zu Venedig, noch die Rathhäuser zu Löwen und Brüssel, noch den Karlstein bei Prag aus, sich so viele Einfachheit, Schönheit, Originalität und Consequenz harmonisch verbunden befände, als beim Schlosse zu Marienburg. Man gehe aber nun einmal in die Zeit und in das Land zurück, wo dieser Prachtbau errichtet ward, und unser Erstaunen, unsere Bewunderung der klaren Ansichten der Gründer desselben wächst nur in erhöheter Potenz.

Denn Preußen ward noch am Ende des zwölften Jahrhunderts durch Heiden bewohnt; alle Bekehrungsversuche waren mißlungen, die Heiden fielen selbst in die Nachbarländer ein, bis endlich Herzog Conrad von Masovien den berühmten deutschen Orden am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zur Hülfe aufforderte. Die

Hülfe ward gewährt, ein Altmeiſter mit einigen zwanzig Ordensbrüdern, und der Sage nach, hundert Reitern, ihm zugeſandt, die Kraft der Heiden immer mehr und mehr gebrochen und im Jahre 1274 die Burg, der Mutter Maria geweiht, zu bauen angefangen, die ſchon 1276 vollendet war, als der erſte Comthur Marienburgs dort ſeinen Einzug hielt.

So war Marienburg alſo für's erſte bloß Commende, als aber der Orden, deſſen Hochmeiſter ſeit dem Verluſte des heiligen Landes bis jetzt ihren Sitz zu Venedig gehabt, ſich dort nicht mehr halten konnten, denn Venedig, die großartige Handelsrepublik, war dem Orden über den Kopf gewachſen, reifte beim Großmeiſter, Gottfried von Hohenlohe, der Entſchluß, ſeinen Sitz nach Marienburg zu verlegen. Es geſchah, aber Gottfried zog ſich, vieler Unannehmlichkeiten wegen, ins Privatleben zurück, und ſein Nachfolger Siegfried von Feuchtwangen, welcher

anfänglich ſich wiederum Venedig zugewandt, ward jedoch bald anderen Sinnes und eilte von Neuem nach Marienburg, das von nun an der Hauptſitz des Hochmeiſters wurde. So vergingen über zwei hundert Jahre, bis 1457 nach vielen und blutigen Fehden mit den Polen Marienburg der Republik Polen überliefert ward, und der Hochmeiſter ſich nach Königsberg wandte und dort den Sitz einer nun immer mehr und mehr ihrem Verfalle zueilenden, einſt ſo glorreichen Verbindung aufſchlug, welcher endlich die völlige Auflöſung des Ordens (wenigſtens für dieſen Theil ſeiner Beſitzungen) im Jahre 1525 folgte.

Wie thätig, wie nützlich ſchaffend, wie großartig in das Geſchick der Völker des Nordens für mehrere Jahrhunderte eingreifend, der Orden geweſen, lehrt uns die Geſchichte. Aber nicht allein dieſe, ſondern ſchon der Bau des Schloſſes ſelbſt, die ſinnreichen Einrichtungen, die

Majeſtät des Ganzen, prächtig und ohne alle Spielerei, geben Zeugniß der ehemaligen Größe. Denn wir erblicken zuerſt ein zu gewaltiger Höhe ſich erhebendes Gebäude, das, bei dem Mangel an Bruchſteinen in dieſen Gegenden, von den feſteſten, zum Theil verglaſten und buntfarbigen Ziegeln erbaut iſt, die mit der größten Sauberkeit und Aufmerkſamkeit künſtlich zuſammengeſetzt, die herrlichſte Fläche bilden, aber wie begreiflich nicht die Möglichkeit vielerlei Arten von Verzierungen zulaſſen.*) Wenn man nun aber in den weiten ſchönen Hof tritt, und dieſe hohen Gebäude, ſo ſauber gehalten vor und um ſich ſieht, ſo ſollte man glauben, Alles wäre erſt neu er-

*) Des verſtorbenen berliner Ofenfabrikanten Feilner's vortreffliche Bearbeitung des Thones zu allerlei künſtlichem Schnitzwerk, bildet natürlich jetzt eine neue Aera in der Fabrikation der Ziegel und kann von dieſer hier nicht die Rede ſein.

richtet; man ahndet nicht, was außerhalb dieſes Hofes Alles zerſtört und gar nicht mehr vorhanden iſt, und welche Mühe und welche Arbeit es gekoſtet, dasjenige, was ſich uns zeigt, zu reinigen und oft nur nach Andeutungen wieder herzuſtellen. Denn kaum war zwiſchen den Polen und dem Orden 1466 der Friede geſchloſſen, als auch der Burg nicht mehr geſchont ward. Andere Zwecke als früher wurden damit verbunden, die ſteten Kriege der Polen mit den Schweden, die beiden Gegenkönige August und Stanislaus Leszinsky im Kampfe mit einander, Schweden, Sachſen, Polen, ſie alle bedienten ſich dieſer großen Räume bald zu Kaſernen, bald zu Ställen, Magazinen u. ſ. w. Man theilte die Gemächer, man ſchlug Wände ein, man verſchüttete die Keller, und wenn es auch einzelne lichte Momente gab, in welchen dieſer prächtige Bau zum wenigſten wieder als Schloß dienen ſollte, und zwar zur Zeit, wo August der

Zweite, König von Polen, in Begleitung der Gräfin Rosel, dort seine Residenz aufschlug, und, prachtliebend wie er war, einige Feste gab, so leuchtete doch hier nur ein Strahl der Hoffnung, und die tiefste Finsterniß trat bald darauf wieder ein. Im Jahre 1772 endlich kam Marienburg mit Westpreußen an die Krone Preußen, aber noch schlug keine bessere Stunde für dasselbe, denn jetzt erschienen ja schon die Vorboten jener traurigen Epoche, der schon mehrere Male von mir berührten Gracecomanie, wo Alles vernichtet ward, was nur irgend ans Mittelalter erinnerte. Und so ward Marienburg im Anfang nicht geradezu zerstört, jedoch Alles zu irgend einem augenblicklich sogenannten nützlichen Zwecke verwendet. Der Conventsremter ward ein Exerzierhaus, die Fenster wurden, wo es nöthig schien, vermauert, und die Fliesen herausgenommen, die einer Sanddecke weichen mußten.

Aber auch barbariſche Zerſtörung ſollte noch erfolgen, denn man dachte ſpäterhin an die Errichtung von Schuttböden für's Mehl, Salz und Getreide, und eine neue Verwüſtung begann, bis plötzlich durch eine Kabinetsordre im Jahre 1804 die Erhaltung des Schloſſes anbefohlen und ſogar an eine Wiederherſtellung deſſelben zuerſt ernſtlich gedacht ward. Doch die Jahre der Leiden waren heran gerückt; wo war der Muth und das Geld, um etwas für Marienburg zu thun, bis endlich nach wieder hergeſtelltem Frieden im Jahre 1815 die frühere Idee wieder ergriffen, und der hochſelige Monarch, völlig damit einverſtanden, die nöthigen Befehle zur Reſtauration des Ganzen gab. Dem damaligen Oberpräſidenten, jetzt in den Privatſtand zurückgetretenen Staatsminiſter, nunmehrigen Burggrafen von Schön, der ſich ſchon früher ganz beſonders dafür intereſſirt hatte, wurde die Leitung des Baues übertragen. Es ward nun zu die-

ſem Zweck der Architekt Coſtenoble, bekannt durch ein Werk über altdeutſche Baukunſt, aus Magdeburg beſchieden, der zur Wiederherſtellung des eigentlichen Prachtſchloſſes, d. h. des nordweſtlichen Flügels des Mittelſchloſſes, denn die beiden übrigen Flügel waren zu ſehr verändert und zerſtört, die nöthigen Pläne einreichte.

Und jetzt gelangen wir an eine wahrhaft freudige und jedem kunſtſinnigen Preußen wohlthuende Zeit. Denn nicht blos nahm Schön den Bau mit dem größten Eifer in ſeine Hand, ſondern dem zuvorkommend, daß aus den königlichen Kaſſen das Geld allein fließe, erfolgten freiwillige Beiträge von allen Seiten, und auf Schön's Vorſchlag in der Art, daß nicht blos ein Jeder eine gewiſſe Summe gäbe, ſondern daß nach feſtgeſtelltem Plane, jedem der ſich Meldenden der Bau eines gewiſſen beſonderen Theiles, es ſei eines Pfeilers, oder

eines Fensters u. s. w. übertragen werde, indem er die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten habe, wobei seiner noch besonders gedacht werde. Auch der stärksten und gewöhnlichsten der menschlichen Schwächen, der Eitelkeit, ward also zur Förderung des Ganzen dabei gehuldigt.

Ueber dreißig Jahre sind nun verflossen, und das kostbare Werk ist vollendet. Welche Arbeit! Welche Mühen! So wurden unter andern nicht weniger als acht und vierzig tausend Fuder Schutt in den ersten zwei Jahren allein aus dem Gebäude fortgeschafft, wozu die Fuhren freiwillig und unentgeldlich von den Bewohnern des großen und kleinen marienburger Werders gestellt wurden. Der Art konnte erst Luft in das Ganze dringen, und dann erst war es möglich die ganze frühere Anlage, denn so manche Mauer war abgebrochen, so manche Thüre vermauert worden, genau wieder zu erkennen und danach

den Bau zu bestimmen. Hiezu war nun wieder das Archiv des Ordens in Königsberg vom größten Nutzen, denn beim eifrigen Studio desselben, fand man oft in Briefen und Bauzeichnungen Räume beschrieben und ihre Lage genau bestimmt, so daß die Zweifel immer mehr und mehr schwanden und die Wiederherstellung erfolgte.

In diesem Prachtbau bewundern wir nun zuerst in dreien Etagen, dem Kellergeschoß, dem Erdgeschoß und der Wohnung des Hochmeisters, in seinen Hauptzügen dreimal denselben Bau, der jedoch nach oben immer schöner und reicher wird. Kaum hatte ich daher das Schloß betreten, als ich mich im Erdgeschosse befand, gerade neben Meisters Küche, um im Style der Zeit zu sprechen, Küchenkammer und Wohnstube des Kochs, jetzt für den Thorwart eingerichtet. In diesen Räumen erblicken wir aber auch einen großen Saal und die Geschäftszimmer für die Landesverwaltung. Alles mit ein-

ander durch Thüren in Verbindung gesetzt, die Oefen waren unter dem Fußboden angebracht. Erhalten sind noch die steinernen Sitzbänke an den Fenstern, ebenso deren Kreuze und zierlich gegliederte Fenstergewände. Ein runder steinerner Brunnen, der von dem Kellergewölbe an bis oben das ganze Schloß durchzieht, giebt Wasser in jedes der drei Stockwerke.

Durch eine steinerne Wendeltreppe vertieft man sich nun in das Kellergeschoß, welches sich wiederum in das obere und in das untere trennt, wovon das erstere wahrscheinlich für die niedere Dienerschaft bestimmt war, denn die Thüre von der Treppe ist enge, die Pfeiler sind nicht mehr geschliffen, die Stuben haben flache Gewölbe. Das untere Kellergewölbe enthält endlich einen Gang und sämmtliche Keller der Burg, nebst den zur Tragung des Ganzen nöthigen Granitpfeilern. Eine kleine Treppe führt von hier wieder ins Freie.

Ich übergehe, was geweſen, denn ſonſt würde meine Beſchreibung, die nur andeuten ſoll, ein eigenes Buch, und halte mich nur an dasjenige was erhalten und was reſtaurirt iſt, und da erwähne ich, weil ich mich wieder einmal im Hofe befinde, des dort neuerdings aufgefundenen Brunnens, welcher mit einem hölzernen Dache, wahrſcheinlich nur vorläufig, ſeit einigen Jahren verſehen iſt, und kehre zum Innern der Burg zurück, ſteige zu des Hochmeiſters Wohnung hinauf und befinde mich zuerſt in dem durch ſo manche Kupferſtiche ſo berühmt gewordenen überaus großen Conventsremter. Auf drei ſchlanken Granitpfeilern ruht das Gewölbe, rund um die Wand laufen die einſt weggebrochenen und wieder erneuerten ſteinernen Sitzbänke; die Fenſter ſind in ihren Verzierungen, einigen Andeutungen zufolge, den älteren ähnlich wieder hergeſtellt, und zeigen die ſchönſten neueren Glasmalereien; den Boden bedecken die glänzenden bunteſten verglaſten Thon

fließen. Und so versetzt der Anblick dieses Conventsremters uns ganz in jene merkwürdige Zeit, wo ein einziger Orden mitten in der ihn umgebenden Barbarei, man kann sagen, vom Herrn erleuchtet ward, damit er Christenthum und Civilisation um sich her verbreite. Von hier aus, in fester geräumiger, nicht finster, sondern hell gebauter Burg, vermochte er gemächlich das Ganze zu überschauen, vor Ueberfall gesichert, alle Pläne zu ersinnen und zur Reife gedeihen zu lassen und sich unter einem, nicht durch mönchischen Zwang aber durch geistliche Strenge regierenden Hochmeister, Erholung und Wohlleben nicht verschmähend, so lange zu erhalten, bis auch er sich überlebte, und, gleich allem Irdischen, dem Verfalle nicht entging.

Aber auch so Manches, was wir neu erfunden glauben, entdecken wir im Alten wieder, denn auch hier findet sich eine völlig hergestellte unterirdische Heizung, welche durch sechs und drei-

ſtig Oeffnungen, mit Kalkſteinplatten, wenn nö thig geſchloſſen, von denen man noch einige aufgefunden, den Fußboden des Remters erwärmte und die Hitze in den Saal leitete, ſobald der Rauch durch eine im Fenſterpfeiler angebrachte Schornſteinröhre abgezogen war.

Eine längſt vermauerte wieder entdeckte Schänkbank führt uns von dieſem Saale zunächſt in die Conventsküche.

Doch auch dieſe Küche war verſchwunden, und in Wohnſtuben, Schlafkammern und dergleichen Gemächer gleichſam zerlegt worden. Da entſchloß ſich die ganze Provinz Weſtpreußen die völlige Wiederherſtellung derſelben auf ihre alleinigen Koſten zu übernehmen, wozu nur der bei allem Nützlichen und Schönen ſo oft betheiligte, verewigte Fürſt Hardenberg die Koſten der Verfertigung des einen der Fenſter übernahm, das mit ſeinem Wappen geziert iſt. Und ſo ſteht dieſe Küche wieder im alten Zu-

ſtande da, und zwar völlig dazu eingerichtet, für die Ritter die ſich etwa noch einmal einfinden möchten, das Mahl zu irgend einem prunkvollen Feſte zu bereiten.

Von der Küche aus wird man nun in den Remter zurückgeführt, auf deſſen anderer Seite unter neueren Wohnſtuben, Küchen, Holz und Speiſegelaſſen, nach langem vielfältigen Forſchen, Oeffnen der Mauern, und wiederum mit Hülfe des Archivs von Königsberg, endlich des Hochmeiſters Wohnung vollſtändig herausgefunden iſt, nach deren völliger Wiederherſtellung man ſich geſtehen muß, daß dem Hochmeiſter gar nichts fehlte, um anſtändig und bequem zu leben. Denn wir finden in dieſem Theile einen breiten Gang, der auf der einen Seite zu Meiſters groſſen und kleinen Remter führt, zu Meiſters Stube, zu einem Eckzimmer am trockenen Graben gelegen, und dann zur Kapelle, zur Schlafſtube und zu

einer Hinterkammer, welche wieder an den großen Conventsremter ſtößt. Jedem das Seine, und ſo dürfen wir nicht unberührt laſſen, daß die Auffindung dieſer ganzen Wohnung zuerſt dem um die Wiederherſtellung Marienburgs ſehr verdienten Prediger Häbler beſonders zu verdanken iſt, der ein vermauertes Fenſter zu Geſicht bekam, durch welches das erſte Licht in das dunkele Gebäude auf der Nordoſtſeite fiel. Der Aufgang zu des Großmeiſters Wohnung endlich, ward wegen eines entdeckten halbvermauerten Spitzbogens, der zum alten oberen Hausflur führte, unter der Kapelle vermuthet, als ſolcher angenommen, und eine ſteinerne Treppe zum Spitzbogen geführt, der jedenfalls früher eine ſolche gehabt haben mußte, weil er ſonſt keine Bedeutung hätte.

So tritt man alſo, ſobald man die Treppe hinauf kommt, durch den Spitzbogen zuerſt in den ſchön gewölbten Hausflur, den drei acht-

eckige Granitpfeiler ſtützen; der Knauf enthält das Wappen des Miniſters von Stein, auf deſſen Koſten er errichtet worden. Nach dem Hofe zu prangen die auf das Fenſter gemalten Wappen des Hochmeiſters Herrn von Plauen und Küchenmeiſters von Sternberg, an den Wänden hängen die in der Karthauſe entdeckten Gemälde verſchiedener Hochmeiſter; der Fußboden iſt mit Kalkſteinfliesen neu gepflaſtert.

Jetzt tritt man in den hinteren Gang mit ſeinen Kreuzgewölben, den ſchlanken Granitpfeilern und den fünf hohen Fenſtern mit Glasmalereien, wovon drei durch Beiträge preuſſiſcher Gymnaſien, eins durch ein Vermächtniß des Kriegsrath Scheffner zu Königsberg, und eins von der königsberger Univerſität verehrt worden ſind, deren letzteres den Stifter derſelben, den Markgrafen Albrecht und den erſten Rector Labinus

zeigt. Die Unterlage eines sonst dort gestandenen und an einem anderen Flecke wieder aufgefundenen Wasserbehälters im Gange ist auch seiner früheren Stelle wieder gegeben worden. Drei Thüren laufen vom Gange ab, wovon die eine zu Meisters großem Remter, durch einen breiten Eingang mit steinernen Sitzbänken zu beiden Seiten mit dem meist noch wohl erhaltenen graciösen Stuckverzierungen führt.

Aber der Munificenz der königlichen Prinzen verdankt Meisters Remter, dieser schöne große Saal, seine völlige Wiederherstellung, denn sie lieferten die große hölzerne Thüre, sowie die Täfelung des Bodens durch die schon öfter erwähnten schwarzweißen Fliesen, die einigen wenigen, bei der Aufräumung gefundenen nachgebildet werden, endlich die so kunstreich bunt bemalten Glasfenster, deren untere Reihe die Wappen des königlichen Hauses und die oberen

die wichtigsten Momente aus der Geschichte des Ordens enthalten.

Dieser große Saal ruhet nun auf einem einzigen Pfeiler, in der Geschichte durch die Verrätherei eines Dieners bekannt, welcher, sobald die Ritter versammelt wären, den das Schloß belagernden Polen, das Zeichen gegeben haben sollte darauf zu schießen, um durch dessen Vernichtung unter dem einstürzenden Saal, sämmtliche Ritter zu begraben. Doch der Schuß ging fehl, und die Kugel steckt noch in der Mauer.

Die zweite Thür im Gange führt zu Meisters kleinem Remter, dessen Gewölbe ebenfalls gleich dem großen Remter kühn auf einem einzigen achteckigen Granitpfeiler ruht. Seine Wiederherstellung hatten die ostpreußischen und litthauischen Stände übernommen. Die Fenster, welche völlig vermauert waren, sind wieder geöffnet, und die Glasmalereien auf denselben zeigen uns die Wappen derjenigen Hochmeister,

welche noch zu Marienburg ihren Sitz gehabt, steinerne Sitzbänke laufen nebst der Schänkbank ringsum die Mauer und die Thüren sind mit schwarzem Eichenholz gefüllt, das man in einem Flusse gefunden, und das wahrscheinlich durch die Länge der Zeit diese Färbung bekommen hatte.

Von hier aus betritt man Meisters-Stube, ebenfalls mit einem Granitpfeiler versehen, der ganz zerbrochen aufgefunden, wieder zusammengesetzt ist. Das Zimmer, völlig restaurirt, hat grün gehaltene Wände, schöne Sterngewölbe, Kamin und Fußböden sind aus rothen und weißen Stuckplatten zierlich zusammengefügt. Der Stadt Königsberg gebührt die Ehre, die zu der Wiederherstellung dieses Zimmers nöthigen Kosten getragen zu haben, und daher sind auch die Fenster mit Glasgemälden, Königsberger Häuser vorstellend, geschmückt.

Jetzt betraten wir das Eckzimmer, Mei-

sters Gemach genannt, dessen Gewölbe von zweien schlanken Granitpfeilern getragen wird, wiederum einen schönen Fliesenschmuck zeigt, und dessen Glasfenster nebst den darin befindlichen Strebepfeilern von aussen den oberen Bogen stützen, und über einem der unteren Eingänge sich das in Stein gehauene reussische Wappen befindet, alles auf Kosten der Fürstlich Reussischen Familie von Plauen, zum Andenken an ihren berühmten Ahnherrn und Hochmeister Heinrich von Plauen, errichtet.

An dieses Gemach stösst die Vorhalle zu Meisters Kapelle, wo einst der Hochmeister, Werner von Orseln durch einen Ordensritter aus Rache über eine ihn treffende gerechte Strafe meuchlings ermordet ward *). Es ist die Familie Sartorius von Schwanenfeld (deren Ahnherr polnischer Beamter in

*) Siehe Johannes Voigt Geschichte von Marienburg

Marienburg war), der man die Wiederherstellung dieser Vorhalle verdankt, welche sie völlig in demselben Style als früher wieder aufgeführt und mit einem Glasgemälde bereichert hat, das einem der benachbarten Convente gehörte und Christus mit der Dornenkrone und dem Purpurmantel darstellt. Der Fußboden ist mit Fliesen, gleich den anderen Zimmern geschmückt worden.

An der Vorhalle stößt nun Meisters Kapelle deren vorderer Theil durch ein Sternengewölbe, und der hintere durch ein Tonnengewölbe gedeckt ist, die man noch vorgefunden, und die blos restaurirt sind, was auf Kosten der evangelischen Geistlichkeit erfolgt ist. Der Fußboden ist, so weit das Sternengewölbe geht, mit weißen Marmorfliesen und wo das Tonnengewölbe anfängt, mit Kalksteinfliesen gepflastert. Die Glasfenster, von Hecker gemalt, enthalten, eins, die beiden Johannes und drei andere Fenster, Engel auf verziertem Grunde.

Die Kapelle hat der Munificenz verſchiedener Hochgeſinnter, namentlich der verewigten hochgeachteten Fürſtin Radziwill gebornen Prinzeſſin von Preußen, die Beiträge zu verdanken; beſonders merkwürdig iſt in derſelben ein ſilbernes vergoldetes Gebetbuch, das ein Comthur in Elbing, der Aufſchrift zufolge, hatte anfertigen laſſen, und das für den Reiſe-Altar beſtimmt war; von den Polen geraubt, ward daſſelbe vom Domkapitel zu Gneſen, wo es ſich in der Domkirche befand, dem jetzigen König noch als Kronprinzen geſchenkt und von ihm der Kapelle überlaſſen.

An die Kapelle grenzt die Schlafkammer, von einem Kreuzgewölbe überdeckt, mit einem Fußboden von grün und gelb verglaſ'ten Thonfliesen verſehn, zwei Sitzbänken, Tiſchen und Stühlen an blaßgrünen Wänden geordnet und mit eichenen Wandſchränken. Eine Hinterkammer mit allerlei Wandſchränken die wieder an

den Conventsremter ſtößt, macht den Beſchluß der Wohnung des Hochmeiſters.

Die vom Schloſſe getrennt liegende Kirche, nur berühmt durch die an der äußeren Oſtſeite derſelben in koloſſalen Proportionen angebrachte ſteinerne Figur der Maria mit dem heiligen Kinde laſſe ich unberührt, da dieſe Statue nur dem von Königsberg Reiſenden in der Entfernung bedeutend erſcheint, und ich in der Dunkelheit zu Marienburg angekommen, nichts darüber zu ſagen wüßte, da es ſchwer iſt, richtig und wahr einen Eindruck wieder zu geben, den man nicht ſelbſt erprobt, ſondern nur einem andern nachgeſchrieben hat.

Hingeriſſen von allem wahrhaft Groſsartigen und Schönen, was ich zu Marienburg geſehen, *)

*) Den neueſten Nachrichten zufolge iſt der Burggraf von Schön in ſeinem noch immer lebhaften Intereſſe für das Schloß Marienburg geſonnen das vom Schloßhofe aus nach dem daran ſtoßenden Garten führende Durch-

ſetzte ich mich bald darauf in den Wagen, paſ-
ſirte bei Dirſchau auf einer durch Kähne ge-
tragenen Brücke die Weichſel, beſah den Anfang
des Rieſenbaues der hier durch Legung einer
maſſiven Brücke, unternommen iſt, und war
auf fruchtbaren üppigen Fluren um ein und ein
halb Uhr vor den Thoren von Danzig an-
gelangt. Die Feſtungswerke wurden raſch durch-
ſchritten und bald befand ich mich im Poſt-
hofe. Meine wenigen Sachen (denn der grö-
ßere Theil derſelben war wie ſchon erwähnt
zuerſt von Petersburg und das übrige von Kö-
nigsberg aus mit meinem Diener nach Hauſe
zu Waſſer expedirt): trug eine Frau vor mir
her, wir gingen quer das Haus durch, und ge-
wiß war ich ſehr überraſcht, als ich mich plötz-
lich in der ſehr belebten Langen Gaſſe mit

gangsthor in mittelalterlicher Weiſe auszubauen und es
mit einem ſtattlichen Portale mit Zinnen und zwei gothi-
ſchen Spitzthürmen zu verſehen.

ihren wunderbaren, merkwürdigen, mittelalterlichen Gebäuden befand und etwas ſo originelles erblickte, wie ich es in dieſer Art nicht erwartet hatte. Denn Hamburg vor dem Brande, Bremen, Lübeck, alles Städte, deren Blüthe von derſelben Zeit als Danzig datirt und die in ähnlichen Verhältniſſen ſtanden, mögen auch etwas ähnliches erſchaffen haben; doch jene Städte haben ſich moderniſirt und Danzig iſt geblieben, was es war, denn in ſeiner weiten Entfernung von den andern, wußte es nicht dem neueren Geſchmack zu huldigen, und ſo ſeien wir zufrieden, meiſt alles zu erblicken, wie es einſt war und uns an dieſen merkwürdigen alten Façaden, an dieſen ſchön geſchnitzten hölzernen Treppen und ſonſtigen Verzierungen im Innern der Häuſer erfreuen zu können.

Im Gaſthofe zum Engliſchen Hauſe fand ich ſogleich die für mich im voraus beſtellte Wohnung. Es war Mittagszeit, ich än-

derte raſch meine Kleider; als ich aber nach dem Saale, wo die Table d'Hôte gehalten wird, hinab gehen wollte ſo begann eine wahre Reiſe, denn Trepp auf, Trepp ab ging der Weg, zuweilen bei einer Reihe ungeheuerer Schränke vorbei, und bald fand ich mich verirrt, und mußte mich zurecht weiſen laſſen. Die meiſten Häuſer aus dem Mittelalter haben bekanntlich mehr Tiefe als Breite, und dem zufolge gegen die Mitte zu wenig Licht. Will man daher ſolche Zimmer und zwar nach unſeren Begriffen wohnlich einrichten, ſo müſſen Vorkehrungen getroffen werden, daß das Licht von oben hineinfalle. Dies war hier nicht geſchehn, und ſo fand ich im Eßzimmer eine lange Wirthstafel in deren Mitte man aber faſt ganz im Finſtern ſaß. Zum Nachbar hatte ich den Baron von Paleske, der in der Umgegend von Danzig anſäßig, aber zugleich zu Berlin wohnhaft, ein mir ſehr werther Hausgenoſſe war. Ich war völlig

fremd in Danzig, kannte ſo gut wie keinen Menſchen, und ſo wie ich auf meiner ganzen Reiſe faſt durchgehends nie mit einem Mißgeſchick zu kämpfen gehabt, ſo war ich ſo glücklich auch hier wiederum einen mit Danzig ſo vertrauten Bekannten zu finden, der nur auf einige Tage zur Stadt gekommen war, und dem es eine Freude zu machen ſchien, mein gefälliger Begleiter in Danzig ſelbſt und in der Umgegend zu ſein. *) Kaum war daher das Diner beendet, als auch der Wagen vorfuhr, und vom ſchönſten Wetter begünſtigt wir einen Ausflug begonnen.

Danzig iſt bekanntlich Feſtung, und mit ſehr ſtarken Werken verſehen, da wir aber Gottlob im Frieden leben, und Niemand ſich ſo

*) Behauptet doch Alexander Dumas in Monte Chriſto, daß das Herumführen in einer ſchönen und merkwürdigen Stadt, dem Führer gleiches Vergnügen bereite, als dem Liebhaber, den Gegenſtand ſeiner Verehrung in der Geſellſchaft vorzuſtellen.

leicht finden wird, der es überrumpeln möchte, ſo iſt auch der ſonſt ſo gewöhnliche Aufenthalt an den Thoren, wie in den übrigen Städten in Preuſſen verſchwunden, und man fährt hinein und hinaus wie man will. So ging es alſo durch das Olivaer Thor in das Freie, wo uns eine ſchöne Doppel-Allée empfing, welche an vierzehnhundert Bäume zählen ſoll, die ſämmtlich Linden, aus Holland in den Jahren 1768 bis 1770 verſchrieben worden ſind, und wofür die Ausgabe an fünf und zwanzig tauſend Thaler betragen hat. Die jetzige Generation wird dergleichen kaum glaublich halten, denn, wollen wir Linden pflanzen, ſo finden wir deren genug bei uns, und doch war dem früher anders. Mein eigener Großvater that etwas ähnliches und ließ, gewiß ein hundert Linden aus Hamburg kommen, die noch heute zur Zierde des Dorfes gereichen, wo ſie gepflanzt worden ſind.

Die Gegend in der Nähe dieſer Allée wird

gleich ſehr anmuthig, beſonders links, wo wir in der Entfernung Höhen ſehn, und im Thale das durch ſeine Umgegend und den Friedensſchluß ſo berühmte ſonſtige Kloſter Oliva erblicken. Freundliche Landhäuſer im Dorfe Langfuhr, das wir berührten, waren auf beiden Seiten zu ſchauen, dann wandte ſich der Wagen rechts, und bald befanden wir uns in der Campagne des Herrn Simpſon, eines ſehr geachteten danziger Kunſtfreundes, in welchem ich zwar nicht, wie ich geglaubt, einen alten Bekannten wieder fand, aber einen ſehr artigen Mann kennen lernte, welcher ſich erbot, mir in den anderen Tagen die Gebäude Danzig's, merkwürdig nicht allein im Aeußern, ſondern ebenfalls im Inneren zu zeigen und ſie mir zu erklären. Aber Herrn Simpſon's Garten ſelbſt, der früher einer Gräfin Hülſen gehört, erinnerte, wie ſo manches Andere in Danzig, an die Vergangenheit, nicht allein weil er ſchöne Hecken und manche

ſehr verſteckte Lauben hatte, ſondern beſonders dadurch, daß er auch ein Sommertheater mit erhabener Bühne enthielt, deſſen Couliſſen, Abtheilung des Orcheſters, und die Logen ſämmtlich aus zierlich geſchnittenen grünen Hecken beſtanden. Ich habe ein ähnliches Theater noch zu Rheinsberg, im Garten des verſtorbenen Prinzen Heinrich von Preußen gekannt, ſo wie ſich noch ein anderes in dem Garten des bei Warſchau gelegenen, vom letzten Könige von Polen ſo geſchmackvoll erbauten Schloſſes Lazienki befindet. Dergleichen Sommertheater waren überhaupt früher, vor ſechszig bis ſiebenzig Jahren, nicht ſelten anzutreffen, denn es war dieſes ja die Zeit, wo man für's Theater gewiſſermaßen lebte, wo alte und junge Leute Komödie ſpielten, auf den Schulen die ſogenannten Actus aufgeführt wurden, und Alles eine theatraliſche Färbung erhielt, begünſtigt durch

große Theaterdichter mehr oder weniger in allen Ländern.*)

Ich habe diese Zeit noch als Kind und Jüngling mitgemacht, habe selbst leidenschaftlich der Bühne angehangen und kann mich nicht in den Ernst einer Zeit finden, die, alt wie ich bin, doch mit meinen Neigungen so sehr im Widerspruch steht, mit denen in Verbindung das grüne Theater manche frohe jugendliche Erinnerungen wieder in mir hervorrief.

Nach beendigter Excursion nahmen wir noch mit der Familie des Herrn Simpson den Thee ein, und kehrten bald darauf nach der Stadt zurück. Auch für den nächsten Tag blieb Baron

*) Soll sich doch einer unserer bedeutendsten Redner auf dem vereinigten Landtage wie in den jetzigen Kammern zu Berlin eines Tages, auf Befragen, wie er diese parlamentarische Gewandtheit und Dreistigkeit im Sprechen erlernt, dahin geäußert haben, daß er sie einem Privattheater verdanke, auf dem er in seiner Jugend öfters mitgewirkt habe.

Paleske mein freundlicher Begleiter, und so fuhren wir denn wieder zum Olivaer Thore hinaus, die Lindenallée nach Langfuhr entlang, wandten uns nachher links und bestiegen die anmuthigen Höhen, Johannisberg genannt, den der verstorbene Kaufmann Labes 1803 zuerst zugänglich gemacht, und der, nachdem er durch mehrere Hände gegangen, jetzt ein Eigenthum der Stadtgemeinde von Danzig geworden ist. Die verschiedenen Theile desselben sind nach den höchsten Herrschaften, welche sie besucht, und anderen bedeutenden Privatpersonen benannt worden, und bieten sämmtlich schöne Aussichten, die sich auf Oliva und Umgebung und über diese hinaus, bei einer Höhe von mehr denn drei hundert Fuß über der Meeresfläche, bis nach dem ziemlich entfernten Neufahrwasser erstrecken.

Aber noch andere Gegenden waren zu besehen und Berge zu besteigen, wozu stets, eben so gut wie vor einer Bataille, ein völlig leerer Ma-

gen der traurigſte Begleiter iſt. Im Schröderſchen Wirthshauſe im Jäſchkenthale, das ſeinen Namen vom Schöppen George Jäſchke, dem Ahnherrn der Familie Röhn von Jaski, herleiten ſoll, wurde daher in ſeinem mit phantaſtiſch geſchornen Bäumen verſehenen Garten, kein phantaſtiſches, ſondern ein reelles gutes Frühſtück eingenommen, dann ward wieder in den Wagen geſtiegen, und nachdem wir vor mehreren ſehr hübſchen Privatwohnungen und Gärten vorbei gefahren, endlich zu Kloſter Oliva ſtill gehalten, welches nebſt den Anlagen auf dem daran ſtoßenden Karlsberg zu beſehn, die Hauptabſicht bei unſerer heutigen Excurſion geweſen war.

Oliva war früher Ciſterzienſer-Kloſter, ward zwar ſpäterhin aufgehoben, blieb jedoch immer die Reſidenz des jedesmaligen Erzbiſchofs von Ermeland, zuletzt des Fürſten Joſeph von Hohenzollern und hat ein, wenn nicht

großes doch ganz ansehnliches Schloß nebst Gärten mit den höchsten Hecken, die es nach der unglücklichen Vertilgung so mancher derselben in anderen Gärten, nur immer geben kann, und durch welche begrenzt die Gänge, die lieblichsten Aussichten darbieten. Und so bleibt für den aufmerksamen Beobachter der Satz wahr, daß, ohne im Geringsten einem in altfranzösischen Style angelegten Garten das Wort reden zu wollen, doch zuweilen eine zweckmäßig angebrachte hohe Hecke eine im übrigen nichts sagende Gegend sehr verschönert und dem Auge eine Aussicht auf Gegenstände bietet, die, auf dem Felde einzeln zerstreut, wie etwa ein sonst unscheinbarer Thurm und vielleicht etwas Wasser davor, durchaus nicht von irgend einer Bedeutung sein würden.

Nachdem wir den Garten durchwandert, schickten wir uns an, die eigentlichen Höhen zu besteigen, die im Privatbesitz des Fürsten von Ho-

henzollern waren, und die er ſeiner noch zu Danzig lebenden Nichte, der Prinzeſſin Marie, vermachte, welche ſie ſpäter dem Staate käuflich überlaſſen hat.

Wir erſtiegen bald die Höhe, inmitten der ſchönſten grünen Waldungen, und eben angekommen, eröffnete ſich uns die nicht mit Unrecht ſo geprieſene Ausſicht, die leider durch die Abholzungen der nächſten Berge mehr und mehr ihres Schmuckes beraubt wird. Nur der Blick auf die Oſtſee bleibt ihr, dabei aber geben Danzig's Thürme in der Ferne, das Freudenthal am Fuße mit ſeinen Schmieden und Hämmern, die Abtei Oliva und das fürſtbiſchöfliche Schloß, welches wir Alles von dort aus erblickten, dem Bilde eine ſolche Mannigfaltigkeit, daß es noch immer zu einem der weiteſten und anmuthigſten zu zählen iſt, deren wir im Norden genießen. Raſenbänke und Blumenſtücke ſind mit Sorgfalt angelegt, ein Tempel ſchützt im Nothfalle vor Unwetter, und

eine beſondere Höhe, von der aus unſere verewigte Königin einſt vorzüglich die Ausſicht bewunderte, trägt ihren Namen. Der Verfaſſer einer Beſchreibung von Danzig citirt hier ſehr geſchickt Göthe's wichtige Worte:

„Die Stelle, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That den Enkeln wieder."

Und daß die Enkel der herrlichen Frau oft an ſie erinnert werden, dafür ſorgen wohl genugſam diejenigen, die gleich mir, ſie noch gekannt und verehrt haben.

Gleich darauf beſahen wir das Aeußere der Kloſtergebäude von Oliva, die manchen Anderen gleichen, und traten dann in die drei hundert Fuß lange aber ſehr ſchmale und mit zwei Thürmen verſehene Kirche, welche, nachdem ſie mehrere Male in den letzten Kriegen zum Lazareth gedient, zuletzt ihrer Chorſtühle beraubt worden, und jetzt in eine gewöhnliche katholiſche

Pfarrkirche umgewandelt ist. Eine große Orgel, durch ein Glasfenster gleichsam in zwei Theile getheilt, fiel mir auf, weil ich eine Theilung der Art nie gesehn, eine kleinere zum täglichen Gebrauch befand sich auf der Seite. Der Führer war ein alter Mann, der schon dort sein Jubiläum gefeiert hatte, und die Gemälde, die er uns zeigte, für Raphael's, Rembrand's und dergleichen ausgab, aber ich gestehe ganz aufrichtig, daß auch bei geringer Bilderkenntniß, ich sie unmöglich dafür annehmen konnte, ja sie erinnerten mich nur zu sehr an manche andere Galerien in und außer dem Vaterlande, deren Besitzer, indem sie mir dieselben zeigten, nicht meine, sondern ihre eigene Gutmüthigkeit auf die Probe setzten, indem bei jedem großen Namen, den sie nannten, auch die Ueberzeugung in ihnen herrschte, daß sie den richtigen Meister mir vorgeführt.

Jetzt ging es wieder in den Wagen, und

auf schlechtem Landwege waren wir nach einer Stunde zu Neufahrwasser, einer noch neuen Stadt von ungefähr zwei tausend Einwohnern, angelangt, welche, nachdem die Weichselmündung neben der Festung Weichselmünde, längst versandet ist, mit ihrem schönen weiten Molo, den ersten Schutz den einlaufenden Schiffen liefert. Ein an der Spitze des Molo neu erbauter Leuchtthurm hat auch eine mir völlig neue Einrichtung, denn sein Licht leuchtet und verschwindet abwechselnd, was, der Aussage der Schiffer zufolge, ihrem Auge eine richtigere Direction geben soll, als wenn das Feuer stets auf ein und derselben Stelle zu sehen ist. Ich wage nicht das Raisonnement zu bestreiten, kann es aber, aufrichtig zu sagen, nicht recht verstehen.*)

*) Siehe über diese Materie den interessanten Aufsatz im Magazin für die Literatur des Auslandes No. 92. Jahrgang 1849, unter der Aufschrift: Der Leuchtthurm

Neufahrwaſſer iſt jetzt ein ſehr belebter Ort, auch eine Kirche iſt gebaut und Gaſthäuſer aller und jeder Art ſind in Menge vorhanden. Täglich fahren faſt zu allen Stunden Dampfſchiffe von Danzig hin und her; wir ſandten daher unſern Wagen nach Hauſe, beſtiegen ein ſolches, und fuhren der Inſel der Holm genannt vorbei, auf der ſich im Jahre 1807, während der großen Belagerung, eine ruſſiſche Beſatzung befand, die unverſehens von den Franzoſen überfallen ward und ſich ergab. So eben war, nach langem Zaudern, ein engliſches Schiff mit friſcher Munition angelangt, doch zu ſpät, es mußte ſeine Segel ſtreichen; auf die Uebergabe des Holm's erfolgte auch bald die Uebergabe von Danzig.

Mit unſerer Landung in der Stadt war unſer

von Sperrpeere und über Leuchtthürme im Allgemeinen.

Tagewerk vollbracht, wenn man das Vergnügen, was ich zum wenigsten genossen, ein Werk nennen will. Das Diner wartete unser, und den Abend beschloß ich sehr angenehm im Hause des Regierungs-Präsidenten von Blumenthal und seiner Familie, dessen Bekanntschaft ich hier erneuerte.

Der Morgen des anderen Tages war zur Besichtigung der Hauptmerkwürdigkeiten in der Stadt selbst bestimmt und dazu gehören nun vor allen Andern die Häuser selbst. Das Englische Haus liegt, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, am Langen Markte, und zwar an seiner breitesten Stelle, nahe dem Grünen Thore, das früher einen Giebel im Style des Mittelalters hatte, jetzt aber mehr in neuerer Art verziert ist, unten aber drei Hallen hat, von denen zwei zur Durchfahrt dienen, und die dritte die Stadtwaage enthält. Herr Simpsen war schon frühzeitig bei mir und in seiner instructiven Gesell-

ſchaft beſuchte ich zuerſt dieſes Thor. Wir beſtiegen das obere Stockwerk deſſelben, was früher zum Abſteigequartier des Königs von Polen diente, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der naturforſchenden Geſellſchaft eingeräumt ward, jetzt aber zu Bällen, Concerten und anderen öffentlichen Vergnügungen hergegeben wird. Der Saal hatte ſonſt nichts Bemerkenswerthes, als daß er ſich über einem Thore befindet, und ich verſtehe ſehr wohl, daß ſich, wie berichtet wird, das Gefolge der durchreiſenden Braut des Königs Wladislaus verletzt fühlte, dort zu wohnen, da Wohnungen über einem Thore eigentlich Thürmen gleichen, wo man Gefangene einzuſperren pflegt.

Rechts vom Engliſchen Hofe liegt der Artushof, wohl das bedeutendſte Gebäude in Danzig, welches wir nach dem Grünen Thore zuerſt beſuchten. Die tapferen Thaten des Königs Artus und ſeiner Tafelrunde waren wohl dazu geeignet, in früheren Zeiten neuen Berei-

nigungen den Namen zu geben, die interessen öfters wohl mehr geselligen Vergnügungen und den Freuden der Tafel, wohl auch kaufmännischen Geschäften als dem Schwerdte mögen gehuldigt haben. Sei dieses nun, wie es wolle, so bleibt doch so viel gewiß, daß es Artushöfe zu Stralsund, Elbing, Thorn und Danzig gab, von denen so viel ich weiß, nur der Artushof zu Danzig noch besteht.

Kommen wir nun zur Beschreibung des Hauses selbst, so ist es nicht zweifelhaft, daß schon die Fronte des Vordergiebels (ich sage mit Fleiß Vordergiebel, denn viele Häuser Danzig's haben Vorder- und Hintergiebel, die in eine andere Straße reichen) nach dem Markte zu, vollendet im Jahre 1552, eine damals sehr häufige Vermischung des italienischen und älteren deutschen Baustyls zeigt. Mehrere Ausschmückungen datiren aber aus einer noch späteren Zeit.

Zuerst zieht vor dem Artushofe ein zierlicher

Springbrunnen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. In deſſen Mitte in Bronze Neptun mit ſeinen Meerpferden ſteht, welche letztere und ſelbſt der Dreizack ſich an Feſttagen zu Fontainen hergeben; eine breite ſteinerne Treppe führt hinter der Fontaine zum Eingange, in einer Façade befindlich, die einen abgeſtumpften mit Pilaſtern und einer durchbrochenen Galerie verſehenen Attika-Giebel hat, der von gelbluder Farbe und ſtark vergoldet iſt, und auf deſſen Spitze eine Bildſäule des Glückes ſteht, gewiß eine ſehr zu verehrende Göttin, beſonders aber von den Bewohnern einer See- und Handelsſtadt. Tiefer ſieht man die allegoriſchen Bildſäulen der Stärke und Gerechtigkeit, und neben den Fenſterwölbungen die Statuen des Scipio Africanus, Themiſtokles, Camillus und Judas Macabäus, und warum nicht auch des letzteren Familien, denn was haben, frage ich, dieſe Männer wohl mit König Arthus je zu ſchaffen ge-

habt, und in welcher Verbindung stehen sie zu ihm? Jedoch, rechten wir nicht darüber, und denken wir, daß es einige Helden von seiner Tafelrunde wären, genug, daß das Ganze sich hübsch ausnimmt.

Mehr zum Arthushofe passend in einer deutschen Stadt sind endlich neben dem Hauptgange die Basreliefs Karl's des Fünften und seines Sohnes Don Juan d'Austria.

Jetzt, nachdem wir Alles genau besehn, betraten wir die große breite Treppe und befanden uns sogleich im weiten Saale, der nicht geöffnet ist, und von vielen Menschen besucht wird, da auch hier Handelsgeschäfte betrieben werden, und dessen Spitzbogen auf vier Granitpfeilern ruht, die, jeder aus einem Stück gebauen, jedoch ohne Politur sind. Oben sieht man, vielleicht noch zu größerer Sicherheit, Holzverbindungen, an denen mehrere alte Schiffsmodelle hängen.

Unter den verschiedenen Gemälden, Bildwerken und sonstigen Curiositäten, welche meist an den Wänden, diesen Saal zieren, bemerken wir unter den Gemälden links beim Eingange das jüngste Gericht, mit höchster Kühnheit in übergroßen Dimensionen von einem danziger Maler Namens Möller, am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts gemalt. Der Figuren darauf sind begreiflich sehr viele, und ein großer Theil derselben soll die höchste Aehnlichkeit mit manchen damals zu Danzig lebenden Personen aufzuweisen gehabt haben, woran sich noch der Umstand knüpft, daß unter diesem Bilde gerade die Sitzungen des Schöppengerichtes gehalten wurden, was auch wiederum einen satyrisch moralischen Zweck zu haben scheint, da mancherlei kleine auf Gerechtigkeitspflege Bezug habende Bilder noch unter diesem großen Gemälde aufgehangen sind. Da der Saal übrigens die wunderbarste Zusammenstellung aller nur möglichen Gemälde

und Curioſitäten hat, ſo konnte ich mich nicht wundern, wenn ich gleich darauf in Holz geſchnitzt, die Ermordung des Holofernes, dann wieder ein Mutter Gottesbild und darüber auf gemaltem Grunde Acteon, der ſo eben durch Diana in einen Hirſch verwandelt wird, erblickte, jedoch Acteon's Haupt von einem ächten Hirſchgeweih gekrönt fand. Dieſem Bilde folgen andere Malereien, die Wand entlang, und an einem Wandpfeiler ein Chriſtusbild und darüber wiederum ein Jagdſtück. Aber allem dieſen Durcheinander von geiſtlichen, weltlichen und mythologiſchen Gegenſtänden, ſetzt einer der ſonderbarſten rieſengroßen Oefen die Krone auf, in deſſen Mitte Eulenſpiegel, den Handwerksgeſellen als Wahrzeichen Danzig's bekannt, im Geſchmack des Mittelalters abgebildet iſt und der zu folgendem gewöhnlichen Scherz die Gelegenheit gab. Die fremden Geſellen wurden nämlich aufgefordert, den großen Ofen zu umſpannen,

und da der Mund auf sehr unehrerbietige Theile fallen mußte, so gab dieses stets ein schallendes Gelächter der einheimischen Gesellen kund. Auf den übrigen Kacheln umringen übrigens sehr sorgfältig ausgeführte Brustbilder den klugen Eulenspiegel, und scheinen den Fremden über den Scherz, den man sich mit ihm erlaubt, und in den er eingegangen, mit zufriedener Miene auszulachen.

In dieser Art folgen Gemälde und andere Curiositäten, unter denen ich nur einer Statue Augusts des Starken, der Rüstungen der vier Haimonskinder und einer aus Holz geschnitzten Figur des großen Christoph, als bemerkenswerth erwähnen will, wobei zwar der Mangel aller und jeder Ordnung auffällt, man jedoch sicher weiser handelt, Alles zu lassen, wie es einmal ist, als wie man leider so oft gesehn, da modernisiren und ordnen zu wollen, wo zuvörderst das Geschichtliche, und sei es auch noch

ſo barok, nach meiner Ueberzeugung die wahre und einzige Ordnung iſt.

Vom Saal aus führt eine Thüre zur hintern ſehr bemerkenswerthen Fronte des Artushofes, die erſt ſeit einigen Jahren von allen Anbauten befreiet und auf Koſten der Stadt wieder hergeſtellt, in voller Schönheit mit ihrem Spitzthürmchen und alterthümlichen Thüren prangt. Ein von einem Gußeiſengitter eingefaßter Brunnen ſteht davor, und auf beiden Seiten befinden ſich zum Eingange in den Rathskeller ein gemauertes, gothiſches Portal mit gemalten Fenſtern und Thüren; ob letztere alt und blos aufgefriſcht oder neu verfertigt, iſt mir nicht bekannt.

Dieſem Eingange des Artushofes gegenüber ſieht man vor der berühmten Marienkirche. Da ſie aber im Augenblicke geſchloſſen war, denn um ein Uhr ſchlägt in Danzig die Eßglocke, ſo behielten wir uns die Beſichtigung derſelben bis

nach Tiſche vor, und gingen der St. Katharinenkirche mit ihrem herrlichen Glockenſpiel, das ſogar alle achtel Stunden, vermöge einer Klaviatur ſpielt, und dem für den Sommer geſchloſſenen Schauſpielhauſe, das an ein tauſend und ſieben hundert Perſonen faſſen ſoll, vorbei, beſahen dann eins der älteſten Häuſer Danzig's, in dem ſich eine prächtig gewundene mit den ſchönſten Zierathen verſehene Treppe befindet, und richteten zuletzt unſere Schritte nach dem ſo merkwürdigen an der Ecke der Langgaſſe und des Langenmarktes gelegenen Rathhauſe, deſſen Thurm einer ganz beſonderen Erwähnung verdient, indem er mit einer Uhr und Glockenſpiel verſehen, ein hundert fünf und dreißig Ellen hoch, in den zierlichſten Proportionen ſich erhebt, und in eine kupferne, reich vergoldete Spitze endet, über die als Wetterfahne eine ſechs Fuß hohe vergoldete Figur eines geharniſchten Mannes ſich befindet.

So ungefähr iſt der Bau dieſes ſchönen Thur-

mes beſchaffen, vor dem ich ſchon die Tage früher manchmal in ſtiller Bewunderung geſtanden. Jetzt gingen wir in das Rathhaus hinein und wurden ſogleich in einen mit rothem Sammet ausgeſchlagenen und mit vielem und vortrefflichem Schnitzwerk und Deckengemälden, reich vergoldeten Saal geführt, worin noch einige Gemälde der Beachtung werth waren. Dieſer Saal wird, ich weiß nicht aus welchem Grunde, die Sommerrathsſtube genannt. Großmann, der Verfaſſer des bekannten Luſtſpiels: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln, einſt preuſſiſcher Conſulats-Secretair, muß entweder ein ſehr neugieriger Mann geweſen ſein, oder die Republik wirklich zur Zeit über wichtige Angelegenheiten debattirt haben, denn man erzählt ſich, daß er in den achtziger Jahren ſich hier in einem Kamin verborgen gehalten, aus dem jetzt eine Thür gemacht worden, und von dort aus die Verhandlungen der Rathsherren belauſcht habe. Hat

er aber vielleicht als Dichter Stoff zu seinen Theaterstücken schöpfen wollen, so wäre es gewiß ein ganz neues Mittel Charaktere zu studiren, das schwerlich zur Nachahmung reizen möchte, und da in der sogenannten Winterrathsstube unter anderen Bildern dasjenige eines Rathsherrn interessant ist, der Schweigen empfiehlt, so nahm die Vermuthung bei mir Platz, daß dieser vielleicht Herrn Gresmann in den Kamin versteckt habe und ihm anbefohlen, sich nicht zu rühren. Dieses sind die beiden älteren bedeutenden Gemächer des Rathhauses, ein anderer Raum dagegen, wo früher die Bildnisse von neun polnischen Königen hingen, ist völlig modernisirt zu einem großen Saale mit Gewölben und einem einzigen Granitpfeiler mit schöner Politur, von Cantian in Berlin verfertigt, umgeschaffen worden.

Die Marienkirche zu besehen, war die Aufgabe des Nachmittags geworden. Dieselbe

iſt drei hundert und acht und fünfzig Fuß lang, ein hundert und zwei und vierzig Fuß breit, die größte Kirche in Preußen. Ihr Bau begann im Jahre 1343 durch den Hochmeiſter Ludolf König Herr von Wriſtgau, und dauerte ein hundert und ſechszig Jahre. Die Kirche hat ſieben und dreißig Fenſterniſchen mit drei tauſend ſieben hundert und zwei und zwanzig Fenſtern, und eine Menge Kapellen, deren unterirdiſche Räume reichen Familien und Gewerken zu Grabgewölben dienten. Sie iſt voll der ſchönſten alten Schnitzwerke, worunter beſonders in der, der Familie Behrends gehörigen, Kapelle ſich ein Kruzifix von ſo großer Schönheit auszeichnet, daß es Michael Angelo zugeſchrieben wird, und zum wenigſten ſeinem großen Rufe, wenn auch nicht dem ſo wäre, keinen Eintrag thun würde. Eine ſehr bedeutende Sammlung der prächtigſten, mit Seide und Perlen geſtickten, Meßgewänder iſt nicht minder beachtenswerth, und auffallend ge-

nug darunter mehrere mit der immer wiederkehrenden arabiſchen Inſchrift: „Der weiſe Sultan", mit röthlich gelbem Futter von Purpur und Gold gearbeitet. Die Menge der Kapellen enthält, außer dem ſchönen Schnitzwerk, zugleich auch viele treffliche Bilder, doch keines was eine ſo europäiſche Berühmtheit erlangt hätte, als dasjenige des jüngſten Gerichts, das mit Recht oder Unrecht dem Johann von Eyck zugeſchrieben wird.

Hier muß ich nun einen Augenblick die Marienkirche verlaſſen und einer Verſtorbenen erwähnen, die ich einſt hochgeachtet, und in deren gaſtfreundlichem Hauſe zu Weimar ich in ihrer und ihrer Tochter*) geiſtreichen Unterhaltung und derjenigen ihrer Freunde, manche angenehme belehrende Stunde verlebt habe. Und dieß war

*) Auch ſie iſt, ſeitdem ich dieſes ſchrieb, dahingeſchieden.

Johanna Schopenhauer, aus Danzig gebürtig, Verfasserin mancher vielgelesener Romane, besonders aber, warum es sich hier handelt, der Biographien deutscher und niederländischer Maler unter dem Titel Johann von Eyck und seine Nachfolger. Denn Johanna Schopenhauer war keine jener Frauen, von denen man von der einen sagt: „Ich liebe ihre Unterhaltung, aber nicht ihre Werke" und von der andern das umgekehrte Urtheil fällt, sondern sie schrieb wie sie sprach, mit Schärfe und dennoch mit der größten Anspruchslosigkeit. Johanna Schopenhauer hat nun in dem genannten Werke diesem Bilde eine große Aufmerksamkeit und manche Seite gewidmet, und endet damit, daß nach ihrer Ueberzeugung es jedenfalls von Johann von Eyck, jedoch unter Mitwirkung seines Bruders Hubert gemalt sei. Wie es übrigens nach Danzig gekommen, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Der einen Sage nach wäre

es für den Papſt beſtimmt geweſen, das Schiff, das es trug, wäre aber von Seeräubern genommen und durch einen danziger Schiffer wieder erobert worden, der es nach Danzig gebracht und das Bild dort der Marienkirche geſchenkt, während der anderen Sage zufolge, der Schiffer es in einem wohl verſchloſſenen Kaſten auf dem Meere ſchwimmend angetroffen habe. Welche von dieſen Erzählungen die wahre ſei, iſt wohl gleichgiltig, nur ſo viel bleibt gewiß, daß das Bild zum Reiſen beſtimmt war, denn es wanderte, freilich in groſſer Geſellſchaft, im Jahre 1808 nach Paris in Gefangenſchaft, und kehrte, nachdem es den Prozeß mehrfältiger Reinigung erſt zu Paris und dann zu Berlin durchgegangen, nach erobertem Frieden wiederum nach Danzig in ſeine alte Wohnung zurück. Ich kann nicht umhin bei dieſem Bilde meine Leſer auf Johanna Schopenhauer's Beſchreibung deſſelben in dem mehrerwähnten Werke zurück zu führen,

denn was könnte ich anders thun als kopiren, und dazu wäre der Artikel zu lang, ich will mich daher damit begnügen, nur die verschiedenen Gruppen etwas zu erklären.

Das Bild ist ein Altarbild, bestehend aus drei Feldern. Das Mittelfeld stellt den Heiland, mit einem rothen, hinten zurückfallenden Mantel bekleidet, vor, welcher auf einem Regenbogen als Richter thront und zum Sitze eine Kugel hat. Dicht an seinem Haupte schwebt links ein feuriges Schwert, rechts eine Lilie und vier Engel in langen farbigen Gewändern mit den Emblemen seiner Leiden über ihm. Gleich hinter dem Regenbogen sieht man die zwölf Apostel auf Wolken sitzend, Maria ihnen zur Rechten betend und Johannes der Täufer zur Linken. Drei Engel schweben unter dieser Gruppe mit den Posaunen, die Todten erweckend, die aus den Gräbern in buntem Gewühl, theils mit hoffnungsvollen, theils mit fürchtenden Blicken hervorbrechen, wäh-

rend einem Helden gleich, der Erzengel Michael die furchtbare Waage hält, und im Hintergrunde auf der einen Seite die Teufel die Verdammten in den Abgrund jagen, und auf der anderen die Seligen dem Paradiese zueilen.

Diese Idee ist nun auf den beiden Seitenfeldern näher ausgeführt, indem dasjenige zur Rechten den Himmel und das zur Linken die Hölle vorstellt, letztere, in der furchtbarsten Abwechselung, die Qualen der Verdammten darstellend. Maler sind gewöhnlich größer in der Erfindung von Qualen als in der Darstellung des Glücks. Hier ist es aber umgekehrt der Fall. Das Feld rechts zeigt uns ein prächtiges Portal, das zum Eingang der Seligen in den Himmel führt, und welches die schönsten Bildwerke in halb erhabener Arbeit an der Façade und am Platfond zieren, worunter vorzugsweise an einem Pfeiler der Heiland als König auf dem Throne sitzend, das Lamm zu seinen Füßen und

rings um ihn die Embleme der Evangelisten zu bemerken sind. Die Schöpfung der Eva, Cherubim und Seraphim, knieende Könige und heilige Ordensstifter, Alles scheint in Stein gehauen zu sein. Wir sehen nun die Seligen die Stufen hinansteigen und Petrus, der sie empfängt, und hinter der, das Portal krönenden Balustrade und eben so auf den die Pfeiler umgebenden Balkonen, musizirende und Blumen streuende Engel in reichen Meßgewändern. Wolken umgeben das Gebäude von beiden Seiten, nur scheinen die unteren Stufen der Treppe noch die Erde zu berühren, auf welcher zwischen Kieseln und Kräutern man Diamanten und Rubinen umhergestreut liegen sieht.

Dieß ist im Allgemeinen die Ausführung der großartigen Idee des Künstlers. Alles Andere schien mir nach diesem Bilde in der Kirche nicht mehr der Beachtung, also noch weniger der Beschreibung werth, auch gingen wir bald in die

Lange Gasse zurück, wo ich mich der verschiedenartigen herrlichen Architekturen an den Häusern nochmals erfreuete, deren von beiden Seiten der Straße, zur nachbarlichen Abendunterhaltung unter großen Linden so bequem eingerichteten Terrassen, ich nicht meinen Beifall versagen konnte. Noch einige Zeit weilte ich darauf im Hause des Herrn Simpson, welcher sich die genauesten Zeichnungen aller merkwürdigen Gebäude Danzig's hat anfertigen lassen, worauf ich mit vielem Danke für das Vergnügen, was er mir den Tag über verschafft, von ihm schied. Meinen Abend brachte ich, denn Baron Paleske war schon des Mittags wieder abgereist, allein, bei schönem Wetter, im Spazierengehen zu, und so kehrte ich erst spät mit dem zufriedenen Gefühle nach Hause, die wenigen Tage, welche ich Danzig gewidmet, auch gut und zweckmäßig verlebt zu haben.

Ich hasse die Abreise zur Frühstunde, denn nicht allein, daß man immer daran denkt, nicht

das Aufſtehen zu verſchlafen und darüber ſelbſt wenig ſchläft, ſondern daß man des Morgens im raſchen Anziehen öfters nicht an Alles denkt, und ſo Manches zurück läßt. Und daher iſt es unumſtößliche Regel bei mir, wenn ich eine Reiſe antrete, und ich es nur irgend vermeiden kann, nicht des Morgens abzureiſen. Iſt man aber einmal unterwegs, ſo kann man nicht immer handeln, wie man will, und da Alles im Zimmer, was nicht dem Wirthe gehört, das Unſrige iſt, ſo kann auch nicht leicht etwas vergeſſen werden, wenn man nur die Schubladen öffnet und die Kiſſen der Sophas aufhebt, um nachzuſehen, daß nichts dahinter verborgen liegt. Dieſe kurze Epiſode zur Lehre für die ſelten Reiſenden und für meine des andern Morgens früh 6 Uhr ſtattfindende Abreiſe nach Stettin.

Ein Platz im Cabriolet der Schnellpoſt war zu rechter Zeit beſtellt, und ſo konnte ich die Gegend gut überſchauen, und ward auf der gan-

zen Reiſe durch Alles was ich vorfand angenehm überraſcht. Denn welch ein Unterſchied gegen frühere Zeit war es nicht, wenn im Jahre 1806 mein ſeliger Bruder Achim mir aus Danzig ſchrieb: „Durch Pommern's Wüſteneien bin ich endlich im ſchönen Danzig angekommen", und wenn ich ſelbſt im Jahre 1813, einige Tage im ſcheuslichen Gaſthof zu Kolberg verleben mußte, nachdem ich in Poſtchaiſen, d. h. Leiterwagen auf böſen Wegen dorthin gelangt war, und jetzt in derſelben Provinz die Wege ſchön chauſſirt fand, der Wagen ſchnell lief und ich auf gleichgiltigen Flächen wenigſtens Alles gut bebaut und die Wirthshäuſer beſſer denn mittelmäßig antraf. In Lauenburg aßen wir zu Mittag, in Stolpe (ich reiſte einmal von Stolpe nach Danzig!) kamen wir des Abends an und in Coeslin in der Nacht. Jubel ertönte aus dem einen Hauſe und der Deſſauer ward mit kräftig jugendlichen Stimmen geſungen. Es hieß,

es wären Referendarien, die sich ihre fröhliche Studentenzeit wieder ins Gedächtniß zurückrufen wollten, und am zweiten Tage, zwei Uhr Nachmittag, also in zwei und dreißig Stunden hatte ich auf der bequemsten Art sechs und vierzig und drei viertel Meilen zurückgelegt, und befand mich, nach dreimonatlicher Reise, in der ich drei Nächte auf dem Schiffe und zwanzig im Wagen zugebracht, wieder wohl und munter zu Stettin, bei Herrn Trüchöt eingekehrt. Abends war ich im Theater, das mir weiter keinen großen Genuß bot, und beendete den Tag im Schlosse bei meinem sehr verehrten alten Bekannten, dem Oberpräsidenten von Bonin und seiner Gemahlin, von dem ich mir die Erlaubniß erbat, des anderen Morgens das Schloß zu besehen.

Dieß geschah denn auch und bereue ich keineswegs es gethan zu haben, denn so wenig wie ich vom Schlosse in Königsberg befriedigt

geweſen, ſo ſehr war ich es vom Schloſſe zu Stettin, das im ſchönen Style und ſymmetriſch gebaut iſt, und deſſen größere Räume auf des Königs Befehl mit Einſicht und Geſchmack, zur jedesmaligen Wohnung Seiner Majeſtät beim etwanigen Beſuche der Provinz eingerichtet ſind, und die ſchönſten Säle und ebenſo Geſellſchafts- und Wohnzimmer enthalten. Ueber Alles geht aber die Ausſicht (das Schloß iſt hoch gelegen), welche über die jetzt ſo wichtig gewordene Handelsſtadt und die blühende Umgegend, ſich eröffnet, deren trefflichſter Schmuck indeſſen auf der einen Seite die, drei Monate früher, von mir beſuchten ſehr ſchön bewachſenen hügeligen Ufer, und auf der anderen die üppigſten Wieſen ſind.

Um neun Uhr Abends war ich zu Berlin in meinen vier Pfählen wieder angelangt, wo der meinen Leſern aus meinen früheren Reiſen

ſchon vorgeführte Arra, wenn auch mit einer etwas überlauten aber doch gut gemeinten Stimme mir freudevoll entgegen jauchſte und mich herzlich begrüßte.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grunſtraße 18.